



BONHOEFFER

PASTOR, AGENT, MÄRTYRER UND PROPHET

ERIC METAXAS

SCM Hänssler

30. Januar 1933: Adolf Hitler wird deutscher Reichskanzler. Noch ahnt niemand, dass sein Regime Deutschland zerstören wird. Doch schon zwei Tage später warnt der junge Pastor Dietrich Bonhoeffer im Rundfunk vor dem »Ver-Führer«.

In seiner großen Biografie entfaltet Metaxas Bonhoeffers spannende Lebensgeschichte. Neue Erkenntnisse und Einblicke in wenig bekannte Briefe und Dokumente zeichnen ein vielschichtiges Bild des Theologen, Agenten und Märtyrers – von seinem Glauben und seiner Hingabe an die Gerechtigkeit.

»Eric Metaxas bringt uns Bonhoeffer, den ›Helden-Pastor‹, so nahe wie kein Biograf vor ihm. Ein großartiges Buch, gründlich recherchiert und spannend erzählt.«

Dr. Markus Spieker, TV-Hauptstadtkorrespondent

»Anschaulich und packend geschrieben, stellt das Buch – gerade für jüngere Menschen – einen wunderbaren Einstieg in die Beschäftigung mit Bonhoeffer dar.«

Prof. Dr. Peter Zimmerling, Theologe und Bonhoeffer-Experte

»Eines der herausforderndsten Bücher seit Langem.«

John Ortberg, Bestsellerautor

»Eric Metaxas' Bonhoeffer ist die Bonhoeffer-Biografie für unsere Generation. Sie ist ein Meisterwerk, das sich wie ein großer Roman liest ...«

Martin Doblmeier, Filmemacher (Dokumentarfilm *Bonhoeffer*)

ERIC METAXAS studierte an der *Yale University* und arbeitet als Journalist u. a. für die *New York Times* und für *CNN*. Nach seiner erfolgreichen Biografie über William Wilberforces Kampf gegen die Sklaverei stürmte auch *Bonhoeffer* die *New York Times*-Bestsellerliste.

»Wenn man in einen falschen Zug einsteigt,
nützt es nichts, wenn man im Gang
entgegen der Fahrtrichtung läuft.«

Dietrich Bonhoeffer

»Soll ich schießen?
Ich kann mit der Waffe
ins Führerhauptquartier kommen.
Ich weiß, wann und wo
die Besprechungen stattfinden.
Ich kann mir Zutritt verschaffen.«

Werner von Haeften,
Stauffenbergs Adjutant,
zu Dietrich Bonhoeffer

»Warum bin ich
in diesen Tagen plötzlich so froh? ...
Das Überwältigende ist und bleibt,
daß er mich wirklich heiraten will;
ich kann es ja noch immer nicht verstehen,
daß das möglich ist.«

Maria von Wedemeyer

»Die Religion Christi ist nicht
der Leckerbissen nach dem Brot,
sondern sie ist Brot oder nichts.
Das wenigstens sollte man
verstehen und zugeben,
sofern man sich Christ nennt.«

Dietrich Bonhoeffer



ERIC METAXAS wurde 1963 in New York geboren und hat deutsch-griechische Wurzeln. Sein Studium schloss er an der renommierten *Yale University* ab. Heute arbeitet er als Journalist (*New York Times*, *CNN*) und Autor. Nicht nur seiner Biografie *Amazing Grace* (über William Wilberforce), sondern auch *Bonhoeffer* gelang der Sprung auf die *New York Times*-Bestsellerliste. Metaxas ist Gründer und Gastgeber des New Yorker Salons *Socrates in the City*, eines Gesprächsforums über »das Leben, Gott und andere Nebensächlichkeiten«. Mit seiner Frau und seiner Tochter lebt er in New York City.

Bonhoeffer-Experte Prof. Dr. RAINER MAYER, der die deutsche Fassung durchgesehen hat, lobt das Buch: »Sowohl *Bonhoeffer-Kenner* als auch diejenigen, die eine Erstbegegnung mit *Bonhoeffer* suchen, werden von der Lektüre reichlich profitieren.«

ERIC METAXAS

BONHOEFFER

PASTOR, AGENT, MÄRTYRER UND PROPHET

Aus dem Englischen von Friedemann Lux

Deutsche Fassung bearbeitet von Rainer Mayer

SCM Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

Dieses Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

In zeitgenössischen Quellen wurden sowohl der ursprünglich verwendete Wortlaut von Bibeltexten als auch die originale Orthografie und Zeichensetzung, selbst wenn diese fehlerhaft sein sollten, beibehalten. Der dänische Ort Fano wird der Einfachheit halber als Fanö wiedergegeben.



2. durchgesehene Auflage 2011

© der deutschen Ausgabe 2011

SCM Hänssler im SCM-Verlag GmbH & Co. KG • 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de, – E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in English under the title: **Bonhoeffer: Pastor, Martyr, Prophet, Spy**

© der Originalausgabe 2010 Eric Metaxas

Published by Thomas Nelson, Inc. in Nashville, Tennessee.

All Rights Reserved. This Licensed Work published under license.

Original cover design by Kristen Vasgaard © 2010 Thomas Nelson, Inc. Used by permission.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:

Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 1999

Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Die Bibelstellen in der Widmung, S. 9; Psalm 90,1, S. 347, – Psalm 74,8, S. 387; und Matthäus 10,17-24, S. 670f., sind entnommen aus:

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers. Neu durchgesehen nach dem vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss genehmigten Text (1912). Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Übersetzung: Dr. Friedemann Lux

Deutsche Fassung bearbeitet durch: Prof. Dr. Dr. habil. Rainer Mayer

Illmschlaggestaltung: Kathrin Retter

Titelbild: ©bpk/SBB

Autorenfoto: © James Allen Walker

Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Lllm

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5271-6

Bestell-Nr. 395.271

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Stimmen zu Eric Metaxas' «Bonhoeffer»

«Sanfte Konsequenz bis zur Selbstaufopferung – dafür steht das Leben von Dietrich Bonhoeffer. In diesen Zeiten, die von zunehmender Angst und Orientierungslosigkeit geprägt sind, brauchen wir sein Vorbild. Eric Metaxas bringt uns den ‚Helden-Pastor‘ so nahe wie kein Biograf vor ihm. Ein grossartiges Buch, gründlich recherchiert und spannend erzählt.»

Dr. Markus Spieker, TV-Hauptstadtkorrespondent

«Dietrich Bonhoeffer gehört zu den ‚guten Deutschen. Gerade sein Martyrium macht ihn so glaubwürdig. Sein Leben und Werk wirkten schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg als Brücke zur Verständigung zwischen Deutschland und seinen früheren Kriegsgegnern. Seitdem sind Jahrzehnte vergangen. Bonhoeffers Bedeutung droht in Vergessenheit zu geraten. Indem der Autor den Menschen in den Fokus rückt, kommt der Leser Bonhoeffer hautnah. Anschaulich und packend geschrieben, stellt das Buch – gerade für jüngere Menschen – einen wunderbaren Einstieg in die Beschäftigung mit ihm dar.»

Prof. Dr. Peter Zimmerling, Theologe und Bonhoeffer-Experte

«Eine sehr empfehlenswerte Biografie für alle, deren Glaube durch das Leben und Zeugnis Dietrich Bonhoeffers gestärkt wurde. Eric Metaxas hat einen detaillierten und bewegenden Bericht über den grossen Pastor und Theologen verfasst, der uns sein Buch *Nachfolge* als Vermächtnis hinterliess und im Widerstand gegen Hitler sein Leben opferte. Metaxas' *Bonhoeffer* ist eine eindrucksvolle Leistung und ein höchst bedeutsames Werk.»

Dr. Greg Thornhury Dean of the School of Christian Studies, Union University

«Sehr kompetent, engagiert und mit Einfühlungsvermögen erinnert Eric Metaxas uns daran, warum das Leben Dietrich Bonhoeffers eine Herausforderung für Gläubige wie Skeptiker ist. Selten ist die Geschichte eines christlichen Märtyrers mit

6 + BONHOEFFER

solchem Realismus und solcher Tiefe erzählt worden. Ein Juwel von einem Buch.»

*Joseph Loconte,
Dozent für Politikwissenschaft, The Kings College, New York City,
und Herausgeber des Buches The End of Illusions: Religious Leaders
Confront Hitler's Gathering Storm*

«Dietrich Bonhoeffers grosses Verdienst liegt darin, dass sein Verständnis von Glauben in stürmischen Zeiten Generation für Generation neu anspricht. Eric Metaxas' *Bonhoeffer* ist die Biografie für unsere Generation. Sie ist ein Meisterwerk, das sich wie ein grosser Roman liest und in *einem* Band eine Einführung in die Bonhoeffer'sche Theologie bietet sowie eine Darstellung der vielschichtigen und tragischen Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert und Einblicke in den menschlichen Kampf eines wirklichen christlichen Helden. Eric Metaxas erweist sich einmal mehr als herausragender Biograf der mutigsten Gestalten der Christenheit.»

Martin Doblmeier, Filmemacher (Dokumentarfilm «Bonhoeffer»)

«Eric Metaxas zeichnet ein Porträt Dietrich Bonhoeffers, dessen prophetisches Leben in schwierigen Zeiten unser eigenes Leben infrage stellt. Der Leser wird hineingenommen in die lebendige, anschauliche Geschichte, die tief aus den geistigen Kraftquellen und der Macht des Wortes schöpft, die Bonhoeffer selbst inspirierten.

Vielleicht stimmt nicht jeder Leser mit allen Aussagen Metaxas über Bonhoeffer überein, doch darum geht es überhaupt nicht. Das Buch will den Leser wachrütteln, provozieren und inspirieren. Voller Erkenntnis, Entrüstung und Dringlichkeit positioniert Metaxas Bonhoeffer zurecht in die Reihen der grossen christlichen Humanisten, die gegen den Strom ihrer Kultur geschwommen sind, um treu und mutig den christlichen Glauben anzuwenden und auszulegen – in dem historischen Augenblick, in dem sie lebten.

Gleichzeitig handelt es sich um ein zutiefst menschliches Buch, voller Szenen und Bilder, die uns Bonhoeffer als Sohn, Liebhaber, Pastor und Freund vorstellen,

ohne seinen Kampf, für den er am meisten bekannt geworden ist –den Widerstand gegen die wachsende Gefahr des Nationalsozialismus –, zu verdunkeln.»

*Caleb J. D. Maskell,
Associate Director, Jonathan Edwards Center, Yale University
(2004-2007), Department of Religion, Princeton University*

«Wie in seiner ersten Biografie, *Amazing Grace- William Wilberforce and the Heroic Campaign to End Slavery*, lässt Metaxas in *Bonhoeffer* die aussergewöhnliche und selbstlose Leistung eines wahren Helden lebendig werden. Metaxas hat die seltene Gabe, die alltäglichen, aber wichtigen Details des Lebens aufzunehmen und zu einer Geschichte zu verknüpfen, die den Duktus eines Romans hat. Dieses Buch ist ein Muss für jeden, der erfahren möchte, was Glaubensstärke und Überzeugung im Leben eines Menschen bewirken können.»

*Dr. Gerald Schroeder,
israelischer Physiker und Dozent am Aish Ha Torah College of Jewish Studies
in Jerusalem, Autor der Bücher Schöpfung und Urknall und The Science of God*

«Das Lebenszeugnis Dietrich Bonhoeffers hat schon immer bewegt. Diese neue Biografie aber gibt nicht nur den Kennern neue Einsichten, sondern hat zugleich das Potenzial, eine neue Generation an Bonhoeffer zu interessieren. Spannend und gut lesbar ist Metaxas' Arbeit zudem von hohem Wert für die persönliche Nachfolge. Selten habe ich bei amerikanischen Freunden eine derartig einhellige Begeisterung über eine Biografie gesehen. Ein Ausnahmebuch und ‚Must-Read‘!»

Ulrich Eggers, Leiter des Magazins Aufatmen

«Eines der herausforderndsten Bücher seit Langem. Es hat viele Fragen in mir aufgeworfen ... Werden in unseren Gemeinden Menschen tatsächlich im Sinne Bonhoeffers geprägt? Oder sind wir nur darauf ausgerichtet, dass immer mehr Menschen zu immer mehr Veranstaltungen kommen?»

John Ortberg, Bestsellerautor

Zum Andenken an meinen Grossvater
Erich Kraegen (1912-1944)

*Denn das ist der Wille des, der mich gesandt hat,
dass, wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, habe das
ewige Leben;*

INHALT

Vorwort zur deutschen Fassung	13
Prolog.....	19
1 Familie und Kindheit	23
2 Tübingen	64
3 In Rom	73
4 Student in Berlin	84
5 Barcelona	96
6 Berlin 1929	118
7 Bonhoeffer in Amerika	129
8 Berlin 1931-1932	153
9 Das Führerprinzip	175
10 «Die Kirche vor der Judenfrage»	189
11 Die nationalsozialistische Religion.....	206
12 Der Kirchenkampf beginnt	219
13 Das Betheler Bekenntnis	228
14 Bonhoeffer in London	242
15 Der Kirchenkampf verschärft sich.....	252
16 Die Konferenz in Fanö	288
17 Der Weg nach Zingst und Finkenwalde	302
18 Zingst und Finkenwalde	321
19 Zwischen Szylla und Charybdis	342
20 Am Vorabend des Krieges	370
21 Die grosse Entscheidung	394
22 Das Ende Deutschlands	427
23 Vom Bekenner zum Verschwörer	441
24 Komplott gegen Hitler.....	468

12 + BONHOEFFER

25	Ein Sieg für Bonhoeffer	486
26	Neue Liebe	501
27	Adolf Hitler töten	525
28	Zelle 92 in Tegel	537
29	Stauffenbergs Anschlag und Hitlers Rache	592
30	Buchenwald	629
31	Auf dem Weg in die Freiheit	646
Anhang		679
	Anmerkungen	679
	Abkürzungsverzeichnis zur Bonhoeffer-Werkausgabe	717
	Literatur- und Quellenverzeichnis	719
	Zeittafel	728
	Bildnachweis	730
	Über den Autor	731
	Bearbeitung der deutschen Fassung	733
	Personenregister	734

VORWORT ZUR DEUTSCHEN FASSUNG

Zum dritten Mal kehrt Bonhoeffer aus Amerika nach Deutschland zurück: Zweimal geschah es zu seinen Lebzeiten, nun posthum mit dieser Biografie. Stets waren die USA-Erfahrungen für Leben und Werk Bonhoeffers bedeutsam – und die Rückkehr folgenreich.

Beim ersten Mal handelte es sich um einen Studienaufenthalt am *Union Theological Seminary* in New York von September 1930 bis Juni 1931 mit Abstechern nach Kuba und Mexiko. Bei aller Kritik, die Bonhoeffer an Teilen der damaligen amerikanischen Theologie und Gesellschaft übte, erweiterte sich sein Horizont bedeutend: Er kam los von der Kriegsschuldfrage des Ersten Weltkrieges mit dem Versailler Vertrag. Er wurde zusätzlich empfindsam gegenüber dem Skandal des Rassismus, dem er in den USA in Gestalt der sogenannten «Negerfrage» begegnete. Der Rassismus sollte im nationalsozialistischen Deutschland in Form des Antisemitismus noch ganz andere Dimensionen erreichen. Schliesslich lernte er, gerade auch durch seinen farbigen Studienfreund Frank Fisher, amerikanische Christengemeinden kennen, die sein Kirchenverständnis bedeutend erweiterten und seinen Glauben vertieften. Bonhoeffer erkannte: Es gilt, nicht nur Pastor und Theologe zu sein, sondern bewusst Christ zu werden mit allen persönlichen Konsequenzen der Nachfolge Jesu Christi.

Die zweite USA-Reise Anfang Juni bis Ende Juli 1939 brachte die grosse Weichenstellung in Bonhoeffers Leben: Er hätte sich, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, in Sicherheit bringen können. Alles war für sein Bleiben vorbereitet. Doch er kehrte nach Deutschland zurück. Seine Freunde in den USA, die so viel für ihn getan hatten, stiess er mit dieser Entscheidung vor den Kopf. Dem berühmten Professor Reinhold Niebuhr vom *Union Theological Seminary* gegenüber begrün-

dete er seinen Abschied in einem Brief mit diesen Worten: «Ich habe kein Recht, an der Wiederherstellung des christlichen Lebens in Deutschland nach dem Kriege mitzuwirken, wenn ich nicht die Prüfungen dieser Zeit mit meinem Volk teile ... Die Christen in Deutschland werden vor der furchtbaren Alternative stehen, entweder die Niederlage ihrer Nation zu wollen, damit die christliche Zivilisation überlebe, oder den Sieg ihrer Nation zu wollen und damit unsere Zivilisation zu zerstören. Ich weiss, welches von beiden ich wählen muss; aber ich kann diese Wahl nicht treffen [während ich] in Sicherheit [bin] ...» – Wohlgermerkt, dies schrieb Bonhoeffer noch vor Ausbruch des Krieges! Es war die Weichenstellung, die schliesslich ins Martyrium führte. – Woher diese Weitsicht im Blick auf kommende politische Ereignisse? Was veranlasste Bonhoeffer, in dieser Weise unter Einsatz seines eigenen Lebens Verantwortung für Andere zu übernehmen? – Zugleich: Wie wichtig ist es bis heute für Deutschland geworden, dass Bonhoeffer damals aus den USA zurückkehrte, um zusammen mit der Widerstandsbewegung gegen Hitler Zeugnis zu geben von einem «anderen Deutschland»!

Metaxas hat das Buch seinem Grossvater gewidmet. Dieser ist als deutscher Soldat im Zweiten Weltkrieg gefallen. Wie konnte er in Hitlers Armee mitkämpfen? Metaxas hat sich mit deutscher Geschichte auseinandergesetzt. Er stiess auf Bonhoeffers Buch *Nachfolge*. Seither liess ihn Dietrich Bonhoeffer nicht mehr los.

Metaxas ist ein glänzender Erzähler. Sein Werk ist weder ein Roman noch eine wissenschaftliche Abhandlung; aber es liest sich spannend wie ein Roman und ist, die Fakten betreffend, auf wissenschaftlicher Höhe. Dazu wurden auch wenig bekannte Quellen aufgespürt. Metaxas versteht es, dem Leser eine hautnahe Begegnung mit Bonhoeffer zu vermitteln. Zugleich führt er in die damaligen Zeitverhältnisse ein und weckt Verständnis für die Fülle der Konflikte, in die verantwortlich denkende und handelnde Menschen damals kamen und in die sie auch heute verstrickt werden können. Als Amerikaner ist er in besonderer Weise zu solcher Darstellung befähigt: Denn er ist frei von den Vorurteilen und dem Konkurrenz-

denken zwischen den europäischen Nationen, wovon es hier und da immer noch Reste gibt. Er ist ebenfalls frei von Verklemmungen, die bei manchen deutschen Zeitgenossen im Blick auf das «Dritte Reich» immer noch herrschen: Nachgeborene erheben sich pharisäerhaft über die Generationen ihrer Eltern, Grosseltern und bereits Urgrosseltern. Das ist eine zwar verständliche, jedoch überzogene und geschichtsfremde Gegenreaktion. Denn sie selbst haben nie einer Diktatur widerstehen müssen und hängen ihr Fähnchen oftmals nach dem Wind der geltenden politischen Korrektheit. Sie merken dabei überhaupt nicht, wie unangemessen ihr selbstgerechter Moralismus ist und wie sehr sie selbst in ihrer heutigen Verantwortung gegenüber kommenden Generationen versagen. – Zusätzlich ist es bei der Bonhoeffer-Interpretation eine verbreitete Unsitte geworden, Bonhoeffer durch die Brille einer eigenen im Voraus festgelegten politischen oder theologischen Meinung zu betrachten, um sich auf ihn als Kronzeugen dafür zu berufen. – Eric Metaxas zu lesen ist dem gegenüber erquickend und befreiend. Er lässt uns, soweit es aus dem geschichtlichen Abstand irgend möglich ist, das Original sehen. Bonhoeffer bleibt Bonhoeffer.

Dietrich Bonhoeffer: Pastor, Agent, Märtyrer und Prophet, das sind Charakteristika, die auf einen ersten Blick wenig zusammenzupassen scheinen. Sie kennzeichnen die einzelnen Schritte auf Bonhoeffers Lebensweg; und doch war Bonhoeffer stets alles zugleich. Denn die Ideologie des Bösen verkleidet sich durch die Zeiten in immer neue Gestalten. Darum bedarf es des klaren Blickes, der Zivilcourage und des Gottvertrauens, um dies zu durchschauen und zu widerstehen. Zehn Jahre nach Hitlers Machtergreifung schrieb Bonhoeffer an die Mitverschwörer: «Dass das Böse in der Gestalt des Lichts, der Wohltat, des geschichtlich Notwendigen, des sozial Gerechten erscheint, ist ... schlechthin verwirrend; für den Christen, der aus der Bibel lebt, ist es gerade die Bestätigung der abgründigen Bosheit des Bösen.» Muss man, um das zu erkennen und zu widerstehen, nicht so etwas wie ein Zeuge des Evangeliums, Agent, Märtyrer und Prophet zugleich sein?

An Bonhoeffers Leben wird deshalb auch deutlich, wie alleingelassen jemand sein kann, der die ideologischen Strömungen seiner Zeit durchschaut und gegen sie

aufsteht. Dies Schicksal eines Propheten hat Bonhoeffer in seiner Predigt über Jeremia (Kapitel 20, Vers 7) am 21. Januar 1934 in London beschrieben und vielleicht unbewusst auf sich selbst bezogen. – Die facetten- und farbenreiche Erzählung von Eric Metaxas lässt uns all das und vieles mehr als ein lebendiges Stück Geschichte miterleben.

Zum Formalen ist zu sagen, dass im Textverlauf nur die zum unmittelbaren Verständnis notwendigen Ergänzungen als Fussnoten hinzugefügt wurden, um den Lesefluss nicht zu unterbrechen. Die Quellenangaben mit den Anmerkungsnummern finden sich am Ende des Buches zusammengestellt. Kein ursprünglich deutscher Text wurde aus dem Englischen zurückübersetzt, sondern stets das Original aufgesucht. Weitere Recherchen galten den historischen Fakten. Auch dazu wurden, die englischsprachige Literatur ergänzend, ausgiebig deutsche Quellen aufgesucht. – In diesem Zusammenhang sei dem Lektor von SCM Hüssler, Herrn Lutz Ackermann, für sein engagiertes und umsichtiges Mitwirken vielmals gedankt. Der Dank gilt ebenfalls dem Übersetzer, Herrn Dr. Friedemann Lux, der über den normalen Übersetzungsvorgang hinaus an erster Stelle die deutschen Originale aufgesucht hat.

Wenige Monate vor dem 20. Juli 1944 schrieb Bonhoeffer aus dem Gefängnis im Rückblick und Ausblick auf sein Leben an seinen Freund Eberhard Bethge: «Es kommt wohl nur darauf an, ob man dem Fragment unseres Lebens noch ansieht, wie das Ganze eigentlich angelegt und gedacht war und aus welchem Material es besteht. Es gibt schliesslich Fragmente, die nur noch auf den Kehrlichthafen gehören, ... und solche, die bedeutsam sind auf Jahrhunderte hinaus, weil ihre Vollendung nur eine göttliche Sache sein kann ...» – War das prophetisch? Ein Prophet ist nicht jemand, der wahr sagt, sondern er zeichnet sich dadurch aus, dass er die Wahrheit sagt!

Inzwischen ist viel über Dietrich Bonhoeffer geschrieben worden. Nirgends begegnet er uns so lebendig wie bei Eric Metaxas. Man lernt Geschichte und erfährt, was es heisst, bei allen menschlichen Stärken und Schwächen als entschiedener Christ zu leben in guten und in bösen Tagen – bis hin zu politischen Konflik-

ten. Deshalb ist die Lektüre auch für Atheisten, Agnostiker und Orientierung Suchende äusserst spannend und gewiss mit vielen Aha-Erlebnissen verbunden.

Bonhoeffer kehrt hiermit zum dritten Mal aus Amerika zurück. Seine neuerliche Rückkehr kann noch einmal bedeutsam werden, denn er hat uns gerade heute wieder Entscheidendes zu sagen.

Stuttgart im September 2011, Rainer Mayer

PROLOG

LONDON, 27. JULI 1945

Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, damit auch das Leben Jesu an unserm Leibe offenbar werde. Denn wir, die wir leben, werden immerdar in den Tod gegeben um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu offenbar werde an unserm sterblichen Fleisch. So ist nun der Tod mächtig in uns, aber das Leben in euch.

2. KORINTHER 4,8-12

Endlich schwiegen die Waffen in Europa, aus seiner kriegsverzerrten Fratze wurde wieder ein Gesicht. Es würde Jahre dauern, um wirklich zu verstehen, was der Kontinent durchlitten hatte. Es war, als ob nach einem unsagbar langen Exorzismus, der ihn das letzte Quäntchen Kraft gekostet hatte, die Legion kreischender Dämonen endlich ausfuhr.

Seit zwei Monaten war der Krieg vorbei. Der «Führer» hatte sich in einem grauen Betonbunker unter seiner zerbombten Hauptstadt das Leben genommen, die Alliierten hatten den Sieg erklärt.

Nur allmählich kehrte das Leben in Grossbritannien zur Normalität zurück. Der Sommer kam – der erste Friedenssommer in sechs Jahren. Aber wie um zu beweisen, dass Europa nicht nur aus einem blossen Albtraum erwacht war, wurden ständig neue Enthüllungen gemacht, die gerade so schlimm waren wie das Wüten des Krieges, ja oft noch schlimmer: In den ersten Monaten dieses Sommers kamen Hitlers Vernichtungslager ans Tageslicht und die unbeschreiblichen Gräueltaten, die seine Schergen in den höllischen Vorposten seines kurzlebigen Reiches an ihren Opfern verübt hatten.

Schon während des Krieges hatte es Gerüchte gegeben, doch jetzt wurde die Wirklichkeit bestätigt – durch Fotografien, durch Wochenschau-Reportagen und durch Augenzeugenberichte der Soldaten, die in den letzten Wochen des Krieges die KZs befreit hatten. Das ganze Ausmass dieser Gräueltaten hatte sich niemand vorstellen können und die kriegsmüden Menschen in Grossbritannien konnten es kaum fassen. Schlimm war gar kein Ausdruck dafür, man konnte diese Unmenschlichkeiten nur abgrundtief böse nennen. Und mit jedem neuen erschütternden Detail fühlte ihr Deutschenhass sich bestätigt und bestärkt.

Zu Beginn des Krieges hatte man zwischen Nazis und Deutschen unterschieden und gesehen, dass nicht alle Deutschen Nazis waren. Doch als immer mehr englische Väter und Söhne und Brüder starben, verkümmerte diese Unterscheidungskraft zusehends und erstarb schliesslich. Um die britischen Kriegsanstrengungen zu stärken, stellte Winston Churchill die Deutschen und die Nazis als den einen grossen, verhassten Feind dar, den man nicht schnell genug besiegen und vernichten konnte.

Deutsche, die im Widerstand gegen Hitler standen, suchten den Kontakt zu Churchill und der britischen Regierung und baten um Hilfe in ihrem Kampf gegen diesen gemeinsamen Feind. Sie wollten der Welt mitteilen, dass durchaus nicht alle Deutschen willige Helfer Hitlers waren. Sie wurden abgewiesen. Niemand interessierte sich für ihre Annäherungsversuche. Es war zu spät. Wie konnten diese Leute sich erst an den Naziverbrechen beteiligen und dann, nachdem sie kalte Füsse bekommen hatten, einen Separatfrieden beantragen?

Winston Churchill blieb bei seinem oft wiederholten Märchen, es gebe keine guten Deutschen. Manche sagten sogar, nur ein toter Deutscher sei ein guter Deutscher, eine Schwarz-Weiss-Malerei, die ebenfalls zur hässlichen Fratze des Krieges gehörte.

Doch nun war der Krieg vorbei, und während einerseits erst jetzt das ganze Ausmass des Bösen des Dritten Reiches zum Vorschein kam, wurde es andererseits höchste Zeit, auch die andere Seite der Medaille zu sehen. Wenn wirklich wieder

Frieden werden sollte, musste Europa sich von den Schwarz-Weiss-Klischees befreien und wieder lernen, Schattierungen und das gesamte Farbspektrum wahrzunehmen.

Und so fand an diesem Tag, dem 27. Juli 1945, in der *Holy Trinity Church* in London, nur einen Katzensprung von der Brompton Road entfernt, ein besonderer Gottesdienst statt. Viele reagierten verständnislos, ja schockiert – vor allem solche, die im Krieg ihre Lieben verloren hatten. Der Gedenkgottesdienst, der hier auf britischem Boden – von der BBC übertragen – stattfand, wurde für einen Deutschen abgehalten, der vor drei Monaten gestorben war. Die Nachricht von seinem Tod hatte in den Nachkriegswirren selbst seine eigenen Freunde und Verwandten erst vor Kurzem erreicht; die meisten von ihnen waren immer noch ahnungslos. Hier in London hatten sich die wenigen versammelt, die Bescheid wussten.

In den Bänken der Kirche sassen die neununddreissigjährige Zwillingsschwester des Toten, ihr Ehemann, der jüdische Vorfahren besass, und ihre beiden Töchter. Sie waren vor dem Krieg bei Nacht und Nebel mit dem Auto aus Deutschland in die Schweiz gefahren. Der Verstorbene hatte ihnen bei ihrer Flucht und der Weiterreise nach Grossbritannien geholfen, wo sie sich in London niederliessen. Doch handelte es sich nur um eine Randepisode in seiner langen Geschichte – der Geschichte eines Abweichlers von der reinen nationalsozialistischen Lehre.

Der Verstorbene war mit etlichen Prominenten befreundet, darunter George Bell, Bischof von Chichester in Südengland. Bell hatte den Gottesdienst in die Wege geleitet, weil er den Verstorbenen kannte und schätzte. Die beiden hatten sich Jahre vor dem Krieg kennengelernt. Gemeinsam hatten sie versucht, Europa vor der nationalsozialistischen Gefahr zu warnen, dann Juden aus dem Machtbereich der Nazis zu retten und schliesslich die britische Regierung mit dem deutschen Widerstand gegen Hitler bekannt zu machen.

Stunden vor seiner Hinrichtung im KZ Flossenbürg richtete der Verstorbene dann seine letzten Worte an den Bischof. Er vertraute sie, nachdem er an diesem Sonntag seinen letzten Gottesdienst und seine letzte Predigt gehalten hatte, einem Mithäftling an: einem Hauptmann des britischen Geheimdienstes, der sie nach sei-

ner Befreiung zusammen mit der Nachricht vom Tod des Mannes mit nach Grossbritannien brachte.

Hunderte Kilometer entfernt sass in einem dreistöckigen Haus in der Marienburger Allee 43 in Berlin-Charlottenburg ein älteres Paar vor dem Radio. Die Frau hatte acht Kinder zur Welt gebracht – vier Jungen und vier Mädchen. Der zweite Sohn war im Ersten Weltkrieg gefallen, was die junge Mutter ein ganzes Jahr lang in tiefe Depressionen gestürzt hatte. Siebenundzwanzig Jahre später sollte ein zweiter Krieg ihr zwei weitere Söhne rauben. Ihr Ehemann galt als der berühmteste Psychiater Deutschlands. Die beiden waren von Anfang an gegen Hitler gewesen und stolz auf ihre Söhne und Schwiegersöhne, die sich an der Verschwörung gegen ihn beteiligt hatten. Sie alle waren sich der Gefahr bewusst gewesen. Als der Krieg endlich vorbei war, hörten sie zunächst nichts von ihren beiden jüngeren Söhnen. Dann, vor einem Monat, erreichte sie die Nachricht vom Tod des dritten Sohnes, Klaus». Von ihrem Jüngsten, Dietrich, hatten sie bis vor wenigen Tagen immer noch nichts gehört. Jemand hatte behauptet, ihn wohlauf gesehen zu haben. Ein anderer hatte gesagt, er habe nicht überlebt. Was stimmte nun? Und dann teilte ihnen ein Nachbar mit, dass die BBC am folgenden Tag einen Gedenkgottesdienst in London ausstrahlen würde: für Dietrich.

Die beiden schalteten das Radio ein. Der Moderator kündigte den Gedenkgottesdienst an. Auf diese Weise erhielten sie Gewissheit über den Tod ihres Jüngsten.

Das alte Paar konnte es kaum fassen, dass dieser «gute» Deutsche, ihr Sohn, nun tot war. Und es überstieg die Vorstellungskraft vieler Briten, dass dieser tote Deutsche gut war. Die Welt kam langsam wieder ins Lot.

Der Verstorbene war verlobt gewesen, hatte als Pastor und Theologe gearbeitet und war wegen seiner Rolle in einem Mordkomplott gegen Hitler hingerichtet worden.

Dies ist seine Geschichte.

1. KAPITEL

FAMILIE UND KINDHEIT

Die reiche Welt dieser Vorfahren hat Dietrich Bonhoeffer die Masse für das eigene Leben vermittelt. Ihr verdankte er eine Sicherheit des Urteils und des Auftretens, wie sie nicht in einer Generation erworben werden kann. So wuchs er in einer Familie auf welche die eigentlichen Erziehungsfaktoren nicht in der Schule sah, sondern in der tiefverwurzelten Verpflichtung, Hüter eines grossen geschichtlichen Erbes und geistiger Überlieferung zu sein.

EBERHARD BETHGE, DIETRICH BONHOEFFER, S. 34

Aristokraten, Bürger und Rebellen

Im Winter 1896, bevor sich jenes ältere Paar kennengelernt hatte, wurde es zu einer geselligen Zusammenkunft im Haus des Physikers Oscar Meyer eingeladen. «Bei einem offenen Abend», schrieb Karl Bonhoeffer später, «traf ich im Winter 96 ein blondes, blauäugiges, junges Mädchen, das mich schon beim ersten Eintreten ins Zimmer durch ihre freie natürliche Haltung, ihren offenen unbefangenen Blick in einer Weise gefangen nahm, dass mir dieser Augenblick des ersten Sehens meiner späteren Frau als ein fast mystischer, lebensentscheidender Eindruck in der Erinnerung steht.»¹

Karl Bonhoeffer war drei Jahre zuvor nach Breslau (das heutige Wrocław) gekommen, um dort als Assistent des international bekannten Psychiatrieprofessors Carl Wernicke zu arbeiten. Sein Leben bestand aus der Arbeit in der Klinik und dem Umgang mit ein paar Freunden aus Tübingen, der bezaubernden Universitätsstadt, in der er aufgewachsen war. Nach jenem denkwürdigen Winterabend änderte sich das. Karl begann auf der Stelle, morgens auf den Kanälen Schlittschuh

zu laufen, in der Hoffnung, das Mädchen mit den blauen Augen wiederzusehen. Er wurde nicht enttäuscht: Sie war zweiundzwanzig, ausgebildete Lehrerin und hiess Paula von Hase. Die beiden heirateten am 5. März 1898, drei Wochen vor dem dreissigsten Geburtstag des Bräutigams.

Beide – der Arzt und die Lehrerin – kamen aus besten Kreisen. Paula Bonhoeffers Eltern und Verwandte hatten enge Beziehungen zum kaiserlichen Hof in Potsdam. Ihre Tante Pauline war Hofdame bei Kaiserin Viktoria, der Witwe Friedrichs III. Ihr Vater, der Militärpfarrer Karl Alfred von Hase, wurde 1889 Hofprediger von Kaiser Wilhelm II.; er legte dieses Amt schon, bald wieder nieder, nachdem er unter anderem den Kaiser kritisiert hatte, als dieser das Proletariat als «Canaille» bezeichnete.² Paulas Grossvater, Karl August von Hase, war ein berühmter Theologe gewesen, der sechzig Jahre lang in Jena lehrte, wo seine Statue noch heute steht. Die Berufungsurkunde hatte kein Geringerer als Goethe (damals Minister des Herzogs von Weimar) ausgestellt; der Achtzigjährige, der gerade am zweiten Teil seines *Faust* schrieb, gewährte Karl August eine Privataudienz. Karl Augusts dogmengeschichtliches Lehrbuch wurde noch im 20. Jahrhundert von Theologiestudenten geschätzt. Gegen Ende seines Lebens wurde er vom König von Württemberg in den persönlichen und vom Grossherzog von Weimar in den erblichen Adelsstand erhoben.

Mütterlicherseits gab es in Paulas Verwandtschaft Künstler und Musiker. Ihre Mutter, Clara von Hase, geb. Gräfin Kalckreuth (1851-1903), nahm Klavierstunden bei Franz Liszt und Clara Schumann, der Frau Robert Schumanns. Die Liebe zur Musik und zum Singen, die sie ihrer Tochter vererbte, sollte im Leben der Bonhoeffers eine grosse Rolle spielen. Claras Vater, Stanislaus Graf von Kalckreuth (1820-1894), war ein Maler, der für seine grossformatigen Alpenlandschaften bekannt war. Aus dem Landadel und der militärischen Aristokratie stammend, hatte dieser Graf in die Bildhauerfamilie Cauer hineingeheiratet. Er wurde der Leiter der Grossherzoglichen Kunstschule in Weimar. Sein Sohn, Leopold Graf von Kalckreuth, übertraf die Malkunst seines Vaters noch; seine poetisch-realistischen Werke hängen heute in Museen in ganz Deutschland. Die von Hases waren auch mit den

gesellschaftlich und intellektuell hervorstechenden Yorck von Wartenburgs verwandt, deren Gesellschaft sie oft suchten. Hans Graf von Yorck von Wartenburg war Sohn des Philosophen Paul Yorck, dessen wissenschaftlicher Austausch mit Wilhelm Dilthey zur hermeneutischen Geschichtsphilosophie führte, wie der berühmte, 1923 veröffentlichte Briefwechsel beider belegt; sein Enkel Peter Graf Yorck von Wartenburg (1904-1944) war ein Vetter Claus Schenk Graf von Stauffenbergs und spielte bei dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 eine Schlüsselrolle.

Der Stammbaum Karl Bonhoeffers war nicht weniger beeindruckend. Die Familie wird bereits 1403 in den Annalen des niederländischen Nimwegen erwähnt. 1513 verliess Caspar van den Boenhoff die Niederlande und zog nach Schwäbisch Hall in Württemberg. *Bonhoeffer* könnte «Bohnenbauer» bedeuten, denn auch das Wappen der Bonhoeffers, heute noch hier und da an Bürgerhäusern Schwäbisch Halls zu sehen (z.B. in der Klosterstr. 7), zeigt einen Löwen auf blauem Grund, der eine Bohnenranke in der Tatze hält. Bonhoeffers Freund und Biograf Eberhard Bethe berichtet, dass Dietrich Bonhoeffer manchmal einen Siegelring mit diesem Wappen trug.³

Drei Jahrhunderte lang gehörten die Bonhoeffers zu den ersten Familien von Schwäbisch Hall.⁴ Die frühen Generationen waren Goldschmiede, später findet man Ärzte, Pastoren, Richter, Professoren und Rechtsanwälte. Insgesamt waren achtundsiebzig Ratsherren und drei Bürgermeister von Schwäbisch Hall Bonhoeffers. In der Michaelskirche finden sich etliche Barock- und Rokokoskulpturen und Grabinschriften, die an die Bonhoeffers erinnern. Der letzte Bonhoeffer, der in Schwäbisch Hall dauerhaft wohnte, war Karls Grossvater Sophonias Bonhöffer (1797-1872). Schwäbisch Hall litt stark unter den Kriegszügen Napoleons I. und verlor 1802 den Status als Reichsstadt. Die Bonhoeffer-Familie wurde zerstreut, obwohl die Stadt für die späteren Bonhoeffer-Generationen ein gern besuchter «Wallfahrtsort» blieb. So nahm Karl Bonhoeffers Vater seinen Sohn viele Male nach Schwäbisch Hall mit, um ihn mit der Geschichte seiner altehrwürdigen Vorfahren bekannt zu machen, bis hin zu dem «berühmten Treppenhaus aus schwarzer Eiche in dem Bonhoeffer-Haus in der Herrengasse» und dem Porträt der «Schönen

Bonhoefferin», das in der Kirche hing (eine Kopie hing in Dietrichs Kindertagen im Hause Bonhoeffer). Karl Bonhoeffer trat in die väterlichen Fussstapfen und machte seine Söhne ebenfalls ausgiebig mit Schwäbisch Hall bekannt.⁵

Karl Bonhoeffers Vater, Friedrich Ernst Philipp Tobias Bonhoeffer (1828-1907), war als höherer juristischer Beamter in mehreren Städten in Württemberg tätig; er beschloss seine Laufbahn als Landgerichtspräsident in Ulm.⁶ Nach seiner Pensionierung siedelte er nach Tübingen über und wurde vom König in den Adelsstand erhoben. Sein eigener Vater «soll ein ganz lebensfroher Pfarrer gewesen sein, der selbst kutschierend durchs Land fuhr.»⁷ Karl Bonhoeffers Mutter, Julie Bonhoeffer, geb. Tafel (1842-1936), kam aus einer schwäbischen Familie, die eine führende Rolle in der demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts spielte und dezidiert liberal war. Karl Bonhoeffer schrieb später über den Vater seiner Mutter: «Der Grossvater und seine drei Brüder waren offenbar keine Durchschnittsmenschen. Jeder hatte seine besondere Note, gemein war wohl allen ein idealistischer Zug mit unerschrockenem Eintreten für ihre Überzeugung.»⁸

Zwei von ihnen wurden wegen ihrer demokratischen Neigungen zeitweise aus Württemberg verbannt. Einer von ihnen, Karls Grossonkel Gottlob Tafel, wurde auf dem Hohenasperg inhaftiert, wo er auf Dietrichs Urgrossvater Karl August Hase traf, der vor seiner theologischen Laufbahn eine Phase jugendlicher politischer Aktivität durchmachte. Diese beiden Vorfahren Dietrich Bonhoeffers lernten einander dort im Gefängnis kennen. Karl Bonhoeffers Mutter wurde dreiundneunzig Jahre alt. Sie hatte eine herzliche Beziehung zu ihrem Enkel Dietrich, der bei ihrem Begräbnis 1936 die Trauerrede hielt und sie als lebendiges Bindeglied zu der Grösse ihrer Generation schätzte und ehrte.

Die Stammbäume von Karl und Paula Bonhoeffer sind so reich an grossen Persönlichkeiten, dass man erwarten könnte, dass spätere Generationen dies als Last empfanden. Doch schienen sie es eher als Segen zu betrachten, der ihnen Ansporn und Auftrieb gab; sie standen nicht nur auf den Schultern von Riesen, sie tanzten auf ihnen.

Und so vereinigten sich 1898 diese beiden aussergewöhnlichen Stammbäume in der Ehe von Karl und Paula Bonhoeffer, denen binnen zehn Jahren acht Kinder geboren wurden. Die ersten beiden Söhne kamen in demselben Jahr zur Welt: Karl-Friedrich am 13. Januar 1899, Walter als Sieben-Monats-Kind am 10. Dezember. Der dritte Sohn, Klaus, wurde 1901 geboren, es folgten zwei Töchter: Ursula (1902) und Christine (1903). Am 4. Februar 1906 kam der vierte und jüngste Sohn, Dietrich, zur Welt, zehn Minuten vor seiner Zwillingschwester Sabine, er sollte sie sein ganzes Leben lang mit diesem Vorsprung aufziehen. Die Zwillinge wurden vom ehemaligen kaiserlichen Hofprediger, ihrem Grossvater Karl Alfred von Hase, getauft, der sieben Minuten Fussweg entfernt wohnte. Das letzte Kind, Susanne, wurde 1909 geboren.

Alle Kinder der Bonhoeffers wurden in Breslau geboren, wo Karl Bonhoeffer Professor für Psychiatrie und Neurologie an der Universität und Leiter der psychiatrischen Klinik war. Am Silvesterabend des Jahres, in dem Susanne geboren wurde, schrieb er in sein Silvestertagebuch: «Trotz der Kinderzahl 8, die in jetzigen Zeiten vielen erstaunlich erscheint, haben wir den Eindruck, dass es nicht zu viel sind. Das Haus ist geräumig, die Kinder normal entwickelt, wir Eltern noch nicht zu alt und darum bemüht, sie nicht zu verwöhnen und ihnen die Jugend freundlich zu gestalten.»⁹

Das Haus, im Birkenwäldchen 7, lag nahe der Klinik. Es war ein weitläufiges dreistöckiges Gebäude mit mehreren Schornsteinen, Veranda, grossem Balkon und einem grossen Garten, in dem die Kinder spielen konnten. Sie gruben Höhlen, kletterten auf Bäume und stellten Zelte auf. Es war ein ständiges Kommen und Gehen zwischen den Bonhoeffer-Kindern und Grossvater Hase, der auf der anderen Seite des Flusses (einem Seitenarm der Oder) wohnte. Seine Frau starb 1903, worauf seine andere Tochter, Elisabeth, sich um ihn kümmerte, die ebenfalls eine wichtige Person im Leben der Kinder wurde.

Trotz seiner vielen Arbeit war Karl Bonhoeffer ein begeisterter Vater. In seinem Tagebuch schrieb er: «Ein alter, asphaltierter Tennisplatz wurde im Winter begossen für die ersten Schlittschuhlauf-Versuche der beiden Ältesten, eine grosse

Wagenremise enthielt zwar nicht Wagen und Pferde, aber gab Gelegenheit zum Halten von allerhand Viehzeug.»¹⁰ Auch im Haus selbst gab es Tiere. Eines der Zimmer wurde zum Zoo für die Haustiere der Kinder (Kaninchen, Meerschweinchen, Turteltauben, Eichhörnchen, Eidechsen und Schlangen) und zum Naturkundemuseum für ihre Vogeleier-, Käfer- und Schmetterlingssammlungen. In einem anderen Raum stand das Puppenhaus der beiden ältesten Mädchen, und im Erdgeschoss hatten die drei ältesten Jungen eine richtige Werkstatt, komplett mit Hobelbank.

Die Mutter stand einem gut ausgestatteten Haushalt vor; die Familie hatte unter anderem eine Erzieherin für die grösseren Kinder, ein Kindermädchen für die kleineren, ein Dienstmädchen und eine Köchin. Paula Bonhoeffer unterrichtete ihre Kinder selbst; dass sie sich als Ledige zur Lehrerausbildung entschieden und diese im April 1894 in Breslau abgeschlossen hatte, war damals etwas Ungewöhnliches, aber als Mutter setzte sie ihre Qualifikation mit grossem Erfolg um. Sie hielt nicht viel von den deutschen Schulen mit ihren preussischen Methoden. Sie fand, dass den Deutschen zwei Mal im Leben das Rückgrat gebrochen wurde – zuerst in der Schule, danach beim Militär –,¹¹ und weigerte sich, ihre Kinder in andere Hände zu geben, solange sie noch klein waren. Wenn sie älter wurden, schickte sie sie auf die örtlichen öffentlichen Schulen, wo sie vorzügliche Schüler wurden, aber bis zu ihrem siebten oder achten Lebensjahr war sie ihre einzige Lehrerin.

Paula Bonhoeffer verfügte über ein grosses Repertoire an Gedichten, Kirchen- und Volksliedern, die sie ihren Kindern beibrachte. Mit Hingabe verkleideten die Kinder sich und führten Theaterstücke füreinander und für die Erwachsenen auf. Es gab auch ein Marionettentheater im Haus, und an jedem 30. Dezember (ihrem Geburtstag) liess Paula Bonhoeffer «Rotkäppchen» aufführen – als jüngere Frau für ihre Kinder, später dann für die Enkel. Ihre Enkelin Renate Bethge bezeichnete sie als Seele des Hauses.

1910 schauten die Bonhoeffers sich nach einem Ferienort für die Familie um und fanden ein Haus im Glatzer Bergland, nahe der böhmischen Grenze, zwei Zugstun-

den südlich von Breslau. Karl Bonhoeffer schreibt, dass es «in einem kleinen Seitentälchen am Fusse des Urnitzbergs» lag, «unmittelbar am Waldhang mit einer Wiese, einem kleinen Bach, einer alten Scheune und einem Obstbaum, auf dessen breiten Ästen ein Hochsitz mit einer kleinen Bank für die Kinder eingebaut war.»¹² Das kleine Paradies hiess Wölfelsgrund und war so abgelegen, dass die Familie nie einen anderen Menschen sah, bis auf einen bornierten Förster, der dann und wann vorbeikam – dem «Gelbstiefel» in einem späteren Romanversuch Bonhoeffers.

In diese Zeit, als er vier bis fünf Jahre alt war, fallen die ersten Schilderungen des kleinen Dietrich, die wir haben. Sie stammen aus der Feder seiner Zwillingsschwester Sabine:

Im Jahre meines ersten Erinnerens, 1910, sehe ich Dietrich in seinem Festkleidchen mit seinen Händen sein blauseidenes Unterkleidchen streicheln, später ihn neben unserem Grossvater, der mit dem Täufling Susanne auf dem Schoss vor dem Fenster sass, in das die Nachmittagssonne ein goldenes Licht hereinwarf. Hier zerfliessen mir die Linien des Bildes und nur noch ein Augenblick taucht auf: Erste Spiele im Garten während des heissen Sommers 1911, Dietrich mit einer Fülle weissblonden Haares um das braungebrannte Gesicht, vom Herumtoben erhitzt, die Mücken abwehrend und das «schattige Eckchen» aufsuchend und doch nur unlustig dem Rufen des Kindermädchens, hereinzukommen, folgend, weil das sehr intensive Spiel noch nicht beendet war. Hitze und Durst waren darüber vergessen.¹³

Dietrich war das einzige Kind, das das helle Gesicht und flachsfarbene Haar seiner Mutter erbt. Die drei älteren Brüder trugen dunklere Haare, wie der Vater. Klaus, der jüngste von Dietrichs Brüdern, war bereits fünf Jahre älter als er, sodass die drei Brüder und die beiden älteren Schwestern ein natürliches Quintett bildeten, während Dietrich, Sabine und die kleine Susanne die «drei Kleinen» waren. In diesem Trio genoss Dietrich seine Rolle als der starke, ritterliche Beschützer. «Es ist

mir unvergesslich», schrieb Sabine später, «wie reizend Dietrich beim Beerensammeln auf den sommerlichen, heißen Halden war, wenn er mir mein Beerentöpfchen mit seinen mühsam gepflückten Himbeeren auffüllte, damit ich nicht weniger hätte als er, oder mir aus seiner Flasche zu trinken gab.» Er «schob mir beim gemeinsamen Lesen aus einem Buche das Buch näher, obwohl er es so unbequemer hatte, und war überhaupt immer nett und hilfsbereit, wenn man ihn um etwas bat.»¹⁴

Seine ritterlichen Neigungen beschränkten sich nicht auf seine kleinen Schwestern. Seine und ihre langjährige Erzieherin, Fräulein Käthe Horn, verehrte er geradezu. «Freiwillig war er ihr Heinzelmännchen, ihr zu helfen, und wenn es ihr Lieblingsgericht gab, schrie er ‚ich bin schon satt!‘ und fütterte ihr sein Tellerchen ein. ‚Wenn ich gross bin, heirate ich dich, dann bleibst du immer da!‘, meinte er.»¹⁵

Als Dietrich und Sabine alt genug waren, um Schulunterricht zu bekommen, übertrug ihre Mutter diese Aufgabe Fräulein Käthe, – die religiöse Erziehung der Kinder übernahm sie weiter selbst. Die ersten theologischen Fragen, die von Dietrich überliefert sind, stellte er mit vier Jahren, als er seine Mutter fragte: «Hat der liebe Gott auch den Schornsteinfeger lieb?» und: «Isst der liebe Gott auch Mittagessen?»¹⁶

Die Schwestern Käthe und Maria Horn kamen sechs Monate nach der Geburt der Zwillinge in die Familie, in der sie zwei Jahrzehnte eine wichtige Rolle spielen sollten. Fräulein Käthe war meist für die drei Kleinen zuständig. Als gläubige Christen, die beide aus der Herrnhuter Brüdergemeine kamen, hatten sie einen prägenden Einfluss auf die Bonhoeffer-Kinder. Die im 18. Jahrhundert von Nikolaus Ludwig Reichsgraf von Zinzendorf gegründeten Herrnhuter setzten die Tradition der Böhmisches Brüder fort. Angereichert mit dem Pietismus, wie er ihn bei August Hermann Francke in Halle kennengelernt hatte, prägte Zinzendorf eine eigene persönliche und zugleich missionarisch-weltoffene Herrnhuter Frömmigkeit. Als Mädchen hatte auch Paula Bonhoeffer eine Zeit lang in Herrnhut gelebt und sich der herrnhutischen Prägung des christlichen Glaubens geöffnet.

Der christliche Glaube hatte ein «lebendiger Glaube» zu sein und keine starre Rechtgläubigkeit; es ging nicht um das blosse Für-wahr-Halten von Lehren, sondern um eine persönliche, das Leben verändernde Begegnung mit Jesus Christus. Bei den Herrnhutern standen entsprechend das persönliche Lesen der Bibel und Hausandachten hoch im Kurs.

Die Frömmigkeit im Hause Bonhoeffer war weit von bürgerlicher Kirchlichkeit entfernt, man befolgte jedoch gewisse Herrnhuter Traditionen. So ging die Familie selten zur Kirche, – für Taufen und Beerdigungen nahm sie meist die Dienste von Paulas Vater oder Bruder in Anspruch. Man war nicht antiklerikal – so spielten die Kinder gerne «Taufe» –, aber der Frömmigkeitsstil war überwiegend hausgemacht. Jeden Tag hielt die Mutter die Familie zum Lesen in der Bibel und zum Singen von Kirchenliedern an. Ihre Ehrfurcht vor der Bibel führte dazu, dass sie den Kindern die biblischen Geschichten aus der Bibel selbst und nicht aus Nacherzählungen für Kinder vorlas. Manchmal benutzte sie auch die Bilderbibel von Schnorr von Carolsfeld, deren Darstellungen sie dann erklärte.*

Der Glaube der Mutter zeigte sich auch in der Persönlichkeitsprägung, die Paula und ihr Mann ihren Kindern Weitergaben. Selbstlosigkeit, Grosszügigkeit und Hilfsbereitschaft waren Säulen der Familienkultur. So teilte Dietrich gerne mit anderen. Seine Zwillingsschwester Sabine berichtet, wie sich diese Eigenschaft schon in seinen jungen Jahren zeigte: «Rührend war Dietrich im Absparen von Süsigkeiten zur Überraschung für Andere, unseren süssen Schatz vergrub er im Garten, und wir gaben dann ‚Feste‘ davon und luden die Erwachsenen dazu ein.»¹⁷ Ab und zu unterbrach der Vater dafür sogar seine Sprechstunde.

* Bonhoeffer wusste gut um die Gefahren des Pietismus, nämlich individualistische Verengungen, schöpfte jedoch lebenslang aus der theologischen Tradition der Herrnhuter. So verwendete er zu seiner täglichen Andacht die Texte der Herrnhuter Losungen. Die Losungen spielten eine wichtige Rolle bei seiner Entscheidung, -1939 nach Deutschland zurückzukehren. Bonhoeffer behielt diese Gewohnheit bis zu seinem Tod bei und empfahl sie vielen anderen, darunter auch seiner Verlobten.

Die Bonhoeffer-Kinder waren alle temperamentvoll/ dabei aber niemals grob oder unhöflich. Was natürlich nicht heisst, dass das gute Benehmen immer leichtfiel. Sabine erinnert sich, dass ihre Mutter grosses pädagogisches Geschick in der Erziehung bewies. Einerseits liess sie Ausreden und Schwindeleien nicht gelten, andererseits besass sie ein grosses Herz für Kinder: «... dass wir beim Spiel oder bei unseren Beschäftigungen Dinge zerbrachen oder Kleider zerrissen, wurde nicht schwer genommen.»¹⁸

Der Umzug nach Berlin, 1912

1912 nahm Dietrichs Vater einen Ruf auf den Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie in Berlin an. Damit übernahm er die führende Position in seinem Fach in Deutschland, die er bis zu seinem Tod 1948 behalten sollte. Seinen wissenschaftlichen Einfluss kann man nicht genug betonen. Bethge schreibt, dass mit ihm Berlin zu einer «Bastion gegen das Eindringen der Psychoanalyse von Freud und Jung» wurde, obwohl es nicht so war, dass «Karl Bonhoeffer für abweichende Lehrmeinungen kein Ohr gehabt oder den Bemühungen um unerforschte Teilgebiete seelischer Funktionen die Anerkennung versagt hätte».¹⁹ Nie verwarf er Freud, Jung, Adler und ihre Theorien öffentlich, hielt aber mit einer wohl dosierten, aus seiner Betonung der empirischen Forschung stammenden Skepsis stets Abstand zu ihnen. Als Arzt und Wissenschaftler erschienen ihm allzu weitgehende Spekulationen über das unbekannte Reich der sogenannten Psyche verdächtig. Bethge zitiert Karl Bonhoeffers Freund Robert Gaupp, einen Psychiater aus Heidelberg:

In dieser einführenden Psychologie und sorgfältigsten Beobachtung war Bonhoeffer wohl keiner überlegen. Aber er kam aus der Wernickeschen Schule, deren Orientierung sich immer am Gehirn vollzog und die Loslösung vom hirnpathologischen Denken nicht gestattete ... es drängte ihn nicht, ins Reich des Dunklen, Unbeweisbaren, der kühnen, phantasievollen Deutungen vorzudringen, wo so viel zu behaupten und so wenig wirklich sicher zu beweisen ist

... Bonhoeffer ... blieb in den Grenzen der empirischen Welt, die ihm zugänglich war.²⁰

Karl Bonhoeffer betrachtete alles mit Skepsis, was über das hinausging, was man mit seinen Sinnen beobachten oder aus diesen Beobachtungen schliessen konnte. Sowohl im Bereich der Psychoanalyse als auch der Religion könnte man ihn als nüchternen Empiriker bezeichnen.

Karl Bonhoeffer besass auch privat eine Abneigung gegen jegliches Unpräzise und Dunkle im Denken, einschliesslich gewisser Arten von Frömmigkeit. Aber es kam nie zu Konflikten und Konkurrenzdenken zwischen Vater und Mutter. Die beiden ergänzten einander perfekt, und allen war klar, dass sie einander von Herzen liebten und achteten. «Man erzählte sich bei der Goldenen Hochzeit», so Bethge, «das Ehepaar Bonhoeffer sei in den fünfzig Jahren seiner Ehe, die einzelnen Tage zusammengerechnet, kaum einen Monat voneinander getrennt gewesen.»²¹

Karl Bonhoeffer hätte sich nicht als Christ bezeichnet, doch respektierte und billigte er die religiöse Erziehung seiner Kinder durch die Mutter, auch wenn er gewissermassen nur als Beobachter an ihr teilnahm. Er zählte nicht zu den Wissenschaftlern, die die Existenz einer ausserhalb der Materie liegenden Wirklichkeit kategorisch ausschlossen, und schien einen echten Respekt vor den Grenzen des menschlichen Verstandes zu besitzen. Die Werte, die seine Frau die Kinder lehrte, befürwortete er voll und ganz. Zu ihnen gehörte unter anderem die Achtung vor den Gefühlen und Meinungen anderer, einschliesslich denen seiner Frau. Sie war die Enkelin, Tochter und Schwester von Männern, die ihr Leben der Theologie geweiht hatten, und er wusste, dass sie ihren Glauben ernst nahm und Kindermädchen eingestellt hatte, die ebenfalls gläubig waren. Er war dabei, wenn die Familie unter Leitung der Mutter ihre Andachten hielt und die christlichen Feiertage beging, was nie ohne Kirchenlieder, Bibellesungen und Gebet abging. Sabine berichtet: «In unserer Erziehung standen die Eltern wie eine Mauer zusammen. Es kam nicht vor,

dass einer ‚Hüh‘ und der andere ‚Hott‘ gesagt hätte.»²² Es war eine ausgezeichnete Atmosphäre für den künftigen Theologen in ihrer Mitte.

Paula Bonhoeffers Glaube sprach für sich selbst; er lebte in ihrem Verhalten und zeigte sich in der Art, wie sie andere an die erste Stelle setzte und ihre Kinder dazu anhielt, es ihr gleichzutun. Sabine erinnert sich: «Frömmlerisches kam nie auf, Seelenkramerei gab es nicht. Sie erwartete viel Resolutheit .. .»²³ Das blosse In-die-Kirche-Springen hatte wenig Reiz für sie. Die Idee der «billigen Gnade», die in Dietrichs Denken später eine so grosse Rolle spielen sollte, ging der Sache, wenn auch nicht dem Wort, nach letztlich auf seine Mutter zurück: Glaube ohne Werke ist gar kein Glaube, sondern Ungehorsam. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, spornte Paula Bonhoeffer ihren Sohn respektvoll, aber fest dazu an, sich dafür einzusetzen, dass die Kirche ihren Glauben in die Tat umsetzte, indem sie offen Partei gegen Hitler und die Nazis ergriff.

Es scheint, als hätte die Familie Bonhoeffer das Beste aus zwei Welten geerbt: aus der, wie wir heute sagen würden, konservativen und aus der liberalen, – aus der traditionellen und aus der fortschrittlichen Welt. Emmi Bonhoeffer, die die Familie schon lange vor ihrer Ehe mit Dietrichs Bruder Klaus kannte, erinnert sich: «Die Mutter war zweifellos die spürbare Regentin im Hause, innerlich und äusserlich, aber sie würde nie etwas angeordnet oder organisiert haben, was nicht auch im Sinne des Vaters gewesen und ihn nicht auch gefreut hätte. Kierkegaard unterschied bei den Menschen den moralischen und den musischen Typus. Er hat dieses Haus nicht gekannt. Hier war die harmonische Verschmelzung von beidem.»²⁴ Sabine stellte ihrem Vater folgendes Zeugnis aus:

Seine grosse Toleranz verstellte der Borniertheit den Weg und weitete unser Haus. Er setzte das Gute voraus und erwartete viel, aber seiner Güte und seines gerechten Urteils waren wir immer gewiss. Er besass grossen Sinn für Humor und wusste bei einer Hemmung oft durch einen Spass zu ermutigen. Sein gezügeltes Temperament liess ihn nie ein Wort zu uns sprechen, das nicht ganz

auf uns gerichtet gewesen wäre. Seine Ablehnung der Phrase hat manchen von uns zu Zeiten einsilbig und unsicher gemacht, aber erreicht, dass wir als Heranwachsende an Schlagwörtern, Geschwätz, Gemeinplätzen und Wortschwall keinen Geschmack mehr fanden. Ein Schlagwort oder ein Modewort hätte er selbst nie benutzt.²⁵

Karl Bonhoeffer hielt seine Kinder dazu an, nur dann zu sprechen, wenn sie etwas zu sagen hatten. Schludrigkeit im Reden duldete er genauso wenig wie Selbstmitleid oder Prahlerei. Seine Kinder liebten und ehrten ihn und waren so darauf bedacht, seine Anerkennung zu gewinnen, dass er kaum jemals viel zu sagen brauchte, – oft reichte es, wenn er eine Augenbraue hochzog.

Professor Scheller, ein Kollege, bemerkte einmal über ihn: «So wie ihm alles Masslose, Übertriebene, Undisziplinierte von Grund auf zuwider war, so war an ihm selber alles Beherrschtheit, Einhalten der Form, äusserste Disziplin.»²⁶ Über seinen eigenen Vater schrieb Karl Bonhoeffer: «Von seinem Wesen wünschte ich, dass seine Einfachheit und Wahrhaftigkeit sich auf unsere Kinder vererbte. Niemals habe ich von ihm eine Phrase gehört, er hat wenig gesprochen und war ein grosser Feind von allem Modischen und Unnatürlichen.»²⁷

Der Umzug von Breslau nach Berlin muss der Familie wie der Eintritt in eine andere Welt erschienen Sein. Für viele war Berlin damals das Zentrum des Universums. Seine Universität galt als eine der besten der Welt, die Stadt als intellektuelles und kulturelles Zentrum und die Hauptstadt einer Grossmacht.

Das neue Heim der Familie, an der Brückenallee nordwestlich des Tiergartens, war kleiner als das Haus in Breslau, hatte aber dafür den Reiz, an den Park von Schloss Bellevue anzugrenzen, in dem die Kinder der kaiserlichen Familie spielten. Eines der Bonhoefferschen Kindermädchen – wahrscheinlich Fräulein Lenchen – schien monarchistische Einstellungen zu hegen. Wenn draussen der Kaiser oder Kronprinz in der Kutsche vorbeifuhr, rannte sie mit ihren Schutzbefohlenen aufgeregt hinaus. Die nüchtern-bescheidenen Bonhoeffers hatten für solches Gaffen kein

Verständnis, – als Sabine ganz stolz erzählte, wie einer der kleinen Prinzen zu ihr gekommen war und versucht hatte, sie mit einem Stock zu stupsen, erhielt sie als Antwort nur missbilligendes Schweigen.

In Berlin bekamen die älteren Kinder keinen Hausunterricht mehr, sondern gingen in die nahe gelegene Schule. Das Frühstück nahm man auf der Veranda ein: Roggenbrot, Butter und Marmelade, dazu heisse Milch und manchmal Kakao. Der Unterricht begann um 8 Uhr. Das Mittagessen bestand aus kleinen Wurst- oder Käsebrotpaketen, welche die Kinder im Tornister mit zur Schule nahmen.

1913 begann für den siebenjährigen Dietrich der Unterricht ausserhalb des Elternhauses. Die nächsten sechs Jahre ging er auf das Friedrich-Werder-Gymnasium. Anfangs fiel es ihm schwer, ganz alleine zur Schule zu gehen:

Er mochte den Schulweg nicht allein machen, wobei er eine grosse Brücke zu überqueren hatte, und musste deshalb die erste Zeit hingebraucht werden. Die Begleitung ging dann auf der anderen Seite des Fahrdamms, um ihn nicht vor seinen Kameraden zu beschämen. Schliesslich überwand er diese Angst. Auch der Nikolaus ängstigte ihn stark, und eine gewisse Furcht vor dem Wasser zeigte er an der ‚Angel‘, als wir Zwillinge zusammen das Schwimmen lernen sollten ... Er wurde dann ein sehr guter Schwimmer.²⁸

Dietrich war ein guter Schüler, dem seine Eltern aber auch Grenzen und Leitlinien ganz selbstverständlich vermittelten. Als er acht Jahre alt war, schrieb sein Vater in seinem Silvestertagebuch: «Dietrich macht seine Arbeiten selbständig und ordentlich. Er rauft sich gern und viel.»²⁹ Einmal stürzte er sich auf einen Kameraden, dessen Mutter die Bonhoeffers des Antisemitismus verdächtigte. Eine entsetzte Paula Bonhoeffer versicherte der Frau, dass dergleichen in ihrem Hause nicht geduldet wurde.

Friedrichsbrunn

Von Berlin aus war Wölfelsgrund zu weit. Die Familie verkaufte es also und erstand ein neues Feriendomizil in Friedrichsbrunn im Harz. Es war ein ehemaliges Forsthaus, dessen Schlichtheit die Bonhoeffers bewusst beibehielten. Erst nach dreissig Jahren wurde elektrisches Licht installiert. Sabine erinnert sich:

Die Reise in zwei eigens reservierten Coupés unter der Oberaufsicht von Fräulein Horn war bereits ein Gaudium. In Thaïe warteten auf uns schon Zweispännerwagen, einer für die Kleinsten von uns und die Erwachsenen und einer für das Gepäck. Das grosse Gepäck war meist schon in Rohrplattenkoffern vorausgeschickt, und zwei Hausmädchen waren ein paar Tage vorher heraufgefahren, um das Haus zu putzen und zu heizen.³⁰

Die Jungen liefen immer die sechs Kilometer durch den Wald hinauf. Die Hausverwalter, Herr und Frau Sanderhoff, wohnten in einem Nebenhäuschen auf dem Gelände. Herr Sanderhoff mähte die Wiese, während seine Frau für Holz und Kartoffeln aus dem Garten sorgte.

Die Fräulein Horn fuhren gewöhnlich schon vor den Eltern nach Friedrichsbrunn und nahmen die Kinder mit. Wenn die Eltern dann ankamen, gab es ein grosses Hallo. Manchmal fuhren Sabine und Dietrich mit in dem Pferdewagen zum Bahnhof in Thaïe, um sie abzuholen. «Wir hatten inzwischen ... das Haus mit kleinen Kerzennäpfchen illuminiert, die wir an alle Fenster setzten», erinnert sich Sabine. «So schimmerte das Haus den Heraufkommenden schon von Weitem entgegen.»³¹

In den über dreissig Jahren, die sie Friedrichsbrunn besuchten, hatte Dietrich nur ein schlimmes Erlebnis – 1913, in ihrem ersten Sommer. An einem heissen Julitag ging Fräulein Maria Horn mit den drei Kleinen und Ursula zu einem nahen Bergsee. Fräulein Lenchen kam auch mit. Fräulein Maria schärfte ihnen ein, langsam ins Wasser zu gehen und sich erst abzukühlen, doch Fräulein Lenchen sprang

sofort in den See und schwamm los. In der Mitte des Sees ging sie plötzlich unter. Sabine erinnert sich:

Dietrich bemerkte es zuerst und schrie gellend. Mit einem Blick übersah Fräulein Horn, was geschah, und ich sehe sie noch ihre Uhrkette abwerfen und in ihrem langen Lodenrock, wie sie stand, mit kräftigen schnellen Stößen hineinschwimmen, zurückgewendet zu uns den Befehl rufen: «Keiner geht hinein!» Wir waren sieben Jahre und konnten noch nicht schwimmen, weinten und zitterten und hielten die kleine Susi ganz fest. Wir hörten Hörnchen der Ertrinkenden zurufen: «Tempo machen, Tempo machen!» Wir sahen, wie schwierig es für Hörnchen war, Lenchen zu retten und zurückzuschaffen, die sich erst an ihren Hals hängte, aber bald ohnmächtig war, und wir hörten Hörnchens: «Lieber Gott, hilf, lieber Gott, hilf!», während sie mit Fräulein Lenchen auf dem Rücken zurückschwamm. Das ohnmächtige Lenchen wurde auf die Seite gelegt. Fräulein Horn steckte ihr den Finger in den Hals, um das Wasser herauszubekommen. Dietrich klopfte ihr sorgsam den Rücken, und wir hockten alle um Lenchen. Bald kam sie zu sich, und Fräulein Horn sprach ein langes Dankgebet.³²

Die Bonhoeffer-Kinder brachten auch Freunde mit nach Friedrichsbrunn, wobei während Dietrichs Kindheit sein Freundeskreis vor allem auf die Verwandtschaft beschränkt blieb. Sein Vetter Hans Christoph von Hase kam auf lange Besuche, und gemeinsam spielten sie in Wald und Flur und unternahmen Ausflüge, bei denen sie Walderdbeeren und Pilze suchten.

Dietrich entwickelte sich auch zu einer regelrechten Leseratte:

Sehr gern las Dietrich auf der Wiese unter den Ebereschen in seinen Lieblingsbüchern «Rulaman», der Lebensgeschichte eines Steinzeitmenschen, und «Zäpfel Kern» (Pinocchio), worüber er kolossal lachte und uns gern die ulkigsten Stellen immer wieder vorlas. Er war etwa zehn Jahre, behielt aber einen

Sinn für ausgelassene Komik. Das Buch «Helden des Alltags» erschütterte ihn sehr.* Es waren Erzählungen von jungen Menschen, die durch Tapferkeit, Geistesgegenwart und Selbstlosigkeit Leben gerettet hatten, und diese Erzählungen gingen oft traurig aus. «Onkel Toms Hütte» beschäftigte ihn lange. Auch seine ersten Klassiker las er hier – und des Abends zusammen mit uns in verteilten Rollen.³³

Abends spielten sie manchmal auf der grossen Wiese Völkerball mit den Dorfkindern. Im Haus vergnügten sie sich mit Ratespielen und sangen Volkslieder. Sabine berichtet, wie sie «die Nebel von den Waldwiesen an den Tannen hochschleichen» sahen.³⁴ Wenn es dann dunkel war und der Mond zu sehen war, sangen sie «Der Mond ist aufgegangen»:

Der Mond ist aufgegangen,
 Die goldnen Sternlein prangen
 Am Himmel hell und klar,-
 Der Wald steht schwarz und schweiget,
 Und aus den Wiesen steigt
 Der weisse Nebel wunderbar.

Charakteristisch ist, wie dieses gerade in seiner Schlichtheit tiefsinnige und zugleich dichterisch vollkommene Lied von Matthias Claudius mit der Naturbetrachtung beginnt und zum Abendgebet hinführt:

Gott, lass uns dein Heil schauen,
 Auf nichts Vergänglich's trauen,
 Nicht Eitelkeit uns freun!

* Die Kurzgeschichtensammlung des aus Zürich gebürtigen Heimatschriftstellers Ernst Zahn, «Helden des Alltags» (1906), war zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr verbreitet und erlebte viele Auflagen.

Lass uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

«Hurra, es ist Krieg!»

Im Sommer 1914, als die drei Jüngsten und ihr Kindermädchen schon in Friedrichsbrunn waren, verdüsterten sich die Wolken am politischen Himmel. Österreich-Ungarn hatte am 28. Juli Serbien den Krieg erklärt. Die Eltern riefen ihre Kinder nach Berlin zurück: Die älteren Kinder kamen daraufhin aus Tübingen, wo sie die Ferien bei der Grossmutter verbracht hatten. Die Jüngeren reisten aus Friedrichsbrunn an, sodass am Tage der Kriegserklärung Deutschlands an Russland am 1. August 1914 alle acht zu Hause waren. Sabine erinnert sich,

wie das Dorf gerade sein Schützenfest feierte und unsere Erzieherin uns plötzlich von den schönen, verlockenden Jahrmarktständen und dem Karussell, das noch von einem armen Schimmel gezogen wurde, fortholte, um uns schnellstens zu den Eltern nach Berlin zurückzubringen. Mit Trauer blickte ich auf den entvölkerten Festplatz, auf dem die Krämer hastig ihre Zelte abbrachen. Spät abends drangen noch Lieder und Gejohle der Abschied feiernden Soldaten durch das Fenster. Am Morgen sassen wir nach überstürztem Aufpacken der Erwachsenen im Zuge nach Berlin.³⁵

Zu Hause angekommen, rannte eines der Mädchen ins Haus und rief: «Hurra, es ist Krieg!» Ehe sie sich versah, hatte sie sich dafür eine Ohrfeige eingefangen. Die Bonhoeffers waren zwar keine Pazifisten, aber Kriegsbegeisterung war ihnen fremd.

Damit gehörten sie damals zu einer Minderheit. In den ersten Kriegstagen erfasste die Menschen eine Welle der Begeisterung. Doch am 4. August zogen Wol-

ken am Kriegshimmel auf, als England Deutschland den Krieg erklärte. An diesem Tag ging Karl Bonhoeffer mit seinen drei ältesten Jungen Unter den Linden spazieren. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er: «Die in den Tagen zuvor gesteigerte Mitteilsamkeit der auf den Strassen, vor dem Schloss und vor den Regierungsgebäuden sich bewegenden Menge war einer düsteren Schweigsamkeit gewichen, die ein ausserordentlich bedrückendes Bild ergab.»³⁶ Er fährt fort, dass die ganze Schwere des bevorstehenden Waffengangs plötzlich jedermann deutlich wurde und dass für den, der Augen hatte, mit dem Kriegseintritt Grossbritanniens die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges vorbei war.

Doch im Grossen und Ganzen waren die Jungen begeistert. Dieses Gefühl hielt noch eine Weile an, auch wenn sie sich hüteten, das zu deutlich zu zeigen. Noch war das Wort «Krieg» in Europa nicht in Ungnade gefallen, – das sollte noch vier Jahre dauern. Noch wurde das Motto der Schuljungen «Dulce et decorum est pro patria mori» («Süss und edel ist's, für sein Vaterland zu sterben») frei von Bitterkeit oder Ironie ausgesprochen. Noch lag etwas Romantisches darin, in die Welt seiner Zinnsoldaten einzutauchen, eine Uniform überzustreifen und wie die Helden von einst in den Krieg zu ziehen.

Dietrichs Brüder konnten nicht vor 1917 eingezogen werden, niemand malte sich aus, dass der Krieg so lange dauern würde. Aber sich für den Krieg zu interessieren und wie die Erwachsenen über ihn zu reden – das musste doch wohl möglich sein. Dietrich spielte oft mit seinem Vetter Hans Christoph Soldaten, und als sie im nächsten Sommer wieder in Friedrichsbrunn waren, bat er seine Eltern in einem Brief darum, ihnen Zeitungsartikel über die Entwicklungen an der Front zu schicken. Wie viele Jungen legte er sich eine Karte an, in die er bunte Nadeln steckte, die das Vorrücken der deutschen Truppen markierten.

Die Bonhoeffers waren gute Patrioten, aber der leidenschaftliche Nationalismus der meisten anderen Deutschen war ihnen fremd. Sie bewahrten sich eine nüchterne innere Distanz, die sie auch ihren Kindern beizubringen versuchten. Sabine erinnert sich: «Einmal kaufte Fräulein Lenchen mir eine kleine Brosche, auf der

stand: ‚Nun woll’n wir sie verdreschen.‘ Ich war sehr stolz, als sie vorn an meinem weissen Kragen prangte, aber als ich mittags damit vor meine Eltern trat, sagte mein Vater: ‚Was hast denn du da, komm, gib’s mir mal‘, und es verschwand in meines Vaters Tasche. ‚Woher hast du das denn?‘, fragte Mama, und beide Eltern versprachen mir ein schöneres Bröschchen, das Mama mir aussuchen würde.»³⁷

Dann brach die Kriegswirklichkeit in die heile Welt. Ein Cousin fiel, dann der nächste. Ein dritter verlor ein Bein. Cousin Lothar verlor ein Auge, und eines seiner Beine wurde fast zerquetscht. Dann starb der nächste Vetter. Bis sie zehn Jahre alt waren, schliefen Dietrich und Sabine im selben Zimmer.

Nach dem Abendgebet und -lied lagen sie noch lange im Dunkeln wach und unterhielten sich über den Tod und die Ewigkeit. Sie fragten sich, wie das wohl sei – tot sein und ewig leben. Sie versuchten, der Ewigkeit dadurch näher zu kommen, dass sie angestrengt an das Wort «Ewigkeit» dachten und keinen anderen Gedanken zuließen. «Nach längerer Zeit intensiver Konzentration fühlten wir uns oft schwindlig», berichtet Sabine. «An diesem selbstgewählten Exerzitium hielten wir lange fest.»³⁸

Dann wurden die Lebensmittel knapp. Selbst für die relativ wohlhabenden Bonhoeffers wurde der Hunger zum Thema. Dietrich erwies sich als überaus erfinderisch im Auftreiben von Essbarem. Sein Vater lobte seine Fähigkeiten als «Laufbursche und Verpflegungsrekognoszierer».³⁹ Einmal opferte er sein Taschengeld für den Kauf eines Huhns. Er war begierig, seinen Teil beizutragen, was teilweise damit zusammenhing, dass er nicht hinter seinen älteren Brüdern zurückstehen wollte. Sie waren fünf, sechs und sieben Jahre älter als er und brillant, wie auch seine älteren Schwestern. Aber auf einem Gebiet sollte er sie alle hinter sich lassen: in der Musik.

Mit acht Jahren nahm er seinen ersten Klavierunterricht. Alle Kinder erhielten Musikunterricht, aber Dietrich war der Einzige, der ein solches Talent zeigte. Er konnte tadellos vom Blatt spielen. Er wurde so gut, dass er ernsthaft daran dachte, Musiker zu werden. Mit zehn Jahren spielte er Mozart-Sonaten. Die Möglichkeiten, grosse Musik zu hören, waren in Berlin endlos. Mit elf hörte Dietrich die neunte

Symphonie von Beethoven, gespielt von den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Arthur Nikisch; er schrieb seiner Grossmutter darüber. Er begann schliesslich, selbst zu arrangieren und zu komponieren. Der Vierzehnjährige arrangierte Schuberts Lied «Gute Ruh» aus der *Schönen Müllerin*, das er sehr liebte, als Trio. Im gleichen Jahr komponierte er eine Kantate über Psalm 42,7: «Betrübt ist meine Seele in mir.» Auch wenn er sich schliesslich für die Theologie als Beruf entschied, blieb die Musik sein ganzes Leben hindurch seine grosse Leidenschaft. Sie wurde ein lebendiger Teil seines Glaubens, und er hielt seine Studenten dazu an, sie zu schätzen und ebenfalls zu einem zentralen Aspekt ihres Glaubenslebens zu machen.

Die Bonhoeffers waren eine zutiefst musikalische Familie, und seine ersten musikalischen Erfahrungen sammelte Dietrich an den Musizierabenden, die immer samstags stattfanden. Seine Schwester Susanne erinnert sich:

Um halb acht ass man zu Abend und ging anschliessend in den Salon. Meist begannen die Jungens mit einem Trio: Karl-Friedrich Klavier, Walter Geige, Klaus Cello. Dann begleitete «Hörnchen» meine Mutter zum Singen. Jeder, der Unterricht hatte, musste sich anschliessend produzieren. Sabine lernte Geige, und die beiden grossen Schwestern sangen Duette und auch Schubert-, Brahms- und Beethovenlieder. Dietrich übertraf Karl-Friedrich bald weit am Flügel⁴⁰

Sabine schildert Dietrich als «sehr einfühlsamen Begleiter», der «immer die Fehler des anderen zudecken und ihm jede Beschämung beim Vorspiel ersparen wollte.»⁴¹ Oft war auch seine künftige Schwägerin Emmi Delbrück bei diesen Abenden anwesend:

Dietrich hielt beim Musizieren vom Klavier her alles zusammen, ich kann mich nicht erinnern, dass er je nicht gewusst hätte, wer wo war. Er spielte nie bloss seine Stimme, hörte von vornherein das Ganze, und wenn das Cello vor

Beginn oder zwischendrin gar so lang stimmte, drückte er das Kinn gegen den Hals und liess nicht die leiseste Ungeduld merken. Er war von Natur ritterlich.⁴²

Besonders gern begleitete Dietrich seine Mutter, wenn sie die Gellert-Beethoven-Psalmen sang oder, am Weihnachtsabend, die Cornelius-Lieder. Die musikalischen Samstagabende der Familie wurden viele Jahre fortgeführt, und der Freundeskreis schien immer grösser zu werden. Die Bonhoeffers gaben auch Konzerte zu Geburtstagen und anderen besonderen Anlässen, – sie gipfelten in dem letzten gemeinsamen Konzert Ende März 1943, zu Karl Bonhoeffers fünfundsiebzigstem Geburtstag, als die inzwischen stark angewachsene Familie Walchas Kantate «Lobe den Herrn» aufführte, geleitet von Dietrich am Klavier.

Grunewald

Im März 1916 zog die Familie aus der Brückenallee in ein Haus im Stadtteil Grunewald um, auch dies eines der «besseren» Viertel, in dem viele Professoren wohnten. Die Bonhoeffers lernten viele von ihnen näher kennen, und ihre Kinder unternahmen so oft etwas mit den anderen Kindern in der Nachbarschaft, dass sie einander schliesslich nach und nach heirateten.

Wie die meisten Häuser in Grunewald war auch das der Bonhoeffers in der Wangenheimstrasse 14 gross und von einem ebenfalls grosszügigen Garten umgeben. Es kann gut sein, dass dieser Garten eine Rolle bei der Wahl des Hauses spielte, denn mit ihren acht Kindern, darunter drei heranwachsende Jungen, hatte die Familie im Krieg nie genug zu essen. Sie legte einen grossen Gemüsegarten an und hielt sogar Hühner und Ziegen.

Das Haus war vollgestopft mit Kunstgegenständen und Familienerbstücken. Im Salon hingen Ölporträts der Vorfahren, Seite an Seite mit Radierungen des italienischen Künstlers Piranesi aus dem 18. Jahrhundert und riesigen Landschaften des Urgrossvaters Stanislaus Graf von Kalckreuth, der auch die imposante Anrichte

entworfen hatte, die das Esszimmer beherrschte, – zweieinhalb Meter hoch, erinnerte sie an einen griechischen Tempel: versehen mit Friesen und Schnitzereien und den beiden Säulen unter einem mit Zinnen versehenen Ziergiebel. Dietrich kletterte manchmal auf das gute Stück, um aus der luftigen Höhe das Kommen und Gehen im Esszimmer zu beobachten, dessen Tisch zwanzig Personen Platz bot und dessen Parkettfußboden täglich gebohrt wurde.

In einer Ecke stand auf einem kunstvoll geschnitzten Sockel, in dem das Ofläschchen untergebracht war, eine Büste des berühmten Vorfahren und Theologen Karl August von Hase. Für Paula war er der Grossvater, und «Grossvater» hiess auch das Olschränkchen.

Dietrich Bonhoeffers Kindheit erscheint uns in vielem wie eine Idylle aus vergangenen Zeiten, ein wenig wie die bekannten Familienszenen des schwedischen Künstlers Carl Larsson. Die Bonhoeffers waren, was man so selten findet: eine rundum glückliche Familie. Die Wochen und Monate und Jahre folgten ihrem festen Rhythmus, mit Hausmusik an jedem Samstagabend und immer wieder Geburts- und Feiertagen. 1917 bekam Dietrich eine Blinddarmentzündung und wurde operiert, aber die Unterbrechung war nur kurz und nicht unwillkommen.

Besondere Höhepunkte waren immer die von Paula Bonhoeffer so liebevoll gestalteten Weihnachtsfeste mit ihren Bibellesungen und Liedern, bei denen sich selbst die nicht besonders Religiösen zu Hause fühlten. Sabine erinnert sich:

An den Adventssonntagen waren wir mit ihr [Mutter] zum Weihnachtslieder-singen um den langen Esszimmertisch versammelt. Auch Papa kam dann dazu und las uns die Märchen Andersens und Volkmann-Leanders vor ... Der Weihnachtsabend begann mit der Weihnachtsgeschichte. Man sass im grossen Familienkreis, auch die Mädchen dabei, weissgeschürzt, alle feierlich und erwartungsvoll, bis unsere Mutter zu lesen begann ... sie las das Weihnachtskapitel mit fester, voller Stimme ... Sie stimmte nach der Weihnachtsgeschichte immer

das Lied «Dies ist der Tag, den Gott gemacht» an ... Es wurde dann auch das Licht ausgemacht und im Dunkeln Weihnachtslieder gesungen, bis unser Vater, der lautlos das Zimmer verliess, die Kerzen an der Krippe und dem Baum angezündet hatte. Wenn «das Christkind» geklingelt hatte, durften wir drei Jüngsten vorangehen zu den Lichtern des Christbaums, und dort sangen wir begeistert «Der Christbaum ist der schönste Baum». Erst dann begann die Bescherung.⁴³

Der Krieg kommt nach Hause

Der Krieg tobte durch Europa, und immer öfter gab es nun Gefallene und Verletzte unter Bekannten und Freunden zu beklagen. 1917 erhielten die beiden Ältesten, Karl-Friedrich und Walter, den Einberufungsbefehl. Beide waren 1899 geboren, - jetzt würden sie in den Krieg ziehen. Die Eltern hätten es mit ihren Beziehungen leicht erreichen können, dass sie nicht an der vordersten Front eingesetzt würden, aber beide Söhne wollten dort dienen, wo sie am dringendsten gebraucht wurden – in der Infanterie. Auch zwanzig Jahre später, im nächsten Krieg, würden sich die Kinder der Bonhoeffers durch ihre Tapferkeit auszeichnen – wenn auch auf einem ganz anderen Schlachtfeld.

Die Bonhoeffers hatten ihre Kinder dazu erzogen, das Richtige zu tun, – sollten sie ihnen jetzt ihre selbstlose Tapferkeit ausreden? Die erstaunlichen Worte, die Karl Bonhoeffer 1945, nachdem er vom Tod seiner Söhne Dietrich und Klaus und von zweien seiner Schwiegersöhne erfahren hatte, an seinen Kollegen Paul Jossman schrieb, geben die Haltung der Bonhoeffers in beiden Kriegen wieder: «...sind wir wohl traurig, aber auch stolz auf ihre geradlinige Haltung.»⁴⁴

Nach ihrer Grundausbildung kamen die beiden jungen Bonhoeffers gleich an die Front. Karl-Friedrich nahm seine Physikbücher im Tornister mit. Walter hatte sich seit dem Kriegsausbruch auf diesen Augenblick vorbereitet, durch lange Wan-

derungen mit Extragewicht im Rucksack. Die Lage sah damals noch gut aus für Deutschland – so gut, dass der Kaiser für den 24. März 1918 einen nationalen Festtag ausrief.

Im April 1918 war Walter an der Reihe. Wie sie es immer getan hatten und 25 Jahre später auch für die Generation ihrer Enkel fortführen würden, verabschiedeten die Eltern Walter mit einem Fest. Die ganze Familie versammelte sich um den grossen Tisch, Walter erhielt selbst gefertigte Geschenke, man sagte Gedichte auf und sang eigens für diesen Anlass komponierte Lieder. Der zwölfjährige Dietrich sang ihm zu einem selbst komponierten Klaviersatz das Lied «Nun zu guter Letzt / geben wir dir jetzt / auf die Wandrung das Geleite». Am nächsten Morgen brachten sie Walter zum Bahnhof. Als der Zug abfuhr, lief seine Mutter neben ihm her und rief ihrem Jungen zu: «Uns trennt ja nur der Raum!» Zwei Wochen später starb Walter in Frankreich an einer Schrapnell-Wunde.

Sein Tod veränderte alles. Sabine berichtet:

Ich erinnere mich noch des schönen Maimorgens 1918, der sich plötzlich so schrecklich verdüsterte. Mein Vater war im Begriff, das Haus zu verlassen und in seine Klinik zu fahren, und ich wollte gerade aus der Tür zur Schule, – als aber der Telegrammbote uns zwei Depeschen brachte, blieb ich auf der Diele stehen. Ich sah, wie mein Vater eilig die Blätter öffnete, sehr blass wurde, in sein Arbeitszimmer ging und an seinem Schreibtisch auf den Stuhl sank, vornübergebeugt, beide Arme stützten seinen Kopf, das Gesicht verbargen die Hände ... Einige Minuten später sah ich meinen Vater durch die halbgeöffnete Tür die breite, bequeme Treppe, die er sonst so leicht stieg, am Geländer hinaufgehen in das Schlafzimmer zu meiner Mutter, die noch oben war, und dort blieb er für viele Stunden.⁴⁵

Walter war am 23. April von Granatsplittern getroffen worden. Die Ärzte hatten die Wunde zunächst für harmlos gehalten und der Familie einen beruhigenden Brief

geschrieben. Doch dann entzündete sich die Wunde. Drei Stunden vor seinem Tod diktierte Walter einen Brief an seine Eltern:

Meine Lieben! Heute hatte ich die zweite Operation, die allerdings viel weniger angenehm verlief, weil tiefere Splitter entfernt wurden. Ich musste dann auch hinterher zwei Kampferspritzen, in Abständen natürlich, bekommen, hoffe aber, dass damit der Fall gänzlich erledigt ist. Meine Technik, an den Schmerzen vorbeizudenken, muss auch hier herhalten. Doch gibt es jetzt in der Welt interessantere Sachen als meine Verwundung. Der Kimmelberg mit seinen möglichen Folgen und das uns heute als besetzt gemeldete Ypern gibt uns viel zu hoffen. An mein armes Regiment darf ich gar nicht denken. So schwer waren für dieses die letzten Tage. Wie mag es den anderen Fahnenjunkern gehen? Voll Sehnsucht denkt an Euch, Ihr Lieben, Minute um Minute der langen Tage und Nächte Euer noch so weit entfernter Walter.⁴⁶

Später erhielt die Familie weitere Briefe, die Walter in den Tagen vor seinem Tod geschrieben hatte und die zeigen, wie sehr er auf einen Besuch gehofft hatte. «Ich kann auch heute», schrieb sein Vater viele Jahre später, «nicht ohne Selbstvorwurf daran denken, dass ich nicht trotz der beruhigenden Telegramme mit dem ausdrücklichen Vermerk, dass mein Kommen unnötig sei, doch sofort zu ihm abgereist bin.»⁴⁷

Anfang Mai sorgte ein Vetter, der beim Generalstab war, für die Überführung von Walters sterblichen Überresten nach Hause. Sabine erinnert sich gut an die Beerdigung – «den Leichenwagen mit den schwarz verhängten Pferden und den vielen Kränzen, meine totenblasse Mutter in ein grosses schwarzes Trauertuch gehüllt ..., meinen Vater, meine Verwandten, die vielen stillen, schwarzen Menschen und den Weg zur Kapelle.»⁴⁸ Dietrichs Vetter Hans Christoph von Hase erinnert sich, wie die kleineren Jungen und Mädchen weinten und weinten und dass er Walters Mutter noch nie so viel hatte weinen sehen.

Walters Tod war ein Wendepunkt für Dietrich. Das erste Lied in der Kapelle war «Jerusalem, du hochgebaute Stadt». Dietrich sang es laut und deutlich, wie seine Mutter es immer wünschte, und auch sie sang und sog Kraft aus den Strophen, die von der Sehnsucht des Herzens nach der himmlischen Stadt reden, wo Gott auf uns wartet, um uns zu trösten und alle Tränen abzuwischen. Für den jungen Dietrich waren sie bedeutungsschwer, die Worte:

Propheten gross und Patriarchen hoch,
 auch Christen insgemein,
 alle, die einst trugen des Kreuzes Joch
 und der Tyrannen Pein,
 schau ich in Ehren schweben, in Freiheit überall,
 mit Klarheit hell umgeben, mit sonnenlichem Strahl.

Die Trauerpredigt hielt Dietrichs Onkel Hans von Hase. Anknüpfend an einen Text des Liederdichters Paul Gerhardt, der während des Dreissigjährigen Krieges selbst viel Leid erlebt hatte, sprach er darüber, wie dieses irdische Jammertal nur ein kurzer Augenblick ist gegenüber der Freude in der Ewigkeit bei Gott. Am Ende des Gottesdienstes trugen Walters Kameraden den Sarg durch den Mittelgang, während mehrere Trompeter das Lied spielten, das Paula Bonhoeffer ausgesucht hatte: «Was Gott tut, das ist wohlgetan». Sabine konnte es kaum fassen, dass ihre Mutter dieses Lied gewählt hatte.⁴⁹

Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille, – wie er fängt
 seine Sachen an, will ich ihm halten stille ...

Paula Bonhoeffer nahm diese Verse wörtlich. Aber der Tod ihres lieben Walter war furchtbar für sie. Karl-Friedrich war nach wie vor in der Infanterie, und die unsagbare, aber reale Möglichkeit, dass sie auch ihn verlieren könnten, verdoppelte ihren

50 + BONHOEFFER

Schmerz. Als dann auch der siebzehnjährige Klaus eingezogen wurde, war das zu viel für sie, und sie brach zusammen. Mehrere Wochen konnte sie das Bett nicht verlassen und wohnte bei guten Nachbarn, den Schönes.

Als sie nach Hause zurückkehrte, konnte diese so fähige und starke Frau erst nach einem ganzen Jahr wieder ihre Alltagspflichten wahrnehmen, und erst nach mehreren Jahren war sie wieder ganz sie selbst. In dieser Zeit war Karl Bonhoeffer der Fels der Familie, – doch dauerte es zehn Jahre, bis er wieder sein jährliches Silvestertagebuch schreiben konnte.

Die ersten von Dietrich Bonhoeffer überlieferten schriftlichen Worte finden wir in einem Brief, den er einige Monate vor Walters Tod an seine Grossmutter schrieb. Es war wenige Tage vor seinem (und Sabines) zwölftem Geburtstag, und Walter war noch nicht an der Front, aber bereits in der militärischen Grundausbildung.

Liebe Grossmama!

Komm doch schon am 1. Februar, – dann wärst du doch noch an unserm Geburtstag bei uns. Das wär doch viel netter, wenn du dann hier wärst. Entschliess dich nur ruhig mal rasch und komm doch bitte am 1.

Karl-Friedrich schreibt jetzt öfters. Neulich schrieb er, er habe bei einem Wettlauf, bei dem alle Unteroffiziere aus seiner Kompagnie mitgelaufen sind, den ersten Preis bekommen, – und der Preis bestand aus 5 Mark ...

Sonnabend kommt Walter wieder. Heute kamen von der Ostsee aus Boltenhagen 17 feine Schollen, die wir heute Abend essen ..⁵⁰

Boltenhagen war ein Seebad an der Ostsee, das Dietrich, Sabine und Susanne manchmal zusammen mit den Schwestern Horn besuchten, – ihre Nachbarn, die Schönes, hatten dort ein Ferienhaus.

Im Juni 1918, mehrere Wochen nach Walters Tod, schickten die Eltern Diet-

rich zusammen mit den beiden Fräulein Horn dorthin. Hier konnte er für eine Weile die Trauer vergessen, die in der Wangenheimstrasse herrschte, – er konnte spielen und ein Junge sein. Seinen zweiten Brief schrieb er während dieses Aufenthalts an seine älteste Schwester Ursula:

Am Sonntag um Vi 8 Uhr standen wir auf. Wir frühstückten zuerst ... Darauf liefen wir an die See und bauten uns eine wundervolle Sandburg, dann machten wir einen Wall um den Strandkorb, dann arbeiteten wir weiter an der Festung. Als wir sie aber 4-5 Stunden zum Mittagessen und Vesper allein liessen, war sie ganz und gar vom Meer zerspült, unsere Fahne haben wir aber mit raufgenommen gehabt ... Dann fing es an zu regnen, und dann sahen wir zu, wie die Kühe von Qualmann gemolken wurden.⁵¹

In einem anderen Brief an seine Grossmutter, der am 3. Juli zur Post ging, dringt in die Kinderwelt der Sandburgen und imaginären Schlachten die wirkliche Welt des Todes ein. Dietrich beschreibt, wie zwei Wasserflugzeuge verschiedene Manöver ausführten, bis das eine plötzlich abstürzte:

Aber bald sahen wir eine dicke schwarze Rauchsäule aufsteigen und daran erkannten wir, dass es abgestürzt sei! ... Nun wurde wieder gesucht und gemerkt, dass der eine ganz verbrannt sei, der andre aber herausgesprungen sei und nur eine Wunde an der Hand habe. Nachher kam er und man sah, dass die ganzen Augenbrauen versengt waren ... Neulich nachmittags (Sonntag) haben wir in der Sandburg geschlafen und sind alle ziemlich verbrannt ... Nachmittags müssen wir jetzt immer schlafen. – Hier sind auch noch zwei andere Jungen, einer ist 10, der andere 14 Jahre. Es ist auch noch ein kleiner Judenjunge da ... Gestern Abend ist wieder alles mit Scheinwerfern abgeleuchtet worden, sicherlich wegen Fliegern ... Morgen – am letzten Tag – wollen wir noch eine Guirlande aus Eichenblättern für Walters Grab machen.⁵²

Im September fuhr Dietrich zu seinen von Hase'schen Vettern in Waldau, etwa sechzig Kilometer östlich von Breslau, wo Onkel Hans – Paula Bonhoeffers Bruder – Superintendent des Kirchenbezirks Liegnitz war und in einem Pfarrhaus wohnte. Dietrichs Besuche dort verbanden ihn immer wieder neu mit der mütterlichen Seite der Familie, für die der Beruf des Pastors oder Theologen gerade so normal war wie der des Wissenschaftlers für die Bonhoeffer'sche Seite.

Dietrich verbrachte viele Ferien bei seinem Vetter Hans Christoph («Hänschen»), der ein Jahr jünger war als er. Noch als Erwachsene waren sie Freunde, und Hans Christoph sollte drei Jahre nach Dietrich (1933) als Sloane-Stipendiat am *Union Theological Seminary* in die Fussstapfen seines Vettters treten.

In jenem September hatten die beiden Jungen gemeinsam Lateinunterricht in Waldau. Aber in einem Brief an seine Geschwister beschäftigten Dietrich andere Themen:

Ich weiss nun nicht, ob ich Euch schon geschrieben habe, dass wir Rebhühner gefunden haben und 4 ausgekrochen sind. Zweien haben wir zwar helfen müssen, weil sie nicht herauskamen. Die Glucke, der wir sie untergelegt hatten, zeigt ihnen aber gar nicht, wie sie fressen sollen, und nun wissen wir nicht, wie wir's ihnen beibringen sollen. Ich helfe jetzt öfters mit Hänschen beim Einfahren. Ich «rücke immer vor», das heisst ich lenke die Tiere zu den verschiedenen Puppen [Garben], die aufgeladen werden sollen. Und neulich habe ich sogar ein ganz ordentliches Stück mit einigen Ecken den Wagen gelenkt.

Gestern sind Klärchen und ich geritten. Es war sehr hübsch. – Wir lehnen hier furchtbar oft, und so kommt wenigstens eine ganze Menge zusammen. Heute will ich wieder dreschen und es durch die Sortiermaschine gehen lassen ... Die Obsternte ist hier leider nicht so besonders ... Heute wollen wir nachmittags nach dem Pansdorfer-See rudern gehen.⁵³

Seine jugendhafte Lustigkeit war nie weit entfernt – auch nicht später als Erwachsener, wenn er in grosser Gefahr war – aber er hatte immer auch eine ernste Seite, die jetzt durch Walters Tod und die immer grösser werdende Möglichkeit, dass Deutschland den Krieg verlieren könne, verstärkt zum Vorschein kam. Etwa um diese Zeit begann Dietrich sich zu fragen, ob er Theologie studieren solle. Gegen Ende des Krieges, als der Ruin der Wirtschaft das Land niederdrückte, bewährte er sich weiter als Lebensmittelbeschaffer. Ende September schrieb er an seine Eltern:

Gestern haben wir mein Gelehneses zum Mahlen getragen. Es werden sogar 10-15 Pfund mehr sein, als ich angenommen habe, es kommt darauf an, wie weiss es gemahlen wird ... Bei uns ist das Wetter jetzt prachtvoll, fast die ganze Zeit Sonnenschein. Nächster Tage werden wir die Kartoffeln herausnehmen ... Ich arbeite hier jeden Tag mit Hänschen und Onkel Hans. Da übersetzen wir Latein. Wirst Du nun nach Breslau kommen, liebe Mama, weil doch Karl-Friedrich in Ruhe ist, dann hole mich doch in Waldau ab.⁵⁴

Deutschland verliert den Krieg

Wenn man 1918 als das Jahr betrachtet, in dem Dietrich Bonhoeffer seine Kindheit abstreifte, dann kann man auch vom Jahr sprechen, in dem Deutschland seine Kindheit verlor. Sabine hat die Epoche vor dem Krieg eine Zeit genannt, «in der die damals für immer festgefügt erachtete, durch das Christentum mitgeprägte Ordnung noch behütete Kindheit und Jahre der Geborgenheit bot.»⁵⁵ 1918 änderte sich das alles. Der Kaiser, der für die Autorität von Kirche und Staat gestanden hatte, ja für Deutschland und seine ganze Kultur, dankte ab. Es war ein furchtbarer Schlag.

Die Katastrophe begann im August, als die letzte grosse deutsche Offensive fehlschlug. Die Moral der deutschen Soldaten begann rapide zu bröckeln. Müde, ausgehungert und verbittert auf die Obrigkeit, die sie in ihr Elend geführt hatte, er-

wärmten sich immer mehr für die neuen, revolutionären Ideen, die man sich zuflüsterte. Der damals noch brandneue Kommunismus (die Schrecken Stalins und des Archipels Gulag lagen noch in der Zukunft) gab den Soldaten Hoffnung und einen Schuldigen. Exemplare der verbotenen *Spartakusbriefe*, einer von Rosa Luxemburg herausgegebenen Zeitung, machten die Runde und nährten die Unzufriedenheit. Vielleicht mussten die Soldaten retten, was zu retten war? Hatten sich die russischen Truppen nicht gegen ihre Offiziere aufgelehnt? Bald entstanden die ersten Soldatenräte, die offen ihrem Misstrauen gegen das alte Regime und den Kaiser Ausdruck verliehen.

Im November wurde der Albtraum Wirklichkeit. Deutschland hatte den Krieg verloren. Ein beispielloses Chaos folgte. Noch vor einem halben Jahr hatte das Reich doch kurz vor dem Sieg gestanden! Was war geschehen? Viele suchten die Schuld bei den Kommunisten, die in einem kritischen Augenblick Unzufriedenheit unter den Truppen gesät hätten – der Beginn der berühmten «Dolchstosslegende», die behauptete, der eigentliche Feind im Krieg seien nicht die Alliierten, sondern die probolschewistischen Deutschen gewesen, die die deutschen Siegeschancen von innen zunichte gemacht hätten und deren Verrat viel schlimmer gewesen sei als alle feindlichen Soldaten auf dem Schlachtfeld.

Die Dolchstosslegende verbreitete sich rasch nach dem Krieg und sollte sich besonders bei den Nationalsozialisten und bei Hitler grosser Beliebtheit erfreuen. Hitler fachte die Flammen sehr erfolgreich wieder an, wobei für ihn der Bolschewismus letztlich durch das internationale Judentum ersetzt wurde, – es seien «Die Juden» gewesen, die – zusammen mit den Kommunisten – Deutschland zerstört hätten.

Ende 1918 bildete ein kommunistischer Staatsstreich eine durchaus ernstzunehmende Gefahr. Die Ereignisse in Russland ein Jahr zuvor waren noch in frischer Erinnerung. Die deutsche Regierung, die Deutschland ein ähnliches Schicksal um jeden Preis ersparen wollte, glaubte, Deutschland könne nur überleben, wenn es den Kaiser opferte und ein demokratisches System einführte. Der Preis war hoch,

aber ohne Alternative: Der Kaiser musste abdanken. Die Menschen auf den Strassen forderten es, und die siegreichen Alliierten ebenfalls.

Und so fiel es im November dem berühmten und beliebten Feldmarschall Hindenburg zu, den schwersten aller Gänge auf sich zu nehmen: ins Hauptquartier der deutschen Truppen im belgischen Spa zu reisen und dem Kaiser den Vorschlag seiner Umgebung zu überbringen, er möge freiwillig abdanken.

Es war eine groteske und schmerzliche Aufgabe für den Monarchisten Hindenburg, aber um des Wohles der Nation willen übergab er seinem Kaiser das epochemachende Ultimatum. Als er nach der Unterredung das Konferenzzimmer verliess, stand ein siebzehnjähriger Ordonnanzsoldat aus Grunewald im Flur. Man kann es den Bonhoeffers nicht verdenken, dass sie, nachdem Walter gefallen und Karl-Friedrich noch bei der Infanterie war, für ihren jüngsten Soldaten einen weniger gefährlichen Einsatzort gesucht hatten, – und so war er nach Spa gekommen. Klaus Bonhoeffer sollte den Augenblick, als der gross gewachsene Hindenburg an diesem geschichtsträchtigen Tag «starr wie eine Statue in Gesicht und Haltung» an ihm vorbeiging,⁵⁶ nie mehr vergessen.

Am 9. November sah der Kaiser keine Alternative mehr und dankte ab. In einem Augenblick war das Deutschland der letzten fünfzig Jahre verschwunden. Aber die aufgewühlten Massen auf den Strassen in und um Berlin waren nicht zufrieden. Die Luft roch nach Revolution. Die ultralinken Spartakisten, angeführt von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, hatten das kaiserliche Stadtschloss besetzt und waren drauf und dran, eine Sowjetrepublik auszurufen.

Die Sozialdemokraten hatten zwar im Reichstag eine Mehrheit, doch die konnte schon morgen verloren sein. Draussen vor dem Reichstag brodelten die Massen und verlangten, dass endlich etwas geschah, irgendetwas. Und sie bekamen etwas. Einer der Führer der Sozialdemokraten, Philipp Scheidemann, liess politische Vorsicht Vorsicht sein, öffnete die Tür zum Balkon, trat hinaus und rief kurzerhand, ohne dazu berechtigt zu sein, die deutsche Republik aus.

Aber ganz so einfach war es nicht. Die stürmische Ausrufung der Weimarer Republik war ein denkbar schwacher Beginn für eine demokratische Staatsform. Sie war ein Kompromiss, den niemand wirklich ausgehandelt hatte. Anstatt die tiefen Wunden des staatlichen Gemeinwesens zu heilen, pflasterte er sie nur zu. Die Monarchisten und das Militär versprachen, die neue Regierung zu unterstützen. Sie würden ihr Versprechen nicht halten, sondern sich immer weiter von der Republik distanzieren. Sie würden vor allem Politikern aus dem linken Lager die Schuld an der Niederlage geben. Später würde Hitler die Juden als zusätzlichen Sündenbock brandmarken.

Eineinhalb Kilometer vom Reichstag entfernt hatten die Kommunisten das Stadtschloss besetzt und waren nicht dazu bereit, sich zu ergeben. Sie traten nach wie vor für den Bolschewismus ein, und zwei Stunden nach Scheidemanns Ausrufung der «deutschen Republik» vom Balkon des Reichstags öffnete Liebknecht eines der Fenster im Stadtschloss und proklamierte eine «freie sozialistische Republik». Und so begann mit zwei Fenstern, die sich in zwei historischen Gebäuden öffneten, ein vier Monate währender Bürgerkrieg: die Novemberrevolution.

Die Armee konnte schliesslich die Ordnung wiederherstellen. Die Kommunisten wurden besiegt, Luxemburg und Liebknecht ermordet. Die Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 ergab keine klaren Mehrheiten. Der Kampf zwischen den politischen Kräften sollte noch jahrelang andauern und Deutschland teilen und schwächen, bis 1933 ein Fanatiker aus Österreich die Macht an sich riss und jede Opposition ausschaltete.

Im Mai 1919, als die Menschen in Deutschland gerade wieder Hoffnung schöpften auf eine Zukunft, mit der sie leben konnten, traf sie der härteste Schlag. Am 7. Mai übergaben die Alliierten den Deutschen die Friedensbedingungen, auf die sie sich in Paris unter Ausschluss der Vertreter der besiegten Mächte geeinigt hatten. Die Deutschen waren schockiert. Sie hatten geglaubt, dass das Schlimmste hinter ihnen lag. Hatten sie nicht alles getan, was die Sieger verlangt hatten? Hatten sie nicht den Kaiser abgesetzt und die Kommunisten ausgeschaltet? Stand die neue Regierung der politischen Mitte nicht für politische Ideen der Systeme der USA,

Englands, Frankreichs und der Schweiz? Was mehr konnte man von ihnen erwarten? *Viel* mehr, wie sich jetzt herausstellte.

Der Vertrag verlangte von Deutschland die Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich, territoriale Zugeständnisse an Belgien und Dänemark sowie die Aufgabe sämtlicher Überseekolonien. Dazu kamen schwindelerregende Reparationsleistungen in Gold, Schiffen, Holz, Kohle und Vieh. Doch als besonders demütigend wurden drei Forderungen empfunden: erstens die Abgabe Westpreussens an Polen, womit Ostpreussen vom Rest des Reiches abgeschnitten war; zweitens die Übernahme der alleinigen Kriegsschuld und drittens die faktische Zerschlagung des deutschen Militärs. Jede einzelne dieser Forderungen war schon schlimm genug; zusammen sorgten sie für lähmendes Entsetzen.

Der Aufschrei in Deutschland war gross. Dieser «Vertrag» war unerträglich. Er kam einem Todesurteil über die Nation gleich (was er auch werden sollte). Aber es gab keine andere Wahl, als ihn und die tiefe Demütigung, die er Deutschland brachte, anzunehmen. Scheidemann, der vom Balkon des Reichstags aus die deutsche Republik ausgerufen hatte, verfluchte die Hand, die diesen Vertrag unterzeichnen würde. Doch schliesslich wurde er unterzeichnet.

Wie alle deutschen Familien verfolgten auch die Bonhoeffers die Ereignisse mit grösster Aufmerksamkeit. So nah am Zentrum von Berlin blieb ihnen auch gar keine andere Wahl. Eines Tages brachen keinen Kilometer entfernt, am Bahnhof Halensee, Kämpfe zwischen Kommunisten und Regierungstruppen aus. Dietrich schrieb, mit der ganzen Begeisterung eines Dreizehnjährigen, der ganz nah dran am Geschehen ist, an seine Grossmutter:

Das war aber gar nicht so gefährlich. Wir haben zwar sehr genau hören können, da es ja in der Nacht war. Die ganze Geschichte dauerte etwa eine Stunde. Dann waren diese Kerle abgeschlagen. Aber um 6 Uhr morgens haben sie es noch einmal versucht, aber sie haben sich auch da blutige Köpfe geholt. Heute

früh hörten wir Artillerie-Feuer; wir wissen noch nicht, wo es gewesen ist. Augenblicklich bumst es wieder, aber scheint's nur aus der Ferne.⁵⁷

Doch Dietrich beschäftigten andere Sorgen. Seine Mutter war immer noch nicht über Walters Tod hinweggekommen. Im Dezember 1918 schrieb er seiner Grossmutter: «Mama geht es nun schon ein ganzes Ende besser. Morgens fühlt sie sich zwar noch immer sehr schwach, aber nachmittags wieder ganz ordentlich. Leider isst sie noch ziemlich wenig.»⁵⁸ Und einen Monat später: „Der Mama geht es schon wieder ganz ordentlich trotz dieser Unruhen. Sie hat mal eine Zeit lang bei Schöne's gegenüber gewohnt. Seitdem geht es ihr bedeutend besser.»⁵⁹

Im gleichen Jahr wechselte Dietrich vom Friedrich-Werder-Gymnasium in das exklusive Grunewald-Gymnasium. Er hatte bereits beschlossen, Theologie zu studieren, war aber noch nicht bereit, dies laut zu sagen. Der dreizehnte Geburtstag war ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg von der Kindheit in das Erwachsenenleben. Die Zwillinge bekamen ihren ersten Tanzunterricht, und zu Silvester durften sie zum ersten Mal zusammen mit den Grossen aufbleiben. Sabine erinnert sich, wie

gegen elf Uhr das Licht gelöscht, heisser Punsch getrunken und die Lichter am Baum angezündet wurden. Waren wir alle versammelt, las uns unsere Mutter den 90. Psalm: «Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für ... « Die Kerzen wurden kürzer und die Schatten des Baumes länger, und mit dem Ausklingen des Jahres sangen wir dann das Sylvesterlied Paul Gerhardts: «Nun lasst uns gehn und treten mit Singen und mit Beten, zum Herrn, der unserm Leben bis hierher Kraft gegeben.» Wenn alle Verse verklungen waren, läuteten die Glocken schon das neue Jahr ein.⁶⁰

Das gesellschaftliche Leben in Grunewald war besonders für die Kinder, von der jetzt elf Jahre alten Susanne bis zum einundzwanzigjährigen Karl-Friedrich, über-

aus reich. Noch hatte keines von ihnen geheiratet, aber es gab einen festen Freundeskreis. Emmi Delbrück, die später Klaus heiratete, erinnert sich:

Später kamen dann die Feste und Tanzereien, bei denen Witz und Phantasie Triumphe feierten, dazwischen das Schlittschuhlaufen auf den Seen bis in die Dunkelheit – beiden Brüdern waren Eiswalzer und Eissprünge elegante Selbstverständlichkeiten, die einfach mitrissen –, und im Sommer die Abendspaziergänge in den Grunewald zu vier oder fünf Paaren mit Dohnanyis, Delbrücks und Bonhoeffers. Natürlich gab es auch hin und wieder Klatsch und Ärger, aber solche Dinge wurden immer sehr rasch sauber ausgekehrt, und es war soviel Linie, so eindeutiger Geschmacksmassstab, so intensives Interesse auf den verschiedenen Sachgebieten da, dass mir diese ganze Jugendzeit wie ein ungeheuer verpflichtendes Geschenk erscheint und wohl mehr oder weniger bewusst von allen so empfunden wurde.⁶¹

Bonhoeffer entscheidet sich für die Theologie

Erst 1920, als er vierzehn wurde, begann Dietrich davon zu sprechen, er wolle Theologe werden. Es brauchte Mut, sich in der Bonhoeffer-Familie so zu «outen». Mochte sein Vater den Berufswunsch respektieren, auch wenn er ihn nicht richtig fand – seine Geschwister waren jedenfalls anderer Meinung. Sie waren alle hochintelligent, und die meisten äusserten sich ablehnend, ja oft spöttisch über diese Flausen im Kopf des kleinen Bruders. Sie zogen ihn überhaupt gerne auf, auch bei weitaus unwichtigeren Dingen. So bogen sie sich vor Lachen, als er mit gerade einmal elf Jahren den Titel eines Stücks des grossen Friedrich Schiller falsch aussprach. Dass er in diesem Alter bereits Schiller las, hielt man für selbstverständlich.

Emmi Bonhoeffer blickt zurück und erinnert sich an die damalige Atmosphäre in der Familie:

Äussere und innere Distanz ohne Kühle, Interesse ohne Neugier – so etwa war seine [Dietrichs] Linie ... Gerede war ihm unerträglich. Er spürte mit Sicherheit, ob es dem Andern ernst war.

Ich glaube, dass allen Bonhoeffers eine hohe Empfindlichkeit gegen alles geistig Gespreizte, Hochgeschraubte eingeboren und durch Erziehung noch gesteigert worden ist. Auf jeden Anflug aus dieser Richtung reagierten sie allergisch, da wurden sie unduldsam bis zur Ungerechtigkeit. Während man bei uns Hemmungen hatte, etwas Banales zu sagen, hatte man bei Bonhoeffers Hemmungen, etwas Interessantes zu sagen, aus Angst, es könnte als doch nicht so interessant entlarvt und der Anspruch belächelt werden. Dieses Belächeltwerden vom Vater hat die weicheren Naturen wohl oft verletzt, die starken hat es geschliffen ... Im Hause Bonhoeffer lernte man, sich seine Fragen oder Bemerkungen sehr genau zu überlegen. Peinlich war das fragende Hochziehen der linken Augenbraue des Vaters, erlösend, wenn es von einem freundlichen Lächeln begleitet war, vernichtend, wenn der Ausdruck ernst blieb. Im Grunde aber wollte der Vater nie vernichten. Das spürte man auch.⁶²

Als Dietrich seinen Berufswunsch «Theologe» geäußert hatte, begannen die anderen, ihn mit Fragen zu löchern:

Man fragte ihn gern Dinge, die einen Umtrieben, z.B. wie das eigentlich mit der Überwindung des Bösen durch das Gute sei, wie mit der linken Backe, ob man diese auch dem Frechen hinzuhalten von Jesus angewiesen sei und hundert andre Dinge, in denen sich jeder junge Mensch festfährt, wenn er sich der rauhen Wirklichkeit gegenübergestellt sieht. Seine Antwort war dann oft eine Gegenfrage, die weiter führte, als eine bündige Antwort geführt hätte, z.B.: «Glaubst Du, dass Jesus die Anarchie gewollt hat? Ist er nicht mit dem Prügel in den Tempel gegangen und hat die Händler rausgeworfen?» Er war selbst ein Fragender.⁶³

Dietrichs Bruder Klaus hatte sich für die Juristerei entschieden und wurde später Rechtsanwalt und Syndikus der Deutschen Lufthansa. Als er dem kleinen Bruder vorhielt, was für ein «kleinbürgerliches, langweiliges und schwächliches Gebilde» die Kirche sei, schoss Dietrich zurück: «Dann werde ich eben diese Kirche reformieren!»⁶⁴ – eine Antwort, die wohl vor allem den Bruder in die Schranken weisen sollte, – vielleicht war sie auch eher spasshaft gemeint, weil bei Bonhoeffers nicht geprahlt wurde. Doch seine Worte würden sich in noch ungeahnter Weise bewahrheiten.

Am wenigsten erfreut von Dietrichs Berufsziel zeigte sich sein Bruder Karl-Friedrich, damals bereits ein vielversprechender Wissenschaftler. Er meinte, dass Dietrich im Begriff stand, aus der wissenschaftlich überprüfbaren Realität in den Nebel der Metaphysik zu flüchten. In einem ihrer Streitgespräche darüber sagte Dietrich: «Dass es einen Gott gibt, dafür lass ich mir den Kopf abschlagen.»

Gerhard von Rad, ein Freund, der Dietrich von seinen Besuchen im Haus seiner Grossmutter in Tübingen her kannte, kommentiert, dass es damals «eine grosse Seltenheit war, wenn sich ein junger Mann aus dieser akademischen Oberschicht zum Studium der Theologie entschloss. Das Theologiestudium und der Theologiestand waren damals in diesen Kreisen nicht sehr angesehen. Die Theologenschaft stand akademisch und ‚gesellschaftlich‘ an den Universitäten überhaupt etwas abseits – es herrschte eine in ständischer Hinsicht noch deutlicher gegliederte Zeit.»⁶⁵

Obwohl die Bonhoeffers keine Kirchgänger waren, liessen sie alle ihre Kinder konfirmieren. Mit vierzehn Jahren kamen Dietrich und Sabine in den Konfirmandenunterricht von Pastor Hermann Priebe in der Grunewaldkirche. Paula Bonhoeffer schenkte Dietrich zu seiner Konfirmation im März 1921 die Bibel seines gefallenen Bruders Walter. Für den Rest seines Lebens gebrauchte er sie bei seinen täglichen Andachten.

Dietrichs Entschluss, Theologie zu studieren, stand fest. Doch seine Eltern waren sich nicht sicher, ob dies der beste Weg für ihn sei. Er war musikalisch so begabt: Ob er nicht doch noch diese Richtung einschlagen wolle? Damals lehrte der

berühmte Pianist Leonid Kreutzer an der Berliner Hochschule für Musik.⁶⁶ Die Bonhoeffers liessen Dietrich vorspielen. Kreutzers Urteil war nicht eindeutig, und noch im selben Jahr wählte Dietrich Hebräisch als Wahlfach im Gymnasium. Vielleicht war dies der Punkt, an dem er sich unwiderruflich für Theologie entschied.

Im November 1921 ging der Fünfzehnjährige in die erste Evangelisationsversammlung seines Lebens. Heilsarmeegeneral Bramwell Booth hatte schon vor dem Krieg in Deutschland gewirkt. 1919 hörte er von dem Hunger in Deutschland, der vor allem unter den Kindern herrschte, und es gelang ihm, an den offiziellen Kanälen vorbei Milch an deutsche Kinder zu verteilen. Er spendete ausserdem fünftausend englische Pfund (damals ein Vermögen) für Hilfsaktionen zugunsten der Not leidenden deutschen Bevölkerung.

Zwei Jahre danach kam Booth nach Berlin, wo er mehrere Evangelisationsversammlungen hielt. Tausende kamen, darunter viele vom Krieg zerbrochene Soldaten. Sabine erinnert sich, dass Dietrich sehr «drängte ... daran teilzunehmen. Er war dann offensichtlich der Jüngste, aber sehr interessiert. Die Freude auf Booth's Gesicht hatte ihn beeindruckt, und er berichtete auch von den Mitgerissenen und den Bekehrungen.»⁶⁷ Einen Teil von ihm zog es mit Macht zu dem, was Booth da machte, aber er würde etwas Ähnliches erst wieder in zehn Jahren erleben, in der *Abyssinian Baptist Church* in New York City.

Die Unruhen der jungen Weimarer Republik waren nie weit entfernt, vor allem in Berlin. Besonders nahe kamen sie, als Bonhoeffer sechzehn war. Am 25. Juni 1922 schrieb er Sabine, wie er nach der dritten Stunde in die Schule ging: «... kaum war ich da, da hörte man im Hofe ein eigentümliches Knallen. Es war die Ermordung Rathenaus – kaum 300 Meter von uns entfernt. Ein Schweinevolk von Rechtsbolschewisten ... Bei uns in Berlin ist eine wahnsinnige Aufregung und Wut. Im Reichstag prügeln sie sich.»⁶⁸ Walter Rathenau, ein politisch gemässigter Jude, verhandelte als Aussenminister die Höhe der deutschen Reparationsleistungen an die Alliierten. Dies, sowie die Tatsache, dass er Jude war, machte ihn in den Augen der

extremen Rechten zu einem «Erfüllungsgehilfen» der Feinde Deutschlands. Er wurde am 24. Juni 1922 auf dem Weg in sein Büro in der Wilhelmstrasse, das in der Nähe von Bonhoeffers Schule lag, erschossen. Elf Jahre später liess Hitler die Mörder zu Nationalhelden erklären und erhob den 24. Juni zum Gedenktag an das Attentat.

Peter H. Olden, ein Mitschüler Bonhoeffers, schreibt: «Ich erinnere mich an die Schüsse, die wir während des Unterrichts hörten ... Ich erinnere mich auch noch des leidenschaftlichen Entrüstungsausbruches meines Freundes Bonhoeffer, des spontanen und tiefen Ärgers ... ich erinnere mich, dass er fragte, wo es denn mit Deutschland hinkommen solle, wenn man ihm seine besten Führer ermordete. Ich erinnere mich daran, weil ich es bewunderte, dass man so genau wissen konnte, wo man stand.»⁶⁹

Bonhoeffer war in einer gesellschaftlichen Elite gross geworden, in der viele Freunde der Familie Juden waren. An jenem Morgen waren in seiner Klasse mehrere Kinder bekannter jüdischer Familien, – eines davon war Rathenaus Nichte.

Ein paar Wochen später schrieb er seinen Eltern über eine Zugfahrt nach Tübingen: «Der eine Mann fing wirklich, kaum, dass er ins Coupée gekommen war, an zu politisieren und zwar wirklich ganz borniert rechts.»⁷⁰ Dietrich fügte noch hinzu, nur sein Hakenkreuz hätte der vergessen.

2. KAPITEL

TÜBINGEN

1923

Schon seit meinem 13. Lebensjahr war mir mein späteres Studium der Theologie klar

DIETRICH BONHOEFFER

Ein «Igel» in den Fussstapfen des «Alten Herrn»

Das Jahr 1923 brachte grosse Veränderungen für die Bonhoeffers, unter anderem die erste Heirat unter den Kindern. Die älteste Tochter Ursula ehelichte Rüdiger Schleicher, einen brillanten Juristen. Sein Vater war ein Freund und ehemaliger Kommilitone Karl Bonhoeffers aus seiner Tübinger Zeit gewesen. Auch Rüdiger studierte dort. Er war ein Mitglied der «Igel», einer studentischen Verbindung, zu der auch Karl Bonhoeffer gehört hatte. Er lernte seine zukünftige Frau kennen, als er in Berlin Karl Bonhoeffer als «Altem Herrn» der «Igel» einen Besuch abstattete.

Auch Maria Horn heiratete 1923. Richard Czeppan war ein beliebter Studienrat für klassische Sprachen am Grunewald-Gymnasium, der schon seit Jahren nicht aus dem Leben in der Wangenheimstrasse 14 wegzudenken war. Er hatte Klaus unterrichtet, spielte auf Familienfesten oft Klavier und war 1922 mit Dietrich durch Mecklenburg gewandert.

Karl-Friedrich wurde 1923 Assistent am renommierten Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie, wo er bald zwei Molekülzustände von Wasserstoffatomen nachweisen und voneinander trennen und so die intellektuelle Messlatte für seine ehrgeizigen Geschwister noch höher legen würde. Sein Erfolg als

brachte ihm Einladungen von Spitzenuniversitäten in der ganzen Welt ein, darunter auch aus den USA. Sein Besuch dort sollte den Weg für Dietrichs Amerikareise einige Jahre später ebnen.

Und schliesslich ging Dietrich 1923 aus dem Elternhaus, obwohl in dieser so eng zusammengewachsenen Familie niemand wirklich «ging». Schon ein paar Jahre später zogen Christine und ihr Mann in ein Haus gegenüber ihren Eltern, und in den Dreissigerjahren zogen Ursula und Rüdiger direkt neben Ursulas Eltern in Charlottenburg. Besuche, Gegenbesuche und Telefonate waren so zahlreich, dass Dietrichs Freunde ihn damit aufzogen. Bereits 1924 sollte Dietrich nach Berlin zurückkehren, um dort weiter zu studieren und zurück ins Elternhaus zu ziehen. Einen grossen Teil der nächsten zwanzig Jahre würde er unter dem Dach seiner Eltern wohnen, bis zu seiner Verhaftung 1943. Und doch: Sein Studium in Tübingen war für seine Lieben ein einschneidendes Ereignis.

Ende April fuhr er zum Sommersemester nach Tübingen, begleitet von seiner Schwester Christine, die ebenfalls dort studierte. Die beiden wohnten bei der Grossmutter, Julie Bonhoeffer, die in der Neckarhalde 38 über dem Fluss wohnte. Die Eltern kamen oft zu Besuch. Bethge kommentiert: «Dennoch blieb er so fest im Familienkreise verwurzelt, wie das bei seinen Mitstudenten kaum üblich war. So gab es nur wenig, was er jetzt nicht erst recht mit den Eltern beraten hätte, ehe er seine eigenen Entschlüsse fasste.»⁷¹ Es war seit Karl Bonhoeffer Familientradition, dass die Bonhoeffers ihr Studium mit einem Jahr in Tübingen begannen, – Bonhoeffers Schwester Christine studierte derzeit Biologie in der Neckarstadt.

Dietrich folgte also den Fussspuren seines Vaters und trat der Studentenverbindung «Igel» bei. Der «Igel» war 1871 gegründet worden, im gleichen Jahr wie das Deutsche Reich, das nach dem Deutsch-Französischen Krieg die fünfundzwanzig deutschen Staaten und das neu hinzugewonnene Elsass-Lothringen unter der Führung Preussens vereinigte. Fast fünfzig Jahre lang sollte dieses Reich unter der Hohenzollern-Dynastie mit Kaiser Wilhelm I. und später Wilhelm II. bestehen. Der Kaiser war gegenüber den Oberhäuptern der übrigen Staaten offiziell der Erste un-

ter Gleichen, auch wenn er grosse Vollmachten besass und den Vorsitz im Bundesrat innehatte. Reichskanzler war (bis 1890) Otto von Bismarck, der als der «Eiserne Kanzler» bekannt wurde. Die «Igel» waren grosse Patrioten, aber nicht so nationalistisch oder militaristisch wie manche anderen Verbindungen. Ihre Werte entsprachen ziemlich denen der politisch moderaten Bonhoeffers, sodass Dietrich der Eintritt nicht schwerfiel. Er blieb jedoch unter seinen Brüdern der einzige «Igel».

Die «Igel» trugen Mützen aus Igelfellen. Mit ihren Farben – Hell-, Mittel- und Dunkelgrau – drehten sie den anderen Burschenschaften, die sämtlich ein Faible für farbenfrohe Mützen und «Schmisse» hatten, eine Nase. Der «Igel» war in seinen Gründerjahren und dann wieder ab 1920 eine nichtschlagende Verbindung.*

Die Bonhoeffers waren auch viel zu selbstbewusst, um ihr Selbstwertgefühl in Duellen zu suchen, und sie waren weder Ultrationalisten noch Monarchisten. Aber Patrioten waren sie, sodass sie den Nationalstolz der «Igel» nicht unattraktiv fanden. Karl Bonhoeffer hat sich immer gerne an die Stunden bei den «Igel» erinnert, freilich mit Ausnahme des Gruppenzwangs, fleissig zu trinken. Zu seiner Zeit waren die meisten «Igel» politisch in der Mitte angesiedelt und hielten es mit dem alten, liberal eingestellten Kaiser und der Politik Bismarcks. Ihr burgähnliches Quartier lag auf den Höhen über der Stadt.

Jahre später beschrieb ein Mit-»Igel» Dietrich als selbstbewusst und weltoffen, als körperlich gewandt und zäh. «Er hatte schon damals einen klaren Blick für das Wesentliche und den starken Drang, allen Dingen auf den Grund zu gehen ...

* In den «schlagenden» Verbindungen waren Zweikämpfe mit einer Hiebwaaffe mit gerader Klinge üblich. Mit echten Duellen hatten sie wenig zu tun, – Rumpf und Arme waren gut geschützt, nicht aber das Gesicht, denn der Sinn der antiquierten Übung bestand darin, einen «Schmiss» (Narbe) im Gesicht zu bekommen. Eine von Schmissen verunzierte Wange oder Nase galt im Deutschland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in manchen Kreisen als Beweis von Männlichkeit und Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Elite – so sehr, dass mancher Student, der seine Schmisse nicht in einem Duell erwerben konnte, seine Zuflucht zu anderen, weniger akzeptierten Methoden nahm.

Er konnte andere auf feine Art necken und hatte viel Humor. Er war nicht eitel und vertrug Kritik.»⁷²

Für Deutschland war 1923 ein katastrophales Jahr. Die Inflation, die vor zwei Jahren eingesetzt hatte, ging in den freien Fall der Reichsmark über, bis man für ein Brot Millionen zahlen musste. Und das war noch nicht alles. Das Reich war unfähig, den Zahlungsverpflichtungen unter dem Versailler Vertrag nachzukommen. Als es 1922 um Zahlungsaufschub bat, lehnten die Franzosen dies als durchsichtigen Trick ab. Aber es war kein Trick, und Deutschland geriet alsbald in Verzug. Die Franzosen besetzten daraufhin das Ruhrgebiet. Der folgende wirtschaftliche Zusammenbruch liess die Zustände von ein paar Monaten zuvor bald als gute alte Zeit erscheinen. Anfang November 1923 bekam man für einen Dollar 4,2 Billionen Papiermark.

Am 8. und 9. November versuchte Adolf Hitler die Gunst der Stunde mit seinem Putschversuch in München zu nutzen, um zunächst in Bayern die Macht an sich zu reißen – zu früh, wie sich zeigte, – der Aufstand wurde niedergeschlagen und Hitler zu fünf Jahren Festungshaft in Landsberg am Lech verurteilt, die er zum Schreiben des ersten Bandes seines Buches *Adem Kampf* und für die Planung seiner nächsten Schritte nutzte.

Ende 1923 bekam Karl Bonhoeffer eine Lebensversicherung ausbezahlt. Mit den 100'000 Reichsmark, für die er Jahrzehnte eingezahlt hatte, konnte man jetzt nur noch eine Flasche Wein und ein Körbchen Erdbeeren kaufen. (Als das Geld dann da war, reichte es nur noch für die Erdbeeren.) Es war ein Segen, dass Karl Bonhoeffer viele Patienten aus dem Ausland behandelte, die ihm seine Honorare in ihrer eigenen Währung bezahlten. Im Oktober schrieb Dietrich aus Tübingen, dass eine Mahlzeit jetzt eine Milliarde Mark koste. Er wolle gerne sein Essen auf zwei oder drei Wochen im Voraus bezahlen, aber: «Soviel Geld habe ich nun natürlich nicht vorrätig. Für Brot habe ich 6 Milliarden geben müssen.»⁷³

Ein neues Mitglied der «Igel» wurde *Fuchs* genannt, nach dem griechischen Dichter Archilochos, der einmal erklärte, dass der Fuchs viele kleine Dinge weiss,

aber der Igel eine grosse Sache.⁷⁴ Jeder Fuchs musste für das *Fuchsbuch* der Verbindung einen kurzen Lebenslauf verfassen, so auch Bonhoeffer:

Lebenslauf

Am 4. Februar 1906 erblickte ich mit meiner Zwillingschwester zum erstenmal in Breslau das Licht der Welt als Sohn des damaligen Universitätsprofessors Alter Herr Karl Bonhoeffer und meiner Mutter, geb. von Hase. Mit 6 Jahren verliess ich Schlesien, und wir zogen nach Berlin, wo ich in das Friedrich-Werder'sche Gymnasium eintrat. Durch unseren Umzug in den Grunewald kam ich in die dortige Schule, wo ich Ostern 1923 das Abitur bestand.

Schon seit meinem 13. Lebensjahr war mir mein späteres Studium der Theologie klar. Nur die Musik machte mich in den letzten zwei Jahren noch schwankend. Mein erstes Semester studiere ich hier in Tübingen, wo ich dann auch den üblichen Schritt jedes Altherrensohnes unternahm und Igel wurde. Zum Leibburschen wählte ich mir hier Fritz Schmid; mehr Vorteilhaftes habe ich über mich nicht zu bemerken.

Dietrich Bonhoeffer⁷⁵

«... heute bin ich nun schon Soldat»

Der Versailler Vertrag traf Deutschland auch deswegen so hart, weil er die Wehrpflicht verbot. Deutschland war nur noch eine Berufsarmee von 100'000 Heeres- und 15'000 Marinesoldaten erlaubt. Dies kam einer Einladung zum nationalen Selbstmord gleich.

So konnte Russland praktisch jederzeit das Land von Osten her überrollen. Oder eine radikale Gruppe (und es gab gleich mehrere Kandidaten) konnte von innen heraus die Macht ergreifen, was beim Hitlerputsch 1923 gut hätte passieren können. Deutschland brauchte ein einsatzbereites Militär, was die Alliierten ihm

jedoch nicht zugestanden. Die Deutschen suchten folgerichtig nach Möglichkeiten, das wachsame Auge der Alliierten Kontrollkommission zu umgehen. Eine Möglichkeit war die heimliche militärische Ausbildung von Studenten während des Semesters. Die so gebildeten Freiwilligenverbände auf Zeit waren auch als «Schwarze Reichswehr» bekannt. Im November 1923 kam Dietrich an die Reihe.

Seine Ausbildung dauerte zwei Wochen und fand in Ulm statt. Viele «Igel» und andere Burschenschaftler beteiligten sich. Bonhoeffer hatte keine grossen Bedenken, wollte aber doch die Zustimmung seiner Eltern einholen, und so schrieb er ihnen am Abend vor seiner Fahrt nach Ulm einen Brief:

Der Zweck ist nur, vor der Einsetzung der Kontrollkommission noch möglichst viel auszubilden. – Da tägliche Kündigung besteht, ausserdem alle Igel bis ins 7. Semester mitgehen und es Schwierigkeiten gäbe, wenn gleich anfangs einer weniger als angemeldet hinkäme, habe ich gesagt, ich würde fürs erste, bis Euer Bescheid kommt, d.h. ungefähr Dienstag mitgehen, falls Ihr nun aber was Bestimmtes dagegen haben würdet, zurückreisen.

Ich selbst fand am Anfang ja, es habe vielleicht noch Zeit und es sei richtiger, sein Semester nicht zu zerreißen, glaube aber jetzt doch, dass es je eher, je besser ist, dass man die Sache hinter sich bringt, um für kritische Lagen ein gesichertes Gefühl zu haben, mithelfen zu können.

Grossmama ist traurig, 14 Tage allein sein zu müssen, meint aber auch, ich solle das nur machen.⁷⁶

Zwei Tage später schrieb er:

... heute bin ich nun schon Soldat. Wir wurden gestern gleich, als wir ankamen, eingekleidet und kriegten unsere Sachen. Heute bekamen wir Granaten und Gewehre. Bis jetzt haben wir allerdings noch nichts getan als Bett bauen und wieder abreißen, aber morgen beginnt der Dienst.⁷⁷

70 + BONHOEFFER

Und wieder vier Tage später:

Bisher ist die Ausbildung noch gar nicht sehr anstrengend. Täglich etwa 5 Stunden Exerzieren, Schiessen, Turnen und 3 Instruktion und anderes. Die übrige Zeit ist frei.

Wir wohnen zu 14 im Zimmer ... Bei der Untersuchung sind nur meine Augen schlecht weggekommen, ich muss wohl zum Schiessen eine Brille tragen. Der Gefreite, der uns ausbildet, ist sehr gutmütig und nett...⁷⁸

Selbst das Essen fand Bonhoeffer ordentlich. In der zweiten Woche schrieb er Sabine:

Wir hatten Geländeübung mit Sturmangriffen und solchen Dingen. Besonders scheusslich ist das Hinwerfen auf dem gefrorenen Acker mit Gewehr und Tornister. Morgen haben wir grosse Marschübung mit voller Ausrüstung und am Mittwoch Bataillonsmanöver. Und dann ist ja die Zeit auch gleich zu Ende. Die Fettflecken auf diesem Bogen stammen nicht etwa von den Pfannkuchen, die es heute Mittag gab, sondern vom Gewehrputzen.⁷⁹

Am 1. Dezember war schon alles vorbei, und Dietrich konnte seinen Eltern melden: «Heute bin ich nun wieder Civilist .. »⁸⁰

Rom-Pläne

In diesem Winter unterhielt sich Dietrich unter anderem mit seiner Grossmutter darüber, ob er nach Indien reisen sollte, um Gandhi zu besuchen. Seine Grossmutter ermunterte ihn dazu.⁸¹ Wir wissen nicht genau, warum sie sich für Gandhi interessierte, aber im 19. Jahrhundert hatte sie sich für die Belange der Frauen eingesetzt: Sie betätigte sich beim Bau eines Altersheims für Frauen und gründete später in

Stuttgart eine Kochschule für junge Mädchen. Für ihre Bemühungen wurde ihr der – nach der Gattin des Königs von Württemberg benannte – Olga-Orden verliehen. Möglicherweise beeindruckte sie der Einsatz des indischen Politikers für die Rechte der Frauen. Wie auch immer, sie bot Dietrich an, ihm eine Indienreise zu finanzieren. Doch dann reiste er in ein ganz anderes Land.

Der siebzehnjährige Dietrich fuhr in jenem Winter oft Schlittschuh. Ende Januar rutschte er dabei aus und schlug so hart mit dem Kopf auf, dass er einige Zeit bewusstlos blieb. Als sein Vater, der Gehirnexperte, hörte, wie lange sein Sohn bewusstlos gewesen war, reiste er mit der Mutter sofort nach Tübingen. Dietrich hatte glücklicherweise nur eine Gehirnerschütterung, und so wurde aus einer unangenehmen Reise ein angenehmer Besuch. Ein sehr angenehmer sogar, denn in die Zeit der Genesung fiel nicht nur Dietrichs 18. Geburtstag, sondern auch die Idee eines Semesters in Rom. Die Vorfreude wollte den jungen Mann schier überwältigen.

Am Tag nach seinem und Sabines Geburtstag schrieb er der Schwester, in dem flapsig-neckenden Ton, den die beiden so sehr liebten:

Ich habe allerhand fabelhafte Herrlichkeiten bekommen, von den Büchern wirst Du ja wissen, aber noch etwas, das Du gar nicht erwartest, nämlich eine prachtvolle Gitarre! Du wirst mich wohl sehr beneiden, denn sie hat einen wunderbaren Klang. Papa hatte mir nämlich 50 Mark geschenkt für irgendetwas, was ich noch haben wollte und da habe ich mir eine Gitarre gekauft und bin sehr froh darüber. Und damit Du nicht aus dem Schrecken herauskommst, will ich Dir gleich noch das nächste, ganz Unglaubliche schreiben. Denk bloss mal, es ist nicht ausgeschlossen, dass ich das nächste Semester – in Rom studiere!! Es ist ja natürlich noch gar nicht sicher, aber es wäre doch überhaupt das fabelhafteste, was mir blühen könnte. Ich kann's mir noch gar nicht vorstellen, wie schön das wäre! ... Redet Ihr alle doch ordentlich zu, und seid nicht allzu neidisch dabei. Ich erkundige mich hier auch schon überall und alle Leute

reden zu, es sei so billig. Papa meint immer, ich solle es doch später machen, aber ich habe schon durch den Gedanken eine solche Lust dazu, wie ich sie, glaube ich, gar nicht grösser haben kann ... Sprich zu Hause nur oft davon, damit ist der Sache schon geholfen und horche Dich doch auch um ...

Sei herzlich gegrüsst und beneide nicht allzu sehr

Deinen Dietrich⁸²

Es folgte eine ganze Reihe von Briefen, in denen Dietrich seine Eltern bearbeitete, ihre Zustimmung zu geben. Er führte aus, wie vernünftig solch ein Projekt war, und versuchte, sich seine Begeisterung nicht gar zu sehr anmerken zu lassen. Zu seiner grossen Freude (und wahrscheinlich auch, weil sein Bruder Klaus ihn begleiten würde), sagten sie schliesslich Ja. Am Abend des 3. April sollten die beiden Brüder den Nachtzug nach Rom besteigen. Dietrichs Erlebnisse in dieser grossen, sagenhaften Stadt würden seine Zukunft stärker prägen, als selbst er es sich vorgestellt hatte.

Die Wochen vor seiner Abreise waren seine letzten in Tübingen. Nach dem Sommer in Rom würde er nicht an den Neckar zurückkehren, sondern sein Studium in Berlin fortsetzen. In ein paar Jahren schon würde der politische Zeitgeist die «Igel» nach rechts aussen schieben, – 1935 würden sie sich den berüchtigten Arierparagrafen zu eigen machen, worauf Bonhoeffer und sein Schwager Walter Dress voller Empörung und öffentlich ihren Austritt erklärten.

3. KAPITEL

IN ROM

1924

Fabelhaft wirkt die Universalität der Kirche, Weisse, Schwarze, Gelbe, alle in geistlichen Trachten vereint unter der Kirche, scheint doch sehr ideal.

BONHOEFFER, AUS DEM ITALIENISCHEN TAGEBUCH

Die Antike lebt

Durch den Krieg und den Versailler Vertrag hatten Frankreich und England für Deutsche einen faden Beigeschmack bekommen. Umso beliebter wurde Italien als Reiseziel. Aber für Klaus und Dietrich Bonhoeffer war es mehr als eine Reise, – es war die Kultur- und Familienpilgerfahrt ihres Lebens.

Wie viele ihrer Generation hatten die beiden eine Schulbildung genossen, welche die Grösse des alten Roms in den prächtigsten Farben schilderte, und beide waren mit seiner Sprache, Kunst, Literatur und Geschichte wohlvertraut. Der sechzehnjährige Dietrich hatte zu seinem Abitur eine lange Arbeit über die Lyrik von Horaz und Catull geschrieben. Im Grunewald-Gymnasium zierten Bilder des Forum Romanum die Wände des Klassenzimmers, und Studienrat Richard Czeppan war «das wandelnde Lexikon für das antike Rom».⁸³ Er hatte die Stadt viele Male besucht und wusste seine Schüler mit seinen Erinnerungen zu begeistern. Die Rom-Begeisterung lag den Bonhoeffers auch im Blut. Dietrichs Urgrossvater Karl August von Hase, der berühmte Theologe, war zwanzigmal nach Rom gereist und hat-

te enge Beziehungen zu der Stadt. Im Laufe der Jahre wuchs dessen Einfluss auf Dietrich, zumal er in seine theologischen Fussstapfen trat.

Der achtzehnjährige Pilger führte ein detailliertes Reisetagebuch. Noch im Zug, gleich hinter dem Brenner, schrieb er: «Wenn man zum erstenmal die Grenze nach Italien überschreitet, ist es einem eigenartig zumute. Die Phantasie fängt an, sich in Wirklichkeiten zu verwandeln. Wird es wirklich schön sein, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen? Oder wird man nicht vielleicht doch sehr ernüchtert nach Hause kommen?»⁸⁴

Die Antwort kam bald. Dietrich war ganz hingerissen von Bologna. Und dann Rom! Dort allerdings begann schon auf dem Bahnhof «die Gaunerei». Ein italienischer Junge, der in ihrer Droschke mitgefahren war, verlangte, dass sie für ihn mitbezahlen und ihm auch noch ein Trinkgeld gaben (das er nicht bekam), und als sie ihr Quartier bezogen, eröffnete man ihnen, dass ihr Zimmer seit zwei Tagen bereitstehe und demnach auch diese Tage zu bezahlen seien.⁸⁵

Wie ein Wirbelwind fuhr Bonhoeffer durch Rom und nahm auf, was er nur konnte. Es wird nicht weiter verwundern, dass er sich in seinem Tagebuch als kunstgeschichtlicher Kenner zeigte. Das Kolosseum nennt er einen «Bau von solcher Wucht und Schönheit, dass man schon beim ersten Anblick glaubt, nie so etwas gesehen zu haben, noch sich überhaupt habe vorstellen können. Die Antike ist ja gar nicht tot, das Wort (...) [«Der grosse Pan ist tot»] ist falsch, das wird einem ganz klar nach wenigen Augenblicken. Das Kolosseum ist umwachsen, umrankt von üppigster Vegetation, Palmen, Zypressen, Pinien, Kräuter und allerlei Gras; fast eine Stunde habe ich dort gesessen .. ,»⁸⁶ Über den Laokoon schreibt er: «Als ich da zum erstenmal den Laokoon sah, durchfuhr mich tatsächlich ein Schrecken, denn er ist unglaublich.»⁸⁷ Über die Sixtinische Kapelle: «... furchtbare Fülle. Nur Ausländer, trotzdem der Eindruck unbeschreiblich.»⁸⁸ Über das Trajansforum: «Die Säule ist herrlich, aber das andere sieht aus wie ein abgepflückter Gemüsegarten.»⁸⁹ Über den Chor in St. Peter: «Das ‚Christus factus‘, ‚Benedictus‘ (Luk. 1-2) und ‚Miserere‘ (Ps. 50) im Chor einfach unbeschreiblich .. ,»⁹⁰ Über den Kastraten, der an diesem Tag die Alt-Soli sang: «Sie haben in ihrer Art zu singen etwas

durchaus unmenschliches, englisches, ohne Leidenschaft, in eigenartig schwärmerischer Verzückung.»⁹¹ Über Reni und Michelangelo: «Etwas bezaubernd Schönes ist das Engelkonzert von Reni. Kein Mensch darf Rom verlassen ohne dieses Werk gesehen zu haben. Es ist unbedingt vollendet in seinem Sinne und gehört unzweifelhaft zu den ersten Kunstwerken Roms. Die beiden von Michelangelo begonnenen Büsten lassen kalt, besonders der Papst, finde ich, ohne jede Problematik in der Kunst noch im Ausdruck.»⁹²

Im Vatikan schlug ihn die Sixtinische Kapelle in ihren Bann:

Aber über den Adam wäre ich fast nicht hinausgekommen, es ist eine so unerschöpfliche Gedankenfülle in dem Bild: in der Gestalt Gottes, dessen riesiger Macht, zärtlicher Liebe oder vielmehr aller, über dieses beides so Menschliche weit entfernt liegender «Eigenschaften»; und des Menschen, der zum ersten Leben erwachen soll, auf der sprossenden Wiese vor unendlichen Bergen, auf sein späteres Los deutend, ganz irdisch und doch ganz rein. Kurz: man kann es nicht ausdrücken.⁹³

Jona war seine Lieblingsfigur in Michelangelos Meisterwerk, über dessen «unglaubliche Kunst der perspektivischen Verkürzung» er sich schier nicht beruhigen konnte.⁹⁴

Der Eifer in diesen Beobachtungen des Achtzehnjährigen wird nur noch übertroffen von seinem Selbstbewusstsein, mit dem er über Beobachtung und Deutung an und für sich philosophiert:

Es macht mir augenblicklich viel Freude, die Schulen und einzelnen Künstler zu erraten und ich glaube überhaupt allmählich etwas mehr von den Sachen zu verstehen als vorher, obwohl man als Laie ja vielleicht ganz schweigen muss und alles den Künstlern selbst lassen, – denn das Schlimmste ist ja der übliche Kunsthistoriker, auch besseren Stils, bis zu Scheffler und Worringer hin, der

dann beliebig deutet, deutet und immer weiter und es gibt kein Kriterium für dieser Deutung Sinn und Richtigkeit. Das Deuten ist überhaupt eins der schwierigsten Probleme, und doch ist unser ganzes Denken darauf eingestellt; wir müssen deuten, Sinn geben, damit wir leben und denken können. Es ist das alles sehr schwierig; aber wenn man nicht deuten muss, dann lasse man es doch; und ich glaube, bei der Kunst ist das nicht nötig. Man hat nicht mehr davon zu wissen, ob das der «gotische Mensch» ist, der sich darin ausspricht, oder der «primitive» usw. Ein Kunstwerk mit klaren Sinnen und Verstand aufgenommen tut im Unterbewusstsein das Seine, und das Verstehen des Kunstwerkes wird kein Deuten mehr nötig haben, sondern man sieht entweder intuitiv das Richtige oder nicht. Das nenne ich Kunstverständnis, dass man nach gründlicher Arbeit bei der Aufnahme das unbedingt sichere Gefühl hat: hier habe ich den Kern gefasst, auf Grund irgendwelcher unbewusster Vorgänge, – die intuitive Sicherheit entsteht. Dieses Ergebnis dann aber in Worte zu fassen zu einer Deutung, ist sinnlos für andere, da es den einen nicht hilft, die andern es nicht brauchen, und bringt der Sache selbst keinen Vorteil.⁹⁵

Es gab auch weniger edle Themen. Zu der Romreise gehörte auch eine Reise nach Sizilien. Über die Ankunft in Neapel schreibt Bonhoeffer: «Nach langem Suchen nach irgendeiner Trattoria wurde ich in eine ‚buona trattoria‘ gewiesen, die allerdings so unglaublich dreckig war wie in Deutschland das schlimmste Bauernhaus. Hühner und Katzen, schmutzige Kinder und nicht angenehme Wohlgerüche umgaben uns, um uns flatterte getrocknete Wäsche. Aber Hunger, Müdigkeit und Unkenntnis der Lage veranlassten uns, uns niederzulassen.»⁹⁶

Bald nach dem wenig erquicklichen Mahl bestiegen die Brüder ein Schiff nach Sizilien. Selbst unter den besten Umständen hatte Klaus' Magen etwas gegen die See, – jetzt wurde er ihr bitterer Feind. Dietrich schreibt: «... das Meer stellte grosse Ansprüche an ihn, die er nur kurze Zeit zu verweigern vermochte. Mich lud es erst

beim ersten Anblick des herrlich besonnten Felsengebirges ein, auch meine Pflicht zu erfüllen.»⁹⁷ Selbst dieses Thema behandelt Dietrich formvollendet. Wie immer, bekamen die Reisen gleichsam Junge: Die Brüder beschlossen kurzerhand, Nordafrika zu besuchen, und bestiegen ein Schiff nach Tripoli. «Die Fahrt war ruhig, Klaus tat zwar wie immer seine Schuldigkeit.»⁹⁸ Auf der Rückreise nach Rom besuchten sie Pompeji. «... der Vesuv war in guter Arbeit und spie ab und zu ein bisschen Lava. Dort oben glaubt man sich vor Erschaffung der Welt zurückversetzt und der Blick hinunter kann dem ins Paradies kaum nachgestanden haben.»⁹⁹ Zurück in Rom, bemerkt Dietrich über einen Besuch der Kirche St. Stephano Rotondo: «Ein Zank mit der gaunerischen Kirchendienerfrau konnte doch die idyllische Stimmung des Ganzen nicht nehmen.»¹⁰⁰

Auf diese Weise verbrachten sie mehrere Monate. Doch die eigentliche Bedeutung dieser Reise für Dietrich Bonhoeffer lag weder in der kulturellen Horizonterweiterung noch in dem akademischen Aspekt als «Auslandssemester». Sie lenkte vielmehr seine Gedanken auf eine Frage, die ihn für den Rest seines Lebens beschäftigen sollte: *Was ist die Kirche?*

Was ist die Kirche?

In seinem italienischen Tagebuch notiert Bonhoeffer, dass der Palmsonntag der erste Tag war, «an dem mir etwas Wirkliches vom Katholizismus aufging, nichts von Romantik usw, sondern ich fange, glaube ich, an, den Begriff ‚Kirche‘ zu verstehen.»¹⁰¹ Der Schössling, der an diesem Tag im Kopf des Achtzehnjährigen aufkeimte, sollte sich im Laufe der Jahre zu einem mächtigen Baum entwickeln.

Dietrich hatte an dem fraglichen Palmsonntag einer Messe im Petersdom beigewohnt. Er war hingerissen vom Gesang der Chorknaben. Am Altar zelebrierte ein Kardinal, neben ihm andere hohe Geistliche, Seminaristen und Mönche. «Fabelhaft wirkt die Universalität der Kirche, Weiße, Schwarze, Gelbe, alle in geistlichen Trachten vereint unter der Kirche, scheint doch sehr ideal.»¹⁰² Wahrscheinlich hatte

er schon in Deutschland katholische Gottesdienste erlebt, aber hier in Rom, der Ewigen Stadt, der Stadt von Petrus und Paulus, sah er ein lebendiges Bild, das ihn tief beeindruckte: Hier ging die Kirche über deutsche evangelische Landeskirchen und eine Nationalkirche hinaus und zeigte sich als weltweite Gemeinschaft. Während dieser Messe stand er neben einer Frau, die ein Messbuch dabei hatte, sodass er alles noch besser verfolgen und geniessen konnte. Er äussert sich begeistert über das «Credo» des Chors. – Der Gedanke der Universalität der Kirche sollte Bonhoeffers Leben und Denken zutiefst verändern und prägen. Wenn die Kirche wirklich existierte, dann existierte sie nicht nur in Deutschland oder Rom, dann war sie überall. Hier ging die Kirche über die protestantisch-lutherische Kirche Deutschlands hinaus und zeigte sich als weltweite Gemeinschaft von Christen, – diese Einsicht stimmte Bonhoeffer nachdenklich. *Was ist die Kirche?* Diese Frage würde er sowohl in seiner Dissertation, *Sanctorum Communio*, als auch in seiner Habilitationsschrift, *Akt und Sein*, anpacken.

Aber Bonhoeffer war weitaus mehr als ein reiner Stubengelehrter. Für ihn waren Ideen und Überzeugungen bloss leere Worthülsen, wenn sie nicht mit der Welt der Wirklichkeit «draussen» verknüpft waren. Seine Überlegungen über das Wesen der Kirche sollten ihn in die ökumenische Bewegung in Europa hineinführen und dazu bringen, die Verbindung mit Christen ausserhalb Deutschlands zu suchen. Er sollte die Grundlüge auf Anhieb durchschauen: Die Vorstellung, dass Schöpfungsordnungen wie Volk, Staat, Rasse unveränderliche natürliche Gegebenheiten seien, die für alle Menschen gälten und auch von der kirchlichen Verkündigung nicht übersprungen werden dürften. An diese Lüge knüpften nationalsozialistisch gesinnte Kreise in der deutschen evangelischen Kirche an, um deutsch-nationale Interessen theologisch zu begründen und über die Gemeinschaft der weltweiten Christenheit zu stellen. Damit gerieten sie in Gegensatz zum Gedanken der universalen Kirche, und so reichen die Wurzeln von Bonhoeffers Weg bis zum Palmsonntag 1924 in Rom zurück. Gedanken bleiben nicht folgenlos, und diese erst zaghaft aufkeimenden Einsichten würden sich zu Bonhoeffers Opposition gegen den National-

sozialismus weiterentwickeln und Frucht tragen: bis hin zu seiner Beteiligung an einem Mordkomplott gegen Hitler.

Die Offenheit, mit der Bonhoeffer dieser Vorstellung von Kirche (und vor allem der römisch-katholischen Kirche) begegnete und die für einen deutschen Lutheraner nicht gerade typisch war, hatte mehrere Gründe. Der erste war Bonhoeffers Elternhaus: Engstirnigkeit, Gefühlsduselei und alles nicht vernünftig Durchdachte waren tabu. Für seinen Vater, den Wissenschaftler, war jegliche Vereinsklingelei im Denken und Handeln schlichtweg falsch.

Der zweite Grund für Dietrichs plötzliche Offenheit für die katholische Kirche hatte mit Rom selbst zu tun, wo die Schätze des klassischen Heidentums direkt neben der Welt des Christentums lagen. Hier in Rom floss die Gesamtheit der abendländischen Kultur zusammen. So sah Dietrich den Laokoon (wahrscheinlich seine Lieblingsskulptur) im Vatikan. Jahre später bemerkte er in einem Brief an Eberhard Bethge, dass das Gesicht dieses heidnischen Priesters aus einer hellenistischen Skulptur möglicherweise ein gutes Modell für spätere künstlerische Darstellungen Christi abgegeben hätte.¹⁰³ In Rom schien alles zusammenzukommen und Sinn zu ergeben. In seinem Reisetagebuch notierte er: «... es war ganz Rom, was sich in St. Peter eben am klarsten zusammenfassen lässt. Es war das Rom der Antike, des Mittelalters und ebenso der heutigen Tage, ganz einfach der Angelpunkt europäischer Kultur und europäischen Lebens. Mir schlug tatsächlich das Herz vernehmlich, als ich zum zweitenmal die alten Wasserleitungen uns begleiten sah bis an die Mauern der Stadt heran.»¹⁰⁴

Ein dritter Grund für Bonhoeffers Offenheit gegenüber dem Katholizismus lag in Adolf Schlatter begründet, seinem Dozenten an der Universität Tübingen, der ihn stark prägte. Schlatter versuchte das «Recht der natürlichen Gemeinschaft» für die evangelische Ethik wiederzugewinnen, wie auch Bonhoeffer in seiner «Ethik» ein Kapitel über das «Natürliche» verfasste. Das Naturrechtsdenken gehört klassisch zum Ansatz der katholischen Ethik. Bonhoeffer versuchte freilich, das Natürliche stärker mit der Christologie zu verbinden.¹⁰⁵

An jenem Palmsonntag in Rom besuchte Bonhoeffer auch einen Vespertagesdienst. Um sechs Uhr abends ging er in die Trinità dei Monti. «Es war fast unbeschreiblich», schreibt er. «... etwa 40 junge Mädchen, die Nonnen werden wollen, in feierlichem Zuge, Nonnenkostüme mit blauer oder grüner Schärpe» zogen in die Kirche ein. «... mit unglaublicher Einfachheit und Anmut singen sie mit grossem Ernst ihren Vespertagesang, während am Altar ein Priester amtiert.» Der Ritus war «nicht mehr nur Ritus, ... sondern Gottesdienst in wahren Sinne. Das Ganze machte einen unerhört unberührbaren Eindruck tiefster Frömmigkeit.»¹⁰⁶

Damals in Rom begann er bereits, das gedankliche Fundament für das zu legen, was er zehn Jahre später im Dritten Reich würde ausfechten müssen.

In seinem Reisetagebuch sieht er das Problem der evangelischen Landeskirchen in Deutschland darin, dass sie zu staatsnah geworden sind:

Wäre sie [die Kirche der Reformation] nie Landeskirche geworden, läge die Sache weit anders: sie ... stellte ein aussergewöhnliches Phänomen religiösen Lebens und ernster tiefsinnigster Frömmigkeit dar, wäre also das Ideal der heute so vielfach gesuchten Religionsform ... [Die Kirche muss] sich jedenfalls, so bald wie möglich, ganz vom Staat trennen ... Nicht lange wird es dauern, so kommen die Leute zurück, denn sie müssen etwas haben, und mit neuem Frömmigkeitsbedürfnis. Ob es eine Lösungsmöglichkeit ist? oder nicht?¹⁰⁷

Bonhoeffer schöpfte gewöhnlich die Zeit auf seinen Reisen voll aus, und in Rom besuchte er in der Karwoche von Mittwoch bis Samstag die Morgen- und Nachmittagsmessen im Petersdom oder in der Basilika S. Giovanni in Laterano. In einem Brief an seine Eltern schrieb er:

Durch den oft bei uns so abscheulichen Vortrag dieser Texte durch Priester und Chor denkt man, der Text sei entsprechend. Das ist aber ganz falsch. Die Texte sind zum grössten Teil wunderbar poetisch und klar ...¹⁰⁸

Er besuchte auch einen armenischen Gottesdienst und fand ihn «ganz erstarrt, ohne neues Leben». «Auf diesem Wege scheint aber der Katholizismus der römischen Kirche auch zu sein, wenn auch noch lange nicht so weit. Es gibt doch hier noch viele Einrichtungen, wo lebendiges religiöses Leben noch eine Rolle spielt, so z.B. der Beichtstuhl.»¹⁰⁹ Vieles, was er in Rom sah, gefiel Dietrich, aber er verspürte kein Bedürfnis, zum Katholizismus überzutreten, auch wenn ein Bekannter ihn zu bekehren versuchte. «Er möchte mich gern bekehren und ist in seiner Art sehr ehrlich überzeugt ... Durch diese Unterhaltung bin ich mit meiner Sympathie doch wieder weit zurückgegangen. E)ie katholische Dogmatik verhängt alles Ideale am Katholizismus, ohne es zu wissen. Beichte und Beichtdogmatik ist ein gewaltiger Unterschied. ‚Kirche‘ und ‚Kirche‘ in der Dogmatik leider ebenso!»¹¹⁰ Er dachte über eine Wiedervereinigung der beiden Kirchen nach: «Eine Einigung mit dem Protestantismus, so, gut es vielleicht beiden Teilen wenigstens zum Teil bekäme, ist wohl ausgeschlossen.»¹¹¹ In einigen Jahren sollte Bonhoeffer das Beste aus beiden Konfessionen in seinen Gemeinschaften in Zingst und Finkenwalde zusammenführen – und dafür von vielen Christen in Deutschland heftig kritisiert werden.

Schliesslich gelang es Bonhoeffer sogar, eine Audienz bei Papst Pius XI. zu bekommen. «*Samstag*-. Papstaudienz, grosse Erwartungen getäuscht. Es war ziemlich unpersönlich und kühl feierlich. Der Papst machte einen ziemlich gleichgültigen Eindruck; es fehlt ihm überhaupt alles ‚Päpstliche‘, jede Grandezza und jedes hervorragende Moment. Schade, dass das so wirkte!»¹¹²

Ehe er es sich versah, war die Romreise zu Ende. «Als ich aber zum letztenmal St. Peter sah, da wurde es mir etwas schmerzlich ums Herz und ich stieg schnell in die Elektrische und machte mich davon.»¹¹³

Drei Jahre später leitete Bonhoeffer einen Gesprächskreis für sechzehn- bis siebzehnjährige Gymnasiasten, den «Donnerstagkreis». Man behandelte dort viele Themen, einmal auch die katholische Kirche, was Bonhoeffer zu folgender kurzer schriftlicher Zusammenfassung seiner Gedanken veranlasste:

Die Verdienste, die sich die katholische Kirche im Laufe ihrer Geschichte um europäische Kultur, um die ganze Welt erwarb, sind kaum zu überschätzen. Sie hat barbarische Völker christianisiert und zivilisiert und ist lange Zeit einzige Hüterin von Wissenschaft und Kunst gewesen. Ihre Klöster stehen hier voran. Sie hat eine geistige Macht ohnegleichen entfaltet und noch heute bewundern wir an ihr, wie sie den Grundsatz der Katholizität und der alleinseligmachenden Kirche, Toleranz und Intoleranz verbindet. Sie ist eine Welt für sich. Unendlich Verschiedenartiges ist in ihr zusammengeströmt, und dies bunte Bild gibt ihr den unwiderstehlichen Reiz (*Complexio oppositorum*). Es hat selten ein Land so verschiedenartige Menschen hervorgebracht wie die katholische Kirche. Mit bewundernswerter Kraft versteht sie ihre Einheit in all der Mannigfaltigkeit zu erhalten, versteht sie die Liebe und die Ehrfurcht der Massen sich zu erwerben und starken Gemeinschaftssinn zu wecken (s.o.). Aber grad an all dem Grossen entstehen daher schwere Bedenken. Ist diese Welt wirklich Kirche Christi geblieben? Ist sie nicht, statt auf dem Weg zu Gott ein Wegweiser zu sein, vielleicht zu einem Bollwerk mitten auf dem Weg geworden? Hat sie nicht den allein seligmachenden Weg verbaut? Aber keiner hat je Gott den Weg verbaut. Sie hat die Bibel noch und so lange sie diese hat, dürfen wir auch in ihr heilige christliche Kirche glauben. Gottes Wort wird nie leer ausgehen, Jes 55,11, ob es bei uns oder bei der Schwesterkirche gepredigt wird. Wir sprechen dasselbe Glaubensbekenntnis, wir beten dasselbe Vaterunser und haben mancherlei alte Bräuche gemeinsam. Das verbindet uns und was uns betrifft, so wollen wir gern in Frieden neben dieser ungleichen Schwester leben, – wir wollen uns aber von dem nichts nehmen lassen, was wir als Wort Gottes erkannt haben. Auf den Namen katholisch oder evangelisch kommt uns nichts an, aber aufs Wort Gottes. Wir werden andererseits nie den Glauben eines andern vergewaltigen wollen, Gott will keinen erzwungenen Dienst, und er hat jedem sein

Gewissen gegeben. Aber wir können und sollen beten, dass unsre Schwesterkirche Einkehr halte und auf nichts schaue als aufs Wort (1. Kor 2,2). Bis es soweit kommt, müssen wir Geduld haben, und wir werden es tragen müssen, wenn die «allein seligmachende Kirche» in falschem Dünkel über unsre Kirche das «Anathema» (den Fluch) spricht. Sie weiss es noch nicht besser, und sie will ja nicht Ketzer hassen, sondern die Ketzerei. Und so lange wir das Wort unsern einzigen Schutz sein lassen, können wir ruhig in die Zukunft sehen.¹¹⁴

4. KAPITEL

STUDENTIN BERLIN

1924-1927

Jede Gruppe hatte es von vornherein schwer, dem Vergleich mit dem standzuhalten, was in der Wangenheimstrasse geboten, verlangt und erwartet wurde. Bonhoeffer gestand selbst, dass Neuankömmlinge im Elternhaus schaff unter die Lupe genommen würden. So konnte er mit diesem Hintergrund recht exklusiv und stolz wirken.

EBERHARD BETHGE

Karl Barths Angriff auf den Elfenbeinturm

Bonhoeffer kehrte Mitte Juni aus Rom zurück, um sich für das Sommersemester an der Universität Berlin einzuschreiben. Er hatte von Anfang an nicht vorgehabt, mehr als ein Jahr in Tübingen zu bleiben. In Berlin würde er sieben Semester studieren und 1927, mit 21 Jahren, promovieren.

In seinem Elternhaus, wo er jetzt wieder wohnte, hatte es Veränderungen gegeben. Sabine studierte in Breslau und war mit einem jungen Juristen namens Gerhard Leibholz verlobt, einem Juden. Durch Sabine und ihre zukünftige Familie würden die Bonhoeffers die schweren Jahre, die vor Deutschland lagen, auf eine sehr persönliche Art und Weise erleben.

Die Entscheidung, in Berlin weiterzustudieren, war Dietrich nicht schmerzlich gefallen. Einerseits war Berlin seine Heimat, andererseits war es die ideale Stadt für jeden, der süchtig auf Kultur war. Kaum eine Woche verging, ohne dass der junge Student ein Museum, eine Oper oder ein Konzert besuchte.

Sein Bruder Karl-Friedrich arbeitete mit Nobelpreisträgern zusammen. Bethge notiert: «Jede Gruppe hatte es von vornherein schwer, dem Vergleich mit dem standzuhalten, was in der Wangenheimstrasse geboten, verlangt und erwartet wurde. Bonhoeffer gestand selbst, dass Neuankömmlinge im Elternhaus scharf unter die Lupe genommen würden. So konnte er mit diesem Hintergrund recht exklusiv und stolz wirken.»¹¹⁵ Aber der wichtigste Grund, warum Bonhoeffer die Universität Berlin wählte, war ihre international berühmte theologische Fakultät; hier hatte der grosse Friedrich Schleiermacher gelehrt, dessen Einfluss noch immer spürbar war.

1924 stand an der Spitze der theologischen Fakultät Adolf von Harnack, damals 73, und schon zu seinen Lebzeiten eine Legende. Als Jünger Schleiermachers war er stramm liberal und einer der Hauptvertreter der historisch-kritischen Methode des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Er untersuchte die Bibel rein aus der Perspektive der Textkritik und historisch-kritischen Methode und war der Ansicht, dass die biblischen Wunder nie geschehen waren und dass das Johannesevangelium nicht zum Kanon gehörte. Harnack wohnte, wie damals die meisten grossen Akademiker, in Grunewald, und oft ging der junge Bonhoeffer zusammen mit ihm zum Bahnhof Halensee, um mit ihm in die Stadt zu fahren. Drei Semester lang besuchte er Harnacks berühmte Seminare. Er schätzte den ehrwürdigen Theologen sehr, war aber nicht immer theologisch einer Meinung mit ihm. Ein Kommilitone in Harnacks Seminar, Helmut Goes, erinnert sich:

Nicht nur, dass er uns an theologischem Wissen und Können fast alle übertrugte, war mir das eigentlich Eindrückliche, sondern was mich an Bonhoeffer leidenschaftlich anzog, war die Wahrnehmung, dass hier einer nicht nur lernte und die verba und scripta irgendwelcher magistri in sich aufnahm, sondern dass hier einer selbständig dachte und schon wusste, was er wollte und wohl auch wollte, was er wusste. Ich erlebte (mir war das etwas beängstigend und grossartig Neues!), dass da ein junger blonder Student dem verehrten Polyhistor, der Exzellenz von Harnack, widersprach, höflich, aber bestimmt sachlich-

theologisch widersprach. Harnack antwortete, aber der Student widersprach wieder und wieder ... ich erinnere mich noch der heimlichen Begeisterung, die ich empfand für das freie, kritische und selbständige Denken in der Theologie.¹¹⁶

Bonhoeffer war in der Tat ein (vor allem für sein junges Alter) bemerkenswert selbstständiger Denker. Manche Professoren fanden ihn arrogant, vor allem auch, weil er es vermied, sich zu fest an einen von ihnen zu binden, sondern immer eine gewisse Distanz wahrte. Doch wer am Tisch von Karl Bonhoeffer aufgewachsen war, wo man nur reden durfte, wenn man jede Silbe begründen konnte, hatte wahrscheinlich eine gewisse intellektuelle Sicherheit entwickelt; so mag man es ihm nachsehen, wenn er keine Scheu vor «hohen Tieren» hatte.

Neben Harnack hatten drei weitere Berliner Professoren einen prägenden Einfluss auf Bonhoeffer: Karl Holl (vielleicht der grösste Luther-Forscher jener Generation), Reinhold Seeberg (Systematische Theologie), bei dem Bonhoeffer seine Doktorarbeit schrieb, und Adolf Deissmann, der Bonhoeffer in die ökumenische Bewegung einführte, welche eine solch grosse Rolle in seinem Leben spielen und ihn in die Verschwörung gegen Hitler hineinführen würde. Aber den grössten Einfluss auf Bonhoeffer sollte ein anderer Theologe haben. Er würde ein Mentor und Freund werden, und Bonhoeffer würde ihn achten und verehren wie kaum einen anderen in seinem Leben: Karl Barth, der damals noch in Göttingen lehrte.

Barth war Schweizer und vielleicht der wichtigste Theologe des 20. Jahrhunderts (manche würden sagen: der letzten fünf Jahrhunderte). Bonhoeffers Vetter, der 1924 in Göttingen Physik studierte, wechselte prompt zur Theologie und blieb in Göttingen, nachdem er Karl Barth gehört hatte. Wie die meisten Theologiestudenten des späten 19. Jahrhunderts war Barth mit der damals herrschenden liberalen Theologie aufgewachsen. Sein seit 1919 in vielen Auflagen veröffentlichter, epochemachender Römerbrief-Kommentar schlug wie eine Bombe in die Festung von Männern wie Harnack ein. Diese Männer hatten ihre wissenschaftliche Position für uneinnehmbar gehalten und standen nun fassungslos vor Barths «neo-or-

thodoxer» Theologie, wie man sie später abwertend nannte: Da behauptete jemand allen Ernstes, dass alle Theologie und Bibelwissenschaft von Gott als dem «ganz Anderen» und nicht von menschlichen Erkenntnismöglichkeiten auszugehen habe. Es war massgeblich Barth, der die Alleinherrschaft der deutschen kulturprotestantischen Theologie, die in Berlin durch Schleiermacher vertreten und durch die gegenwärtige graue Eminenz Harnack weiterbetrieben wurde, angriff und beendete. Barth betonte die absolute Transzendenz Gottes als des «ganz Anderen» und daher Unerkennbaren. Aber der Unerkennbare konnte sich den Menschen offenbaren – eine weitere ketzerische Lehre für liberale Theologen wie Harnack. Barth wurde 1935 aus Deutschland ausgewiesen, weil er den Eid auf Hitler verweigert hatte. Er wurde der Hauptverfasser der Barmer Theologischen Erklärung, dem grossen Manifest der Bekennenden Kirche gegen die Versuche der Nazis, die Kirche in Deutschland auf eine Linie mit ihrer Ideologie zu bringen.

War die Theologie Harnacks ein wenig wie der sprichwörtliche Fuchs des Archilochos, der viele kleine Dinge wusste, so war Barths Theologie wie der Igel, der ein grosses Ding wusste. Bonhoeffer entschied sich für den Igel, aber er sass im Seminar des Fuchses, mit dem ihn über seine Verwandtschaft und die Nachbarschaft im Grunewald vieles verband.

Seine intellektuelle Offenheit führte dazu, dass er lernte, das Denken der Füchse zu respektieren, ja es sich in gewissem Masse zu eigen zu machen, obwohl er zum Lager des Igels gehörte. Er konnte den Wert in etwas sehen, auch wenn er es dann letztlich ablehnte – und die Fehler und Irrtümer in etwas, das er sich letztlich zu eigen machte. Diese Einstellung prägte auch seine illegalen Predigerseminare in Zingst und Finkenwalde, in denen er das Beste aus der protestantischen wie der katholischen und auch anglikanischen Tradition zusammenbrachte. Seine selbstkritische intellektuelle Integrität konnte Bonhoeffer seiner Sache zuweilen so sicher machen, dass er auf manche arrogant wirkte.

Für liberale Theologen wie Harnack war es «unwissenschaftlich», die biblischen Texte, so wie sie dastanden, zunächst einmal gelten zu lassen. Zuerst galt es, die Texte religionsgeschichtlich und historisch-kritisch zu untersuchen und dann

erst, je nach Ergebnis, nach ihrer gegenwärtigen Bedeutung zu fragen. Die Barthianer hielten dagegen, dass der Gott «da draussen» sich eben *durch* diese Texte geöffnet hatte, und dass der Sinn dieser Texte darin bestand, dass wir ihn durch sie kennenlernten.

Bonhoeffer sah mit Barth die biblischen Texte nicht nur als historische Quellen, sondern als Träger der Offenbarung, nicht bloss als Schriften, sondern als heiligen Kanon.¹¹⁷

Bonhoeffer war nicht gegen die historische und kritische Arbeit an biblischen Texten, – er hatte dies bei Harnack gelernt und war brillant darin. Es muss dem Achtzehnjährigen enorm geschmeichelt haben, als Harnack, nachdem er seine siebenundfünfzigseitige Seminararbeit gelesen hatte, ihm vorschlug, eines Tages seine Dissertation über ein kirchengeschichtliches Thema zu schreiben. Offensichtlich hoffte Harnack, dass er damit in seine Fusstapfen treten würde.

Wie immer blieb Bonhoeffer vorsichtig auf Abstand. Er wollte von dem alten Meister lernen, sich aber gleichzeitig seine intellektuelle Unabhängigkeit bewahren. Er wählte schliesslich kein Dissertationsthema aus der Kirchengeschichte. Er achtete diese Disziplin, die er zu Harnacks Freude gut beherrschte, fand aber, dass man dort nicht stehen bleiben dürfe. Das blosses Analysieren der Texte, wie Harnack dies vorexerzierte, führte für Bonhoeffer nur zu einem Haufen von Fragmenten, – was ihn wirklich interessierte, war der Gott, der hinter diesen Texten stand, der ihr Autor war und durch sie zu den Menschen sprach.

Für seine Dissertation zog es Bonhoeffer zur Dogmatik, also dem Studium der Glaubenslehre der Kirche. Die Dogmatik hat Beziehungen zur Philosophie, und Bonhoeffer hatte sich auch philosophisch gebildet. Er wollte seinen so freundlichen alten Nachbarn wie Harnack, der weiter um ihn warb, nicht enttäuschen. Doch da gab es ja noch einen anderen berühmten Professor: Reinhold Seeberg. Seeberg war Dogmatiker, – was, wenn Bonhoeffer einfach ihn als Doktorvater wählte? Doch die Sache hatte nicht nur einen, sondern gleich zwei Haken. Erstens war Seeberg ein erbitterter Rivale von Harnack, und die beiden kämpften um das theologische

Herz desselben jungen theologischen Genies. Und zweitens war Seeberg ein entschiedener Gegner der barthianischen Theologie.

In seiner Seminararbeit für Seeberg vertrat Bonhoeffer den Barth'schen Gedanken, dass man, um überhaupt etwas über Gott wissen zu können, ganz auf Gottes Selbstoffenbarung angewiesen sei. Mit anderen Worten: Gott konnte in diese Welt hineinsprechen, aber der Mensch konnte nicht aus der Welt heraustreten, um Gott zu suchen.

Seeberg sah dies anders, und Bonhoeffers Arbeit brachte ihn schier aus der Fassung. Es war, als ob ein aufmüpfiger barthianischer Hahn sich in seinen Hühnerstall eingeschlichen hätte. Aber vielleicht konnte eine höhere Autorität diesem vorlauten jungen Genie den Kopf zurechtrücken, und so nahm Seeberg in jenem Sommer auf einem Treffen herausragender Berliner Akademiker Karl Bonhoeffer beiseite. Der neigte eher Seebergs Ansichten zu als denen seines Sohnes, aber seine Achtung vor Dietrichs Integrität verbat es ihm, den Versuch zu unternehmen, ihn umzustimmen.

Im August 1925 wanderte Dietrich die Ostseeküste entlang. Aus dem Haus eines «Igel»-Bruders aus Lesum bei Bremen schrieb er an seinen Vater: Was hatte Seeberg gesagt? Wie sollte es weitergehen? Die Antwort war nicht eindeutig. Dann schlug Dietrichs Mutter ihm vor, seine Dissertation doch bei Holl, dem Luther-Experten, zu schreiben und Seeberg aussen vor zu lassen. Als Tochter eines angesehenen und Enkelin eines weltberühmten Theologen hatte sie zu diesem Thema vielleicht mehr zu sagen als jede andere Mutter in Deutschland. Das intellektuelle Format beider Eltern Dietrichs und ihr Interesse an der akademischen Karriere ihres Sohnes waren bemerkenswert, und es wundert nicht, dass er sich so gut mit ihnen verstand. Mit ihrer schier unerschöpflichen Weisheit und Liebe begleiteten sie ihn Zeit seines Lebens.

Im September stand seine Entscheidung fest: Er würde seine Dissertation nun doch bei Seeberg schreiben, wenn auch über ein Thema, das dogmatisch *und* historisch war. Über das Thema, das ihn seit Rom beschäftigte: Was ist die Kirche? Der Titel lautete schliesslich: *Sanctorum Communio. Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche*. In diesem Werk charakterisierte Bonhoeffer die Kirche

90 + BONHOEFFER

weder als blosser Institution noch als unsichtbare geistliche Wirklichkeit, sondern als «Christus als Gemeinde existierend». Diese Dissertation war ein grossartiges Erstlingswerk.

Die drei Studienjahre in Berlin waren mit Arbeit angefüllt, doch nach gut anderthalb Jahren war Bonhoeffers Dissertation fertig. Dabei nahm er sich stets die Zeit für Kunst und Kultur. Ständig ging er in Konzerte, in die Oper und ins Theater. Er pflegte eine reiche Korrespondenz mit Freunden, Kollegen und Verwandten. Und immer wieder unternahm er Reisen: seien es kurze nach Friedrichsbrunn oder längere an die Ostsee. Im August 1925 wanderte er durch Schleswig-Holstein und segelte auf der Nordsee. Im August 1926 fuhr er zusammen mit Karl-Friedrich in die Dolomiten und nach Venedig. Im April 1927 machte er mit seiner Schwester Susanne und einem anderen Geschwisterpaar, Walter und Ilse Dress, eine Reise innerhalb Deutschlands. Wie so viele der Kinder, die zusammen in Grunewald gross wurden, wurden Susanne und Walter bald ein Paar.

Doch Bonhoeffer war auch viel zu Hause. In der Wangenheimstrasse 14 ging es zu wie in einem Bienenkorb; es war ein ständiges Kommen und Gehen der Freunde, Verwandten und Kollegen. Die Bonhoeffer-Kinder gründeten ihre eigenen Familien, und diese Familien kamen auf Besuch. Trotz der wachsenden Verwandtschaft riss der Kontakt untereinander nicht ab. Nachdem Oma Bonhoeffer 1924 aus Tübingen zu ihnen zog, trafen sich zeitweise vier Generationen im Haus. Auch die traditionellen Samstagabendkonzerte wurden fortgesetzt, und fast jede Woche stand ein Geburtstag, Hochzeitstag oder Ähnliches an.

Nah bei den Menschen

Als Theologiestudent hatte Bonhoeffer auch eine Art Praktikum in der Gemeindearbeit nachzuweisen. Er hätte leicht – zumindest teilweise – davon befreit werden können, da er durch seine Promotion sehr eingespannt war. Doch er wäre nicht Dietrich Bonhoeffer gewesen, wenn er sich nicht dennoch mit Ehrgeiz und Weit-

blick engagiert hätte, und zwar in der Kinderarbeit der Grunewaldkirche. Er arbeitete dort unter Pfarrer Karl Meumann, und jeden Freitag bereiteten er und die anderen Kindergottesdienstmitarbeiter in Meumanns Haus den Stoff des kommenden Sonntags vor. Die Gruppe bedeutete etliche Wochenstunden Arbeit für ihn. Er gestaltete kindgerechte Predigten, in denen er das Evangelium durch spannende Geschichten veranschaulichte. Seitdem Sabine ausgezogen war, entwickelte er eine engere Beziehung zu seiner jüngsten Schwester, Susanne. Er überredete sie dazu, ihm zu helfen, und bald luden die beiden die Kinder nach Hause zum Spielen ein und machten mit ihnen Ausflüge.

Bonhoeffer besass eine Gabe, mit Kindern umzugehen. Er mochte Kinder sehr und sollte sich in den nächsten Jahren noch auf drei wichtigen Etappen seines Werdegangs in der Kinderarbeit engagieren: während seines Jahres in Barcelona, in New York und dann wieder in Berlin, wo er in einem nicht einfachen Arbeiterviertel einen denkwürdigen Konfirmandenunterricht halten sollte.

Was dort passieren würde, geschah auch jetzt in Grunewald: Bonhoeffer steckte viel Zeit und Kraft in «seine» Kinder, – wenn der Kindergottesdienst vorbei war, hörte für ihn die Arbeit noch lange nicht auf. Er war bald so beliebt, dass Kinder aus anderen Gruppen in die seine wechselten, und begann sich zu fragen, ob er nicht die Gelehrtenstube gegen das Pfarrhaus tauschen sollte. Seine Geschwister meinten, damit vergrabe er sein intellektuelles Pfund, doch er sagte oft: Wenn man nicht fähig sei, die tiefsten Einsichten über Gott und die Bibel Kindern zu vermitteln, stimme etwas nicht. Das Leben war mehr als die Gelehrtenstube.

Aus der Kinderarbeit in Grunewald erwuchs schliesslich etwas anderes: der «Donnerstagkreis», eine Gruppe von jungen Männern, die Bonhoeffer persönlich eingeladen hatte, um sich jede Woche in seinem Haus zur Lektüre und zum persönlichen Austausch zu treffen. In den Einladungen zu diesem Kreis, der im April 1927 begann, hiess es, die Gruppe treffe sich donnerstags von 17.25 bis 19.00 Uhr. Den Donnerstagkreis bot Bonhoeffer völlig freiwillig an, er gehörte nicht zu seinen Ge-

meindepflichten; er fand es einfach grundlegend wichtig, die kommende Generation junger Christen zu schulen. Die meisten Jungen waren ihrem Alter an Reife voraus, – einige kamen aus bekannten jüdischen Familien in Grunewald.

Der Donnerstagkreis behandelte eine Fülle von Themen aus Religion, Ethik, Politik und Kultur. Von den Teilnehmern wurde unter anderem erwartet, dass sie kulturelle Veranstaltungen besuchten. Einmal hielt Bonhoeffer einen Vortrag über Wagners *Parzival* und besuchte darauf mit der Gruppe eine Aufführung der Oper. Man behandelte apologetische Fragen: «Hat Gott die Welt geschaffen?», «Wozu das Gebet?» oder «Wer ist Jesus Christus?». Dazu kamen ethische Fragen wie «Gibt es eine Notlüge?» oder: «Können wir unsere Feinde lieben?». Die Gruppe tauschte sich über die christliche Einstellung zu den Juden, zu Arm und Reich und zu den politischen Parteien aus. In der einen Woche hiess das Thema «Die Götter der alten Germanen», in der nächsten «Die Götter der Negerstämme». Mal sprach man über «Grosse Dichter und ihr Gott (Goethe, Schiller)», mal über «Grosse Maler und ihr Gott (Grünewald, Dürer, Rembrandt)». Oder über Mysterienreligionen, den Islam, Luther und die katholische Kirche.¹¹⁸

Als er nach Barcelona ging, blieb Beonhoeffer in Kontakt mit mehreren dieser jungen Männer. Einer von ihnen, Götz Grosch, übernahm die Leitung des Kreises, – sieben Jahre später besuchte er das Predigerseminar in Finkenwalde. Grosch und die meisten anderen Mitglieder des Donnerstagkreises sollten während des Krieges jung sterben, entweder auf dem Schlachtfeld oder im KZ.¹¹⁹

Erste Liebe

Viele, die Bonhoeffer kannten, haben ihn als jemanden beschrieben, der immer Abstand zu anderen hielt, als ob er ein misstrauischer Mensch wäre oder auch zu schüchtern, um sich bei den anderen aufzudrängen.¹²⁰ Andere beschreiben ihn einfach als etwas reserviert. Ohne Zweifel war er ernst und in seinem Umgang stets gemessen und überlegt. Er nahm seine Mitmenschen immer ernst, selbst dann,

wenn sie sich selbst nicht ernst nahmen. Die Zwanzigerjahre hindurch gab es eine Frau in Dietrich Bonhoeffers Leben.

In seinen Biografien wird sie selten erwähnt, und wenn, dann nicht mit Namen. Aber die beiden waren viel zusammen und scheinen sich geliebt zu haben, – vielleicht waren sie sogar verlobt. Die Beziehung begann 1927, als er 21 und sie 20 war. Wie Dietrich studierte sie Theologie an der Universität Berlin. Er nahm sie in Konzerte, Museen und Opern mit, und mit Sicherheit hatten sie viele ernste theologische Gespräche. Fast acht Jahre dauerte die Beziehung. Sie war eine entfernte Kusine und soll seiner Schwester Sabine geähnelt haben. Ihr Name war Elisabeth Zinn.

Elisabeth schrieb ihre Doktorarbeit über Friedrich Christoph Oetinger; aus dieser Arbeit stammt eines von Bonhoeffers Lieblingszitaten, Oetingers Wort «Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.»¹²¹ Als 1930 Bonhoeffers Habilitationsschrift veröffentlicht wurde, widmete er Elisabeth ein Exemplar, und als 1932 ihre Dissertation herauskam, widmete sie ihm ein Exemplar. Während seines Pastorats in London (Ende 1933 bis Anfang 1935) schickte Bonhoeffer ihr alle seine Predigten, wodurch sie uns überhaupt erst erhalten blieben.

1944, als Häftling in Tegel, war Bonhoeffer mit Maria von Wedemeyer verlobt. Das Buch *Brautbriefe Zelle 92* dokumentiert die bewegende Korrespondenz zwischen den beiden. Sie waren sicher, dass er bald wieder freikommen würde, und schmiedeten Pläne für ihre Hochzeit. In einem Brief erzählt Bonhoeffer Maria von seinem Verhältnis zu Elisabeth Zinn:

Ich habe schon einmal ein Mädchen sehr gern gehabt; sie wurde Theologin und wir gingen viele Jahre nebeneinander her, – sie war kaum jünger als ich. Ich war 21, als das anfing. Wir wussten voneinander nicht, dass wir uns gern hatten. Über 8 Jahre gingen vorüber. Da erfuhren wir es durch einen Dritten, der glaubte, uns beiden helfen zu können. Wir haben dann darüber offen gesprochen. Aber es war zu spät. Wir hatten zu lange aneinander vorbeigelebt und uns missverstanden. Wir konnten uns nie mehr ganz verstehen. Ich habe

ihr das damals gesagt. Zwei Jahre später heiratete sie, da wich allmählich die Last, die auf mir lag. Wir haben uns nie wieder gesehen noch auch geschrieben. Ich spürte damals, dass, wenn ich je einmal heiraten sollte, es nur ein sehr viel jüngeres Mädchen sein könne, – aber ich habe das damals und seither für unmöglich gehalten. Die Arbeit für die Kirche nahm mich in den folgenden Jahren völlig in Besitz und ich habe gemeint, ganz auf die Ehe verzichten zu müssen und zu sollen.¹²²

Aus diesem Brief und weiteren Hinweisen kann man entnehmen, dass Bonhoeffers Beziehung zu Elisabeth Zinn von 1927 bis 1936 ein wichtiger Teil seines Lebens war, obwohl er sich während dieser Zeit ein Jahr in Barcelona aufhielt, neun Monate in New York und 18 Monate in London und auch dann, wenn er in Berlin war, oft für die ökumenische Bewegung unterwegs war. Nach seinem Jahr in Barcelona scheint das Verhältnis etwas kühler geworden zu sein, aber im Prinzip überlebte es diese Trennung. Nach Bonhoeffers Rückkehr aus London 1935 öffnete ein Freund, der es' gut meinte, den beiden die Augen für ihre Gefühle füreinander. Doch, wie Bonhoeffer schreibt: da war es bereits zu spät; er war im Laufe der Jahre ein anderer geworden und hatte sich mit Leib und Seele dem Kirchenkampf gegen die Nationalsozialisten verschrieben. Mittlerweile leitete er das Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde. Erst Anfang 1936 erklärte er sich Elisabeth. In einem bewegenden Brief schrieb er ihr mit klaren Worten, dass Gott ihn ganz zum Dienst der Kirche berufen hatte:

Vor mir steht der Beruf. Was Gott daraus machen will, weiss ich nicht... Aber der Weg muss durchgegangen werden. Vielleicht dauert er gar nicht mehr so lang. Manchmal wünschen wir es uns wohl so (Phil 1,23). Aber es ist doch schön, diesen Beruf zu haben ... Ich glaube, die Herrlichkeit dieses Berufes wird uns erst in den kommenden Zeiten und Ereignissen aufgehen. Wenn wir doch durchhalten könnten!¹²³

Damit war das Kapitel zwischen ihnen abgeschlossen.

Der Verweis auf Philipper 1,23, wo Paulus den Wunsch äussert, zu sterben und bei Christus zu sein, ist bemerkenswert. Falls Elisabeth Zinn je Zweifel an Bonhoeffers Aufrichtigkeit hatte, muss diese Bemerkung sie zerstreut haben. Doch sie kannte ihn besser als fast jeder andere, sodass es unwahrscheinlich ist, dass sie je solche Zweifel hegte. 1938 heiratete sie den Neutestamentler Günther Bornkamm.

Ende 1927 schloss Bonhoeffer seine Promotion mit der öffentlichen Verteidigung seiner Dissertation gegen drei seiner Mitstudenten ab. Einer von ihnen war sein künftiger Schwager Walter Dress, ein anderer sein Freund Helmut Rössler. Alles ging sehr gut, und Bonhoeffer war der einzige der zwölf Theologen, die in diesem Jahr an der Universität Berlin promovierten, der die Bestnote «summa cum laude» erhielt.

Mit seinem Studienabschluss konnte er die Ausbildung zum Pfarrer beginnen, aber er war sich noch nicht im Klaren, ob er in den Pfarrdienst gehen oder an der Universität bleiben solle. Seine Familie hoffte das Letztere, doch er neigte dem Ersteren zu. Als man ihm im November eine einjährige Stelle als Vikar in einer deutschen Gemeinde in Barcelona anbot, griff er zu. In seinem spanischen Tagebuch notiert er:

Damit schien sich die Verwirklichung eines Wunsches, der sich bei mir in den letzten Jahren und Monaten immer verstärkt hatte, nämlich einmal auf längere Zeit ganz hinaus aus meinem bisherigen Bekanntenkreis völlig auf eigenen Füßen zu stehen zu kommen, anzubahnen.¹²⁴

5. KAPITEL

BARCELONA

1928

Wo ein Volk betet, da ist Kirche und wo Kirche ist, da ist nie Einsamkeit.

Ich kann mir einen betenden Mörder, eine betende Dirne viel eher vorstellen als einen eitlen Menschen im Gebet. Nichts ist dem Gebet so zuwider wie die Eitelkeit.

Die Religion Christi ist nicht der Leckerbissen nach dem Brot, sondern sie ist Brot oder nichts. Das wenigstens sollte man verstehen und zugeben, sofern man sich Christ nennt.

Das Christentum birgt in sich einen kirchenfeindlichen Keim.

DIETRICH BONHOEFFER

Kulturschock in Spanien

Im Vikariatsjahr in Spanien begann Dietrich Bonhoeffer nach einer Schreibpause wieder, Erlebnisse und Gedanken in einem Tagebuch festzuhalten. Am Anfang dieses spanischen Tagebuches schreibt er über seine Entscheidung, nach Barcelona zu gehen – ein früher Einblick in die Art, wie er seine Entscheidungen traf und dass er sich es nicht leicht machte:

Wie eine derartige Entscheidung vor sich geht, ist mir selbst problematisch. Eines ist mir aber klar, dass man selbst – d.h. bewusst – sehr wenig über Ja oder Nein verfügt, sondern dass die Zeit alles macht. Vielleicht nicht bei allen Menschen, – jedenfalls aber bei mir. Es ist mir in der letzten Zeit immer wieder aufgefallen, dass alle Entscheidungen, die ich zu treffen hatte, nicht eigentlich meine eigenen Entscheidungen waren. Gab es irgendwo ein Dilemma, so steckte ich das einfach ein und liess es nun – ohne mich eigentlich bewusst intensiv damit zu befassen – selbst der Klarheit einer Entscheidung entgegenwachsen, diese Klarheit aber ist dann nicht so sehr intellektueller, als instinktiver Art, die Entscheidung ist gefallen, ob man sie nachträglich ausreichend begründen kann, ist eine andere Frage.¹²⁵

Bonhoeffer war ein ausgeprägter Denker, der den Dingen ganz auf den Grund zu gehen versuchte. Der Unterschied zwischen seinem Denken im Jahre 1924 und später besteht darin, dass der junge Bonhoeffer, obgleich Theologe und Pastor, die Rolle Gottes in dem Entscheidungsprozess und Gottes Willen nicht erwähnt. Und doch sind die Worte in seinem Spanientagebuch auf ihre Art eine deutliche Vorwegnahme der berühmten schweren Entscheidung, die er 1939 treffen musste, als es darum ging, im sicheren Amerika zu bleiben oder in die schreckliche *Terra Incognita* seines Heimatlandes zurückzukehren. In beiden Fällen spürte er, dass es eine «richtige» Entscheidung gab, aber dass diese letztlich nicht in seinen Händen lag. Später formulierte er ausdrücklich: dass Gott ihn ergriffen hatte, dass Gott ihn führte, und manchmal auch an Orte, an die er lieber nicht gehen wollte.

Es gab viele Adieus, bevor er Berlin verliess. Am 18. Januar traf er sich zum letzten Mal mit seinem Donnerstagkreis. Man sprach über ein Thema, das Bonhoeffer noch oft wieder aufgreifen sollte: der Unterschied zwischen menschengemachter «Reli-

gion» und dem, was für ihn das das wirkliche Wesen des Christentums darstellte. Am 22. Januar hielt er seinen letzten Kindergottesdienst in der Grunewaldkirche:

Ich sprach über den Gichtbrüchigen und besonders über das Wort: deine Sünden sind dir vergeben und habe versucht, hier noch einmal vor den Kindern den Kern unseres Evangeliums aufzudecken; sie waren aufmerksam und vielleicht ein bisschen gerührt, denn ich sprach, glaube ich, mit ziemlicher Beweugung. Dann kam der Abschied. Pfarrer Meumann nahm mich in sein allgemeines Gebet auf und – ist mir schon lange das Gemeindegebet eine Sache, die mich's oft kalt überlaufen lässt, so unvergleichlich mehr als die Schar der Kinder, unter denen [ich] zwei Jahre gewesen war, für mich eintrat. Wo ein Volk betet, da ist Kirche und wo Kirche ist, da ist nie Einsamkeit.¹²⁶

Es gab noch weitere Abschiede, und am 4. Februar wurde Bonhoeffers 22. Geburtstag gefeiert. Seine Abreise war für den 8. Februar geplant. Er buchte den Nachtzug nach Paris, wo er sich mit seinem Grunewald-Mitschüler Peter Olden treffen wollte, – sie würden eine Woche zusammen verbringen, bevor er nach Barcelona weiterfuhr.

Am Abend seiner Abreise gab es ein grosses Abschiedsessen mit der ganzen Familie. Sie waren alle da: seine Eltern, seine Grossmutter, alle Geschwister, sogar Onkel Otto. Als die Feierlichkeiten sich dem Ende näherten, bestellte man zwei Droschken. Dietrich verabschiedete sich von seiner Grossmutter, was ihm nicht leichtfiel, und dann, um 22 Uhr, stieg der Rest der Familie in die Droschken und fuhr zum Bahnhof. Um 23 Uhr piff der Schaffner, und der Zug fuhr ab. Zum ersten Mal in seinem Leben war Bonhoeffler ganz auf sich gestellt. Ein Jahr würde er fern von seinen Lieben sein, und zum ersten Mal seit langer Zeit wäre er kein Schüler oder Student mehr. Die Welt stand ihm offen.

Wie bei so vielen jungen Männern begann die grosse weite Welt mit Paris. Und – nun ja, in einem ungewöhnlichen Sinne – mit Prostituierten. In Lüttich hatte

der Zug eine Stunde Aufenthalt. Bonhoeffer, der nie eine Gelegenheit ausliess, Neues zu sehen, mietete eine Droschke und liess sich im Regen durch die Stadt fahren.

In Paris hatte Peter Olden ihm bereits ein Zimmer im Hotel Beauséjour gebucht, in der Rue de Ranelagh, wohin er sich sogleich nach seiner Ankunft begab. Die nächste Woche verbrachten die beiden Freunde mit Besichtigungen, meist bei schlechtem Wetter. Mehrere Male gingen sie in den Louvre, zwei Mal in die Oper, zu Aufführungen von *Rigoletto* und *Carmen*. Die Prostituierten sah Bonhoeffer in der Kirche, und durch sie veranschaulichte ihm Gott, was Gnade war. -

Sonntag Nachmittag war ich bei einem sehr feierlichen Hochamt in Sacré Coeur. Fast ausschliesslich Montmartreleute in der Kirche, Dirnen und die dazugehörigen Männer gingen zur Messe, beugten sich allen Zeremonien, – es war das ein ungeheuer eindrucksvolles Bild und man sah wieder einmal ganz deutlich, wie nah im Grunde grade diese durch Schicksal und Schuld am schwersten Belasteten der Sache des Evangeliums stehen. Ich glaube schon längst, dass die Tauentzienstrasse in Berlin ein überaus fruchtbares Arbeitsfeld für die Kirche wäre. – Ich kann mir einen betenden Mörder, eine betende Dirne viel eher vorstellen als einen eitlen Menschen im Gebet. Nichts ist dem Gebet so zuwider, wie die Eitelkeit.¹²⁷

Am Dienstagnachmittag sagte er Paris Adieu und stieg am Quai d'Orsay in den Zug nach Spanien. Als er am nächsten Morgen aufwachte, war er kurz vor Narbonne, eine Stunde vor der spanischen Grenze. Er berichtet in seinem Tagebuch: «Die Sonne ging grade auf, die ich seit 14 Tagen nicht mehr gesehen hatte, und beleuchtete eine märchenhaft schöne Vorfrühlingslandschaft. Die Wiesen waren grün, Mandeln und Mimosen blühten ... Bald sah man die Schneegipfel der Pyrenäen in der Sonne leuchten und zur Linken das blaue Meer.»¹²⁸ Am Grenzbahnhof Portbou stieg er für den Rest seiner Reise in einen Luxuszug um, und um 12.55 Uhr war er in Barcelona.

Am Bahnhof holte ihn Pastor Friedrich Olbricht ab, ein «grosser, dunkelhaariger aber scheint's sehr herzlicher Mann, der sehr schnell und undeutlich spricht, ganz unpastoral aussieht, aber auch nicht elegant.»¹²⁹ Er brachte seinen neuen Vikar in die Pension, in der er wohnen sollte. Sie lag nah beim Pfarrhaus und war für Bonhoeffers Begriffe recht primitiv. Waschen konnte man sich nur in der Toilette, die sich – so Dietrichs Bruder Klaus in einem Brief – «von der D-Zugtoilette III. Klasse abgesehen davon, dass es nicht schaukelt, wenig unterscheidet.»¹³⁰ Die drei Damen, die die Pension führten, sprachen nur Spanisch und versuchten wacker, aber vergeblich, den Vornamen «Dietrich» auszusprechen. Ausser Bonhoeffer gab es noch zwei deutsche Gäste, die schon länger dort wohnten: einen Kaufmann namens Haack und einen Lehrer namens Thumm. Sie nahmen den Neuankömmling herzlich auf und luden ihn gleich zum Mittagessen ein.

Nach dem Essen traf sich Bonhoeffer wieder mit Pfarrer Olbricht. Man unterhielt sich über Bonhoeffers Pflichten, zu denen ein Kindergottesdienst und die Übernahme eines Teils der pastoralen Aufgaben gehörte. Er würde auch predigen, wenn Olbricht – wie oft – auf Reisen war. Olbricht freute sich darauf, seine Gemeinde in guten Händen zu wissen, wenn er im Sommer seinen lang ersehnten Urlaub machen und auf einen dreimonatigen Besuch bei seinen Eltern in Deutschland fahren würde.

In Barcelona entdeckte Bonhoeffer eine Welt, die ganz anders war als Berlin. Die dort lebenden Deutschen waren konservativ-gesetzt und scheinbar unberührt von den dramatischen Ereignissen der letzten zehn Jahre in Deutschland. Ein grösserer Gegensatz zu der intellektuellen, kultivierten, liberalen Welt Berlins schien kaum denkbar. Der Wechsel war nicht einfach; am Ende des Monats notierte Bonhoeffer in seinem Tagebuch: «Ich habe seit ich hier bin noch keine Unterhaltung im Stile Berlin-Grunewald geführt.»¹³¹ Ein paar Wochen später schrieb er Sabine: «Mir fällt immer mehr auf, dass die Emigranten, Abenteurer und Unternehmungslustigen, die aus Deutschland Weggehen, verdammt materialistisch eingestellt sind und einen irgendwie geistigen Schwung durch ihren Aufenthalt im Ausland nicht bekommen haben, – das gilt auch von den Lehrern.»¹³²

Der Materialismus zeigte sich auch in der jüngeren Generation, die den Krieg und seine Entbehrungen nicht erlebt hatte. Die in Deutschland so einflussreiche Jugendbewegung der letzten Jahrzehnte war in Barcelona unbekannt; so weit nach Süden waren ihre romantischen Ideen nie gekommen. Die meisten jungen Männer dachten nicht gross über ihre Zukunft nach, sondern waren schon damit zufrieden, den Familienbetrieb ihrer Väter weiterzuführen.

Der Mangel an intellektueller Anregung und die überwältigend träge Atmosphäre in Barcelona waren für den geistig eher hyperaktiven Bonhoeffer schwer zu ertragen. Er staunte nur so, wie Menschen aller Generationen mitten am Tag bei belanglosem Klatsch und Tratsch im Café sass. Neben dem Kaffee war Wermut mit Soda ein beliebtes Getränk und wurde gewöhnlich mit einem halben Dutzend Austern serviert. Man muss es Bonhoeffer zugutehalten, dass er sich ob dieses Kulturschocks nicht aufs Klagen verlegte, sondern sich mit dem Lebensstil arrangierte. Er weigerte sich, Trübsal zu blasen oder sich unterkriegen zu lassen. Er wusste: Wenn er als Pastor etwas erreichen wollte, musste er sich in das Leben der Menschen hineinbegeben, denen er da dienen sollte – und bis zu einem gewissen Grad auch auf ihren Lebensstil einlassen.

Wie schon in Rom, interessierte er sich für den Katholizismus. In einem Brief an seine Grossmutter beschreibt er eine erstaunliche Szene:

Neulich habe ich mal wieder was Schönes gesehen. Auf der Hauptstrasse hier eine grosse Menge von Autos hintereinander, die sich alle durch zwei enge eigens errichtete Tore drängten, unter denen Priester standen und die durchfahrenden Autos mit Weihwasser besprengten, – dabei eine Kapelle, die Märsche und Tänze spielte, Gealbere und Johlen. – Was war? – es war der Tag des Heiligen der Autos und Pneumatiks!¹³³

Bonhoeffer versuchte begierig, so viel wie möglich von seiner neuen Umgebung zu erleben und zu verstehen. Er trat dem Deutschen Klub in Barcelona bei, der Tän-

ze und andere Gala-Veranstaltungen abhielt – als Nächstes war ein Maskenball angekündigt – und in dem jeder Skat spielte. Er trat auch dem deutschen Tennisklub und dem deutschen Gesangverein bei, wo er auf der Stelle als Pianist engagiert wurde. So entstanden Kontakte, die dem jungen Pastor Türen öffneten, die er nutzte, wann immer er konnte.

Das Schwierigste für ihn war gleichzeitig ein wichtiger Teil der Kultur: sich einfach nur zu entspannen. Doch auch hier gab er sich Mühe. Zwölf Tage nach seiner Ankunft, am 28. Februar, verbrachte er den ganzen Nachmittag im Kino. Zusammen mit seinem neuen Freund, dem Lehrer Hermann Thumm, sah er den 1926 gedrehten Stummfilm *Don Quixote*, mit dem damals populären dänischen Komikerteam Pat und Patachon. Bei Letzteren handelt es sich um die berühmten Vorläufer von Dick und Doof. Bonhoeffer fand den Film, der drei Stunden und 19 Minuten dauerte, nichtssagend. Er gestand jedoch, dass das daran liegen mochte, dass er die Geschichte nicht kannte. Er beschloss also, Cervantes' Roman im Original zu lesen und so sein bereits gutes Spanisch weiter zu trainieren.

Im Grossen und Ganzen mochte Bonhoeffer Barcelona. In einem Brief an seinen Doktorvater Reinhold Seeberg beschreibt er es als «eine ungewöhnlich lebendige in wirtschaftlichem Aufschwung grössten Stils begriffene Grossstadt, in der es sich in jeder Beziehung angenehm lebt. Landschaftlich ist schon die nächste Umgebung und die Lage der Stadt selbst ungemein reizvoll.» Den Hafen empfand er als schön und er berichtet von guten Konzerten und einem guten, wenn auch sehr altmodischen Theater. Aber eines fehlte ihm: «der wissenschaftliche Gedankenaustausch, den man auch bei den spanischen Akademikern nicht findet, wo man ihn sucht.»¹³⁴ Als er endlich einen spanischen Professor kennenlernte, mit dem ein niveauvolleres Gespräch möglich schien, erwies der sich als fanatisch kirchenfeindlich. Bonhoeffer las zeitgenössische spanische Autoren und entdeckte, dass sie ganz ähnlich eingestellt waren.

Eines hatte Barcelona zu bieten, mit dem Berlin nicht aufwarten konnte – den Stierkampf. Obgleich ein Ästhet und Intellektueller, war Bonhoeffer keineswegs von der weichlichen Sorte. Am Karsamstag war sein Bruder Klaus zu Besuch ge-

kommen, und am Nachmittag des Ostersonntags «schleifte» ein deutscher Lehrer (wohl Thumm) die beiden mit zu den «Königs-Corridas». Bonhoeffer berichtet seinen Eltern:

Ich hatte schon vorher mal eine gesehen und kann eigentlich nicht sagen, dass ich von der Sache so abgeschreckt wäre, wie viele Leute meinen, es ihrer mitteleuropäischen Zivilisation schuldig sein zu müssen. Es ist doch eine grosse Sache wilde ungehemmte Kraft und blinde Wut gegen disziplinierte Courage, Geistesgegenwärtigkeit und Geschicklichkeit ankämpfen und unterliegen zu sehen. Das Moment der Grausamkeit spielt doch nur eine geringe Rolle, zumal im vergangenen Stierkampf zum ersten Mal die Pferde Bauchschutz hatten, sodass die entsetzlichen Bilder aus meiner ersten Corrida fehlten. Interessant ist doch, dass es einen langen Kampf gekostet hat, ehe man durchsetzte, den Pferden diesen Bauchschutz zu geben. Es ist eben wohl doch die Mehrzahl der Zuschauer, die einfach Blut und Grausamkeit sehen will. In dem Ganzen tobt sich ein gewaltiges Stück Leidenschaft bei den Leuten aus, in die man selbst mit hineingezogen wird.¹³⁵

In einem Brief an Sabine, der bei dem Gedanken an dergleichen Spektakel schlecht wurde, schreibt er: «Ich war ganz erstaunt, wieviel kaltblütiger ich das zweite Mal der Sache schon gegenüberstand, als das erste und muss sagen, dass ich doch von ferne ahnen kann, dass ein Reiz in dem Ganzen liegt, der es einem zur Leidenschaft werden lässt.»¹³⁶ Und stets der Theologe, erwähnt er in diesem Brief noch etwas anderes, das ihn beschäftigt:

Ausserdem ist mir noch nie der Umschwung vom «Hosianna» zum «Kreuzige!» so gegenwärtig geworden, wie in dem geradezu irrsinnigen Toben der Menge, wenn der Torero eine gute Wendung macht und dem unmittelbar darauffolgenden ebenso irrsinnigen Schreien und Pfeifen, wenn irgendein Missgeschick zustösst. Der Augenblicks-Charakter der Massenstimmung geht so

weit, dass dem Stier gegen den Torero applaudiert wird, wenn etwa der letztere feig sein sollte und ihm – was man ja eigentlich verstehen kann – auch nur für einen Augenblick die Courage entfällt.¹³⁷

Aber er war nicht immer tiefsinnig. Im Oktober schickte er Rüdiger Schleicher eine Postkarte, die ihn hinter dem lebensgrossen Bild eines Matadors und eines Bullen zeigte, dergestalt, dass sein eigener Kopf auf dem Körper des Matadors sass. «Die stillen Stunden, die ich zur Ausbildung in der Arte taurina benutzt habe, haben, wie Du siehst, in der Arena zu einem gewaltigen Erfolg geführt ... Mit Matadorengross Dietrich.»¹³⁸

Bonhoeffer stöberte gerne in den Antiquitätenläden der Stadt. Eines Tages erstand er ein mächtiges Kohlenbecken aus dem 18. Jahrhundert, aus geschnitztem Kastanienholz mit einer riesigen Messingschale, das er später nach Finkenwalde mitnahm. Als Klaus ihn besuchte, fuhren sie gemeinsam nach Madrid, wo Klaus auf dem Trödelmarkt ein Ölgemälde kaufte, das ein Picasso zu sein schien. In einem Brief an die Eltern beschrieb Klaus es als «eine Degenerierte beim Aperitiv (Absinth?)».¹³⁹ Zurück in Berlin, bekam er von einem amerikanischen Händler 20'000 Mark dafür geboten, und noch mehrere andere äusserten Interesse. Als jedoch einer von ihnen Picasso persönlich kontaktierte, sagte der, dass viele seiner Werke von einem Freund in Madrid gefälscht worden seien. Niemand mochte sich festlegen, ob das Bild nun echt war oder nicht, und Klaus behielt es. 1945 fiel es zusammen mit dem Kohlenbecken den Bomben der Alliierten zum Opfer.

In Madrid entdeckte Bonhoeffer auch das Werk von El Greco. Zusammen mit Klaus fuhr er nach Toledo, Cordoba, Granada, Algericas, Gibraltar und Marokko. Jeder neue Ort verlockte zu weiteren Ausflügen. Dietrichs Grossmutter schickte ihm Geld für eine Reise zu den Kanarischen Inseln, aber bevor diese möglich wurde, musste er schon zurück nach Berlin. Er hatte vor, das Geld für seine immer noch geplante Indienreise und den Besuch bei Gandhi zu verwenden.

Als Vikar

Bonhoeffer war nach Barcelona gefahren, um der deutschen Gemeinde dort zu dienen. Er würde 19 Predigten sowie den Kindergottesdienst halten, doch begann sein Dienst nicht so reibungslos, wie er es erhofft hatte.

Schon bevor Bonhoeffer eintraf, hatte Pastor Olbricht Einladungen zu dem neuen Kindergottesdienst des Vikars aus Berlin verschickt. Aber an Bonhoeffers erstem Sonntag erschien nur ein Mädchen. An seine Mutter schrieb Bonhoeffer: «Das muss nun besser werden.»¹⁴⁰ Und es wurde besser. Sein gewinnendes Wesen zog die Leute an, und am nächsten Sonntag kamen bereits 15 Kinder. Er machte bei allen 15 einen Hausbesuch, worauf es am nächsten Sonntag 30 waren, und 30 oder mehr sollten es für den Rest seines Vikariatsjahrs bleiben. Bonhoeffer liebte die Arbeit mit den Kindern. Er fand ihre Unwissenheit in religiösen Dingen halb erstaunlich, halb wunderbar: «Sie sind von einer famosen Frische und Lebendigkeit.»¹⁴¹

Damals wohnten in Barcelona etwa 6'000 Deutsche. Nur ein Bruchteil von ihnen gehörte zur deutschen Gemeinde, und von diesen liessen sich nur etwa 40 im Sonntagsgottesdienst sehen, im Sommer noch weniger. Im nächsten Sommer, wenn Olbricht in Deutschland war, würde Bonhoeffer allein sein.

Bonhoeffers Predigten waren für seine Gemeinde geistlich wie intellektuell keine leichte Kost. Gleich in seiner Einstandspredigt sprach er über eines seiner Lieblingsthemen: den Unterschied zwischen einem Glauben, der auf unseren moralischen Anstrengungen beruht, und dem Glauben, der sich auf Gottes Gnade gründet. Wie beiläufig erwähnte er Platon, Hegel und Kant und zitierte Augustinus, und so mancher der braven Geschäftsmänner aus Barcelona wird sich die Augen gerieben haben über dem Ernst dieses frisch von der Universität gekommenen Zweiundzwanzigjährigen. Aber es war Leben und Kraft in seinen Worten, und die Gemeinde hörte aufmerksam zu.

Ostern, als Olbricht nicht da war, predigte Bonhoeffer wieder, – ebenso am Sonntag nach Ostern. Seine Predigten waren nicht einfach, aber fesselnd.

Bald waren deutlich mehr Menschen im Gottesdienst, wenn Bonhoeffer predigte. Olbricht merkte es und gab hinfort nicht mehr den Predigtplan bekannt.

Bei aller Zufriedenheit Olbrichts mit Bonhoeffer gab es doch auch Spannungen zwischen ihnen. In einem Brief nach Hause erwähnt Bonhoeffer, dass Olbricht nicht gerade ein dynamischer Prediger sei. In einem anderen Brief schreibt er: «Ausserdem hat er sich um die jüngere Generation der Gemeinde offenbar bisher noch garnicht bekümmert.»¹⁴² Bonhoeffer bemerkte zum Beispiel, dass an der Deutschen Schule, an der Thumm unterrichtete, der Religionsunterricht nicht regelmässig erteilt wurde, und setzte sich dafür ein, diesem Missstand abzuhelpfen. Olbricht, der merkte, dass sein Vikar auf Schritt und Tritt Dinge anfang, die nur mehr Arbeit bedeuten würden, sobald er nicht mehr da war, sperrte sich.

Bonhoeffer war Diplomat genug, um die Spannungen nicht eskalieren zu lassen, und so war Olbricht im Ganzen mit ihm zufrieden. Dass Bonhoeffer der Versuchung widerstand, überheblich zu werden, lag auch an seinem Elternhaus, in welchem Egoismus und Stolz nicht geduldet wurden. Als Christ wusste er ebenfalls um die Gefahren des Hochmuts. In einem Brief an seinen Freund Helmut Rössler, der ebenfalls Pastor war, spricht er von der Befriedigung, die seine Arbeit ihm bringt – und von der Zwiespältigkeit dieser Befriedigung:

Ich habe jetzt im Sommer, wo ich allein bin auf !4 Jahr, alle 14 Tage Predigt ... und ich bin dankbar, dass ich Erfolg *sehen* darf; es ist ein Gemisch von persönlicher Freude, sagen wir Selbstgefühl, und sachlicher Dankbarkeit, – aber das ist ja das Gericht aller Religion, dieses Gemisch von Persönlichem und Sachlichem, das man vielleicht veredeln, aber nicht grundsätzlich beseitigen kann, und darunter leidet man als Theologe doppelt – aber wiederum, wer sollte sich nicht freuen über eine volle Kirche, oder darüber, dass Leute kommen, die jahrelang nicht kamen, und auf der anderen Seite: wer analysiert diese Freude, ob sie keimfrei ist von Schmutz?¹⁴³ .

Etwas, was Bonhoeffer noch nie gemacht hatte und was für ihn völlig neu war, war seine Arbeit für den Deutschen Hilfsverein, eine gemeinnützige Organisation, die ein Büro im Pfarrhaus hatte, wo Bonhoeffer morgens die Sprechstunde hielt. Hier trat er weit hinaus aus der privilegierten Welt seiner Jugend in Grunewald und lernte das Leben derer kennen, die es nicht so gut hatten: pleite gegangene Unternehmer, Opfer von Armut und Verbrechen, Gescheiterte und Verzweifelte, bis hin zu regelrechten Kriminellen. In einem Brief an seinen Bruder Karl-Friedrich malt er ein lebendiges Bild:

Man bekommt ... mit den merkwürdigsten Leuten zu tun, mit denen man sonst so leicht wohl nicht ein Wort gewechselt hätte-. Weltenbummler, Vagabunden, geflüchtete Verbrecher, viel Fremdenlegionäre, Löwen- und sonstige Tierbändiger, die dem Circus Krone auf seiner Spanienreise durchgebrannt sind, deutsche Tänzerinnen auf hiesigen Varieté Bühnen, deutsche verfolgte Fememörder, die einem nun alle ihr Lebensschicksal bis ins Detail berichten ... Gestern ist mir zum ersten Mal einer so frech gekommen – er behauptete, der Pfarrer habe seine Unterschrift gefälscht –, dass ich ihn regelrecht angeschrien und herausgeschmissen habe ... und während er sich beeilte davonzukommen, fluchte er und rief die Drohung, die ich nun schon oft gehört habe: «Wir werden uns noch Wiedersehen, – kommen Sie nur an den Hafen». Ich habe nachher auf dem Konsulat festgestellt, dass es ein alter Schwindler ist, der sich schon lange hier herumtreibt ...¹⁴⁴

Diese Erlebnisse liessen Bonhoeffers Herz erstmals wach werden für das Los der Armen und Ausgestossenen, das bald solch ein wichtiges Thema in seinem Leben und seiner Theologie werden sollte. Er spricht dieses Thema auch in dem Brief an Helmut Rössler an:

Ich lerne von Tag zu Tag neue Menschen kennen, mindestens ihre Schicksale, manchmal schaut man auch durch ihre Schilderungen hindurch auf die Person

– und dabei ist eines immer von Neuem eindrucksvoll: man begegnet hier den Menschen, wie sie sind, fern von der Maskerade der «christlichen Welt»; Leute mit Leidenschaften, Verbrechertypen, kleine Leute mit kleinen Zielen, kleinen Trieben und kleinen Verbrechen, – alles in allem Leute, die sich heimatlos fühlen in beiderlei Sinn, die auftauen, wenn man freundlich mit ihnen redet, – wirkliche Menschen, – ich kann nur sagen, dass ich den Eindruck habe, dass gerade diese viel eher unter der Gnade als unter Zorn, dass aber gerade die christliche Welt viel eher unter dem Zorn als unter der Gnade steht.¹⁴⁵

Ende Juni schrumpfte die deutsche Kolonie in Barcelona drastisch. Viele reisten für drei Monate weg, um erst im Oktober wiederzukommen. Einer von ihnen war Pastor Olbricht. Auch die meisten der Lehrer, die Bonhoeffer kannte, gingen. Aber er schien sich wohlzufühlen und war aktiv wie eh und je. Jeden Morgen war er bis um zehn Uhr im Büro des Hilfsvereins, danach arbeitete er an seinen Predigten oder an seiner Dissertation, *Sanctorum Communia*, die er für die Publikation vorbereitete. Er las auch und dachte über Themen für seine Habilitationsschrift, *Akt und Sein*, nach. Um dreizehn Uhr ging er zurück in seine Pension, um zu Mittag zu essen, danach schrieb er Briefe, spielte Klavier, machte Haus- und Krankenhausbesuche oder entkam in die Stadt, um Kaffee zu trinken und sich mit Bekannten zu treffen. Manchmal (öfter als ihm lieb war) kapitulierte er vor der sengenden Hitze und hielt das, was viele Barceloner nachmittags hielten: eine Siesta. In diesem Sommer hielt er jeden Sonntag seinen Kindergottesdienst, aber predigte nur jede zweite Woche. «Das reicht mir», schrieb er Karl-Friedrich, «denn in der Hitze predigen, ist nicht unbedingt angenehm, zumal auf die Kanzel zu dieser Zeit grade die Sonne scheint.»¹⁴⁶

Bonhoeffer hatte unbestreitbar eine seltene Gabe, normalen Kirchgängern schwierige theologische Gedanken zu vermitteln, aber manche Abschnitte seiner Predigten in Barcelona müssen in dieser Hitze etwas zu viel gewesen sein. Manchmal erhob er sich in solch schwindelnde theologische Höhen, dass man sich gut

vorstellen kann, wie seine Zuhörer sich die Hand über die Augen hielten und ihm frustriert hinterherschielten, wie er als kleiner schwarzer Punkt in den blauen Himmel entwand. *Wo war sie, die zahme alte Krähe, die sonst immer gepredigt hatte und die man anschliessend streicheln und füttern konnte? Wann würde er zurückkommen, der gute alte Olbricht?*

Und doch war Bonhoeffers Solo-Flug als Prediger ein Erfolg: Während sonst im Sommer deutlich weniger Leute in den Gottesdienst kamen, wurden es jetzt immer mehr. Im August schrieb er an Helmut Rössler: «Es ist eine durchaus eigenartige Erfahrung, wenn man Arbeit und Leben tatsächlich zusammenfliessen sieht, – eine Synthese, die wir wohl alle in der Studentenzeit suchten, aber doch kaum fanden ... es gibt der Arbeit Würde und dem Arbeiter Sachlichkeit, Erkenntnis der Grenzen seiner selbst, wie sie eben nur am konkreten Leben gewonnen wird.»¹⁴⁷

Im September kamen Bonhoeffers Eltern auf Besuch. Die drei nutzten die Zeit für weitere Reisen, – man fuhr die Küste entlang nach Norden und besuchte Arles, Avignon und Nîmes in Südfrankreich, im Süden führte die Reise nach Montserrat. Am 23. September hörten die Eltern eine Predigt ihres Sohnes über ein Thema, das ihn sein ganzes Leben lang begleiten sollte: die Verteidigung des irdisch-leiblichen Aspekts des christlichen Glaubens, der die Menschwerdung von Jesus betont, gegen die gnostisch-dualistische Vorstellung, dass der Leib weniger wert sei als Seele oder Geist. «Gott will Menschen sehen», sagte Dietrich, «nicht Gespenster, die den Erdboden scheuen ... « Und: «... es gibt in der ganzen Weltgeschichte immer nur eine wirklich bedeutsame Stunde, – die Gegenwart.» «Ihr wollt die Ewigkeit finden, nun so dienet der Zeit.»¹⁴⁸ Hier deutet sich bereits an, was Bonhoeffer Jahre später seiner Verlobten aus dem Gefängnis schreiben sollte: «Unsere Ehe soll ein Ja zu Gottes Erde sein, sie soll uns den Mut, auf der Erde etwas zu schaffen und zu wirken, stärken. Ich fürchte, dass die Christen, die nur mit einem Bein auf der Erde zu stehen wagen, auch nur mit einem Bein im Himmel stehen.»¹⁴⁹ Und in einem anderen Brief an sie schrieb er, der Mensch sei von der Erde genommen und bestehe nicht aus Luft und Gedanken.¹⁵⁰

Ein weiteres bedeutsames Thema, das sich in vielen von Bonhoeffers Predigten auch noch später findet, ist der Barth'sche Gedanke, dass Gott selbst die Initiative ergreifen und sich uns offenbaren muss, da wir ihn nicht erreichen können.

Mehrere Male benutzte Bonhoeffer Barths Bild des Turms von Babel als eines Symbols für «Religion»: der (stets misslingende) Versuch des Menschen, den Himmel durch seine eigenen Anstrengungen zu erreichen. In einem Brief an Rössler verfolgte er diesen Gedanken weiter:

Ich habe lange gedacht, es gäbe für die Predigt ein Zentrum, das, wenn es getroffen wird, jeden Menschen bewegt bzw. vor die Entscheidung stellt. Ich glaube das nicht mehr. Erstens kann die Predigt nie das Zentrum fassen, sondern kann nur selbst von ihm, von Christus, *gefasst werden*. Sodann wird Christus Fleisch ebenso im Worte des Pietisten, wie des Kirchlichen, wie des Religiösen Sozialisten, und diese empirischen Gebundenheiten bedeuten nicht relative, sondern in der Tat absolute Schwierigkeiten für die Predigt ...¹⁵¹

Dieser Gedanke war radikal, ja dramatisch. Und doch: Ist er nicht eigentlich nur die logische Folgerung aus der Erkenntnis, dass man ausser durch Gottes Gnade nichts von Wert zustande bringen kann? Alles, was gut ist, muss letztlich von Gott selbst kommen, sodass dieser sich selbst in einer schwachen beziehungsweise schwach dargebotenen Predigt offenbaren und die Gemeinde berühren kann, während er in mancher noch so brillanten bzw. brillant dargebotenen Predigt womöglich abwesend ist. Der «Erfolg» der Predigt hängt völlig von dem Gott ab, der zu uns durchbricht und uns «fasst», wenn wir uns denn «fassen» lassen.

Hier deutet sich bereits Bonhoeffers berühmte Jeremia-Predigt an, die er einige Jahre später halten sollte, sowie seine Einstellung zu seinem eigenen Schicksal unter den Nazis. Was bedeutete es, von Gott ergriffen zu sein? Und warum spürte Bonhoeffer schon jetzt in der Tiefe seiner Seele, dass Gott ihn ergriffen und für eine Aufgabe erwählt hatte?

Drei frühe Vorträge

Im Herbst 1928 beschloss Bonhoeffer, drei Gemeindevorträge zu halten, jeweils an einem Dienstagabend im November, Dezember und schliesslich, kurz vor seiner Rückreise, im Februar. Dies gehörte nicht zu seinen Dienstpflichten, und man fragt sich, was Olbricht über das Projekt dachte. Die Vorträge waren thematisch ausserordentlich ehrgeizig. Es scheint, dass Bonhoeffer daran lag, die jungen Männer in der sechsten Klasse der Deutschen Schule zu erreichen, die etwa im gleichen Alter waren wie die Teilnehmer seines Donnerstagkreises. Die Kirche erreichte sie nicht, und er wollte tun, was er konnte.

Die Vorträge sind beeindruckend, vor allem, wenn man bedenkt, dass Bonhoeffer vor ein paar Jahren selbst noch zur Schule gegangen war, und streifen schon viele Themen, für die Bonhoeffer bekannt werden würde. Der erste Vortrag war überschrieben: «Die Tragödie des Prophetentums und ihr bleibender Sinn», der zweite: «Jesus Christus und vom Wesen des Christentums» und der dritte: «Grundfragen einer christlichen Ethik».

Der zweite Vortrag – er hielt ihn am 11. Dezember – ist wahrscheinlich der beste. Wie in den meisten seiner Predigten beginnt Bonhoeffer provokativ, mit der These, dass Christus aus dem Leben der meisten Christen verbannt ist: «Man baut ihm wohl seinen Tempel, aber man wohnt in seinem eigenen Haus ...» Religion ist zur guten Sonntagsstube verkommen, zum religiösen Zimmer, «in das man sich gern auf ein paar Stunden zurückzieht, um dann aber wieder gleich darauf in seine Arbeitsstube zu treten.»¹⁵² Doch gerade dies, so Bonhoeffer, geht nicht. Es reicht nicht, wenn wir Christus «nur eine Provinz unseres geistigen Lebens einräumen»; es geht um alles oder nichts. «Die Religion Christi ist nicht der Leckerbissen nach dem Brot, sondern sie ist Brot oder nichts. Das wenigstens sollte man verstehen und zugeben, sofern man sich Christ nennt.»¹⁵³

In einem Abschnitt, der an C. S. Lewis' Gedanken in seinem Buch *Pardon, ich hin Christ* erinnert, beschreibt Bonhoeffer die Einzigartigkeit Christi folgendermassen:

Man erklärt Christus nach ästhetischen Kategorien als religiöses Genie, nennt ihn den grössten Ethiker, man bewundert seinen Todesgang als heroisches Opfer für seine Idee, nur eines tut man nicht – man nimmt ihn nicht ernst, d.h. man bringt das Zentrum des eigenen Lebens nicht in Berührung mit dem Anspruch Christi, *die* Offenbarung Gottes zu sagen und zu sein, – man bewahrt einen Abstand zwischen sich und dem Worte Christi, lässt keine ernsthafte Begegnung zu, – ich kann wohl leben mit oder ohne Jesus, als religiöses Genie, als Ethiker, als Herren, – wie ich schliesslich auch ohne Platon und Kant leben kann, – all das hat nur relative Bedeutung; sollte aber in Christus etwas sein, das mein Leben durch und durch beansprucht, mit dem ganzen Ernst dessen, dass hier Gott selbst spricht, ist nur in Christus einmal das Wort Gottes gegenwärtig geworden, dann hat Christus für mich nicht nur relative, sondern absolut-dringliche Bedeutung ... Christus ernstnehmen heisst, diesen seinen absoluten Anspruch auf die Entscheidung des Menschen ernstnehmen.

Uns kommt es nun darauf an, diesen Ernst der Sache klarzumachen und Christus aus dem Säkularisierungsprozess, in den er seit der Aufklärungszeit hineingezogen ist, herauszustellen ...¹⁵⁴

Man darf annehmen, dass Olbricht am vorigen Sonntag nicht über die Aufklärung gesprochen hatte. In diesem Vortrag schlachtete Bonhoeffer eine heilige Kuh nach der anderen. Nachdem er dargelegt hatte, dass Christus nicht nur ein grosser Ethiker gewesen war, erklärte er die Ähnlichkeiten zwischen der christlichen Religion und anderen Religionen, um dann zu seinem Hauptpunkt zu kommen: Der Kern des christlichen Glaubens ist gar keine Religion, sondern die Person Jesus Christus. Bonhoeffer führte aus, was er von Karl Barth gelernt hatte und was in seinem Denken und Schreiben der folgenden Jahre solch einen grossen Raum einnehmen sollte: dass Religion etwas Totes, Menschengemachtes ist und dass im Zentrum des Christentums etwas gänzlich anderes steht: der lebendige Gott selber. «Faktisch», so Bonhoeffer, «hat Christus kaum ethische Vorschriften gegeben, die nicht schon

bei den gleichzeitigen [zeitgenössischen] jüdischen Rabbinern oder heidnischer Literatur nachzuweisen wären.»¹⁵⁵ Es geht beim Christentum nicht um eine neue, bessere Moral oder um ethische Leistungen. Bonhoeffer muss einige seiner Zuhörer schockiert haben, aber seine Logik war zwingend. Er demaskiert in seinem Vortrag die Idee der «Religion» und der moralischen Leistung als die Feinde des christlichen Glaubens und Christi, weil sie den irrigen Eindruck vermitteln, man könne Gott durch seine moralischen Anstrengungen erreichen. Dergleichen führt nur zu geistlicher Anmassung und Stolz, den Erzfeinden des Christentums. «... und so ist die christliche Botschaft grundsätzlich amoralisch, und areligiös, so paradox das klingen mag.»¹⁵⁶

Es ist erstaunlich, dass Bonhoeffer dies schon 1928 so formuliert, 16 Jahre bevor er Bethge in den Briefen, die dieser in einem Gasmaskenbehälter im Schleicher'schen Garten vergrub, seine berühmten Worte über das «religionslose Christentum» schrieb.

Doch noch erstaunlicher ist, dass diese wieder ausgegrabenen Gedanken von manchen als grundlegende und tiefe Neuorientierung in Bonhoeffers Theologie bezeichnet worden sind. Tatsache ist, dass fast alles, was Bonhoeffer in seinen späteren Jahren sagen und schreiben sollte, eine Vertiefung und Erläuterung von Gedanken war, die er schon früher formuliert und geglaubt hatte, – signifikante Veränderungen in seiner Theologie finden wir nicht. Wie ein Naturwissenschaftler oder Mathematiker baute er stets auf dem auf, was bereits bekannt und gesichert war. Wie hoch man auch auf einem Fundament baut, man kann dieses Fundament nie verlassen oder verleugnen, ja je höher man baut, umso mehr erweist sich die Festigkeit und Tragkraft des Fundaments und der tieferen Stockwerke. Bonhoeffer baute seinen Turm sehr hoch. Man mag es den Augen, die nur auf die obersten Stockwerke starren, nachsehen, wenn sie vergessen, dass es tief unten, irgendwo unter den Wolken ein orthodoxes theologisches Fundament gibt, das letztlich diese Stockwerke trägt.

In diesem Vortrag sagte Bonhoeffer noch etwas anderes, nicht weniger Provokatives:

Damit ist aber eine grundsätzliche Kritik ausgesprochen über den grandiosen aller menschlichen Versuche zum Göttlichen vorzudringen überhaupt – über die Kirche. Das Christentum birgt in sich einen kirchenfeindlichen Keim, – denn nur allzu nahe liegt es, dass wir nur auf unsere Christlichkeit und Kirchlichkeit einen Anspruch an Gott begründen wollen, und damit die christliche Idee wieder völlig missverstehen und verzerren.¹⁵⁷

Hier, in dem Vortrag eines Zweiundzwanzigjährigen vor einer Handvoll Oberschüler, finden wir etwas, was seine reifsten späteren Gedanken bereits vorwegnimmt – die Unterscheidung zwischen dem Christentum als einer Religion wie alle anderen (also als dem vergeblichen Versuch, durch moralische Klimmzüge aus eigener Kraft in den Himmel zu kommen) und dem Christentum als Nachfolge von Christus, der alles von uns verlangt, einschliesslich unseres Lebens.

In diesen Vorträgen verwendet Bonhoeffer Formulierungen, die für seine Zuhörer schwierig gewesen sein müssen. So sagt er zum Beispiel, dass das Wesen des Christentums in der Botschaft «von dem ewig Anderen, Weltfernen» liegt, «der sich aus dem Urgrund seines Wesens heraus in Liebe über den Menschen erbarmt, der ihm allein die Ehre gibt».¹⁵⁸ Wohl kaum jemand unter Bonhoeffers Zuhörern wird von Karl Barth gehört oder den Ausdruck *der Andere* in seiner abstrakt-philosophischen Bedeutung gekannt haben.

Bonhoeffers Formulierungen konnten beeindruckend sein. «Das Wort von der Gnade ... spricht über das Sterben der Menschen und der Völker sein ewiges: ich habe euch geliebt aus der Ewigkeit, bleibt bei mir, so werdet ihr leben.»¹⁵⁹ Wir finden Aphorismen, die von G. K. Chesterton stammen könnten: «Den unendlichen Wert des scheinbar Wertlosen, und die unendliche Wertlosigkeit des scheinbar so wertvollen, predigt das Christentum.»¹⁶⁰

Gegen Ende seines Vortrags stellt Bonhoeffer eine dritte provokative These auf. Er identifiziert den «griechischen Geist» oder «Humanismus» als den «ärgste[n] Feind des Christentums von jeher»¹⁶¹ und verknüpft die Idee der «Religion» und der moralischen Leistung als falscher Weg zu Gott meisterhaft mit dem Dua-

lismus, also der Vorstellung, dass Leib und Seele im Kampf miteinander liegen. Der Dualismus ist für ihn ein typisch griechischer, aber nicht hebräischer oder biblischer Gedanke. Das Ja der Bibel zum Körper und zur materiellen Welt war ein weiteres Thema, das er im Laufe seines Lebens immer wieder aufgreifen sollte:

Humanismus und Mystik, die scheinbar schönsten Blüten der christlichen Religion, heute angebetet als die höchsten Ideale menschlichen Geistes überhaupt, und damit so oft auch als Krönung der christlichen Idee, sie müssen gerade von der christlichen Idee aus abgelehnt werden als Kreaturvergötterung und damit als Angriff auf die alleinige Ehre Gottes. Die Gottheit des Humanismus, der Humanitätsidee und der Mystik ist der Abgott menschlicher Wünsche, nur der Gottesgedanke des Christentums orientiert die menschlichen Wünsche an sich.¹⁶²

«Herr Wolf ist tot!»

Ein Grund dafür, warum Bonhoeffer die Gemeindepraxis so wichtig war und er deshalb auch ein Jahr als Vikar in Barcelona verbringen wollte, war sein Glaube, dass die Weitergabe seines theologischen Wissens – ob nun an «religiös unmusikalische» Geschäftsleute, an Teenager oder Kinder-, gerade so wichtig war wie dieses Wissen selber. Dies zeigen seine Erfolge in der Kinderarbeit, und der folgende Brief an seinen künftigen Schwager Walter Dress gibt uns einen Einblick in diesen Aspekt seines Jahres in Barcelona:

Heute hatte ich einen ganz einzigartigen seelsorgerlichen Fall, den ich Dir doch noch kurz erzählen will, und der mir trotz seiner Einfachheit zu denken gab. Morgens um 11 Uhr klopft es und es kommt ein 10jähriger Junge in mein Zimmer mit irgendeiner Bestellung von seinen Eltern, um die ich ihn bat. Ich merke, dass mit dem Jungen, der sonst die Heiterkeit selbst ist, irgendetwas los

ist; und schon kommts: er bricht in Tränen aus, ganz wild und ich höre nur noch die Worte: «Der Herr Wolf ist tot», er weint und weint; «ja wer ist denn Herr Wolf?» Das ist sein junger Schäferhund, der seit 8 Tagen krank war und nun vor einer halben Stunde gestorben ist. Also ist er untröstlich, setzt sich auf mein Knie und kann kaum Fassung finden, – und erzählt mir dann, wie er gestorben sei und dass nun alles aus sei. Mit dem Hund allein habe er immer gespielt, morgens sei er ans Bett gekommen und habe ihn geweckt – und nun sei er tot. Was war dazu zu sagen? So erzählt er mir eine ganze Weile. Dann ist er plötzlich ganz still mit seinem herzerreissenden Weinen, und sagt: «aber ich weiss ja, der ist ja gar nicht tot.» «Wie meinst Du das denn?» «Ja dessen Geist ist doch jetzt im Himmel und freut sich da; in der Klasse hat mal einer die Religionslehrerin gefragt, wie es im Himmel sei, und da hat sie gesagt, sie wäre noch nicht da gewesen, – sagen Sie mir doch jetzt, werde ich den ‚Herrn Wolf‘ mal wiedersehen? Der ist doch ganz gewiss im Himmel?» Da stand ich da und sollte antworten: ja oder nein, – nein, das wissen wir nicht, hätte «nein» bedeutet. Da war einer, der Bescheid wissen wollte und das ist immer böse. Da sagte ich ihm denn kurzentschlossen: «Sieh mal, Gott hat den Menschen gemacht und auch die Tiere, und hat die Tiere gewiss auch lieb, – und ich glaube, es ist bei Gott so, dass sich alles, was sich lieb gehabt hat auf der Erde, wirklich lieb gehabt hat, dass das bei Gott auch zusammen bleibt, denn liebhaben ist ein Stück von Gott, – wie das geschieht, das wissen wir freilich nicht.» – Nun hättest Du das glückliche Gesicht von dem Jungen sehen sollen, – er hatte ganz aufgehört zu weinen, – «dann sehe ich also den Herrn Wolf wieder, wenn ich auch tot bin, – dann können wir wieder spielen» – kurz er war überglücklich. Ich sagte ihm noch ein paarmal, wie das zginge, das wüssten wir nicht. Er aber *wusste* es, und zwar ganz bestimmt in dem Gedanken. – Nach ein paar Minuten sagte er: «Ich habe heute schon so auf Adam und Eva geschimpft;

wenn die den Apfel nicht gegessen hätten, wäre der Herr Wolf nicht gestorben.» – Die ganze Sache war dem Kind so ernst, wie unsereinem, wenn uns etwas ganz Hartes geschieht. Aber ich bin geradezu überrascht – ergriffen von der Naivetät [sic!] der Frömmigkeit, die in einem sonst ganz wilden Jungen, der an nichts denkt, in solchem Augenblick wach wird. Da steht man, der man «Bescheid wissen» soll ganz klein daneben, – und ich muss immer noch an das zuversichtliche Gesicht denken, mit dem er fortging. Einer von den Fällen von «Lächeln unter Tränen», und gewiss ein Fall, wie er nicht häufig wiederkehrt.¹⁶³

Im November ersuchte die Gemeinde Bonhoeffer, doch in Barcelona zu bleiben. Aber er wollte seine Habilitation fertigstellen, und so kehrte er am 15. Februar, ein Jahr nach seiner Abreise nach Barcelona, nach Berlin zurück.

6. KAPITEL

BERLIN

1929

Es handelt sich doch in der Offenbarung ...um [Gottes] Freiheit, die gerade in dem Frei-sich-gebunden-Haben an den geschichtlichen Menschen, in dem Sich-dem-Menschen-zur-Verfügung-Geben ihren stärksten Erweis findet. Gott ist frei nicht vom Menschen, sondern für den Menschen. Christus ist das Wort der Freiheit Gottes.

DIETRICH BONHOEFFER

Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knebel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau geworden denn ein Christ.

MARTIN LUTHER

Bei seiner Rückkehr aus Barcelona fand Bonhoeffer ein Deutschland vor, dessen Geduld mit der Weimarer Republik zu Ende ging. Viele sahen in ihr ein politisches Chaos, das die Feinde Deutschlands, die nichts von deutscher Geschichte und Kultur verstanden, dem Land aufgezungen hatten, um es schwach zu halten. Das parlamentarische System, in dem keine Partei allein die Herrschaft innehatte, war so völlig anders als die alte Welt mit dem Kaiser als unangefochtenem Oberhaupt. Viele Bürger fanden das Parteiengerre des neuen Systems schlicht undeutsch und sehnten sich zurück nach der guten alten Zeit. Deutschland brauche endlich wieder jemanden, der es führe, ganz egal, wer dieser Jemand war!

Und es gab auch jemanden, der sich als Führer anbot. Doch das Abschneiden seiner Partei bei den Reichstagswahlen von 1928 war enttäuschend gewesen. Nun gut, er begann, auf die nächsten Wahlen hinzuwirken und vor allem die Menschen in den ländlichen Gegenden anzusprechen. Er würde wiederkommen, wenn die Stunde günstiger war.

Bonhoeffer war unschlüssig, wie es weitergehen sollte. Er hatte sein Jahr in Barcelona genossen und dachte daran, die Welt der Universität gegen die Welt der Kanzel einzutauschen. Aber mit seinen 23 Jahren war er zwei Jahre zu jung, um ordiniert zu werden. Die Tür zu einer akademischen Karriere wollte er nicht endgültig schliessen und nahm sich vor, zunächst seine Habilitation zu schreiben und so die Lehrbefähigung an der Universität Berlin zu erlangen.

Seine Habilitationsschrift, *Akt und Sein*, war in ihrem Ringen mit der Frage, was die Kirche sei, eine Art Fortsetzung seiner Doktorarbeit *Sanctorum Communio*. In *Akt und Sein* benutzt Bonhoeffer die Sprache der Philosophie, um darzulegen, dass die Theologie nicht einfach ein Zweig der Philosophie ist, sondern etwas ganz anderes. Für ihn ist Philosophie die von Gott abgelöste Suche des Menschen nach der Wahrheit und entspricht darin der «Religion» im Barth'schen Sinne, bei welcher der Mensch versucht, aus eigener Kraft den Himmel bzw. die Wahrheit oder Gott zu erreichen. Die Theologie dagegen beginnt und endet mit dem Glauben an Christus, der sich dem Menschen offenbart; ohne solche Offenbarung kann es keine Wahrheit geben. Der Philosoph oder der philosophisch vorgehende Theologe sind wie der berühmte Hund, der seinen eigenen Schwanz jagt. Sie können nicht ausbrechen aus diesem Kreis der Nabelschau, doch Gott kann durch seine Offenbarung in diesen Kreis einmischen.

Bonhoeffer beendete *Akt und Sein* noch 1929 und legte die Arbeit im Februar 1930 als Habilitationsschrift vor. Die folgende Passage hat Eberhard Bethge «die klassische Stelle in ‚Akt und Sein‘» genannt:

Es handelt sich doch in der Offenbarung nicht so sehr um die Freiheit Gottes jenseits ihrer, d.h. um das ewige Beisichselbstbleiben und um die Aseitigkeit* Got-

tes, sondern vielmehr um das Ausscheraustreten Gottes in der Offenbarung, um sein *gegebenes* Wort, um seinen Bund, in dem er sich gebunden hat, um seine Freiheit, die gerade in dem Frei-sich-gebunden-Haben an den geschichtlichen Menschen, in dem Sich-dem-Menschen-zur-Verfügung-Geben ihren stärksten Erweis findet. Gott ist frei nicht vom Menschen, sondern für den Menschen. Christus ist das Wort der Freiheit Gottes. Gott ist da, d.h. nicht in ewiger Nichtgegenständlichkeit, sondern – mit aller Vorläufigkeit ausgedrückt –, habbar, fassbar in seinem Wort in der Kirche. Hier tritt dem formalen ein inhaltliches Verständnis der Freiheit Gottes gegenüber.¹⁶⁴

In dem Jahr nach Barcelona kehrte Bonhoeffer zu dem grossen Familien- und Freundeskreis in Grunewald zurück. Hier hatte die Zeit nicht stillgestanden. Bonhoeffers Schwester Susanne heiratete seinen Freund Walter Dress; sein ältester Bruder, Karl-Friedrich, heiratete Grete von Dohnanyi; und dann heiratete sein Bruder Klaus, zwei Tage bevor Bonhoeffer nach Amerika reiste, Emmi Delbrück, die zusammen mit ihren Brüdern, Max und Justus, schon von Kind an sozusagen zur Familie gehört hatte. Dietrich selbst war noch weit von einer Eheschliessung entfernt, doch traf er sich weiterhin häufig mit Elisabeth Zinn, die gerade an der Universität Berlin an ihrer Promotion arbeitete.

Hans von Dohnanyi war persönlicher Referent beim Reichsjustizminister geworden, sodass er und Christine aus Hamburg nach Berlin zurückkehrten, wo sie in eine Wohnung direkt gegenüber der Wangenheimstrasse 14 zogen, in dem Haus der Schönes, bei denen Paula Bonhoeffer nach Walters Tod eine Zeit lang gewohnt hatte.

Erst nach Fertigstellung, Einreichung und Annahme der Habilitationsschrift *Akt und Sein* war es für Bonhoeffer möglich, zunächst eine Privatdozentur zu bekommen und sich danach auf eine Professorenstelle zu bewerben. Bis dahin musste er sich mit etwas deutlich Bescheidenerem zufriedengeben.

* «Aseität» bedeutet «Aus-sich-selbst-Bestehen».

Im April 1929, zu Beginn des Sommersemesters, wurde er «Volontärassistent» am Seminar für Systematische Theologie der Universität Berlin. Als solcher war er für alles zuständig, was unter der Würde eines richtigen Professors lag, zum Beispiel «Schlüssel ausgeben und einziehen, die Seminarbibliothek überwachen, Neubestellungen von Büchern vorschlagen».¹⁶⁵

Im Sommer 1929 konnte Bonhoeffer das letzte Seminar des mittlerweile achtundsiebzigjährigen Harnack besuchen. Auch wenn er theologisch andere Wege ging als sein Lehrer, wusste er, wie viel er diesem verdankte. Auf der Abschlussfeier hielt er die Rede: «Dass Sie unser Lehrer in vielen Stunden waren, ging vorüber, – dass wir uns Ihre Schüler nennen dürfen, bleibt.»¹⁶⁶

«Seitdem haben wir nicht aufgehört zu diskutieren ...»

Ein wichtiger Aspekt dieses Jahres nach Barcelona war Bonhoeffers Freundschaft mit dem stets schlagfertigen Theologiestudenten Franz Hildebrandt. Die beiden hatten sich am 16. Dezember 1927 im Seminar von Reinhold Seeberg kennengelernt, einen Tag bevor Bonhoeffer seine Doktorarbeit öffentlich verteidigte.

Hildebrandt wird später in seinen Erinnerungen schreiben: «An diesem Freitag diskutierten wir eifrig; und seitdem haben wir nicht aufgehört zu diskutieren, zwölf lange Jahre einer ungestörten Freundschaft, bis der Kriegsbeginn einen Kontakt zwischen mir in England und ihm in Deutschland unmöglich machte.»¹⁶⁷

Jetzt, wo Bonhoeffer wieder in Berlin war, diskutierten sie weiter. Hildebrandt wurde Bonhoeffers bester Freund – der erste richtige Freund, der nicht zur Verwandtschaft gehörte. In nur ein paar Jahren sollte er auch Bonhoeffers engster Verbündeter im Kirchenkampf werden. Der drei Jahre jüngere Hildebrandt war, wie Bonhoeffer, in Berlin-Grünwald aufgewachsen. Sein Vater war ein bekannter Historiker, seine Mutter Jüdin. Damit galt Hildebrandt nach den damaligen deutschen Gepflogenheiten als Jude, was zu der «Judenfrage» im damaligen Deutschland überleitet.

Viele Juden in Deutschland, wie Sabines Ehemann Gerhard oder Franz Hildebrandt, waren nicht nur kulturell angepasste Deutsche, sondern auch getaufte Christen. Manche, wie Franz Hildebrandt, sahen ihre Lebensberufung sogar im Pastorenberuf. Doch schon in wenigen Jahren würden die Nazis im Rahmen ihres Programms zur Entfernung der Juden aus dem öffentlichen Leben versuchen, diese Judenchristen auch aus der deutschen Kirche zu entfernen. Dass diese «Nichtarier» öffentlich zum christlichen Glauben übergetreten waren, zählte nicht. Die Nationalsozialisten sahen die Welt durch eine rein rassistisch gefärbte Brille. Allein die Abstammung eines Menschen zählte. Was er im Tiefsten glaubte, war gleichgültig.

Die Nationalsozialisten beriefen sich für ihre Judenhetze auch auf Martin Luther. Im Unterschied zu ihnen hat Luther aber nicht rassistisch gedacht, sondern vom Glauben her. Anfangs hoffte er, dass die Juden sich zum Glauben an Jesus bekehren würden, wenn ihnen nur das reine Evangelium verkündet würde. Die Einstellung des frühen Luther zu den Juden war, vor allem für seine Zeit, geradezu vorbildlich. Er fand die Art widerlich, wie die Christen die Juden behandelten. 1519 formulierte er: «Wer, so frage ich, würde zu unserer Religion übertreten, ... wenn er sich von uns so grausam und feindselig ... behandelt sähe.»¹⁶⁸ Vier Jahre danach schrieb er in seiner Schrift *Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei*: «Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knebel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich eher eine Sau geworden denn ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr kundgetan denn sie schelten und ihr Gut nehmen.»¹⁶⁹ Es besteht kein Zweifel: Luther glaubte, dass Juden Christen werden könnten, und wünschte, dass sie sich bekehrten. Für ihn schlossen sich Christsein und Judesein nicht gegenseitig aus wie bei den Nazis. Wie Paulus, so wollte auch Luther den Juden das Erbe geben, das ihnen noch vor den Heiden gehörte. Hatte Paulus nicht gesagt, dass Jesus für «die Juden zuerst» gekommen war?

Aber diese frühe offene Haltung sollte nicht von Dauer sein. Der ältere Luther litt an Stimmungsschwankungen und Depressionen.

Als Luther drei Jahre vor seinem Tod in seiner Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* unter anderem dazu aufrief, die Synagogen und Schulen der Juden anzuzünden, ihre Häuser zu zerstören, ihre Gebetbücher und ihr Geld zu konfiszieren und sie Zwangsarbeiten verrichten zu lassen, war er verbittert. Er konnte sich die jüdische Ablehnung von Jesus Christus nur durch hartnäckige Verstockung erklären. So nahm er die ältere, verbreitete mittelalterliche Polemik wieder auf. Was hätte wohl der jüngere Luther von solchen Äusserungen gehalten? Aber für Goebbels und seine Helfershelfer war es ein gefundenes Fressen, dass Luthers hässlichste Tiraden in Schriftform existierten, und sie veröffentlichten sie und gebrauchten sie mit hämischer Freude. Denn diese unchristlichsten Ausfälle eines im Alter von Krankheit und Schwermut gezeichneten Mannes trugen das Imprimatur des grossen deutschen Reformators. Die Hunderttausende von guten, gesunden Worten, die er geschrieben hatte, interessierten die Männer in Braun weniger.

Es muss hier noch einmal festgehalten werden, dass selbst Luthers schlimmste Verurteilungen der Juden nicht rassistisch motiviert waren. Er war frustriert darüber, dass die Juden auf seine Bemühungen, sie zu bekehren, nicht eingegangen waren. Die Nazis dagegen wollten von einer Bekehrung von Juden nichts hören. Das historische Gewicht der Person Luthers spielte ihnen in die Hände. Die stereotype Wiederholung der judenfeindlichen Auswürfe Luthers half ihnen, viele Deutsche davon zu überzeugen, dass Deutschsein und Christsein ein rassisches Erbe waren – unvereinbar mit dem Judentum. Die Nazis waren nicht nur antijüdisch, sondern auch antichristlich. Doch gaben sie sich gerne als gute Christen, solange dies ihrem Ziel nützte, das theologisch unwissende Volk auf ihre Seite gegen die Juden zu ziehen.

Jahre später sollte Bonhoeffers späterer Freund Eberhard Bethge erklären, dass die meisten Menschen damals von den antisemitischen Ausfällen Luthers nichts gewusst hatten. Erst als der Erz-Antisemit und Propagandist Julius Streicher sie neu herausgab und verbreitete, wurden sie allgemein bekannt. Andererseits darf man die Bezugnahme der Nationalsozialisten auf Luther nicht überschätzen. Sie schöpften ihren Antisemitismus aus anderen Quellen, nämlich aus der in den ersten Jahr-

zehnten des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nur in Deutschland, sondern auch international als Wissenschaft anerkannten Rassenforschung. Die Nationalsozialisten allerdings richteten die Rassentheorien speziell gegen die Juden. Diese dienten ihnen als Sündenbock für alles Unglück in der Welt, insbesondere für das Unglück Deutschlands nach Versailles.

Bedenkt man, was Deutschland bevorstand, hätte Bonhoeffers Freundschaft mit Franz Hildebrandt zu keinem günstigeren Zeitpunkt beginnen können. Bethge berichtet, dass sie im Laufe der Zeit «in allen sachlichen Problemstellungen» gemeinsam entschieden und dass Hildebrandt «Bonhoeffers bevorstehende Wendung zu einem immer stärkeren Biblizismus beeinflusst» hat.¹⁷⁰ Er war auch ein ausgezeichnete Pianist und begleitete die Bonhoeffers bei den Familienkonzerten, wenn Dietrich nicht dabei sein konnte.

Im April 1930 fuhr Bonhoeffer zurück nach Barcelona, um an der Hochzeitsfeier seines Freundes Hermann Thumm teilzunehmen. Bald darauf begann er über einen einjährigen Studienaufenthalt in den USA nachzudenken. Sein Superintendent, Max Diestel, redete ihm zu, da eine Ordination erst in einem Jahr möglich war, wenn Bonhoeffer fünfundzwanzig wurde. Bonhoeffers Bruder Karl-Friedrich, der 1929 zu Vorträgen in Amerika gewesen war, konnte für ihn die Lage auskundschaften. Bonhoeffer interessierte sich zunächst nicht sonderlich für Amerika. Doch dies änderte sich, als ihm ein Sloane Fellowship am *Union Theological Seminary* in New York City angeboten wurde.

Am 10. Juni starb Adolf von Harnack. Am 15. Juni hielt die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine Trauerfeier für ihn, und die Liste der Redner war lang, wie es solch einer legendären Persönlichkeit gebührt. Einer der Redner war der vierundzwanzigjährige Dietrich Bonhoeffer, der für Harnacks ehemalige Studenten sprach. Bethge vermerkt: «Wie Bonhoeffer hier neben den älteren namhaften Sprechern bestand, hinterliess einen tiefen Eindruck.» Zu den «namhaften Sprechern» gehörten der Kultusminister, der Staatsminister, der Innenminister und andere «hohe

Tiere». Bethge weiter: «Manche hatten ihm die Weite und das Verständnis für diesen Lehrer nicht mehr zugetraut, da er doch offensichtlich andere Wege ging.»¹⁷¹ Bonhoeffer sagte in seiner Ansprache unter anderem:

... es wurde uns an ihm deutlich, dass Wahrheit nur aus Freiheit geboren wird. Wir sahen in ihm den Vorkämpfer des freien Ausdrucks einmal erkannter Wahrheit, der sein freies Urteil je und je neu bildete und es ungeachtet der ängstlichen Gebundenheit der vielen je wieder deutlich zum Ausdruck brachte. Das machte ihn ... zum Freund aller Jugend, die ihrer Meinung freien Ausdruck gab, wie er es von ihr wollte. Und sprach er sich einmal besorgt aus oder warnte er im Hinblick auf jüngste Entwicklungen unserer Wissenschaft, so hatte' das seinen Grund ausschliesslich in seiner Befürchtung, es möchte die Meinung der anderen vielleicht gefährdet sein, Sachfremdes mit dem reinen Streben nach Wahrheit zu vermengen. Weil wir aber wussten, dass wir bei ihm in gütigen und besorgten Händen waren, darum sahen wir in ihm gleichsam eine Schutzwehr gegen alle Verflachung und Verödung, gegen alle Schematisierung geistigen Lebens.¹⁷²

Bonhoeffers Worte zeigen, dass er nie das war, was man einen Kulturkrieger nennen könnte, – man konnte ihn auch nicht einfach in die «konservative» oder «liberale» Ecke stellen. Er widersprach Harnacks liberalen theologischen Schlussfolgerungen, stimmte jedoch zutiefst mit den Grundannahmen überein, die Harnack leiteten, nämlich Offenheit, Freiheit und intellektuelle Redlichkeit. Diese innere Offenheit hatte Bonhoeffer zum Teil durch Harnack und die freie Grunewald-Tradition, in der er aufgewachsen war, entwickelt, und er besass genügend innere Grösse, dies zu sehen und öffentlich zu sagen. Sein wichtigstes Vorbild für diese Denkweise war sein Vater. Karl Bonhoeffers Folgerungen mögen anders gewesen sein als die seines Sohnes, aber sein Respekt vor der Wahrheit und vor dem Andersdenkenden war die Grundlage einer Gesellschaft, in der man höflich anderer Meinung sein und

sinnvoll miteinander diskutieren konnte. In den kommenden Jahren würde diese Gesellschaftsform unter schweren Beschuss kommen. Die Nazis würden das Feuer des Kulturkampfes schüren, um ihre Gegner gegeneinander auszuspielen. Sie würden meisterhaft die Konservativen und die christlichen Kirchen vor ihren Karren spannen, um sie genau in dem Augenblick auszuschalten, in dem ihre Macht gross genug war.

Auf der «Columbus» nach Amerika

Vom 5. bis zum 8. Juli legte Bonhoeffer mit der mündlichen Prüfung die letzte Prüfungsleistung für sein zweites kirchliches Examen ab. Am 18. Juli wurde seine Habilitationsschrift *Akt und Sein* angenommen, was ihn zum Universitätsdozenten qualifizierte, – seine Antrittsvorlesung hielt er am 31. Juli. Die Entscheidung, nach Amerika zu gehen, traf er im Herbst. Einfach war sie ihm nicht gefallen. Bonhoeffer hielt theologisch nicht viel von den USA, – der dortige Lehrbetrieb erinnerte ihn eher an eine Berufsschule als an eine Universität. Aber schliesslich fand er es doch sinnvoll, für ein Jahr nach Amerika zu reisen. Es war eine Entscheidung, die sein Leben verändern sollte.

Bonhoeffer bereitete sich gut vor. Er legte ein Heft mit amerikanischen Redewendungen an und verfasste eine Widerlegung der These, dass Deutschland die Alleinschuld am Ersten Weltkrieg trage.

Ihm war klar: er würde in ein Land reisen, wo die meisten Menschen anders darüber dachten, und wollte nicht unvorbereitet sein. Bonhoeffer meinte, die Sieger hätten Deutschland übel behandelt. In Amerika angekommen, hielt er Vorträge über das Thema, in denen er die deutsche Position darlegte. Er stellte überrascht fest: Die Amerikaner waren seiner Position zugeneigter als gedacht.

Am 6. September wollte Bonhoeffer abreisen. Am 4. September feierte sein Bruder Klaus Hochzeit mit Emmi Delbrück. Einen Tag später fuhr Dietrich mit seinen Eltern nach Bremerhaven, wo sie ihn um halb neun am darauffolgenden Morgen an Bord der «Columbus» begleiteten. Nachdem sie sich zwei Stunden lang

den grossen Dampfer angesehen hatten, hiess es Abschied zu nehmen. Ein letztes Foto zeigt Dietrich, wie er seinen Eltern von der Reling aus zuwinkt. Um 11.30 Uhr wurden die Leinen losgemacht.

Die «Columbus» war ein Luxusdampfer – der grösste und schnellste, den Deutschland zu bieten hatte, und ein Symbol der leuchtenden Zukunft, die vor dem Land zu liegen schien. Der Schiffsprospekt prahlte vollmundig: Es gebe kein zweites Schiff, in welchem sich die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und künstlerisches Talent auf solch verschwenderische Weise vereinigen, um Schönheit der Ausstattung und seetüchtigen Luxus zu schaffen.

Neun Jahre später, am 19. Dezember 1939, versenkte sich die «Columbus» vor der Küste von Delaware, um der Kaperung durch ein britisches Kriegsschiff zu entgehen. Ihre atemberaubenden Salons füllten sich mit Meerwasser, und sie sank kilometertief hinunter in die Dunkelheit. Doch am 6. September 1930 lag der Untergang noch in der Zukunft, und der Ozeanriese dampfte stolz nach Westen, mit beeindruckenden 22 Knoten.

Am Abend sass Bonhoeffer im «Schreibsalon» des Schiffs und verfasste einen Brief an seine Grossmutter:

Meine Kabine scheint nicht ungünstig. Sie liegt tief im Bauch des Schiffes. Meinen Reisegefährten habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Aus seinen abgelegten Utensilien versuche ich mir bisher ein Bild von ihm zu machen. Der Hut, der Spazierstock und ein Roman von Seymour lässt mich auf einen gebildeten jungen Amerikaner schliessen. Hoffentlich wird es nicht zuletzt ein alter deutscher Prolet.

Ich habe mit bestem Appetit zwei gewaltige Menü's gegessen, kurz ich geniesse das Schiff, solange es sich geniessen lässt. Ich habe auch mehrere nette Leute kennen gelernt, sodass die Zeit schnell vorbeigeht. Ich werde bald zu Bett gehen, da ich morgen früh möglichst viel von England sehen will. Augenblicklich fahren wir an der belgischen Küste entlang. Ganz in der Ferne sieht man Lichter.¹⁷³

Es zeigte sich, dass Bonhoeffers Reisegefährte Dr. Edmund De Long Lucas war, ein nicht unvermögender achtundvierzig Jahre alter Amerikaner, Rektor des Forman Christian College in Lahore (Indien). Lucas hatte an der Columbia University, gleich gegenüber dem *Union Theological Seminary*, promoviert. Bonhoeffer berichtete ihm begeistert von seiner geplanten Indienreise, worauf Lucas ihn gleich einlud, ihn in Lahore zu besuchen, – er könne dort auf der Reise nach Benares in Nordindien Station machen.

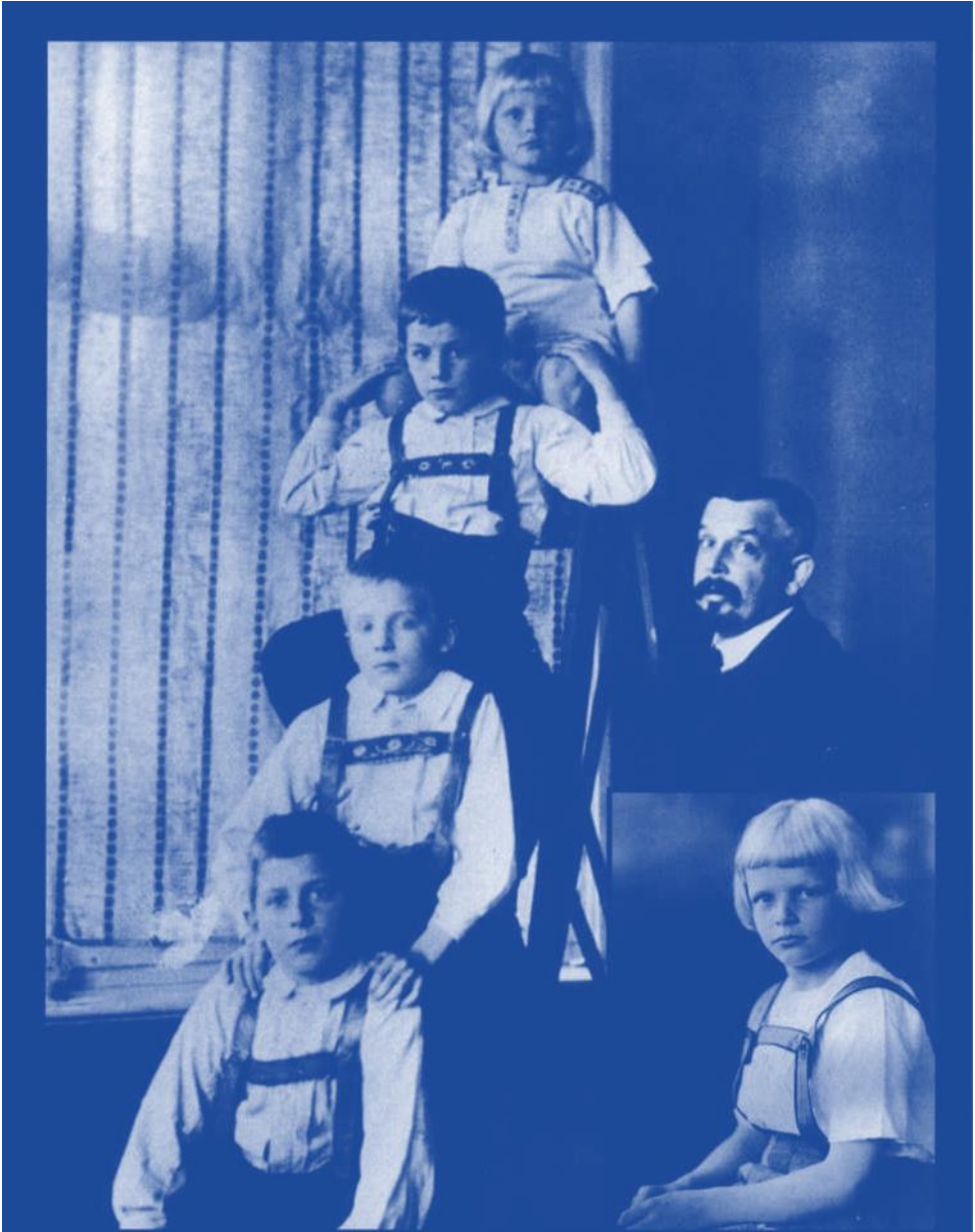
Bonhoeffer freundete sich auf der Überfahrt noch mit zwei weiteren Passagieren an: der Deutschamerikanerin Mrs Ern und ihrem elfjährigen Sohn Richard, die gerade aus der Schweiz kamen, wo sie die jüngere Schwester des Buben besucht hatten, die dort wegen Meningitis homöopathisch behandelt wurde. Bonhoeffer lernte die Ern schätzen und fuhr während seines New Yorker Studienjahrs manchmal mit dem Zug auf einen Wochenendbesuch in den Vorort Scarsdale, wo sie wohnten.

An seinem ersten Morgen auf dem Schiff wachte Bonhoeffer zeitig auf. Gegen 7 Uhr sah er zum ersten Mal in seinem Leben England, als von Steuerbord die Kreidefelsen von Dover herübergrüssten. Noch wusste er nicht, wie viel Zeit er in England verbringen und wie wichtig dieses Land und die Freunde, die er dort kennenlernte, für ihn werden würden.

Während er über den Atlantik fuhr, kamen im Haus seiner Eltern die ersten Druckexemplare von *Sanctorum Communio* an. Er nahm das Erscheinen des Werkes, das er schon vor drei Jahren beendet hatte, kaum wahr. Den Büchern lag eine Rechnung über zusätzliche Druckkosten bei. Bonhoeffer war nicht in der Lage, für das Buch zu werben oder Freunden Exemplare zukommen zu lassen. Bethge kommentiert, dass das Buch «in der damaligen Gesamtdiskussion unter[ging]. Die Dialektiker diskutierten es nicht, wie Bonhoeffer erwartet hatte, – und die Lehrstühle empfahlen es nicht zur Lektüre.»¹⁷⁴

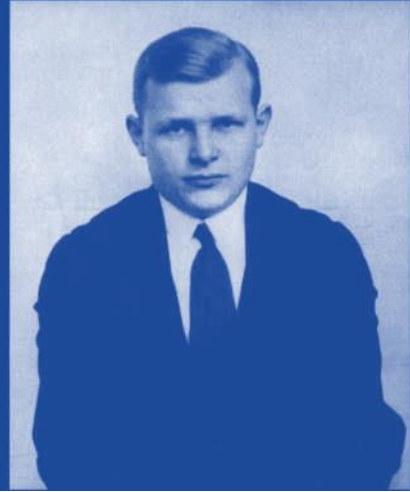


Um 1911: Die acht Bonhoeffer-Kinder mit ihrem Kindermädchen in ihrem Ferienparadies Wölfelsgrund im Glatzer Bergland. Hinten rechts die Eltern, Karl und Paula Bonhoeffer. Dietrich ist in der zweiten Reihe rechts (halb verdeckt) neben dem Kindermädchen zu erkennen, das Susanne, die Jüngste, hält. Karl Bonhoeffer schreibt, dass das Sommerhaus «in einem kleinen Seitentälchen am Fusse des Urnitzbergs» lag.



Karl Bonhoeffer mit seinen vier Jungen, Weihnachten 1911. Von unten nach oben
Karl-Friedrich (1899-1 957), Walter (1 899-1918), Klaus (1901-1 945)
und Dietrich (1906-1945)

Kleines Bild: Dietrich Bonhoeffer, 1915



Das Haus in der Wangenheimstr. 1 4 in Berlin-Grunewald (Aufnahme von 2008). 1 91 6 zogen hier die Bonhoeffers ein. Heute ist das Haus in acht Wohnungen unterteilt.

Dietrich Bonhoeffer, 1928



Bonhoeffer in seiner Klasse im Grunewald-Gymnasium in Berlin, 1 920/1 921. Von links nach rechts: Elisabeth Caspari, Felix Prentzel, Ellen-Marion Winter (die spätere Gräfin York von Wartenburg), Ursula Andreae (Nichte von Walter Rathenau), Maria Weigert, Lehrer Willibald Heininger, Hans-Robert Pfeil, Georg Seligsohn, Dietrich Bonhoeffer, Erdmann Niekisch von Roseneck, Kurt Mähne, Herbert Mankiewitz. Ein Jahr später hörte Bonhoeffer während des Unterrichts den Schuss, mit dem Walter Rathenau, ein politisch gemäßigter Jude, ermordet wurde.



Zu Ostern 1932 nahm Bonhoeffer einige seiner Konfirmanden aus der Zionskirche mit nach Friedrichsbrunn. «Bis auf eine zerschlagene Fensterscheibe steht alles», schrieb er seinen Eltern, «nur Frau Sanderhoff [die Hauswirtin] ist etwas indigniert über diesen Proletenbesuch.»



Zweiter Finkenwalder Kurs 1935/36, mit Bruderhausmitgliedern des ersten Kurses. Mit diesem Kurs unternahm Bonhoeffer (3. Reihe, ganz links) die Schwedenreise 1936. Eberhard Bethge ist in der vierten Reihe ganz rechts zu sehen.



Bonhoeffer unterwegs nach New York an Bord der *Bremen*, zweite Juniwoche 1939



Kloster Ettal in Oberbayern, wo Bonhoeffer den Winter 1940/41 verbrachte und an seiner *Ethik* arbeitete. Bethge schrieb er: »... ich ... esse im Refektorium, schlafe im Hotel, kann die Bibliothek benutzen, habe eignen Schlüssel zur Klausur, hatte gestern ein langes, gutes Gespräch mit dem Abt.«

Um CHRISTI willen
im Widerstand gegen das Naziregime verfolgt
weilten in Ettal

P. Rupert MAYER SJ #1885
Aug. 1940 - Mai 1945

Pastor Dietrich BONHOEFFER #1111
Nov. 1940 - Febr. 1941



Herr, wann Du willst, dann ist es Zeit.
und wann Du willst, bin ich bereit.
genug, daß ich Dein Eigen bin.

Von guten Mächten wunderbar geborgen.
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

Gedenktafel im Kloster Ettal



Im Juli 1939: Dietrich mit seiner Zwillingsschwester Sabine in London, wo er auf seiner Rückreise aus Amerika einen Zwischenaufenthalt einlegte



Das Bonhoeffer'sche Haus in der Marienburger Allee 43, im Jahre 2008 aufgenommen. Es ist heute ein Museum. Dietrichs Zimmer war im Dachgeschoss. Hier wurde er am 5. April 1943 verhaftet.



Dietrichs Eltern, Karl und Paula Bonhoeffer. Eberhard Bethge beschreibt ihre Ehe als «glückliche und kluge Ergänzung der jeweils dominanten Fähigkeiten beider Ehepartner. Man erzählte sich bei der Goldenen Hochzeit, das Ehepaar Bonhoeffer sei in den fünfzig Jahren seiner Ehe, die einzelnen Tage zusammengerechnet, kaum einen Monat voneinander getrennt gewesen.»

7. KAPITEL

BONHOEFFER IN AMERIKA

1930-1931

Es wird das Blaue vom Himmel heruntergeschwätzt ohne die geringste sachliche Begründung und ohne dass irgendwelche Kriterien sichtbar werden. Die Studenten ... kennen nicht die einfachsten Fragestellungen. Man berauscht [sich] an liberalen und humanistischen Redensarten, belächelt die Fundamentalisten und ist ihnen im Grund nicht einmal gewachsen.

Man kann in New York fast über alles predigen hören, nur über eines nicht oder doch so selten, dass es mir jedenfalls nicht gelungen ist, es zu hören, nämlich über das Evangelium Jesu Christi, vom Kreuz, von Sünde und Vergebung, von Tod und Leben.

DIETRICH BONHOEFFER

Als Bonhoeffers Schiff an der Freiheitsstatue vorbei auf die berühmte Insel Manhattan zusteuerte, überwältigte ihn der Anblick der Stadt. Das Manhattan am Ende der wilden Zwanzigerjahre konnte es selbst einem Weltbürger wie Bonhoeffer schwindlig werden lassen. Wenn Berlin die kultivierte Raffinesse eines nicht mehr ganz jungen Theaterstars der Alten Welt personifiziert hatte, dann stand New York für die übersprudelnde Energie eines aufgeweckten Teenagers mitten in einem Wachstumsschub. Erst vor drei Monaten hatte das Bank of Manhattan Trust Building seinen Platz als höchstes Gebäude der Erde abgeben müs-

sen: an den Silberturm der neuen Nummer Eins, des Chrysler Buildings; gleichzeitig wuchs in beispiellosem Tempo von viereinhalb Stockwerken pro Woche das Empire State Building in die Wolken, das in ein paar Monaten alle übertreffen und seinen Platz vierzig Jahre lang halten würde. Auch am *Art Deco*-Meisterstück mit seinen neunzehn Gebäuden, dem zukünftigen *Rockefeller Center*, wurde gebaut, ebenso wie weiter im Norden an der *George Washington Bridge*, die bald die längste Brücke der Welt sein sollte, fast doppelt so lang wie der bisherige Rekordhalter.

Andererseits hatte die grosse Wirtschaftskrise des vergangenen Jahres ihren Tribut gefordert, wie Bonhoeffer bald sehen würde. Doch bevor er die Stadtlandschaft von Manhattan kennenlernen konnte, fuhr er erst in die Vororte von Philadelphia. Am Hafen wurde Bonhoeffer von seiner Tafel'-schen Verwandtschaft in Empfang genommen. Harold und Irma Boericke entführten ihn nach Pennsylvania, wo er die nächste Woche mit ihnen und ihren sehr amerikanischen Kindern – Ray, Betty und Binkie – verbrachte. Ein Jahr zuvor hatte Karl-Friedrich die Boerickses besucht, und jetzt schrieb Bonhoeffer ihm: «... wir fahren viel Auto, heute soll ich Golf lernen, abends sind wir viel eingeladen oder wir spielen zu Haus zusammen. Man glaubt hier kaum, dass man soweit von Europa weg ist, es ist doch vieles sehr ähnlich.»¹⁷⁵

Die ungewollte Ironie in diesen Worten wird erst deutlich, wenn wir uns klar machen, was Bonhoeffer damals nicht sehen konnte: Während Bonhoeffer in der Stadt der brüderlichen Liebe (so «Philadelphia» wörtlich) seine Golf-Abschläge übte, wurde seine Heimat von einem Erdbeben erschüttert. Am 14. September, zwei Tage nach seiner Ankunft in Amerika, war in Deutschland ein neuer Reichstag gewählt worden. Die Nazis waren als neunte und mit ganzen zwölf Reichstagsabgeordneten kleinste Partei zur Wahl angetreten. Hitler hatte optimistisch auf eine Ver vierfachung der Parlamentssitze gehofft. Doch nach der Stimmenauszählung war die NSDAP mit 107 Sitzen zweitgrösste Partei im Reichstag. Das Schicksal nahm seinen Lauf, und Bonhoeffer spielte ahnungslos in Philadelphia mit den Boericke-Kindern.

«Eine Theologie gibt es hier nicht»

Bonhoeffer ging nicht ganz unbefangen ans *Union Theological Seminary* – und das nicht ohne Grund. Die deutschen Theologen waren die besten der Welt, und Bonhoeffer hatte bei den allerbesten studiert und war bei ihnen ein- und ausgegangen. Nicht viele Studenten am *Union Theological Seminary* hatten Adolf von Harnack auf seinem täglichen Arbeitsweg begleitet. Bonhoeffer hätte mit seiner Berliner Promotion am *Union Theological Seminary* fast genauso gut lehren wie studieren können, und während die anderen Austauschstudenten für ihren Masterabschluss büffelten, sah Bonhoeffer dies als unnötig, vielleicht auch unter seiner Würde an. Dass er sich nicht in einen festen Studiengang einschrieb, gewährte ihm grössere Freiheit, und es sollten denn auch die Aktivitäten ausserhalb der Seminarmauern sein, die ihn in New York am stärksten prägten.

Bonhoeffer fand die theologische Situation am *Union Theological Seminary* noch schlimmer, als er befürchtet hatte. An seinen Superintendenten, Max Diestel, schrieb er:

Eine Theologie gibt es hier nicht... Es wird das Blaue vom Himmel heruntergeschwatz ohne die geringste sachliche Begründung und ohne dass irgendwelche Kriterien sichtbar werden. Die Studenten – durchschnittlich 25-30 Jahre alt – sind restlos ahnungslos, worum es eigentlich in der Dogmatik geht. Sie kennen nicht die einfachsten Fragestellungen. Man berauscht [sich] an liberalen und humanistischen Redensarten, belächelt die Fundamentalisten und ist ihnen im Grund nicht einmal gewachsen.¹⁷⁶

Bonhoeffer hatte keine Ahnung gehabt, was ihn in New York erwarten würde. 1930 war der Kampf zwischen Liberalen und Fundamentalisten in vollem Gange, und die Studenten des *Union Theological Seminary* sassen als Zuschauer gleichsam in der ersten Reihe. In der einen Ecke des Boxrings stand als Champion der Liberalen der berühmteste liberale Prediger Amerikas, Harry Emerson Fosdick: Pastor der

Riverside Church, die John D. Rockefeller extra für ihn hatte bauen lassen, einen Steinwurf vom *Union Seminary* entfernt. In der anderen Ecke befand sich der als Fundamentalist geltende Vertreter des «alten» christlichen Glaubens, Dr. Walter Duncan Buchanan: Seine Kanzel stand in der *Broadway Presbyterian Church*, sechs Strassen südlich des *Union Theological Seminarys* gelegen und ohne Mr Rockefellers Geld erbaut.

Fosdick war früher Pastor in der New Yorker *First Presbyterian Church* gewesen. 1922 hielt er seine berühmte Predigt «Werden die Fundamentalisten siegen?», in der er eine Art neues Glaubensbekenntnis vorlegte, das so ziemlich alle historischen Grundaussagen des christlichen Glaubens, einschliesslich der Jungfrauengeburt, der Auferstehung, der Göttlichkeit Christi, der Versöhnung am Kreuz, der Wunder und der Autorität der Bibel als Wort Gottes infrage stellte. Die Predigt war der erste Kanonenschuss in einem Krieg, der die ganzen Zwanziger- und Dreissigerjahre hindurch toben sollte. Fosdicks Gemeindevorstand begann sofort ein Kirchenzuchtverfahren einzuleiten, aber als Sohn des begüterten protestantischen Ostküsten-Establishments hatte Fosdick wenig zu befürchten. Seine Verteidigung übernahm ein weiterer Sohn des Establishments, John Foster Dulles, der später Eisenhowers Aussenminister wurde und dessen Vater selbst ein bekannter liberaler presbyterianischer Pastor war. Fosdick legte sein Amt nieder, bevor man ihn offiziell rügen konnte, und übernahm die Kanzel der modisch-progressiven *Park Avenue Baptist Church*, zu deren Gliedern John D. Rockefeller gehörte und deren Sozialwerk von Fosdicks eigenem Bruder geleitet wurde.

Die *Rockefeller Foundation*, die ihre Chance sah, den Fundamentalismus in New York auszuschalten, finanzierte prompt den Bau einer eigenen Kirche für Fosdick, die seinen «progressiven» modernistischen Ansichten eine angemessene Bühne bieten würde. Bonhoeffer hatte gerade sein Studienjahr am *Union Theological Seminary* angefangen, als sie mit grossem Pomp und Getöse eingeweiht wurde, – es war ein gesellschaftliches Grossereignis.

Die neue Kirche war mehr als nur eine Kirche. Sie war eine verschwenderisch ausgestattete Kathedrale des Modernismus und Fortschritts und war der Kathedrale von Chartres nachgebaut. Ihr Turm war 120 Meter hoch, ihr Glockenspiel mit 72

Glocken (darunter die grösste der Welt) das grösste auf dem Planeten. Sie thronte über dem mächtigen Hudson River und lag direkt neben dem *Union Theological Seminary*, wo Fosdick studiert hatte, wo er später Homiletikseminare hielt und wo seine Theologie begierig aufgesogen und verbreitet wurde. Die Kirche war unter anderem dazu erbaut worden, die Studenten des *Union Theological Seminary*, der Columbia University und des Barnard College auf ihre theologische Linie zu trimmen – eine Aufgabe, die sie heute, acht Jahrzehnte später, immer noch verfolgt.

Das Magazin *Time*, dessen Herausgeber Henry Luce ein weiterer Sohn des Ostküstenestablishments war, feierte die Einweihung der *Riverside Church* in der Oktoberausgabe von 1930. Auf dem Umschlag der Zeitschrift prangte Fosdicks Konterfei, und die Titelgeschichte rühmte das Projekt in den höchsten Tönen:

Dr. Fosdick möchte dieser Gemeinschaft der Gelehrten eine Gottesdienststätte vom Allerfeinsten bieten, aber er hat auch die sozialen Bedürfnisse des sich etwas einsam fühlenden Stadtbürgers nicht vergessen, und so hat er in gewaltigem Massstab alles gebaut, was zu einer Gemeinschaftskirche dazugehört: Turnhalle, Theatersaal, Speisesäle usw. Er wird zwei Assistenzpastoren haben, neben all dem anderen Personal. In zehn der 22 Stockwerke des Glockenturms befinden sich Unterrichtsräume für die religiöse und soziale Bildung der Jugend, vom Kleinkind bis zum Collegestudenten. Ein Geschoss ist für den Nahraum der Frauenhilfe reserviert, ein weiteres für die Frauenbibelstunden. Dr. Fosdicks elegantes Büro und Besprechungszimmer liegen im 18. Stock. Schlichter, aber wuchtiger möbliert ist der Stock darüber, wo das Kuratorium zu seinen Sitzungen zusammenkommt ... Nicht alle sind reich und nicht alle sind mächtig, aber alle sind sie sozial eingestellt.¹⁷⁷

Der Artikel hob Fosdick in den Himmel, als sei er der Sohn von Galileo Galilei und der Jungfrau von Orleans, nicht ohne ein paar Seitenhiebe auf die primitiven Hor-

den der Fundamentalisten, die der tapferen Hirtenjunge Fosdick mit seiner Schleuder und mit Rockefellers Millionen auf Abstand hielt.

Bonhoeffer merkte bald, dass das *Union Theological Seminary* es mit Fosdick, Rockefeller und Luce hielt. Vor lauter Anstrengung, niveauvoller als die verhassten Fundamentalisten zu sein, hatten die *Union-Leute* jedes seriöse Forschen über Bord geworfen. Sie kannten die Antworten im Voraus. Wie man zu ihnen gelangte, war nicht so wichtig; es reichte aus, dass man, ohne näher hinzusehen, wusste, dass die Antworten der Fundamentalisten falsch waren.

Bonhoeffer empfand dies als schlichtweg skandalös. Er teilte Adolf von Harnacks liberale Schlussfolgerungen nicht, aber er schätzte seinen Respekt vor der Wahrheit und vor dem akademischen Forschen. Im Union Seminary stiess er auf Leute, die allem, was Harnack sagte, eifrig zugestimmt hätten, doch die es nicht wert waren, ihm die Schuhe zu binden. Sie wussten nicht, wie er zu seinen Ergebnissen kam, und schienen kein Interesse daran zu haben, es zu erfahren.

Im folgenden Sommer schickte Bonhoeffer dem deutschen Kirchenbundesamt einen Bericht über seinen Studienaufenthalt am *Union Theological Seminary*. Darin schreibt er: «Das Leben im dormitory [Wohnheim] zu kennen, ist wichtig für das Verständnis des amerikanischen Studenten.»¹⁷⁸ Die Wichtigkeit und Offenheit des Lebens in der Gemeinschaft, das er am Union Seminary wie in Amerika allgemein sah, beeindruckte ihn zutiefst und war in vieler Hinsicht der Schlüssel zu all seinen anderen Beobachtungen.

Das tägliche Zusammenleben erzeugt einen starken Geist der Kameradschaft, der gegenseitigen Hilfsbereitschaft. Das tausendfache «hailoh», das im Laufe des Tages durch die Gänge des dormitory klingt, und das man selbst beim eiligen Aneinandervorbeilaufen nicht unterlässt, ist nicht so nichtssagend wie man glauben möchte. Keiner steht im dormitory allein. Die Rückhaltlosigkeit des Zusammenlebens lässt den einen zum andern offen werden, – beim Konflikt zwischen der Entschlossenheit zur Wahrheit in allen ihren Konsequenzen

und dem Willen zur Gemeinschaft siegt der letztere. Das ist charakteristisch für das gesamte amerikanische Denken, wie ich es besonders in Theologie und Kirche beobachtet habe; man sieht nicht den radikalen Anspruch der Wahrheit auf die Lebensgestaltung. Gemeinschaft ist darum auch weniger begründet auf Wahrheit als auf den Geist der fairness. Über einen dormitory-Genossen sagt man nichts Ungünstiges, solange er noch ein good fellow ist.¹⁷⁹

Die Wurzeln für Bonhoeffers berühmtes christliches Gemeinschaftsexperiment in Zingst und Finkenwalde fünf Jahre später reichen bis zu seinen Erlebnissen am *Union Theological Seminary*. Aber er sah auch die Nachteile des Lebens in der Gemeinschaft:

Es fehlt nicht nur die Ruhe sondern auch der eigentümliche Antrieb zur individuellen Gedankenbildung, der in deutschen Universitäten durch das abgeschlosseneren Leben der Einzelnen mitverursacht ist. So gibt es wenig geistige Konkurrenz und wenig geistigen Ehrgeiz. Das gibt dem Seminar-, Vorlesungs- und Diskussionsbetrieb einen sehr harmlosen Charakter. Es lähmt jede radikale, sachliche Kritik.

Es ist mehr ein freundschaftlicher Meinungs-austausch als ein Arbeiten an der Erkenntnis.¹⁸⁰

Der amerikanische Student, so Bonhoeffer weiter, «weiss viel mehr von den Dingen des täglichen Lebens» als sein deutscher Kommilitone und achtet mehr auf die praktischen Auswirkungen seiner Theologie, jedoch:

eine vorwiegende Gruppe am *Union Theological Seminary* [sieht] hier ausschliesslich die sozialen Nöte ... So ist die wissenschaftliche Vorbereitung aufs Amt ausserordentlich dürftig.¹⁸¹

Bonhoeffer notierte, dass die Studenten, die er kennenlernte, in verschiedene Gruppen zerfallen:

Zweifellos die lebendigsten, vielleicht nicht die tiefsten unter ihnen gehören zur ersten Gruppe. Hier hat man aller zünftigen Theologie den Rücken gewandt, man studiert viel ökonomische und politische Probleme ... Hier fühlt man die Erneuerung des Evangeliums für unsere Tage ... Auf Anregung dieser Gruppe hin hat die Studentenschaft des Union Theological Seminary über den Winter fortlaufend je 30 Arbeitslosen – darunter drei Deutschen – Unterkunft und Verpflegung gewährt und sie so gut wie möglich beraten. Dabei sind grosse persönliche Opfer an Zeit und Geldmitteln gebracht worden. Es darf aber nicht ungesagt bleiben, dass die theologische Bildung dieser Gruppe gleich Null ist und die Selbstsicherheit, aus der heraus über jede spezifische theologische Fragestellung leise gelächelt wird, ungerechtfertigt und naiv ist.¹⁸²

Eine andere Gruppe interessierte sich vor allem für Religionsphilosophie und scharte sich um einen Professor Lyman, in dessen Kursen man die krassesten Irrlehren äussern durfte. Bonhoeffer kommentiert:

Die Unbekümmertheit, mit der die Studenten hier über Gott und Welt reden, ist für uns doch zum mindesten sehr überraschend ... Von der Harmlosigkeit, mit der Leute, die unmittelbar vor, teils schon im Pfarramt stehen in dem praktisch-theologischen Seminar fragen – so etwa, ob man eigentlich von Christus predigen müsse –, kann man sich hier schwerlich eine Vorstellung machen. Schliesslich wird man mit einigem Idealismus und einiger Schlaueit auch mit dieser Sache schon fertig werden – das ist so etwa die Stimmung.

Der theologische Geist des Union Theological Seminary beschleunigt den Säkularisierungsprozess des Christentums in Amerika. Seine Kritik gilt im Wesentlichen den Fundamentalisten und bis zu einem gewissen Grade auch den radikalen Humanisten in Chicago, – sie ist gesund und notwendig. Aber die Basis auf der man nach dem Einreissen wieder aufbauen könnte, ist nicht

tragfähig. Sie wird vom Einsturz mit durchschlagen. Ein Seminar, in dem es vorkommt, dass in einer öffentlichen Vorlesung beim Zitat einer Lutherstelle aus *de servo arbitrio* über Sünde und Vergebung ein grosser Teil der Studenten offen herauslacht, weil ihnen das komisch erscheint, hat offenbar bei allen Vorzügen vergessen, wofür christliche Theologie ihrem Wesen nach steht.¹⁸³

Seine Schlussfolgerung war vernichtend: «Tatsächlich bin ich der Ansicht, dass man drüben ausserordentlich wenig ‚für unsere Verhältnisse‘ lernen kann ... Aber es scheint mir, dass man auch dort, wo man im Wesentlichen die Bedrohung, die doch Amerika für uns bedeutet, sieht, ruhige Einsichten ‚für unsere Verhältnisse‘ gewinnt.»¹⁸⁴

Bonhoeffers Professor John Baillie sah in Bonhoeffer den überzeugtesten Karl-Barth-Schüler, der bisher unter ihnen gewesen war, und einen entschiedenen Gegner des Liberalismus, wie er ihn noch selten erlebt hatte.¹⁸⁵

Ganz ähnlich wie Bonhoeffers Beobachtungen über das *Union Theological Seminary* sind die über die amerikanischen Kirchen, insbesondere die in New York:

Nicht wesentlich verschieden sind die Zustände in der Kirche. Die Predigt ist herabgewürdigt zu kirchlichen Randbemerkungen zu Zeitereignissen. Ich habe, solange ich hier bin, *eine* Predigt gehört, in der man so etwas wie eine Verkündigung hören konnte, und die war von einem Neger gehalten (wie ich überhaupt in den Negern mehr und mehr eine grosse religiöse Kraft und Ursprünglichkeit entdeckte). Eine grosse Frage ist es, die mich angesichts dieser Tatsachen immer beschäftigt, ob man hier eigentlich noch von Christlichkeit reden kann und wo dann das Kriterium liegt. Es hat doch keinen Sinn dort, wo das Wort wirklich nicht mehr gepredigt wird, noch Früchte zu erwarten. Wo aber wäre dann überhaupt noch Christlichkeit?¹⁸⁶

Dies alles wird aber vom aufgeklärten Amerikaner garnicht skeptisch beobachtet sondern als ein Fortschritt begrüsst. Die fundamentalistische Predigt, die im Süden der Staaten einen breiten Raum einnimmt/ hat in New York nur einen hervorragenden baptistischen Vertreter, der vor Gläubigen und Neugierigen die Auferstehung des Fleisches und die Jungfrauengeburt predigt. Man kann in New York fast über alles predigen hören, nur über eines nicht oder doch so selten, dass es mir jedenfalls nicht gelungen ist, es zu hören, nämlich über das Evangelium Jesu Christi, vom Kreuz, von Sünde und Vergebung, von Tod und Leben.¹⁸⁷

In einem von Fosdick gehaltenen Homiletikseminar verteilte dieser an seine Studenten Predigtthemen, darunter auch ein paar «traditionelle». Ein schockierter Bonhoeffer entdeckte, dass zu dieser Kategorie auch eine Predigt «über Sündenvergebung und über das Kreuz» gehörte. Das Herz des Evangeliums war zu einem «traditionellen» Randthema verkommen. Bonhoeffer schreibt:

Das ist durchaus charakteristisch für die meisten Kirchen, die ich gesehen habe. Was aber steht an der Stelle der christlichen Botschaft? Ein fortschritts-gläubiger ethischer und sozialer Idealismus der, man weiss nicht ganz woher, sich das Recht nimmt, sich «christlich» zu nennen. Lind an der Stelle der Kirche als der Gemeinde der Gläubigen Christi steht die Kirche als Gesellschaftskorporation. Wer ein Wochenprogramm einer der grossen New Yorker Kirchen gesehen hat, mit ihren täglichen, ja fast stündlichen Ereignissen, Tees, Vorträgen, Konzerten, Wohltätigkeitsveranstaltungen, Sport-Spiel-Kegel-Tanzgelegenheiten für jedes Alter, wer gehört hat, wie man einem Neuzugezogenen zuredet der Kirche beizutreten, da man doch dort ganz anders in die Gesellschaft hinein komme, wer die peinliche Nervosität kennen gelernt hat, mit der der Pfarrer für membership wirbt, der kann den Charakter einer sol-

chen Kirche einigermaßen einschätzen. Es geht in diesen Dingen natürlich verschieden takt- und geschmackvoll und verschieden ernsthaft zu, es gibt wesentlich «wohltätige» Kirchen und solche, die wesentlich im Gesellschaftlichen aufgehen, aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass man hier wie dort vergessen hat, worum es sich eigentlich handelt.¹⁸⁸

Die eine, bemerkenswerte Ausnahme – so bemerkt Bonhoeffer auch hier wieder – waren die «Negerkirchen». Wenn sein Jahr in New York einen echten Wert hatte, dann lag dies vor allem an seiner Begegnung mit den «Negerkirchen».

Bonhoeffer belies es in Amerika, wie immer, nicht bei der akademischen Welt. Er begann ohne Umschweife, die Stadt und alles, was sie zu bieten hatte, zu erkunden, was er gewöhnlich zusammen mit vier Mitstudenten tat: Jean Lasserre war Franzose, Erwin Sutz Schweizer, Paul Lehmann Amerikaner und Albert Franklin («Frank») Fisher Afroamerikaner. Jeder von ihnen trug einen gewichtigen Teil zu Bonhoeffers Jahr am *Union Theological Seminary* bei, aber den wohl grössten Einfluss auf ihn sollte die Freundschaft mit dem in Alabama aufgewachsenen Fisher haben.

Als Fisher 1930 an das Union Seminary kam, gab man ihm ein Sozialarbeitsprojekt in der *Abyssinian Baptist Church* in Harlem. Bonhoeffer wurde der Predigten in Kirchen wie *Riverside* bald überdrüssig, und als Fisher ihn zu einem Gottesdienst in der *Abyssinian Church* einlud, sagte er begeistert zu. Dort, bei den Schwarzen, im Unterschichtenmilieu, sollte er endlich die Predigt und die Kraft des Evangeliums erleben. Der Pastor der *Abyssinian Church* war ein beeindruckender Mann namens Dr. Adam Clayton Powell sen.

Powell war der Sohn von Sklaven, – seine Mutter war eine reinrassige Cherokee-Indianerin, sein Vater ein Afroamerikaner. Drei Jahre nach der Kapitulation von General Lee bei Appomattox geboren, die das Ende des amerikanischen Sezessionskrieges markierte, führte Powell in seiner Jugend das Leben, aus dem Bekehrungsgeschichten gemacht sind: Alkoholismus, Gewalt, Spielsucht und der-

gleichen. Während einer einwöchigen Evangelisation in Rendville (Ohio) kam er zum Glauben an Christus, und sein Leben nahm eine Kehrtwende. 1908 wurde er Hauptpastor der *Abyssinian Baptist Church*, die genau hundert Jahre zuvor gegründet worden war, als Thomas Jefferson amerikanischer Präsident war und eine Gruppe afroamerikanischer Christen sich aus Protest gegen die getrennten Bänke für Schwarze und Weisse von der First Baptist Church in New York City trennte. Powell brachte eine grosse Vision und einen grossen Glauben mit auf die Kanzel. 1920 setzte er den Umzug der Gemeinde nach Harlem durch, wo er in der 138. Strasse eine riesige neue Kirche sowie eines der ersten Gemeindefreizeitzentren in Harlem baute. «Wir haben kein einziges Los und keine Eisportion verkauft, um den Bau der Abyssinian Baptist Church und des Gemeindezentrums zu finanzieren», berichtete er, «jeder Dollar kam aus Zehntengaben und Opfergaben, und Gott erfüllte seine Verheissung und schüttete einen Segen über uns aus, den unsere Seelen nicht fassen konnten.»¹⁸⁹ Mitte der Dreissigerjahre zählte die Gemeinde 14'000 Glieder und war damit möglicherweise die grösste protestantische Kirche in den USA. Bonhoeffer war tief beeindruckt.

Halbverhungert wegen der schmalen geistlichen Kost am *Union Seminary*, genoss Bonhoeffer in Harlem ein theologisches Festessen. Powell vereinte in sich das Feuer des Erweckungspredigers mit einem scharfen Verstand und gesellschaftlichem Weitblick. Er kämpfte aktiv gegen den Rassismus und verkündigte gleichzeitig ohne Wenn und Aber die Erlösermacht Jesu Christi. Für ihn gab es hier kein Entweder-oder, – er glaubte, dass man ohne beide Aspekte nichts besass, aber mit beiden alles, ja mehr als alles. Dann und nur dann, wenn beides – die Lebenspraxis und die Bekehrungspredigt – zusammenkamen, konnte man mit Gott rechnen, dann und nur dann entstand wirkliches Leben. Zum ersten Mal erlebte Bonhoeffer es, wie das Evangelium gepredigt und in Gehorsam zu Gottes Geboten ausgelebt wurde. Er war gefesselt, und für den Rest seines Jahres in New York ging er jeden Sonntag in die *Abyssinian Church*. Er übernahm dort eine Sonntagsschulgruppe für Jungen, war in verschiedenen weiteren Gemeindegruppen aktiv, erwarb sich das Vertrauen vieler Gemeindeglieder und wurde von ihnen eingeladen.

Hier war eine Kirche, deren älteste Mitglieder geboren waren, als die Sklaverei in den USA noch legal war, – bestimmt hatten einige von ihnen sie noch am eigenen Leib erfahren.

Nicht zuletzt beeindruckte Bonhoeffer die Musik in der *Abyssinian Church*. In den Schallplattenläden New Yorks suchte er nach Aufnahmen der *Negro Spirituals*, die ihn in Harlem jeden Sonntag so faszinierten. Die schiere Freude und Leben verwandelnde Macht dieser Musik liessen ihn die Bedeutung der Musik für den Gottesdienst noch stärker erkennen. Wieder nach Deutschland zurückgekehrt, spielte er diese Schallplatten seinen Studenten in Berlin und später in Zingst und Finkenwalde vor. Sie gehörten zu seinen grössten Schätzen, – für viele seiner Studenten waren sie so exotisch wie Steine vom Mond.

Bonhoeffer las auch viel «Negerliteratur», und in den Thanksgiving-Ferien¹⁹⁰ fuhr er mit Fisher nach Washington, D.C. Seinen Eltern schrieb er: «Ich bin am letzten Mittwoch mit dem Auto nach Washington gefahren mit einem Weissen und zwei Negerstudenten.» Mit Staunen beschrieb er «die grossen Monumente in Washington, Capitol, Washington Memorial und Lincoln Memorial, die alle in einer Reihe, die nur durch grosse Rasenflächen getrennt sind, angelegt sind». Besonders das Lincoln Memorial fand er «ungeheuer wuchtig, der Lincoln 10- oder 20mal überlebensgross, in der Nacht hell beleuchtet, in einer mächtigen Halle ... Übrigens interessiert mich Lincoln überhaupt je mehr ich von ihm höre, desto mehr.»¹⁹¹

Die Reise nach Washington mit Fisher gewährte Bonhoeffer einen Einblick in die Rassensituation in den USA, wie ihn nur wenige weisse Besucher bekamen.

Ich wohnte in Washington ganz unter den Negern und habe durch den Studenten all die führenden Leute der Negerbewegung kennengelernt, war in ihren Häusern und habe ausserordentlich interessante Unterhaltungen gehabt ... Die Zustände sind schon ziemlich unglaublich. Nicht nur getrennte Eisenbahn, Tramway, Bus südlich von Washington, sondern, als ich z.B. mit einem Neger

in ein kleines Restaurant zum Essen gehen wollte, wurde mir die Bedienung verweigert.¹⁹²

Sie besuchten Fishers Alma Mater, die gänzlich schwarze Howard University, wo damals ein junger Mann namens Thurgood Marshall Jura studierte, der 1967 der erste schwarze Richter am Obersten Gerichtshof der USA werden sollte. Bonhoeffer entwickelte ein tiefes Interesse an der Rassenfrage in Amerika, und als im März 1931 der Scottsboro-Fall* Schlagzeilen machte, verfolgte er ihn aufmerksam. Im April schrieb er an Karl-Friedrich und Margarete:

Ich will mir die kirchlichen Verhältnisse im Süden ansehen, die noch sehr merkwürdiges aufweisen sollen und besonders auch die Situation der Neger etwas genauer kennen lernen. Ich weiss nicht ganz, ob ich nicht vielleicht zuviel Zeit für diese Frage hier hergegeben habe, zumal wir ja bei uns ein Analagon nicht haben, aber es interessiert mich einfach ungeheuer und es ist mir noch keinen Augenblick langweilig geworden. Und es scheint mir wirklich, als ob sich da eine grosse Bewegung herausbildet und ich glaube wohl, dass die Neger den Weissen hier noch wesentlich mehr geben werden als ihre Volkslieder.¹⁹³

Bonhoeffers Einschätzung, dass es in Deutschland kein «Analagon» gab, würde sich bald ändern. Schon im Januar hatte Karl-Friedrich ihm geschrieben: «Ich hatte drüben den Eindruck, dass sie [die ‚Negerfrage‘] eigentlich *die* Frage ist». Und er hatte fortgefahren, dass der Rassismus, den er in den USA erlebt hatte, ein wesent-

* 1931 wurden in Scottsboro (Alabama) neun schwarze Jugendliche wegen angeblicher Vergewaltigung zweier weisser Frauen vor Gericht gestellt. Die anfänglich verhängten Todesurteile beziehungsweise langen Haftstrafen wurden später aufgehoben. Viele Beobachter glaubten, dass die Jugendlichen nur wegen ihrer Hautfarbe verurteilt worden waren.

licher Grund dafür gewesen war, einen Ruf nach Harvard nicht anzunehmen, «weil ich diese Erbschaft weder selbst antreten noch meinen hypothetischen Kindern weitergeben wollte.» Doch genau wie Dietrich sah er im damaligen Deutschland keine Parallele zu diesem Rassismus: «Jedenfalls ist unsere ‚Judenfrage‘ daneben ein Witz, es wird nur noch wenige geben, die behaupten sie würden hier unterdrückt.»¹⁹⁴

Es ist zu einfach, darüber den Kopf zu schütteln und hinterher klüger sein zu wollen. Die Bonhoeffers waren in Berlin-Grunewald aufgewachsen, einem Viertel, wo die akademische und kulturelle Elite wohnte, darunter ein Drittel Juden. Sie hatten nirgends etwas gesehen oder gehört, das sich mit der Situation in Amerika vergleichen liesse, wo die Schwarzen Bürger zweiter Klasse waren, die vollständig in ihrer eigenen Welt lebten. Was Bonhoeffer in den Südstaaten erleben sollte, war noch schlimmer. In Deutschland waren die Juden nicht ärmer als die übrigen Bürger – was auf die Schwarzen in den USA sehr wohl zutraf. Viele Juden in Deutschland gehörten zur gesellschaftlichen Elite, wovon die Schwarzen in Amerika noch nicht einmal zu träumen wagten. Und 1931 konnte noch niemand ahnen, wie rasch sich die Situation in Deutschland in wenigen Jahren ändern würde.

Was Bonhoeffer in den schwarzen Gemeinden in Amerika sah, verstärkte einen Gedanken, der damals in ihm Gestalt gewann. Echte Frömmigkeit und geistliche Kraft hatte er nur in solchen Gemeinden in Amerika erlebt, in denen das Leiden in Geschichte und Gegenwart eine Realität war. Irgendwie hatten sie «mehr», diese Gemeinden und diese Christen – etwas, von dem die Welt der theologischen Gelehrtenstuben (selbst der allerbesten, wie in Berlin) kaum wusste.

Ähnlich tief bewegte ihn seine Freundschaft mit dem Franzosen Jean Lasserre. Bonhoeffer achtete Lasserre als Theologen, aber teilte nicht seinen ausgeprägten Pazifismus. Doch weil er seine Theologie respektierte und vielleicht, weil sie beide Europäer waren, war er offen für das, was Lasserre zu sagen hatte. Lasserre stiess eine neue Denkweise in ihm an, die ihn in die ökumenische Bewegung führen sollte. In seinem Buch *Der Krieg und das Evangelium* sollte Lasserre später schreiben: «Glauben wir an die heilige, allgemeine Kirche, die Gemeinschaft der Heili-

gen? Oder glauben wir an die ewige Sendung Frankreichs? ... Man kann nicht Christ und Nationalist in einem sein.»¹⁹⁵

Doch es war nicht eine Unterhaltung, sondern ein Film, der Bonhoeffer am stärksten mit Lasserres Denken konfrontierte.

«Im Westen nichts Neues»

1929 schlug der Antikriegsroman *Im Westen nichts Neues*, heute längst ein Klassiker, in Deutschland und Europa wie eine Bombe ein. Er sollte Bonhoeffers Ansichten über den Krieg zutiefst beeinflussen – ein Wendepunkt, der letztlich sein ganzes Leben veränderte und schliesslich zu seinem Tod führte. Der Autor, Erich Maria Remarque, hatte im Krieg in der deutschen Armee gedient. Im Nu waren eine Million Exemplare des Buches verkauft, und in nur eineinhalb Jahren wurde es in 25 Sprachen übersetzt. Es war der absolute Bestseller des jungen Jahrhunderts. Bonhoeffer hat es wahrscheinlich spätestens 1930, für sein Seminar bei Reinhold Niebuhr, gelesen. Doch vor allem die Verfilmung sollte sein Leben verändern.

Mit einer hemmungslos-brutalen Direktheit, wie man sie bis dahin noch nicht gekannt hatte, malte der Film die Schrecken des Ersten Weltkriegs vor Augen. Er gewann Oscars für den besten Film und den besten Regisseur, aber sein aggressiver Pazifismus entfachte in Europa einen Feuersturm der Entrüstung und des Schocks. In der Eingangsszene fordert ein fanatisch dreinblickender alter Lehrer seine jungen Schützlinge auf, das Vaterland zu verteidigen. Hinter ihm an der Tafel sind die griechischen Verse aus der Odyssee zu lesen: Die Musen werden angerufen, das Lob des grossen Helden zu singen, der Troja in Schutt und Asche gelegt hat. Vor dem Hintergrund dieser Verse äussert der alte, fanatische Lehrer den berühmten Satz des Horaz: *Dulce et decorum est pro patria mori* («Süss und edel ist's, für sein Vaterland zu sterben»). Für diese jungen Männer war der Ruhm des Krieges ein Teil der grossen abendländischen Tradition, in der sie aufgewachsen waren, und scharenweise marschierten sie los, in den Dreck und den Tod der Schützengräben.

Die meisten von ihnen fielen, und vor dem Tod überfiel fast alle die nackte Angst oder der Wahnsinn.

Der Film ist denkbar antiheroisch, und den auch nur halbwegs nationalistisch gesinnten Betrachter muss er an manchen Stellen betreten und wütend gemacht haben. Es wundert nicht, dass die Nationalsozialisten ihn als schmutzige internationalistische Propaganda betrachteten, die aus der gleichen – im Wesentlichen jüdischen – Ecke gekommen sei, die für die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg verantwortlich gewesen war. Nach der Machtergreifung 1933 verbrannten die Nazis Exemplare von Remarques Buch und verbreiteten das Gerücht, er sei ein Jude, der eigentlich Kramer heisse (*Remarque* rückwärts buchstabiert). Jetzt, 1930, attackierten sie den Film.

Joseph Goebbels, seit 1929 Reichspropagandaleiter der NSDAP, liess durch Mitglieder der Hitlerjugend Störaktionen in den entsprechenden Kinos durchführen: mit Niespulver, Stinkbomben und Mäusen. Gleichzeitig zettelten draussen schwarz uniformierte Mitglieder der «Schutzstaffel» (die spätere SS) Aufläufe an – ein frühes Beispiel der Einschüchterungstaktiken der Nazis. Es entstand ein solch grosses Chaos, dass der Film bald in Deutschland bis 1945 verboten wurde.

Doch in den USA lief er überall im Kino, und eines Samstagnachmittags sah Bonhoeffer ihn zusammen mit Jean Lasserre in New York City. Der Film ist eine scharfe Abrechnung mit dem Krieg, in welchem die Länder von Bonhoeffer und Lasserre Erzfeinde gewesen waren. Hier sassen sie nebeneinander und schauten zu, wie deutsche und französische Jungen und Männer einander abschlachteten. In der vielleicht bewegendsten Szene versetzt der Held, ein junger deutscher Soldat, einem französischen Soldaten eine tödliche Stichwunde. Vor seinem Tod liegt der Franzose stundenlang, sich windend und stöhnend, neben dem Deutschen im Schützengraben. Der deutsche Soldat ist gezwungen mitanzusehen, was er angerichtet hat. Schliesslich streichelt er das Gesicht des Sterbenden, versucht ihn zu trösten und hält ihm die Feldflasche an die ausgedörrten Lippen. Als der Franzose gestorben ist, kniet der Deutsche vor der Leiche nieder und bittet um Vergebung. Er gelobt, den Verwandten des Toten zu schreiben, und dann sucht er seine Brief-

tasche. In ihr findet er seinen Namen und ein Bild von seiner Frau und seiner Tochter.

Die furchtbare Gewalt und das Leiden auf dem Bildschirm rührten Bonhoeffer und Lasserre zu Tränen, doch noch schlimmer als den Film fanden sie die Reaktionen des Publikums. Lasserre erinnert sich, wie die Kinder im Kino in Lachen und Anfeuerungsrufe ausbrachen, wenn die Deutschen, aus deren Perspektive die Geschichte erzählt wurde, die Franzosen töteten. Für Bonhoeffer war es schier unerträglich. Lasserre berichtete später, dass er ihn nach der Vorstellung kaum trösten konnte, – er glaubte, dass Bonhoeffer an diesem Nachmittag zum Pazifisten geworden sei.

Lasserre sprach oft über die Bergpredigt und ihren Einfluss auf seine Theologie, und von diesem Nachmittag an begann sie auch in Bonhoeffers Leben und Theologie einen zentralen Platz einzunehmen, bis hin zu seinem wohl berühmtesten Buch *Nachfolge*. Doch nicht minder wichtig war, dass Bonhoeffer, auch angeregt durch seine Freundschaft mit Lasserre, sich in der ökumenischen Bewegung engagierte, was schliesslich für seine Teilnahme am Widerstand gegen Hitler wichtig wurde.

Bonhoeffers kultureller Heisshunger fand in New York fast seinen Meister. An Max Diestel schrieb er: «Wenn man New York wirklich ganz auskosten will, so kann einen das fast zugrunde richten.»¹⁹⁶ Amerika bot ihm Neues in Hülle und Fülle. Wenn er nicht den nächsten Kulturtropfen aus Manhattan herausquetschte, sass er im Zug oder Auto und bereiste das Land. Mehrere Male besuchte er seine Tafel'sche Verwandtschaft in Philadelphia oder die Familie Ern in Scarsdale.

Im Dezember fuhr er zusammen mit Erwin Sutz mit dem Zug so weit nach Süden wie möglich, und als in Florida das Land ins Meer übergang, nahmen sie ein Schiff nach Kuba.

In Kuba besuchte Bonhoeffer seine alte Erzieherin Käthe Horn, die jetzt Lehrerin an einer deutschen Schule in Havanna war. Er verbrachte das Weihnachtsfest auf der Insel und predigte in der deutschen Gemeinde: über den Tod Moses auf dem

Berg Nebo, eine Geschichte, die ihn sein Leben lang nicht loslassen sollte. Dreizehn Jahre später schrieb er seiner Verlobten über seinen Kubabesuch:

Die Sonne hat es mir von jeher angetan und mich oft genug daran erinnert, dass der Mensch von der Erde genommen ist und nicht aus Luft und Gedanken besteht. Das ging soweit, dass ich einmal, als ich an Weihnachten nach Cuba kam, um dort zu predigen, und aus dem Eis Nordamerika's in die blühende tropische Vegetation gelangte, fast dem Sonnenkult erlegen wäre und kaum wusste, was ich eigentlich predigen sollte. Es war eine richtige Krise, – und etwas davon überfällt mich in jedem Sommer, wenn ich die Sonne zu spüren bekomme.¹⁹⁷

Vor und nach seinem Kuba-Aufenthalt war Bonhoeffer im Süden der USA, wo ihn weiter die Rassenfrage beschäftigte:

Die Separation der Weissen von den Schwarzen in den Südstaaten macht wirklich einen ziemlich beschämenden Eindruck. Sie ist auf den Bahnen bis ins Kleinste hinein durchgeführt. Ich habe dabei festgestellt, dass die Wagen der Neger meist wesentlich sauberer aussahen als die anderen. Ausserdem hat es mich gefreut, wenn die Weissen sich in ihren Wagen drängen mussten, während im ganzen Negerwagen oft nur einer sass. Die Art, mit der die Südländer über die Neger reden, ist einfach widerwärtig und die Pastoren sind da in nichts besser als die anderen. Ich glaube noch immer, dass zu den grössten künstlerischen Leistungen Amerikas die spiritual songs der Südneger gehören. Es ist schon unheimlich, dass in einem Land mit so masslos viel Phrasen über Brüderlichkeit, Frieden etc. solche Dinge völlig unkorrigiert dastehen.¹⁹⁸

Im Januar 1931 – zwei Wochen vor Sabines 25. Geburtstag – schrieb Bonhoeffer an seine Zwillingsschwester: 25 – das sei für ihn ein Meilenstein.

Nachdem er mit 21 Jahren promoviert hatte, erwartete er Grosses von der Zukunft. Doch im Augenblick schien es nicht recht vorangehen zu wollen:

Es kommt mir ganz unheimlich vor, dass wir nun wirklich schon 25 werden ... wenn ich mir dächte, ich wäre seit über 5 Jahren verheiratet, hätte 2 Kinder, ein eigenes Häuschen, nun, dann würde ich auch mit einem Gefühl des vollen Rechtes 25 werden ...

Wie ich den Tag begehe, weiss ich noch nicht ganz. Einige Leute hier haben den Tag erfahren und verlangen eine Geburtstagsgesellschaft, die ich dann bei einem von den verheirateten Studenten im Haus geben würde. Vielleicht finde ich aber auch ein schönes Theater. Leider kann ich dann bei dieser Gelegenheit nicht mal mit einem Glas Wein auf Dich anstossen, das verbieten die hohen Staatsgesetze, es ist schon ein furchtbarer Stumpfsinn mit dieser Prohibition, an die doch keiner glaubt.*

Bonhoeffer feierte schliesslich mit Paul und Marion Lehmann in deren Wohnung im Stadtteil Greenwich Village. Er hatte Sabine geschrieben, dass er im Mai nach Indien zu reisen hoffte, um Dr. Lucas und Mahatma Gandhi zu besuchen. Er wollte westlich um den halben Globus herum nach Deutschland zurückkehren. Aber die Reisekosten erwiesen sich als unüberwindbare Hürde. Zusammen mit Lehmann suchte er im Hafen von New York nach einem Frachter, der ihn billig als Passagier mitnehmen würde, doch umsonst. Er beschloss schliesslich, die Reise erneut zu verschieben.

Die Lehmanns waren in New York für Bonhoeffer beinahe so etwas wie eine Familie. Sie kamen gut miteinander aus. Viele Jahre später sagte Paul Lehmann im BBC:

* DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 226 f. – Die Prohibition war das Verbot der Herstellung, des Verkaufs und der Einfuhr von alkoholischen Getränken in den gesamten USA (1920-1933).

[Bonhoeffer] war deutsch in seinem Perfektionismus, ob in Manieren oder Leistung oder in allem, was man mit dem Wort *Kultur* verbindet. Hier war Aristokratie des Geistes, wie sie schöner nicht sein konnte. Doch gleichzeitig war Bonhoeffer der undeutscheste Deutsche. Seine Aristokratie war unverkennbar, aber nicht aufdringlich, was wohl vor allem mit seiner grenzenlosen Neugierde gegenüber jeder neuen Umgebung, in der er sich befand, Zusammenhang sowie seinem unwiderstehlichen und unerschöpflichen Sinn für Humor.¹⁹⁹

Als zwei Jahre später die Lehmanns Bonhoeffer in Deutschland besuchten, schrieben er und Paul dem amerikanischen Rabbiner Stephen Wise einen Brief über die sich verschlechternde Lage der Juden in Deutschland. Bonhoeffer hatte Wise Ostern 1931 kennengelernt. Er hatte eigentlich vorgehabt, einen der grossen Ostergottesdienste zu besuchen, aber, wie er seiner Grossmutter schrieb:

Lang vorher schon muss man Einlasskarten für die grösseren Kirchen besorgen. Da ich das nicht gewusst hatte, blieb mir nichts übrig als zu einem hier sehr berühmten Rabbi, der jeden Sonntag Vormittag in der grössten Konzerthalle vor gefülltem Saale predigt, zu gehen, der eine ungeheuer wirkungsvolle Predigt über die Korruptionszustände in New York hielt und die Juden, die ein Drittel der Stadt ausmachen, aufforderte, aus dieser Stadt die City of God zu bauen, zu der dann der Messias wahrhaftig kommen könne.²⁰⁰

Es ist bemerkenswert, dass Bonhoeffer an dem einzigen Ostern, das er in New York verbrachte, in einen Synagogengottesdienst ging.

Mit dem Auto nach Mexiko

Aus Bonhoeffers Indienreise wollte nichts werden, aber als sein Studienjahr am *Union Theological Seminary* seinem Ende zuging, schmiedete er Pläne für eine andere Reise: Er wollte mit dem Auto über Chicago nach Mexiko fahren.

Mit Bonhoeffer fuhr Lasserre, der sich wie Dietrich auch für die katholische Kultur Mexikos interessierte. Die Reise war über 6'000 Kilometer lang, das Tempo mit dem heutigen nicht entfernt zu vergleichen. Die Erns boten Bonhoeffer grosszügigerweise an, für die Reise ihr Oldsmobile auszuleihen, Baujahr 1928. Er besuchte sie zweimal im März und nahm Fahrunterricht bei ihnen, fiel jedoch bei der Fahrprüfung mehrere Male durch. Die Lehmanns meinten, dass er seinen deutschen Stolz hinunterschlucken und dem Prüfer einen Fünf-Dollar-Schein zuschieben sollte, doch das wollte Bonhoeffer nicht.

Man beschloss schliesslich, dass Paul Lehmann sie bis Chicago fahren würde. Bonhoeffer hatte Bedenken, so lange selbst am Steuer zu sitzen. Dann beschloss Erwin Sutz, sich ihnen anzuschliessen. Aber Sutz gehörte zu einem Chor, der in der Carnegie Hall singen sollte, sodass man den Trip bis zum 5. Mai aufschob. Sutz war, wie Bonhoeffer, ebenfalls Klavierspieler, und ihre gemeinsame Liebe zur Musik führte sie in jenem Jahr in viele Konzerte, darunter eines mit Toscanini.

Am 5. Mai stiegen die vier Theologen in den geliehenen Olds und verliessen Manhattan. Sie fuhren zunächst gute 1'000 Meilen nach Westen, nach St. Louis. Dort fand Sutz, er sei nun genug gereist und stieg in einen Zug zurück nach New York. Lehmann und Lasserre fuhren mit Bonhoeffer weiter. Die Nacht verbrachten sie meist wie richtige Vagabunden im Freien. Lasserre erinnert sich:

An einem Abend hatten wir unser Zelt an einem stillen, baumbestandenen Fleckchen aufgestellt, ohne zu ahnen, dass wir uns auf dem Schlafplatz einer Schweineherde niedergelassen hatten. Wir hatten viel Mühe, die wütenden und lauten Tiere zu vertreiben und am Einnehmen ihres Schlafquartiers zu hin-

dern. Nachdem die Sache schliesslich erledigt war, waren wir zum Umfallen müde, und Dietrich schlief auch SQgleich ein. Mir dagegen war die Sache nicht ganz geheuer, und ich schlief nur schlecht. Früh am Morgen fuhr ich erschreckt aus dem Schlaf auf, aufgestört von einem regelmässigen aber unmässigen Schnarchen direkt neben mir. Ich konnte mir nur vorstellen, Dietrich müsse es schlecht gehen, und so warf ich mich auf seine Seite hinüber, nur um festzustellen, dass er friedlich wie ein Kind schlief. Das Schnarchen, das mich so erschreckt hatte, kam von einem riesigen Schwein, das sich an der Zeltwand entlang hingestreckt hatte ... Dietrich liess sich nicht stören, – er war anscheinend nicht aus der Ruhe zu bringen, egal was passierte. Er hatte ein ausserordentlich ausgeglichenes Temperament und die Fähigkeit, sich über Ärger, Angst und Enttäuschung hinwegzusetzen. Er machte den Eindruck, als seien ihm Herablassung und Geringschätzung anderer ganz unbekannt.²⁰¹

Bei Laredo (Texas) erreichten Lasserre und Bonhoeffer schliesslich die mexikanische Grenze, nur um festzustellen, dass sie nur dann wieder zurück in die USA konnten, wenn sie vor ihrer Einreise nach Mexiko eine entsprechende Einreiseerlaubnis einholten. Da sassen sie nun im Hotel St. Paul in Laredo und versuchten, solch ein Dokument zu bekommen. Sie schickten ein Telegramm an Paul Lehmann, der inzwischen wieder in New York war. Ebenso baten sie den deutschen Botschafter in Mexiko telegrafisch um Hilfe. Sie würden bei der Wiedereinreise aus Mexiko nachweisen müssen, dass sie in New York Tickets für die Rückfahrt nach Bremen bereitliegen hatten. Die USA sahen sich wirtschaftlich nicht in der Lage, Europäer durchzufüttern, die über Mexiko in ihr Land einzureisen versuchten. Lehmann kablelte schliesslich zurück: «Fahrt nach Mexiko Stop Zurück bittet amerikanischen Konsul um Transitvisa Stop Commissioner General sagt keine Probleme Stop.»²⁰²

Sie liessen das Auto in Laredo stehen und reisten nach Mexiko ein, wo sie über 1 800 Kilometer in mexikanischen Zügen zurücklegten. In Victoria City war eine

pädagogische Hochschule, wo Lasserre und Bonhoeffer gemeinsam einen Vortrag hielten, den Lasserre durch einen befreundeten Quäker eingefädelt hatte. Dass da ein Franzose und ein Deutscher, also zwei Erzfeinde, gemeinsam auf das Podium traten, das hatte es noch nicht gegeben! Auch nicht, dass sie dann über Frieden sprachen. Südlich von Mexiko City und nördlich von Cuernavaca besuchte Bonhoeffer aztekische Ruinen. Auf einer Postkarte, welche die Pyramide von Teopanzolco zeigte, schrieb er seinem jungen Freund Richard Ern:

Eben habe ich lang auf dieser Pyramide gesessen und mich mit einem Indianerhirtenjungen unterhalten, der nicht schreiben noch lesen konnte, aber doch eine ganze Menge erzählen konnte. Es ist schön hier und gar nicht sehr heiss, weil wir über 2'000 m. hoch sind. Es ist alles sehr verschieden von den Staaten. Es gib scheint's furchtbar viele arme Leute. Sie wohnen oft in winzigen Hütten und die Kinder haben oft nur Hemden oder garnichts an. Die Leute sehen nett aus und sind sehr freundlich. Ich freue mich bis ich wieder in Euren Wagen steige und bis ich Dich wiedersehe. Leb wohl, lieber Junge. Herzlichst grüsst Dich und Deine Eltern Dietrich Bonhoeffer.²⁰³

Am 17. Juni kamen Bonhoeffer und Lasserre wieder in der brütenden Hitze von New York an. Drei Tage später bestieg Bonhoeffer das Schiff, das ihn zurück nach Hause brachte.

8. KAPITEL

BERLIN

1931-1932

Er erzählte von seinem schwarzen Freund, mit dem er durch die Staaten gereist war ...Er berichtete von der Frömmigkeit der Neger ... Der Abend endete mit den Worten: «Als ich von meinem schwarzen Freund Abschied nahm, sagte er zu mir: Mach unser Leiden in Deutschland bekannt, sage ihnen, wie es uns ergeht, und zeige ihnen, wie wir sind.»

WOLF-DIETER ZIMMERMANN

Unter den Menschen in Deutschland wuchs die Erwartung, dass das Heil von Hitler kommen würde. Aber in [Bonhoeffers] Vorlesungen hörten wir, dass das Heil allein durch Jesus Christus kommt.

INGE KARDING

Karl Barth, die Flüche der Gottlosen und das Halleluja der Frommen

Ende Juni kehrte Bonhoeffer nach Berlin zurück. Aber nach nur ein paar Tagen ging er wieder auf Reisen. Seine Eltern hatten gehofft, ihn nach Friedrichsbrunn locken zu können, aber selbst Friedrichsbrunn konnte nicht mithalten mit der Begegnung, die jetzt auf ihn wartete: Erwin Sutz hatte ein Treffen mit Karl Barth arrangiert.

Am 10. Juli fuhr Bonhoeffer nach Bonn, wo Barth damals lehrte. Sein erster Eindruck von dem grossen Theologen war, wie nicht anders zu erwarten, gut. Er schrieb seinen Eltern: «Mit Barth bin ich nun bekannt geworden und habe ihn in

einem Diskussionsabend in seinem Haus schon ganz gut kennengelernt. Er gefällt mir ganz ausgezeichnet. Auch von seinem Kolleg bin ich sehr begeistert ... Ich glaube, ich werde viel von der Zeit haben.»²⁰⁴

In einem von Barths Seminaren – vielleicht an jenem ersten Diskussionsabend – zitierte ein Student Luthers berühmten Satz, dass manchmal die Flüche der Gottlosen besser klingen als das Halleluja der Frommen. Barth, dem das gefiel, fragte, wer das gerade gesagt hatte. Es war Bonhoeffer. Es dürfte ihre erste Begegnung gewesen sein, und sie wurden bald Freunde.

Am 23. Juli lud der fünfundvierzigjährige Barth den fünfundzwanzigjährigen Bonhoeffer zum Essen ein. Jetzt war Bonhoeffer allein mit dem Professor und konnte ihm die Fragen stellen, die ihn seit Jahren beschäftigten. An Erwin Sutz schrieb er anschliessend: «Mehr noch als von seinem Schreiben und Vortragen bin ich von seiner Diskussion beeindruckt. Da ist er wirklich ganz da. Ich habe so etwas vorher nie gesehen noch für möglich gehalten.» Und: «Es ist da eine Offenheit, Bereitschaft für den Einwand, der auch auf die Sache zielen soll und dabei eine derartige Konzentration und ein ungestümes Drängen auf die Sache, der zuliebe man stolz oder bescheiden, rechthaberisch oder völlig unsicher reden kann, wie es sicher nicht der eigenen Theologie in erster Linie zu dienen bestimmt ist.»²⁰⁵

In den folgenden beiden Jahren sollte Bonhoeffer Barth noch oft besuchen. Im September 1932, als Barth gerade das Vorwort zum ersten Band seiner grossen *Kirchlichen Dogmatik* geschrieben hatte, besuchte Bonhoeffer ihn auf dem Bergli in der Schweiz. Er traf sich auch mit Sutz, der ihn mit dem Schweizer Theologen Emil Brunner bekannt machte. Als 1933 ein theologischer Lehrstuhl an der Universität Berlin frei wurde, versuchte Bonhoeffer, die Beziehungen seiner Familie zum preussischen Kultusministerium für Barth spielen zu lassen. Doch inzwischen war Hitler Reichskanzler geworden, und damit war alles politisiert, – wer gegen Hitlers Ideologie war, konnte auf keine hohen Positionen mehr hoffen. Der Lehrstuhl ging schliesslich an Georg Wobbermin, der aus dem gleichen braunen Holz geschnitzt war wie der neue Reichskanzler selbst. Damals schrieb Barth an Bon-

hoeffer: «In der Ära des Reichskanzlers Hitler wird sich ja gewiss Wobbermin auf dem Lehrstuhle Schleiermachers stilechter ausnehmen, als ich dies getan hätte. Ich höre, dass Sie sich meinetwegen exponiert haben dort... Ich würde ohne Zweifel angenommen haben ... Die Welt liegt im Argen, aber nichtwahr, wir wollen uns die Pfeife auf keinen Fall ausgehen lassen.»²⁰⁶

Doch 1931 war Hitlers Machtergreifung noch zwei Jahre entfernt. Bonhoeffer hatte sich ganze neun Monate in New York aufgehalten, aber in gewisser Hinsicht war es ein halbes Leben gewesen. Als er nach Amerika fuhr, waren die Nazis eine winzige graue Wolke am Horizont gewesen, – jetzt war die Wolke schwarz und schwer und hing beinahe über den Köpfen.

Im Oktober 1931 schrieb Bonhoeffer an Sutz: «Es sieht wirklich unerhört ernst aus ... man steht allgemein unter dem sehr bestimmten Eindruck, vor ganz grossen Wendungen in der Weltgeschichte zu stehen.» Aber was für Wendungen? Bonhoeffer spürte, dass sie in jedem Fall für die Kirche gefährlich wären. Würde die Kirche überhaupt überleben? «Wozu hat man denn seine ganze Theologie?»²⁰⁷

Bonhoeffer zeigte auf einmal eine Dringlichkeit und einen Ernst, wie man sie an ihm bisher nicht gekannt hatte. Irgendwie schien er zu spüren, dass er die Menschen warnen musste. Er war wie jemand, der sieht, dass eine mächtige Eiche, in deren Schatten Familien ihr Picknick machen und von deren Ästen Kinder Schaukeln, innen ganz morsch ist und jeden Augenblick umstürzen und alle unter sich begraben könnte. Seinen Mitmenschen blieb diese Veränderung in ihm nicht verborgen. Sie merkten zum Beispiel, wie seine Predigten ernster wurden.

Der neue Bonhoeffer

Von der altehrwürdigen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist heute nur noch die Ruine des Turms übrig, die zusammen mit dem Kirchenneubau mitten in der Betonwüste des Geschäftsviertels von Berlin steht – eine stumme Erinnerung an die Zerstörungskraft des Krieges. Die alte Kirche und das alte Viertel wurden 1943 von

britischen Bombern in Schutt und Asche gelegt. Aber vor dem Krieg war die Kirche der Stolz der Stadt.

Hier hielt Bonhoeffer am Reformationssonntag des Jahres 1932 die Predigt. (Erhielt dort etliche Predigten in jenen Jahren, jeweils in Vertretung seines Freundes, Pastor Gerhard Jacobi, der ein wackerer Mitstreiter im Kirchenkampf der Dreissigerjahre werden sollte.) An diesem symbolträchtigen Tag, an dem man Martin Luthers und des grossen kulturellen Erbes der Reformation gedenkt, sassen die Menschen besonders erwartungsvoll in den Bänken und wünschten sich einen richtig guten protestantischen Gottesdienst – mit einer mutmachenden, patriotischen Predigt, die sie entschädigen würde: für die Härte der Bänke und für die Tatsache, dass sie hierhergekommen waren und auf hundert andere Dinge verzichtet hatten, die sie hätten unternehmen können. Es könnte sein, dass der greise Hindenburg, die kräftig gebaute Ikone der Nation, mit dabei war in diesem Gottesdienst, denn dies war «seine» Kirche. Es würde bestimmt ein wunderbarer Gottesdienst werden! Doch dann kam mit Bonhoeffers Predigt eine eiskalte Dusche.

Der Predigttext gab einen Vorgeschmack auf das, was kommen würde. Er stand in Offenbarung 2,4-7: «Aber ich habe gegen dich, dass du die erste Liebe verlässt. So denke nun daran, wovon du abgefallen bist, und tue Busse und tue die ersten Werke! Wenn aber nicht, werde ich über dich kommen und deinen Leuchter wegstossen von seiner Stätte – wenn du nicht Busse tust ... Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt! Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Baum des Lebens, der im Paradies Gottes ist.»

Wer Bonhoeffers Predigten kannte, der hat sich nach diesen Versen still durch einen Seitenausgang davon gemacht – oder ist geblieben, um sich von einer gesalzenen Gerichtspredigt aufrütteln zu lassen. Im letzteren Fall wurde er nicht enttäuscht.

Bonhoeffer begann mit der schlechten Nachricht: Für die evangelische Kirche in Deutschland sei es fünf vor zwölf – «das sollte uns allmählich klar geworden sein». Mit anderen Worten: Die Kirche lag im Sterben, wenn sie nicht schon ganz tot war. Dann ging er zum Angriff über: Es war doch grotesk, zu feiern, wenn es

sich in Wirklichkeit um eine Beerdigung handelte. Einen Sterbenden holte man nicht mit Fanfarenstößen zurück ins Leben. Der Held dieses Tages, Martin Luther, war ein Toter, den man zur Ausstaffierung in eine Kirche hineingeholt hatte, die nicht mehr seine Kirche war. Es war eine Anmassung, ein unbekümmertes «Pathos der Selbstsicherheit», wenn sie sich Luthers berühmte Worte «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» zu eigen machte, gerade so, als ob diese Worte auf sie zuträfen.²⁰⁸

Und so ging es weiter. Und dies war nicht die einzige Predigt dieser Art, die Bonhoeffer in diesem Jahr halten würde. Doch was genau sah Bonhoeffer, und woher kam diese plötzliche Dringlichkeit? Es scheint, dass er die Menschen aufwecken wollte: Hört auf, Kirche zu spielen, ihr seid Schlafwandler, die auf den Abgrund zugehen! Aber nur wenige nahmen ihn ernst. Für viele war er halt einer von diesen verbiesterten, überernsten akademischen Typen mit einer guten Portion Fanatismus obendrein. Und seine Predigten waren so deprimierend.

Was wollte Bonhoeffer eigentlich mit diesen Predigten erreichen? Erwartete er im Ernst, dass seine Zuhörer seine Worte zu Herzen nähmen? Doch was er sagte, war wahr, und er fühlte sich von Gott dazu berufen, es zu sagen. Er nahm die Aufgabe, das Wort Gottes zu predigen, äusserst ernst und hätte es nicht gewagt, auf die Kanzel zu steigen, um bloss eine persönliche Meinung von sich zu geben. Er wusste auch darum, dass das Wort von der Kanzel ein Wort von Gott selber sein sollte und trotzdem von den Menschen abgelehnt werden konnte, so wie die Menschen einst die alttestamentlichen Propheten und Jesus abgelehnt hatten. Die Aufgabe des Propheten war es, in schlichtem Gehorsam das zu sagen, was Gott ihm aufgetragen hatte, – ob die Zuhörer die Botschaft annahmen oder nicht, mussten sie mit Gott selbst ausmachen.

Und doch: eine solch brennende Botschaft zu predigen, im Wissen, dass sie Gottes Wort an die Gläubigen war, und dann zu erleben, wie sie verworfen wurde, das tat weh. Es war der Schmerz des Prophetenamtes, und als Gottes Prophet erwählt zu sein bedeutete immer auch, ein Stück weit an Gottes Leiden teilzuhaben.

Im vergangenen Jahr war etwas mit Bonhoeffer geschehen, und der Veränderungsprozess ging weiter. Manche haben es als seine Bekehrung bezeichnet, doch dies geht vielleicht zu weit. Sein Glaube hatte eine neue Tiefe bekommen, – das spürten er selbst und die Menschen in seiner Umgebung. Und es war deutlich, dass er sich immer mehr als ein von Gott Berufener verstand.

Einige Jahre später, im Januar 1936, hat er die Veränderung in einem Brief an Elisabeth Zinn mit folgenden Worten beschrieben:

Ich stürzte mich in die Arbeit in sehr unchristlicher und undemütiger Weise. Ein wahnsinniger Ehrgeiz, den manche an mir gemerkt haben, machte mir das Leben schwer ... Dann kam etwas anderes, etwas, das mein Leben bis heute verändert und herumgeworfen hat. Ich kam zum ersten Mal zur Bibel ... Ich hatte schon oft gepredigt, ich hatte schon viel von der Kirche gesehen, darüber geredet und geschrieben – und ich war noch kein Christ geworden ... Ich weiss, ich habe damals aus der Sache Jesu Christi einen Vorteil für mich selbst, für eine wahnsinnige Eitelkeit gemacht. Ich bitte Gott, dass das nie wieder so kommt. Ich hatte auch nie, oder doch sehr wenig gebetet. Ich war bei aller Verlassenheit ganz froh an mir selbst. Daraus hat mich die Bibel befreit und insbesondere die Bergpredigt. Seitdem ist alles anders geworden. Das habe ich deutlich gespürt und sogar andere Menschen um mich herum. Das war eine grosse Befreiung. Da wurde es mir klar, dass das Leben eines Dieners Jesu Christi der Kirche gehören muss und Schritt für Schritt wurde es deutlicher, wie weit das so sein muss. Dann kam die Not von 1933. Das hat mich darin bestärkt. Ich fand nun auch Menschen, die dieses Ziel mit mir ins Auge fassten. Es lag mir nun alles an der Erneuerung der Kirche und des Pfarrerstandes ...

Vor mir steht der Beruf. Was Gott daraus machen will, weiss ich nicht ... Aber der Weg muss durchgegangen werden. Vielleicht dauert er gar nicht mehr so lang. Manchmal wünschen wir es uns wohl so. (Phil. 1,23) Aber es

ist doch schön, diesen Beruf zu haben ... Ich glaube, die Herrlichkeit dieses Berufes wird uns erst in den kommenden Zeiten und Ereignissen aufgehen. Wenn wir doch durchhalten könnten!²⁰⁹

Offenbar hat Bonhoeffers Aufenthalt in New York hier eine grosse Rolle gespielt, vor allem aber sein Besuch der «Negerkirchen», in denen er die Predigt des Evangeliums und die tiefe Frömmigkeit von Menschen im Leiden erlebte. Die feurigen Predigten, der fröhliche Gottesdienst, die Lieder – all das hatte ihm die Augen für etwas geöffnet und ihn verändert. War Bonhoeffer «wiedergeboren» worden?

Wir wissen nicht genau, was damals in Bonhoeffer geschah, aber die Auswirkungen waren überdeutlich. So fing er zum ersten Mal in seinem Leben an, regelmässig zur Kirche zu gehen, und ging so oft wie möglich zum Abendmahl. Als Paul und Marion Lehmann ihn 1933 in Berlin besuchten, spürten sie den Unterschied. Vor zwei Jahren, in New York, hatte ihn der Kirchengang nicht besonders interessiert. Er liebte die Arbeit mit den Kindern in Harlem, er ging gern in Konzerte, Kinos und Museen und reiste gerne, er liebte den philosophischen und theologischen Ideenaustausch – aber hier war etwas Neues. Was war geschehen, dass es Bonhoeffer auf einmal so wichtig war, zur Kirche zu gehen?

Bonhoeffer als Lehrer

Kurz vor seiner New York-Reise hatte Bonhoeffer die Lehrbefähigung an der theologischen Fakultät der Universität Berlin erworben, und gleich nach seiner Rückkehr fing er an, Seminare und Vorlesungen zu halten. Aber er hielt sie nicht so, wie die meisten erwartet hatten. Auch im Hörsaal und Seminarraum zeigte sich, dass er ein anderer geworden war.

Einer von Bonhoeffers frühen Studenten war Wolf-Dieter Zimmermann. Er lernte Bonhoeffer im Herbst 1932 kennen. Es sass nur eine Handvoll Studenten im

Hörsaal, und Zimmermann überlegte sich, ob er nicht wieder gehen sollte. Aber die Neugier liess ihn bleiben. Er erinnert sich:

Ein junger Privatdozent kam mit leichtem, schnellem Schritt zum Katheder, – hellblondes, etwas dünnes Haar, breites Gesicht, Brille mit freien Gläsern und Goldbügel. Die ersten Worte der Begrüssung folgten, eine kurze Erklärung über den Sinn und den Aufbau der Vorlesung, das alles in einer festen, etwas kehligen Sprechweise vorgetragen. Er schlug sein Manuskript auf und begann seine Vorlesung; zuerst wies er darauf hin, dass man heute oftmals frage, ob wir die Kirche eigentlich noch brauchen könnten, ob wir Gott eigentlich noch brauchten. Aber diese Frage sei falsch gestellt. Wir sind gefragt. Die Kirche ist da und Gott ist da und wir sind nun gefragt, ob wir uns brauchen lassen wollen, – denn Gott braucht uns.²¹⁰

Solche Worte waren auf deutschen Kanzeln rar, aus dem Mund eines Universitätsdozenten waren sie unerhört. Doch Bonhoeffer war nicht plötzlich emotionaler oder weniger rational. «Bonhoeffer am Katheder wirkte sehr konzentriert, ganz unpathetisch, fast leidenschaftslos, glasklar, ein bisschen rational kalt – wie ein Berichterstatter.»²¹¹ Es war diese Kombination eines felsenfesten Glaubens mit dem sprühenden Intellekt eines Logikers, welche die Menschen so fesselte. Ein anderer Student, Ferenc Lehel, berichtet: «Seinen Sätzen folgten wir mit solcher Spannung, dass man die Fliegen summen hörte. Manchmal waren wir buchstäblich in Schweiss gebadet, wenn wir das Schreibzeug auf das Heft legten.»²¹² Aber Bonhoeffer war nicht immer der Ernste. Er hatte auch eine schelmische Seite, die vielen Freunden im Laufe der Jahre auffallen sollte. Als Lehel ihn zu Hause besuchte und die Einladung zum Abendessen höflich ablehnte, drängte Bonhoeffer ihn, zu bleiben: «Das ist nicht bloss mein Brot, das ist unser Brot, und wenn es gemeinsam konsumiert wird, bleiben immer noch zwölf Körbe übrig.»²¹³

Bonhoeffer lud oft Studenten zu sich ein. Er nahm Anteil an ihrem Leben, wie damals am Leben der Kindergottesdienstkinder in der Grunewaldkirche und der Ju-

gendlichen im Donnerstagkreis. Lehel erinnert sich, wie Bonhoeffer ihn in seinem Glauben stärkte:

In meinen intellektuellen Schwierigkeiten stand er mir als Seelsorger brüderlich und freundschaftlich zur Seite. Als er mir Karl Heims «Glaube und Denken» empfahl, wies er mich daraufhin, wie solidarisch Heim mit dem zweifelnden Menschen sein könne, – er treibe keine billige Apologetik, die von erhabenem Standort her die Bastionen der Naturwissenschaft unter Beschuss nimmt. Man müsse mit dem Zweifelnden mitdenken, ja man müsse sogar mit ihm in Zweifel geraten, meinte er.²¹⁴

Ein anderer Student, Otto Dudzus, erinnert sich an die Einladungen zu den Musikabenden im Hause Bonhoeffer:

Was er auch hatte und war, teilte er mit anderen. Sein grosser Schatz war das kultivierte, elegante, gebildete, ja hochgebildete und dabei aufgeschlossene Haus seiner Eltern, in das er uns einführte. Die offenen Abende, die wöchentlich, später alle zwei Wochen stattfanden, hatten eine solche Atmosphäre, dass sie auch für uns ein Stück Zuhause wurden. Und Bonhoeffers Mutter war eine Gastgeberin, wie sie besser nicht sein konnte.²¹⁵

Als Bonhoeffer 1933 als junger Pastor nach London ging, um zwei deutsche Auslandsgemeinden zu betreuen, behandelten seine Eltern diese Studenten weiter als Teil der Familie. Bei Bonhoeffer waren das Glaubens- und das Familienleben nicht getrennt. Seine Eltern lernten weitere vielversprechende Theologiestudenten kennen, und seine Studenten lernten die erstaunliche Familie Bonhoeffer kennen.

Inge Karding, eine der wenigen Studentinnewer aus Bonhoeffers Kreis, erinnert sich an die erste Vorlesung, die sie bei ihm erlebte:

Mein erster Eindruck war: Mensch, ist der jung! ... Er hatte ein schönes Gesicht und eine gute Haltung ... Er war sehr natürlich im Umgang mit uns Studenten ... aber für einen so jungen Mann hatte er eine grosse Festigkeit und Würde ... Er bewahrte immer eine gewisse Distanz ... Man hätte sich nicht getraut, in seiner Nähe albern zu sein.²¹⁶

Ein anderer Bonhoeffer-Student war Albrecht Schönherr:

Er war nicht so, wie er auf vielen Fotografien aussieht. Die Bilder lassen ihn manchmal pausbäckig und rundlich erscheinen, aber er war athletisch gebaut, recht gross, mit einer hohen Stirn, die einen an Kant erinnerte. Aber seine Stimme passte nicht zu seinem Körper. Sie war etwas hoch. Es war nicht möglich, dass diese Stimme einen verführte, sie würde nie demagogisch klingen. Er selber fand das sehr gut so, weil er unter keinen Umständen ein Demagoge sein, die Menschen durch seine Stimme, sein Aussehen oder sein «Flair» erreichen wollte anstatt durch Inhalt und Substanz.²¹⁷

Das «Flair» war für Bonhoeffer schon immer ein Problem gewesen. Er misstraute ihm und wollte, dass die anderen ihn allein aufgrund seiner Worte und Argumente beurteilten.

Aber Flair hin oder her, in dieser Zeit scharte sich eine Gruppe von Studenten um Bonhoeffer, deren Diskussionen sich nicht auf den Hörsaal oder Seminarraum beschränkten, – sie wollten sie ausserhalb der Universitätsmauern fortsetzen.

Einige der Studenten trafen sich einmal in der Woche in Wolf-Dieter Zimmermanns Mansarde in der Nähe des Alexanderplatzes. Dort sassen sie stundenlang in drangvoller Enge zusammen, rauchten und unterhielten sich. Bonhoeffer legte auch diesen informellen Treffs eine gewisse Disziplin auf, wie schon damals im Donnerstagkreis. Es waren keine ziellosen Gespräche, sondern hier wurden ernste Fra-

gen behandelt. «Die Diskussionsabende waren reines abstraktes Theoretisieren, der Versuch, ein Problem ganz zu erfassen .. ,»²¹⁸

Bonhoeffer dachte die Dinge offen und konsequent durch und hielt seine Studenten dazu an, ein Gleiches zu tun. Sie verfolgten jedes Argument bis zu seinem logischen Ergebnis und bezogen alle Perspektiven mit ein, sodass nichts blosses Gefühlssache war. Bonhoeffer behandelte theologische Gedanken mit dem gleichen Respekt, den sein Vater oder Karl-Friedrich wissenschaftlichen Gedanken entgegenbrachten oder sein Bruder Klaus juristischen Themen. Für ihn verdienten Fragen über Bibel, Ethik und Theologie die gleiche Gründlichkeit wie wissenschaftliche Fragen, und jegliches leere Gerede, jeder hohle Jargon war aufzuspüren, aufzudecken und auszumerzen. Das Ziel waren Antworten, die auch gründlicher Prüfung standhielten, weil man sie in der Praxis ausleben musste, weil sie zur Handlung und zur Substanz des eigenen Lebens werden mussten. Hatte man einmal erkannt, was das Wort Gottes sagte, musste man konsequent danach handeln. Und im damaligen Deutschen Reich zogen Handlungen zunehmend ernste Konsequenzen nach sich.

Die Studenten fanden Bonhoeffer äusserst aufgeschlossen und geduldig. Hellmut Traub erlebte ihn als «ungewöhnlich zurückhaltend, immer von neuen Fragestellungen sich hemmen lassend, auch Entferntestes aufnehmend.» Die Studenten lernten bei ihm, sich die Zeit zu nehmen, alles konsequent zu durchdenken. «Seine konservative Natur, wissenschaftliche Bildung und Gründlichkeit hinderten jedes schnelle Ergebnis.»²¹⁹

Gegen 22.30 Uhr ging die Runde immer in einen nahe gelegenen Bierkeller, für den gemütlicheren Teil. Die Rechnung übernahm stets Bonhoeffer.

Zimmermann erinnert sich, wie Bonhoeffer ihnen eines Abends Schallplatten mit *Neuro Spirituals* vorspielte, die er in New York gekauft hatte:

Er erzählte von seinem schwarzen Freund, mit dem er durch die Staaten gereist war ... Er berichtete von der Frömmigkeit der Neger Der Abend endete mit den Worten: «Als ich von meinem schwarzen Freund Abschied nahm, sagte er zu

mir: Mach unser Leiden in Deutschland bekannt, sage ihnen, wie es uns ergeht, und zeige ihnen, wie wir sind. Diese Verpflichtung wollte ich heute Abend erfüllen.²²⁰

Wahrscheinlich begann er in dieser Zeit die göttliche Berufung der Kirche zu sehen, an der Seite derer zu stehen, die leiden.

Viele von Bonhoeffers damaligen Studenten sollten ihn jahrelang begleiten. Einige engagierten sich mit ihm in der Welt der Ökumene, viele besuchten später die illegalen Predigerseminare in Zingst und Finkenwalde. Zu ihnen gehörten unter anderem Otto Dudzus, Albrecht Schönherr, Winfried Maechler, Joachim Kanitz, Jürgen Winterhager, Wolf-Dieter Zimmermann, Herbert Jehle und Inge Karding.

Bonhoeffer wollte seinen Studenten mehr als ein Dozent sein. Er wollte sie zu Jüngern Jesu Christi machen, und dazu gehörte, dass sie es lernten, aktuelle Ereignisse und Entwicklungen durch die Brille der Bibel zu betrachten und die Bibel nicht einfach als Theologiestudenten, sondern als Jünger Christi zu lesen. Es war eine Methode, die in der deutschen Universitätstheologie jener Zeit ihresgleichen suchte.

Dass Bonhoeffer sich dies überhaupt leisten konnte, hing mit seiner gehobenen Herkunft und intellektuellen Brillanz zusammen. Wenn er sprach, war er ganz der Akademiker, aber auf eine Weise, die auch die rein praktischen Implikationen seiner Worte in der aktuellen Situation klarmachte. 1933 sagte eine seiner Studentinnen: «Unter den Menschen in Deutschland wuchs die Erwartung, dass das Heil von Hitler kommen würde. Aber in [Bonhoeffers] Vorlesungen hörten wir, dass das Heil allein durch Jesus Christus kommt.»²²¹

Inge Karding erinnert sich, wie Bonhoeffer ihr einmal sagte, was für eine ernste Sache es war, zu jemand anderem als Gott «Heil!» zu sagen. Er schreckte nicht vor politischen Äusserungen zurück und hielt es von Anfang an nicht mit all denen, die meinten, Politik und christlicher Glaube hätten nichts miteinander zu tun. Sie erinnert sich auch, dass Bonhoeffer die Bibel unverblümt als Wort Gottes betrach-

tete – an einem Ort wie der Universität Berlin, wo nachts der Geist Schleiermachers umging und Harnacks Stuhl noch warm war, schlichtweg skandalös:

[Er sagte,] wenn Sie die Bibel lesen, müssen Sie sich vorstellen, dass hier und jetzt Gott zu Ihnen redet ... Er war nicht so abstrakt wie die Griechischdozenten und all die anderen, sondern machte uns von Anfang an klar, dass wir die Bibel als das direkt an uns gerichtete Wort Gottes zu lesen hatten. Nicht als etwas Allgemeines, an die Welt allgemein gerichtetes, sondern als etwas, das uns ganz persönlich anging. Von Anfang an und wiederholt sagte er uns, dass davon alles abhinge.²²²

Bonhoeffer interessierte sich nicht für intellektuelle Abstraktionen. Für ihn hatte Theologie zur Praxis des Lebens als Christ hinzuführen. Karding war überrascht, als er seine Studenten fragte, ob sie Weihnachtslieder sängen. Als sie ausweichend antworteten, sagte er, sie müssten Weihnachtslieder singen, wenn sie Pastoren werden wollten. Er beschloss, dieses Defizit bei seinen Studenten umgehend anzugehen. Am Ersten Advent, sagte er zu Karding, träfen sie sich um Mittag, um Weihnachtslieder zu singen. Sie erinnert sich auch daran, dass er ganz wunderbar Flöte gespielt und herrlich gesungen habe.²²³

Joachim Kanitz erinnert sich, wie Bonhoeffer ihnen sagte, «dass jedes Wort der Heiligen Schrift ein Liebesbrief Gottes an uns ganz persönlich ist», und sie fragte, «ob wir Jesus lieb haben».²²⁴

Ein weiterer Aspekt von Bonhoeffers praktischer Art zu lehren waren gemeinsame Wochenendausflüge aufs Land. Manchmal fuhren sie zur Jugendherberge in Prebelow, öfters auch zu der Hütte, die er im nahe gelegenen Biesenthal gebaut hatte. Auf einer Wanderung liess Bonhoeffer seine Studenten nach dem Frühstück Stille Zeit halten und dabei über einen Bibelvers nachdenken. Man hatte sich ein Plätzchen im Gras zu suchen und dort eine Stunde lang still über diesen Vers nachzudenken. Vielen von ihnen fiel dies schwer, wie auch später den Pfarramtskandi-

daten in Finkenwalde. Er lehrte, dass die Bibel direkt in unser Leben hineinspricht, dort, wo unsere Probleme sind, erinnert sich Inge Karding.

In Bonhoeffer nahm damals das Gestalt an, was in wenigen Jahren Eingang in die Predigerseminare der Bekennenden Kirche finden würde. Für ihn gehörten das Bibellesen in der persönlichen Stillen Zeit und das Liedersingen zu einer richtigen theologischen Ausbildung dazu. Das immer wiederkehrende Thema der Inkarnation – dass Gott uns nicht als körperlose Geister, sondern als Wesen aus Fleisch und Blut erschaffen hat – führte ihn zu der Erkenntnis, dass das Christenleben nicht nur gelehrt, sondern auch vorgelebt werden muss. Jesus verkündigte nicht nur abstrakte Ideen, Prinzipien und Lebensregeln. Er lebte. Er lebte mit seinen Jüngern zusammen und zeigte ihnen so, wie ein Leben, wie Gott es sich gedacht hat, aussieht. Das Christenleben erschöpft sich nicht in der gedanklichen oder geistlichen Ebene, es ist mehr. Bonhoeffer wollte das seinen Studenten ganz praktisch vorleben, und dies führte ihn zu der Erkenntnis, dass man, um ein Christ zu sein, mit anderen Christen zusammenleben muss.

Eine Studentin berichtet, dass ihr die Begriffe «Schuld» und «Gnade» lebendig wurden – durch die Art, wie Bonhoeffer sie auslebte. Auf einem Ausflug im Jahre 1933 wanderten Bonhoeffer und mehrere Studenten durch die Wälder. Da stiessen sie auf eine hungrige Familie, die offenbar den Wald nach Essbarem durchstreifte. Bonhoeffer grüsste sie herzlich und fragte die Eltern, ob die Kinder eine warme Mahlzeit bekämen. Als der Vater erwiderte, sie bekämen nicht sehr oft etwas, fragte Bonhoeffer ihn, ob er zwei der Kinder mitnehmen könne. Er fuhr fort, sie gingen jetzt nach Hause, um zu essen, und die beiden könnten gerne an der Mahlzeit teilnehmen und danach würden sie die Kinder wieder zurückbringen.

Konfirmandenklasse am Wedding

Bonhoeffers Fähigkeit, unter schwierigen Bedingungen auf Menschen zuzugehen, war bemerkenswert. Vielleicht am deutlichsten zeigte sich dies in der Konfirman-

denklasse der Zionskirche am Wedding, einem berüchtigten Viertel im Bezirk Prenzlauer Berg in Nordberlin. Man beauftragte ihn mit dem Unterricht der Klasse kurz nach seiner Ordination, die am 15. November 1931 in der Matthäuskirche in der Nähe des Potsdamer Platzes stattfand. Etwa zur gleichen Zeit wurden ihm Predigt- und Vortragsdienste als Studentenpfarrer an der Technischen Hochschule in Charlottenburg übertragen. Doch sein Herz schlug für die Konfirmandenklasse.

Der betagte Pfarrer der Zionskirche, Pfarrer Müller, wurde mit seinen Konfirmanden nicht mehr fertig. Das Verhalten der fünfzig Jungen spottete jeder Beschreibung. Bonhoeffer selber beschrieb das Viertel in einem Brief an Erwin Sutz als «ungefähr die tollste Gegend von Berlin mit den schwierigsten sozialen und politischen Verhältnissen.»²²⁵ Dies war etwas anderes als die Sonntagsschule in Harlem. In den USA mit ihrer Trennung von Kirche und Staat war der Kirchgang Privatsache; die Kinder, die die Sonntagsschule besuchten, taten dies, weil ihre Eltern dies wollten, und wenn sie sich danebenbenahmen, bekamen sie zu Hause Probleme. In Deutschland dagegen war der Konfirmandenunterricht quasi eine Bürgerpflicht, und viele Eltern schickten ihre Kinder nicht aus religiöser Überzeugung dorthin, sondern damit sie diese für ein paar Stunden los waren, und wenn sie sich schlecht benahmen, war das das Problem der Pastors. Für viele am Wedding war die Kirche eine korrupte Institution, – sollte der junge blonde Pastor doch zusehen, wie er zurechtkam ...

So traf Bonhoeffer eine Rasselbande von der hartgesottenen Sorte. Man hatte ihn natürlich gewarnt, aber *das* hier – nein, das hatte er nicht erwartet. Die vierzehn- bis fünfzehnjährigen Bösewichte hatten dem alten Pfarrer so zugesetzt, dass dieser, kurz nachdem Bonhoeffer ihn abgelöst hatte, starb. So sah Bonhoeffer es selbst. Bethge beschreibt das erste Zusammentreffen mit der Klasse:

Der alte Pfarrer betrat mit Bonhoeffer das Treppenhaus der mehrstöckigen Schule. Oben hingen die Kinder über das Geländer, machten einen unbeschreiblichen Lärm und liessen Unrat auf die beiden Männer herabfallen, die

langsam die Treppen emporstiegen. Oben angekommen, mühte sich der Pfarrer, die wilde Schar mit Geschrei und brachialer Gewalt in den Klassenraum zurückzudrängen. Er versuchte zu sagen, dass er einen neuen Pfarrer brächte, der sie unterrichten wolle, sein Name sei Bonhoeffer. Kaum hörten sie diesen Namen, fielen sie immer lauter werdend ein: «Bon, Bon, Bon!» Der Alte verliess resignierend den Raum. Bonhoeffer blieb, die Hände in den Taschen, schweigend an der Wand stehen. Minuten vergingen. Dass der Neue so gar nicht reagierte, machte das Lärmen allmählich weniger genussvoll. Da begann Bonhoeffer mit leiser Stimme zu sprechen, – nur die Jungen in der vordersten Reihe konnten etwas verstehen. Mit einem Mal war alles still. Bonhoeffer bemerkte nur, sie hätten ihm eine ansehnliche Vorführung geboten, und erzählte ihnen darauf eine kurze Geschichte aus Harlem. Wenn sie ihm zuhören würden, wolle er ihnen das nächste Mal mehr erzählen. Er entliess sie und brauchte sich von da an kaum mehr über einen Mangel an Aufmerksamkeit bei den Jungen zu beklagen.²²⁶

«Anfangs», schrieb Bonhoeffer Erwin Sutz, «benahmen sich die Jungen wie verückt, so dass ich zum ersten Mal wirkliche Disziplinschwierigkeiten hatte. Aber auch hier half eines, nämlich dass ich den Jungen ganz einfach biblischen Stoff erzählte in aller Massivität, und besonders eschatologische Stellen.»²²⁷

Seine Jugend, athletische Figur und aristokratische Haltung haben Bonhoeffer sicherlich geholfen, den Respekt dieser Jungen zu gewinnen. Er hatte oft eine ähnlich erstaunliche Wirkung auf «schwierige» Menschen. Gegen Ende seines Lebens würde er sie auf manche seiner Gefängniswärter haben.

Jahre später erinnerte sich einer der Wedding-Konfirmanden, wie einmal mitten im Unterricht ein Junge sein Butterbrot auspackte und zu essen begann. «So etwas war im damaligen Norden durchaus nichts Ungewöhnliches. Pfarrer Bonhoeffer liess ihn eine Weile gewähren, – dann schaute er ihn ruhig und freundlich, aber lange und eindringlich an, ohne ein Wort zu sagen. Verlegen packte der Junge sein Butterbrot wieder ein. Der Versuch, unseren Pfarrer zu ärgern, war an dessen

Ruhe und Freundlichkeit gescheitert – und vielleicht auch an seinem Verständnis für Dummjungenstreiche.»²²⁸

Der vornehme junge Pastor musste unter anderem Hausbesuche bei jedem der fünfzig Konfirmanden machen. Der Wedding war ein Armenviertel und sozialer Brennpunkt, und viele Eltern liessen Bonhoeffer nur ein, weil sie sich verpflichtet fühlten. Die stockenden Gespräche konnten peinlich sein. Für Bonhoeffer waren sie das Schwerste an seinem Einsatz am Wedding. In einem Brief an Erwin Sutz schrieb er:

Ich stehe manchmal oder sogar meist da und denke, um einen solchen Besuch zu machen, hätte ich wahrhaftig ebensogut Chemie studieren können ... Was sind das oft für qualvolle Stunden oder Minuten, wenn da der andere oder ich versuchen, ein seelsorgerliches Gespräch zustande zu bringen, und wie stockend und lahm geht es dann vorwärts. Und nun im Hintergrund immer noch die unheimlichen häuslichen Zustände, zu denen schlechterdings nichts gesagt werden kann. Manche erzählen einem auch noch ganz ungeniert und ahnungslos von ihrem sehr zweifelhaften Lebenswandel und man hat das Gefühl, dass wenn man hier etwas sagen würde, sie einen einfach gar nicht begriffen.²²⁹

Doch Bonhoeffer kapitulierte nicht. Um näher bei diesen Familien sein zu können und mehr Zeit für die Konfirmanden zu haben, zog er sogar in ein möbliertes Zimmer in der Oderberger Strasse 61, wo seine neuen Schützlinge ihn jederzeit unangemeldet besuchen durften, – seine Erlebnisse in dem Studentenwohnheim in New York trugen ihre Früchte. Es war ein kühner Schritt für den einst so vornehm distanzierten Bonhoeffer. Sein Vermieter war der Bäcker im Erdgeschoss. Bonhoeffer wies dessen Frau an, die Jungen auch in seiner Abwesenheit in sein Zimmer zu lassen, und zu Weihnachten gab er jedem der Jungen ein Geschenk.

An Sutz schrieb er damals: «Ich freue mich auf diese Zeit sehr. Das ist wirklich Arbeit. Die häuslichen Verhältnisse sind meist unbeschreiblich, Armut, Unord-

nung, Unmoral. Und doch sind die Kinder noch offen, ich bin sprachlos, wie es möglich ist, dass ein Junge unter derartigen Verhältnissen nicht völlig verkommt; und man fragt sich dabei natürlich immer selbst, wie man auf solche Umgebung reagieren würde.»²³⁰

Zwei Monate später schrieb er, wieder an Sutz:

Die zweite Hälfte des Semesters habe ich fast ganz für die Konfirmanden drangegeben. Seit Neujahr wohne ich hier im Norden, um die Jungen jeden Abend hier haben zu können, natürlich abwechselnd. Wir essen dann zusammen Abendbrot, nachher spielen wir etwas – ich habe ihnen Schach beigebracht, was jetzt mit grösster Begeisterung gespielt wird ... Am Schluss jedes Abends lese ich dann etwas aus der Bibel und wir haben im Anschluss daran eine kleine Katechese, bei der es oft sehr ernst zugeht. Der Unterricht selbst war so, dass ich mich kaum trennen kann.²³¹

In dieser Zeit beschloss Bonhoeffer, ein neun Morgen grosses Stück Land nördlich von Berlin zu pachten und ein kleines Holzhaus darauf zu bauen. Es lag in Biesenthal, und die Hütte war primitiv, – drinnen gab es drei Betten, ein paar Hocker, einen Tisch und einen Paraffinofen. Auf einem Foto, das ihn vor der Hütte zeigt, posiert er mit Gamaschen und Pfeife. Er zog sich oft nach Biesenthal zurück, mal zusammen mit seinen Studenten, mal mit den Jungen aus dem Wedding, die auch hier jederzeit willkommen waren. Als der Tag der Konfirmation näherrückte und Bonhoeffer merkte, dass viele der Jungen keinen Konfirmationsanzug besaßen und auch kein Geld, um Stoff für einen zu kaufen, kaufte er selber einen grossen Ballen Tuch, von dem er Stoff an jeden Jungen verteilte.

Als einer der Jungen ins Krankenhaus kam, besuchte Bonhoeffer ihn dort zwei- oder dreimal in der Woche, und vor der Operation betete er mit ihm. Die Ärzte glaubten, dass sie ihm das Bein amputieren mussten, – wie durch ein Wunder heilte es, der Junge erholte sich und wurde mit den anderen konfirmiert.

Der Konfirmationssonntag war der 13. März 1932, der Tag der Wiederwahl Hindenburgs als Reichspräsident. Nazipropagandisten fuhren auf Lastwagen mit Megafonen durch die Strassen, denn einer der Kandidaten war Hitler. Noch vor einem Monat hatte er aufgrund seiner österreichischen Abstammung als nicht kandidaturfähig gegolten, doch es hatten sich Mittel und Wege gefunden, den Paragraphen zu umgehen. Es war wahrlich kein stiller Sonntag am Wedding, aber der Gottesdienst verlief ohne Störung. Bonhoeffers Predigt vor «seinen» Jungen war weniger streng als seine anderen Predigten aus dieser Zeit:

Liebe Konfirmanden! Als ich in der letzten Zeit vor der Konfirmation euch immer wieder einmal fragte, was ich euch in der Ansprache bei der Konfirmation sagen sollte, da kam mehrfach die Antwort: Wir wollen eine ernste Mahnung fürs Leben haben. Und ich kann euch versichern, wer heute gut zuhört, der bekommt manche sehr ernste Mahnung zu hören. Aber seht, ernste Mahnungen gibt uns das Leben heute selbst genug, übergenug. Und darum darf ich euch heute nicht den Blick in die Zukunft noch schwerer und dunkler machen, als er schon ist. Und ich weiss, manche von euch sehen schon eine ganze Menge von den Wirklichkeiten des Lebens. Es soll euch heute nicht Angst gemacht werden vor dem Leben, sondern Mut. Darum werden wir heute in der Kirche mehr denn je von der Hoffnung reden müssen, die wir haben und die euch keiner rauben darf.²³²

Er lud sie zum Abendmahlsgottesdienst zwei Tage später ein. Am nächsten Wochenende – es war Ostern – nahm er etliche der Konfirmanden mit nach Friedrichsbrunn. Sein Vetter Hans Christoph kam mit, um zu helfen. Seinen Eltern schrieb Bonhoeffer:

Ich bin sehr froh, dass ich mit den Konfirmanden hier oben sein kann, – wenn auch noch nicht besonders viel Verständnis für Wald und Natur vorhanden ist,

so begeistern sie sich doch an Kletterpartien im Bodetal und am Fussball auf der Wiese. Es ist ja oft gar nicht einfach, die doch meist sehr unsocial erzogenen Jungen zusammenzuhalten ... Ich glaube auch, dass Ihr dem Haus später diese Bewohner nicht mehr ansehen werdet. Bis auf eine zerschlagene Fensterscheibe steht alles ... Nur Frau Sanderhoff [die Hauswirtin] ist etwas indigniert über diesen Proletenbesuch ... Am Donnerstag ist nun die Zeit vorüber.²³³

Fünf Monate später war Bonhoeffer wieder in Friedrichsbrunn, diesmal, um mit insgesamt vier Generationen der Familie den 90. Geburtstag von Julie Bonhoeffer, geborene Tafel, zu feiern. Christine und Hans von Dohnanyis kleiner Sohn, Christoph, war noch nicht ganz drei, hatte aber, der Familientradition folgend, ein Versehen für seine Urgrossmutter auswendig gelernt:

Als du noch warst so klein wie ich,
da reiste man mit Rossen, bin ich einmal so alt wie du, wird man zum Mond
geschossen ..²³⁴

Obwohl viele von Bonhoeffers Verwandten keine Christen waren, verkörperten sie die Werte, die es ihm möglich machten, in einer Welt Christ zu werden, die rasant in alle möglichen anderen Richtungen driftete – ob dies der ungezügelter Materialismus war oder die nationalistische Gefühlsduselei. Inmitten von Wahnsinn und Barbarei hielten sie an Anstand und Sitte fest. Entsprechend skeptisch stand Bonhoeffer jenen pietistischen Strömungen des Christentums gegenüber, welche die Trennung von der Verwandtschaft und der bösen «Welt» forderten.

Und weil Bonhoeffer sich nicht von seiner Verwandtschaft absonderte, blieb dieser sein Leben als Theologe nicht verborgen. Es war keine kleine Sache, Theologe in einer Familie zu sein, in welcher der Vater einer der grössten Therapeuten der Welt war und der Bruder zusammen mit Nobelpreisträger arbeitete. Aber es

war noch etwas ganz anderes, von der Theologie seines berühmten Urgrossvaters Karl August von Hase oder seines geschätzten Grunewald-Nachbarn Adolf von Harnack abzurücken, hin zu einer Theologie, die ihn zu seinen Studenten über die Liebe zu Jesus reden liess und in die Wohnungen der Unterschicht führte.

Bonhoeffers Verwandten kann die Veränderung, die er seit seiner Amerika-reise durchgemacht hatte, nicht verborgen geblieben sein. Diese Veränderung hatte nichts Übertriebenes an sich, von dem der reifere Bonhoeffer verlegen wieder hätte abrücken müssen, sondern war eher eine Vertiefung dessen, was früher gewesen war. Bonhoeffer vollzog keine abrupten Kurswechsel, die seine Lieben hätten besorgt machen können, – er versuchte auch nie, sie mit Holzhammermethoden zu «evangelisieren». Er fuhr fort, seinen Vater und seine Mutter zu ehren, begegnete der Verwandtschaft stets mit Respekt und hielt die Werte hoch, mit denen er aufgewachsen war. Er war weiter gegen ichbezogene Schwärmerei und leere Phrasen und lehnte auch weiterhin den Nationalsozialismus und alles ab, wofür dieser stand. Wie der Glaube seiner Mutter, Paula Bonhoeffer, bot auch seiner dem Skeptiker nicht viele Angriffsflächen. – Ein paar Jahre später, im August 1936, schrieb er seinem Schwager Rüdiger Schleicher einen Brief. Schleicher war theologisch so liberal, wie Bonhoeffer biblisch positiv orientiert war, und es sagt viel über die Beziehung der beiden, dass er so schreiben konnte-.

Ich will da zunächst ganz einfach bekennen: ich glaube, dass die Bibel allein die Antwort auf alle unsere Fragen ist, und dass wir nur anhaltend und etwas demütig zu fragen brauchen, um die Antwort von ihr zu bekommen. Die Bibel kann man nicht einfach *lesen* wie andere Bücher. Man muss bereit sein, sie wirklich zu fragen. Nur so erschliesst sie sich. Nur wenn wir die letzte Antwort von ihr erwarten, gibt sie sie uns. Das liegt eben daran, dass in der Bibel Gott zu uns redet. Und über Gott kann man eben nicht so einfach von sich aus nachdenken, sondern man muss ihn fragen. Nur wenn wir ihn suchen, antwortet er. Natürlich kann man die Bibel *auch* lesen wie jedes andere Buch, also unter

dem Gesichtspunkt der Textkritik etc. Dagegen ist garnichts zu sagen. Nur dass das nicht der Gebrauch ist, der das Wesen der Bibel erschliesst, sondern nur ihre Oberfläche. Wie wir das Wort eines Menschen, den wir liebhaben, nicht erfassen, indem wir es zuerst zergliedern, sondern wie ein solches Wort einfach von uns hingenommen wird und wie es dann Tage lang in uns nachklingt, einfach als das Wort dieses Menschen, den wir lieben, und wie sich uns in diesem Wort dann immer mehr, je mehr wir es «im Herzen bewegen», wie Maria, derjenige erschliesst, der es uns gesagt hat, so sollen wir mit dem Wort der Bibel umgehen. Nur wenn wir es einmal wagen, uns so auf die Bibel einzulassen, als redete hier wirklich der Gott zu uns, der uns liebt und uns mit unseren Fragen nicht allein lassen will, werden wir an der Bibel froh ...

Bin ich es, der sagt, wo Gott sein soll, so werde ich dort immer einen Gott finden, der mir irgendwie entspricht, gefällig ist, der meinem Wesen zugehörig ist. Ist es aber Gott, der sagt, wo er sein will, dann wird das wohl ein Ort sein, der meinem Wesen zunächst garnicht entsprechend ist, der mir garnicht gefällig ist. Dieser Ort aber ist das Kreuz Jesu. Und wer ihn dort finden will, der muss mit unter dieses Kreuz, wie es die Bergpredigt fordert. Das entspricht unserer Natur garnicht, sondern ist ihr völlig zuwider. Dies aber ist die Botschaft der Bibel, nicht nur im Neuen sondern auch im Alten Testament ...

Und ich will Dir nun auch noch ganz persönlich sagen: seit ich gelernt habe die Bibel so zu lesen – und das ist noch garnicht so lange her – wird sie mir täglich wunderbarer. Ich lese morgens und abends darin, oft auch noch über Tag, und jeden Tag nehme ich mir einen Text, den ich für die ganze Woche habe, vor und versuche mich ganz in ihn zu versenken, um ihn wirklich zu hören. Ich weiss, dass ich ohne das nicht mehr richtig leben könnte.²³⁵

9. KAPITEL

DAS FÜHRERPRINZIP

1933

Es ist die furchtbare Gefahr der Gegenwart, dass wir über dem Schreien nach Autorität ... vergessen, dass der Mensch Einzelner ist vor der letzten Autorität und dass jeder, der sich hier am Menschen vergreift, ewige Gesetze verletzt, übermenschliche Verantwortung auf sich lädt, die ihn zuletzt erdrückt.

Wir haben in der Kirche nur einen Altar, und das ist der Altar des Allerhöchsten, ...vor dem alle Kreatur auf die Knie muss ... Wer etwas anderes will als dies, der bleibe fern, der kann nicht mit uns im Hause Gottes sein ... Wir haben in der Kirche auch nur eine Kanzel, und von dieser Kanzel aus wird vom Glauben an Gott geredet und sonst von keinem Glauben, und keinem noch so guten Willen.

DIETRICH BONHOEFFER

Führer oder «Ver-Führer»?

Am 30. Januar 1933, um zwölf Uhr mittags, wurde es über den Rundfunk verbreitet: Reichspräsident Hindenburg ernennt Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler. Zuvor war dessen Partei NSDAP in demokratischen Wahlen zur grössten Reichstagsfraktion aufgestiegen. Das Land Goethes, Schillers und Bachs würde ab jetzt von einem Mann geführt werden, der sich mit Verrückten

und Kriminellen umgab und in der Öffentlichkeit oft mit einer Reitpeitsche auftrat. Das «Dritte Reich» hatte begonnen.

Zwei Tage später, am Mittwoch, dem 1. Februar, hielt ein sechsundzwanzigjähriger Theologe im Vox-Haus in der Potsdamer Strasse eine Rundfunkansprache. Sie trug den Titel «Wandlungen des Führerbegriffs in der jungen Generation» und behandelte die grundlegenden Probleme, die ein Führer für ein Volk mit sich bringt und wie aus einem solchen Führer zwangsläufig ein Götze und «Ver-Führer» werden muss. Bevor er fertig war, brach die Übertragung ab.

Die übliche Version der Geschichte ist, dass Bonhoeffer hier tapfer das Wort gegen Hitler ergriff, dessen Kumpane dann das Mikrofon abschalten liessen. Doch der Vortrag war schon seit einiger Zeit geplant gewesen und keine Reaktion auf Hitlers Wahl zum Reichskanzler. Es ist nicht ganz klar, wie Bonhoeffer dazu kam, ihn zu halten. Es ist möglich, dass Wolf-Dieter Zimmermann, der damals in der Rundfunkabteilung des Evangelischen Presseverbands arbeitete, sich für ihn eingesetzt hatte. Kurz zuvor hatte sein Vater Karl Bonhoeffer zwei Vorträge über seelische Erkrankungen gehalten. Die Ansprache hatte auch nicht speziell Hitler zum Thema, sondern den sogenannten Führergedanken, eine Erfindung der deutschen Jugendbewegung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Noch waren der «Führer» und Adolf Hitler nicht gleichzusetzen. Auch wenn Hitler natürlich den Führergedanken konsequent für seine politischen Ziele ausnutzte und sich schliesslich «Führer» nennen liess – Anfang Februar 1933 war er noch nicht *der* Führer. Und doch: Dass Bonhoeffers Rundfunkvortrag ganze zwei Tage nach Hitlers Wahl kam, besass etwas Prophetisches wie ein Zeitzeichen.

Hatten die Nazis die Übertragung abgeschnitten? Doch ihre Machtübernahme lag erst zwei Tage zurück. Oder war zwischen Bonhoeffer und dem Sender ein Missverständnis bezüglich der Dauer des Vortrags aufgetreten?

Bonhoeffer ärgerte sich über das vorzeitige Ende der Übertragung. Er wollte nicht, dass seine Zuhörer den Eindruck bekamen, er sei für Hitler. Das Ende der Rede zeigte klar: Der ganze Führergedanke war ein katastrophaler Fehler. Doch da

niemand das Ende hörte, konnte man auf die Idee kommen, dass Bonhoeffer sich mit seinen Ausführungen über den Begriff des Führers an dem allgemeinen Hitler-Beifall im Lande beteiligte. Um dem vorzubeugen, liess Bonhoeffer den Vortrag vervielfältigen und schickte die vollständige Fassung an zahlreiche einflussreiche Freunde und Verwandte – mit dem Vermerk, dass das Ende nicht gesendet worden war. Er liess ihn auch in der konservativen *Kreuzzeitung* veröffentlichen, und Anfang März konnte er ihn in einer erweiterten Fassung an der Hochschule für Politik in Berlin halten. Dergleichen war in den ersten Monaten des Jahres 1933 noch möglich.

Doch die genauen Umstände des Rundfunkvortrags sollten uns nicht den Blick auf den eigentlichen Vortrag verstellen. Ganze zwei Tage nach Hitlers Machtergreifung legte hier ein junger Theologe die tiefen weltanschaulichen Irrtümer eines Regimes dar, das noch gar nicht an der Macht gewesen war, als er den Vortrag verfasst hatte, doch das im Laufe der nächsten zwölf Jahre eine ganze Nation und die halbe Welt in einen Albtraum der Gewalt und des Elends reissen würde und kurz vor seinem Ende das Leben des Vortragenden fordern sollte. Der Vortrag hatte etwas merkwürdig Prophetisches, obwohl er keinerlei Bezug auf Politik oder Tagesthemen nahm. Er war eine philosophisch-theologische Abhandlung, doch sagte sie mehr über die politische Situation aus als tausend politische Reden.

Doch nicht nur der Inhalt war bemerkenswert. In seiner ganzen Anlage und Darbietung war der Vortrag das genaue Gegenstück zur typischen Hitler-Rede. Er atmete Mass, Ruhe, Logik, Präzision. Er war gedanklich vielschichtig, gewiss nicht unterhaltsam und eher Vorlesung als Rede, – bestimmt nicht jeder Hörer hat ihm folgen können. Selbst wenn der Sender auch den Schluss gebracht hätte, hätte vielleicht mancher Hörer schon früher sein Radio ausgeschaltet. Aber Bonhoeffers Ziel war es gar nicht, seine Zuhörer für sich zu gewinnen. Er wollte ihre Aufmerksamkeit weg von seiner Person und hin zu dem Inhalt seiner Ausführungen lenken. Hier zeigte sich glasklar, wie vollständig sich seine Vorstellung vom Führen von Hitlers Führerverständnis unterschied. Der Inhalt seines Vortrags wurde durch die Vortragsweise widergespiegelt. Bonhoeffer hasste es, sich in den Mittelpunkt zu stel-

len oder seine Persönlichkeit als Mittel zu benutzen, die Menschen auf seine Seite zu ziehen. Dergleichen, so fand er, verstelle nur den Blick auf das, was er zu sagen beabsichtigte. Bonhoeffer ging es um den Gedanken, nicht um den Effekt. Eine seiner wichtigsten Überzeugungen war, dass *die Sache für sich selbst sprechen kann*.

Um die damalige Katastrophe in Deutschland und den Geist der Rede Bonhoeffers richtig zu verstehen, muss man sich mit der Geschichte des Führerbegriffs befassen, der radikal anders war als das, was man heute unter «Führen» versteht. Es war dieser Führerbegriff, der Hitlers Machtergreifung und letztlich die Schrecken der Todeslager möglich machte. An ihm entzündete sich Bonhoeffers Ablehnung Hitlers.

Bonhoeffer begann seinen Vortrag mit einer Erklärung, warum Deutschland einen Führer suchte. Der Erste Weltkrieg und die auf ihn folgenden Wirren hatten zu einer Krise geführt, in der namentlich die junge Generation das Vertrauen in die traditionelle Autorität des Kaisers und der Kirche verloren hatte. Aus dieser Generation und ihrer Suche nach Sinn und Lösungen erwuchs die Sehnsucht nach einem Führer. Wahre Führer erhalten ihre Autorität von Gott, der Quelle alles Guten. So besitzen zum Beispiel Eltern deswegen Autorität, weil sie ihrerseits Gott als einer höheren Autorität gehorsam sind. Doch die Autorität des so ersehnten Führers liess keine andere Autorität über sich zu. Sie war autokratisch und selbstherrlich und trug damit messianische Züge.

Bonhoeffer wörtlich in seinem Vortrag: «Während früher Führertum zum Ausdruck kam beim Lehrer, beim Staatsmann, beim Vater, d.h. in den gegebenen Ordnungen und Ämtern, ist jetzt der Führer zu einer selbständigen Gestalt geworden. Der Führer ist vom Amt völlig gelöst, er ist wesentlich und nur Führer.»²³⁶ Ein echter Führer muss um die Grenzen seiner Autorität wissen:

Versteht er seine Funktion anders, als sie so in der Sache begründet ist, gibt er nicht dem Geführten immer wieder klar Auskunft über die *Begrenztheit* seiner Aufgabe und über dessen eigenste Verantwortung, lässt er sich von dem Ge-

fürten dazu hinreissen, dessen Idol darstellen zu wollen – und der Geführte wird das immer von ihm erhoffen – dann gleitet das Bild des Führers über in das des Verführers, dann handelt er unsachlich [in der Urfassung: verbrecherisch] am Geführten wie an sich selbst. Der echte Führer muss jederzeit enttäuschen können. Das gerade gehört zu seiner Verantwortung und Sachlichkeit. Er muss die Geführten von der Autorität seiner Person weg zur Anerkennung der echten Autorität der Ordnungen und des Amtes führen ... Er muss sich dem Reize, der Abgott, d.h. die letzte Autorität des Geführten zu werden, radikal versagen ... Er dient der Ordnung des Staates, der Gemeinschaft, und sein Dienst kann von unvergleichlichem Wert, ja er kann unentbehrlich sein. Aber eben nur so lange er sich streng an seinen Ort stellt... Er darf diese ... Selbstentmündigung der Einzelnen nur im Hinblick darauf hinnehmen, dass er den Einzelnen erst in die eigentliche Mündigkeit zu führen habe. Zur Mündigkeit des Menschen aber gehört eben die Verantwortlichkeit gegenüber dem anderen, gegenüber den gegebenen Ordnungen, das sich einfügen, einordnen, sich begrenzen lassen.²³⁷

Der gute Führer dient also den Geführten und führt sie zur Mündigkeit wie ein guter Vater sein Kind, das eines Tages selbst ein guter Vater werden soll. Bonhoeffer fährt fort:

Wo kann der Einzelne das Recht gegen das Amt hernehmen? Nirgends als dort, wo er sieht, dass das Amt vorletzte Autorität ist gegenüber einer letzten, unsagbaren Autorität, gegenüber der Autorität Gottes. Und vor dieser Autorität weiss sich der Einzelne erst ganz als Einzelner. Vor Gott ist der Einzelne verantwortlich. Und diese Einzelheit des Stehens des Menschen vor Gott, das Sich-unterwerfen unter eine letzte Autorität, ist dort vernichtet, wo die Autorität des Führers oder des Amtes als letzte Autorität gesehen werden ... Allein

vor Gott wird der Mensch das, was er ist, frei und verantwortlich gebunden zugleich ...

Es ist die furchtbare Gefahr der Gegenwart, dass wir über dem Schreien nach Autorität, des Führers oder des Amtes, vergessen, dass der Mensch Einzelner ist vor der letzten Autorität und dass jeder, der sich hier am Menschen vergreift, ewige Gesetze verletzt, übermenschliche Verantwortung auf sich lädt, die ihn zuletzt erdrückt. Das ewige Gesetz des Einzeinerwerdens vor Gott rächt sich furchtbar, wo es angetastet und gebeugt wird. So weist der Führer auf das Amt, Führer und Amt aber auf die letzte Autorität selbst, vor der Reich und Staat vorletzte Autoritäten sind. Führer und Amt, die sich selbst vergessen, spotten Gottes und des vor ihm einsam werdenden Einzelnen und müssen zerbrechen.²³⁸

48 Stunden waren vergangen seit Hitlers Ernennung zum Reichkanzler, aber mit diesem Vortrag Bonhoeffers waren die Fronten klar. Für Bonhoeffer stand der Gott der Bibel hinter wahrer Autorität und allem guten Führen, aber er sagte Nein zum Führergedanken, wie er durch Hitler verkörpert wurde. Hitler hat nie öffentlich Gott abgesagt. Er wusste nur zu gut um die vielen Kirchgänger in Deutschland, die eine vage Ahnung davon hatten, dass wahre Autorität von Gott kommen musste, auch wenn sie oft nicht wussten, was dies konkret bedeutete. Um im damaligen Deutschland ein Führer zu sein, der jede Unterwerfung unter Gott ablehnte, musste man zu diesem Gott wenigstens ein Lippenbekenntnis ablegen, oder man würde sich nicht lange halten können. Hitler war letztlich ein Pragmatiker, und wie alle echten Demagogen war er auch ein Zyniker.

Auch Hitler hielt am 1. Februar eine Rede. 43 Jahre war er alt, von denen er fast zwei Drittel im Dschungel der Politik verbracht hatte. Zehn Jahre waren vergangen seit dem Putschversuch, der ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Jetzt war er deutscher Reichkanzler, der es seinen Feinden gezeigt hatte. Doch um seine Anhänger davon zu überzeugen, dass seine Autorität rechtens war, musste er das Richtige sagen, und so formulierte er in seiner Rede: «... wollen wir als nationale Führer

[er meinte sich selbst und Hindenburg] Gott, unserem Gewissen und unserem Volke geloben, die uns damit übertragene Mission ... beharrlich zu erfüllen.» Gab sein Gewissen ihm einen Stich, als er das sagte, oder war es schon tot? Er versprach, «das Christentum als Basis unserer gesamten Moral» zu schützen. Er beendete seine Rede mit einer erneuten Berufung auf den Gott, an den er nicht glaubte und dessen jüdische und christliche Anhänger er künftig verfolgen, ja töten würde: «Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken.»²³⁹

Jahre später schrieb Bonhoeffers Vater in seinen Lebenserinnerungen:

Den Sieg des Nationalsozialismus im Jahre 1933 und die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler betrachteten wir von vornherein und zwar einheitlich alle Mitglieder der Familie, als ein Unglück. Die Abneigung und das Misstrauen gegen Hitler gründete sich bei mir auf seine demagogischen Propagandareden, ... seine Autofahrten durchs Land mit der Reitpeitsche in der Hand, die Auswahl seiner Mitarbeiter, über deren Qualitäten uns hier in Berlin vielleicht mehr Einzelheiten bekannt waren als anderwärts, schliesslich auf das, was an psychopathischen Eigenschaften von ihm im Kreise der Fachkollegen kursierte.²⁴⁰

Die Bonhoeffers durchschauten Hitler vom ersten Tag an, aber keiner konnte sich vorstellen, dass er so lange an der Macht bleiben würde. Die Nazis würden ihren (vielleicht langen) Augenblick haben, aber dann wäre der Spuk vorbei. Sie waren ein hässlicher Albtraum, der mit dem Kommen des Morgens verschwinden würde. Doch der Morgen wollte nicht kommen ...

Wie hatte es überhaupt so weit kommen können? Nach dem Krieg waren viele in Deutschland froh gewesen, das alte Regime und den Kaiser los zu sein. Aber als der Kaiser dann endlich weg war, waren dieselben Menschen, die seine Abdankung verlangt hatten, plötzlich rat- und orientierungslos.

Jetzt war das Reich also eine Demokratie – aber mit Demokratie hatte man in Deutschland wenig Erfahrung, und das Land zerfiel in hundert Parteien und Gruppen, die sich gegenseitig die Schuld an allem zuschoben. Unter dem Kaiser hatte es wenigstens Recht und Ordnung gegeben, jetzt herrschte das Chaos. Der Kaiser war das grosse Symbol der Nation gewesen, – jetzt gab es nur noch kleine Politiker.

Und so rief das Volk nach Ordnung und einem Führer – und der Geist, den es da rief, entpuppte sich als der Teufel höchstpersönlich. Was da aus der tief verwundeten deutschen Seele heraufstieg, war fremd, furchtbar und faszinierend. Dieser «Führer» war kein blosser Mensch oder Politiker. Er war mehr: eine erschreckende, nur sich selbst anerkennende Autorität, sein eigener Vater und eigener Gott. Er glich einem Symbol, das auf sich selbst verwies, – er war ein Mann, der seine Seele verkauft hatte.

Ein gedemütigtes Deutschland strebte wieder nach vergangenem Ruhm. Doch das einzige Mittel, ihn wiederzuerlangen, lag in der verachteten Sprache der Demokratie. Und so kam am 30. Januar 1933 ganz demokratisch der Mann an die Macht, dessen erklärtes Ziel es war, das verhasste demokratische System zu zerstören. Hitler zerstörte das Amt, das er antrat.

Vier Wochen später predigte Bonhoeffer in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin. Es war seine erste Predigt seit der Machtergreifung Hitlers. Bonhoeffer erkannte, was hier gespielt wurde, und scheute sich nicht, dies offen zu sagen:

Wir haben in der Kirche nur *einen* Altar, und das ist der Altar des Allerhöchsten, ... vor dem alle Kreatur auf die Knie muss ... Wer etwas anderes will als dies, der bleibe fern, der kann nicht mit uns im Hause Gottes sein ... Wir haben in der Kirche auch nur *eine* Kanzel und von dieser Kanzel aus wird vom Glauben an Gott geredet und sonst von keinem Glauben, und keinem noch so guten Willen.²⁴¹

Das Thema war das gleiche wie in seiner Rundfunkansprache, aber auf dem Altar, vor dem die Götzendiener sich hier niederwarfen, stand nicht «Dem unbekanntem

Götzen», denn jetzt wusste jeder, wer dieser Götze war. Der «Führer» hatte einen Namen bekommen. Hitler hatte den Altar besetzt; jetzt ging es nur noch darum, jene hinterwäldlerischen Störenfriede auszuschalten, die immer noch andere Götter anbeteten.

Bei Hitlers Machtergreifung war die NSDAP zwar die stärkste Fraktion im Reichstag, verfügte aber über keine Mehrheit. Ihre politischen Gegner glaubten naiv, dass Hitler sie brauche und dass sie ihn folglich an der Leine halten könnten – gerade so, als ob man die Büchse der Pandora öffnen und nach dem Herausflattern von zwei, drei Übeln wieder schliessen könnte. Hitler wusste nur zu gut, wie uneins seine Gegner waren.

Mit brillanter Taktik spielte er sie gegeneinander aus, um mit atemberaubendem Tempo und einer Rücksichtslosigkeit und Berechnung, die niemand erwartet hatte, seine Macht zu festigen. Goebbels triumphierte: Wir haben den Staat in der Hand.

Der Reichstagsbrand

Aber wie würden die Nazis den Kampf weiterführen? Ein schicksalhafter Zufall spielte ihnen in die Hände – oder war es gar ein verwegener Plan? Im ersten Akt des Dramas der Festigung der Macht und Erhebung Hitlers zum uneingeschränkten Diktator sollte ein symbolträchtiges Gebäude in Flammen aufgehen: Der Reichstag, Sitz des deutschen Parlaments, wurde angezündet und die Nazis nutzten die Gunst der Stunde und schoben den Kommunisten die Schuld in die Schuhe. Wenn die Deutschen glaubten, dass die Kommunisten ihren Reichstag angezündet hätten, würden sie einsehen, dass die Regierung gewisse Massnahmen ergreifen müsse. Sie würden gerne ein paar ihrer Freiheiten aufgeben, um das deutsche Volk vor den kommunistischen Teufeln zu schützen. Das Feuer war gelegt, die Roten wurden an den Pranger gestellt und die Nazis triumphierten. Doch was genau in jener Nacht geschah, bleibt bis heute ein Geheimnis.²⁴²

In seiner monumentalen Chronik *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches* schreibt der Historiker und Journalist William Shirer, dass die Führer der Nazis von dem Brand überrascht wurden: Er berichtet, wie «Hitler in Goebbels' Privatwohnung im Familienkreise zu Abend ass. Laut Goebbels plauderte man gemütlich und liess Schallplatten spielen. ‚Plötzlich‘, schrieb Goebbels nachher in sein Tagebuch, ‚kommt ein Anruf [von Dr. Hanfstaengl]: Der Reichstag brennt!‘»²⁴³ Aber wie zuverlässig war Hanfstaengl als Quelle?²⁴⁴ Ernst «Putzi» Hanfstaengl war ein «sonderbare[r], aber begabte [r] Harvard-Mann», dessen Geld und Beziehungen Hitler bei seinem Aufstieg zur Macht in den vergangenen zehn Jahren nützlich gewesen waren. Als Student hatte er Songs für die Football-Spiele in Harvard komponiert. Eines von ihnen war vor einem Monat in Berlin erklingen, als die Braunhemden der SA in Hitlers Siegesparade die Strasse Unter den Linden entlangmarschierten. Shirer beschreibt ihn als «exzentrisch[en] Mann, dessen sarkastischer Witz bis zu einem gewissen Grade seine Oberflächlichkeit ausglich» und dessen wildes Klavierspiel und Spässe «Hitler nach anstrengenden Tagen beruhigt oder gar erheitert» hatten.²⁴⁵ Als er an diesem Abend anrief, glaubte Goebbels zunächst, er reisse einen Witz.

Doch es war kein Witz. Einer der Ersten, die an der Brandstelle eintrafen, war der korpulente Göring, der schwitzend und völlig ausser sich ausrief: «Das ist der Beginn des kommunistischen Aufstandes. Es darf keine Minute versäumt werden.»²⁴⁶ Es dürfe keine Gnade gezeigt werden. Jeder kommunistische Funktionär müsse dort, wo man ihn finde, auf der Stelle erschossen werden! Alle kommunistischen Abgeordneten sollten noch heute Nacht aufgehängt werden! Göring konnte natürlich noch keine genauen Informationen über den Brand haben. Doch jetzt war nicht die Zeit für Aufrichtigkeit. Ein halbnackter, geistig verwirrter Holländer wurde verhaftet und als Täter angeklagt, aber welche Rolle er wirklich spielte, wird wohl nie ganz geklärt werden. Marinus van der Lubbe war ein vierundzwanzigjähriger Pyromane und kommunistischer Sympathisant, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob er – wie die Nazis behaupteten – Teil eines kommunistischen Komplotts

war. Handelte er aus freien Stücken? War er eine Marionette der Nazis? Klar ist nur Eines: Er hatte für die Brandstiftung sein eigenes Hemd benutzt.

Die Familie Bonhoeffer geriet mit dem Reichstagsbrand unversehens ins Zentrum der nationalen Kontroverse, denn mit der ärztlich-psychiatrischen Untersuchung van der Lubbes wurde der führende Psychiater Berlins, Karl Bonhoeffer, betraut, und Dietrichs Schwager Hans von Dohnanyi wurde zum Prozessbeobachter ernannt. Vor allem im Ausland glaubten viele Menschen, dass Görings Männer hinter dem Brand standen und dass jetzt der unbestechliche Karl Bonhoeffer dies aufdecken und vielleicht seine Position und seinen Namen in die Waagschale werfen würde, um die Nazis blosszustellen, die er doch so verachtete. Der Prozess begann in Leipzig und wurde in Berlin fortgeführt.

Die Sache lastete schwer auf der Familie in jenem Jahr. Zweimal im März und sechsmal im Herbst besuchte Karl Bonhoeffer van der Lubbe. In seinem offiziellen, später in der *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* veröffentlichten Gutachten schrieb er:

Er war von brennendem Ehrgeiz, daneben bescheiden und kameradschaftlich, ein Wirrkopf ohne rechtes Bedürfnis nach intellektueller Klarheit, dabei aber doch einer unbeugsamen Entschlossenheit fähig, für widersprechende Argumente einsichtslos und unbelehrbar. Er war gutmütig und nicht nachtragend, aber gegen alle Autorität lehnte er sich auf. Diese grundsätzliche aufrührerische Tendenz war wohl seine bedenklichste Eigenschaft, die ihn am ehesten auf den verhängnisvollen Weg wies, den er gegangen ist.

[...] In irgendeiner Weise Ungewöhnliches war von ihm zu erwarten. Geisteskrank ist er aber darum nicht gewesen.²⁴⁷

Dieses nüchterne, rein vom klinischen Standpunkt aus verfasste Gutachten ging mit keinem Wort auf die Frage der Schuld oder Unschuld ein, weswegen Karl Bonhoeffer etliche empörte Briefe bekam, wahrscheinlich von beiden Seiten der Kontroverse. Jahre später schrieb er in seinen Lebenserinnerungen:

Die Gelegenheit, eine Reihe prominenter Pgs [Parteigenossen] kennenzulernen, gab mir der Auftrag, den Reichstagsbrandstifter Lubbe psychiatrisch zu untersuchen und zu begutachten. Sie hatten sich in grösserer Zahl bei Gelegenheit der Verhandlungen vor dem Reichsgericht in Leipzig zusammengefunden. Die Köpfe, die man bei dieser Versammlung sah, waren zum grossen Teil in ihrem Gesichtsausdruck unerfreulicher Natur. Bei den Vernehmungen vor Gericht stach die Ruhe und bemühte Sachlichkeit des Präsidenten der Reichsgerichtssitzung gegenüber der Indolenz der vernommenen Pgs in erfreulicher Weise ab. Einen intellektuell überlegenen Eindruck machte der mitangeklagte Dimitroff, der den geladenen Ministerpräsidenten Göring in einen fassungslosen Wutzustand versetzte. Bei Lubbe handelte es sich um einen menschlich nicht unsympathischen psychopathischen jungen Menschen, einen abenteuerlichen Wirrkopf, der im Verlauf des Verfahrens in eine stuporöse Trotzreaktion verfiel, die sich erst kurz vor seiner Hinrichtung verlor.²⁴⁸

Schon am nächsten Tag nötigte Hitler Reichspräsident Hindenburg zum Erlass der «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat», die sogenannte Reichstagsbrandverordnung, mit der so gut wie alle Grundrechte der Weimarer Verfassung «bis auf Weiteres» ausser Kraft gesetzt wurden.

Als Hindenburg am 28. Februar, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, Hitlers Proklamation des Ausnahmezustandes unterzeichnete, wurden die Grundrechte in Deutschland ausgehebelt. Doch noch stand das Justizsystem, und zumindest vor dem Reichsgericht waren der Reichstagspräsident Hermann Göring und der aus der Arbeiterklasse stammende Brandstifter gleich. Der brillante Dimitroff (er wurde nach dem Krieg bulgarischer Premierminister), der sich selber verteidigte, konnte den wutschnaubenden Göring ungestraft verhöhnen. Die ganze Welt sah diesem Prozess zu, was den Nazis – noch – die Hände band. Die ausländische Presse genoss Görings Demütigung. Die amerikanische *Time* beschrieb süffisant, wie die

polternde Stimme des Premiers in ein «sich Überschlagendes Kreischen» umschlug, als Dimitroff ihn vorführte. Aber lassen wir die *Time* selber sprechen:

Die dicken Arme gefaltet, brütete General Göring einen Augenblick wie ein brauner Jupiter, dann rief er aus: «Ich bedaure ausserordentlich, dass gewisse kommunistische Führer dem Galgen entronnen sind ... Als ich hörte, dass der Reichstag brannte, war ich so überrascht, dass ich erst dachte, dass eine schadhafte elektrische Leitung einen kleinen Brand verursacht hatte ... Als ich in meinem Wagen zum Reichstag raste, rief jemand: ‚Brandstiftung!‘» Wie hypnotisiert von diesem Wort, hielt der Zeuge Göring einen langen Moment inne, dann wiederholte er: «Brandstiftung! Als ich dieses Wort hörte, fielen mir die Schuppen von den Augen. Mit einem Mal sah ich es ganz deutlich. Das konnten nur die Kommunisten gewesen sein!»²⁴⁹

Van der Lubbe wurde schuldig gesprochen und im Gefängnis in Leipzig hingerichtet, aber es gab nicht genügend Beweise für eine Verurteilung der mitangeklagten kommunistischen Funktionäre, die in die Sowjetunion ausgewiesen wurden, wo sie wie Helden gefeiert wurden. Der Prozess warf genügend Licht auf die Vorgänge, um zu zeigen, dass die Nazis die Situation schamlos ausnutzten und die Schuldfrage noch lange nicht geklärt war. Doch als der Prozess beendet war, nützte das auch nichts mehr. Der Brand hatte seine Schuldigkeit für Hitlers Ziele getan und ihm den passenden Vorwand geliefert, seinen Griff um das Land unwiderruflich zu festigen.

Bereits am Tag nach dem Brand, als die Reste des Feuers noch schwelten, legte Hitler dem fünfundachtzigjährigen Reichspräsidenten Hindenburg die Reichstagsbrandverordnung zur Unterschrift vor, die fundamentale Freiheiten und Bürgerrechte beschnitt und den Rechtsstaat praktisch durch einen permanenten Ausnahmezustand ersetzte. Mit der Unterschrift des greisen Hindenburg wandelte

Deutschland sich von einer Demokratie mit einem Mächtegegn-Diktator zu einer Diktatur mit demokratischem Mäntelchen. Das ausgebrannte Reichstagsgebäude war wie ein perverses Symbol; die Demokratie selbst hatte sich in Rauch aufgelöst.

Es war diese in aller Eile durchgepeitschte Notverordnung, die gleichsam die rechtliche Grundlage für die meisten der Schrecken der NS-Diktatur schuf – bis hin zu den KZs:

Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechtes der freien Meinungsäusserung, einschliesslich Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Haussuchungen und von Beschlagnahme sowie Beschränkungen des Eigentums auch ausserhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.²⁵⁰

Kurz darauf begann die SA auf den Strassen zu wüten. Politische Gegner der Nazis wurden verhaftet und geschlagen, viele inhaftiert, gefoltert oder getötet. Die Presse hatte dazu zu schweigen, öffentliche Demonstrationen gegen den Terror waren illegal. Aber Hitler war noch nicht am Ziel. Um in aller juristischen Form die ganze Regierungsmacht in seine Hände zu bekommen, war noch das sogenannte Ermächtigungsgesetz notwendig, dem der Reichstag zustimmen musste. Noch funktionierte der Reichstag, wenn auch nur in deutlich eingeschränkter Form.

Das sogenannte Ermächtigungsgesetz würde ihm seine Befugnisse entreissen und sie für zunächst vier Jahre in die wartenden Hände des Kanzlers und seines Kabinetts legen. Am 23. März 1933 verabschiedete der Reichstag – der Schlange gleich, die ihren eigenen Schwanz verschlingt – das Gesetz zu seiner eigenen Abschaffung.

Mithilfe demokratischer Werkzeuge wurde die Demokratie ermordet und die Gesetzlosigkeit zum Recht erhoben. Jetzt herrschte nur noch die nackte Macht, deren einziges wirkliches Ziel es war, alle anderen Mächte zu vernichten.

10. KAPITEL

«DIE KIRCHE VOR DER JUDENFRAGE»

Es geht auch keinesfalls um die Frage, ob unsere deutschstämmigen Gemeindeglieder heute die kirchliche Gemeinschaft mit den Juden noch tragen können. Vielmehr ist es Aufgabe christlicher Verkündigung zu sagen-, hier, wo Jude und Deutscher zusammen unter dem Wort Gottes stehen, ist Kirche, hier bewährt es sich, ob Kirche noch Kirche ist oder nicht.

DIETRICH BONHOEFFER

Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.

HEINRICH HEINE

Dem Rad in die Speichen fallen

Das Tempo, mit dem das nationalsozialistische Programm in den ersten Monaten nach Hitlers Machtergreifung umgesetzt wurde, und der schiere Umfang dieses Programms waren atemberaubend. Im Zuge der sogenannten «Gleichschaltung» ging die Partei daran, die ganze Gesellschaft nach ihren Vorstellungen umzubauen. Wie schnell und drastisch sich alles ändern würde, hätte sich niemand träumen lassen.

Die Bonhoeffers schöpften schon immer aus besonders guten Informationsquellen. Als der Schatten des Dritten Reiches auf Deutschland fiel, kam ein Grossteil der Informationen von Christines Ehemann, Hans von Dohnanyi, der Mitarbeiter im Reichsjustizministerium war. Von ihm erfuhr die Familie, dass am 7. April der sogenannte Arierparagraf in Kraft treten würde: das, wie es zynisch hiess, «Ge-

setz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums». Nach diesem Gesetz hatten Beamte ihre «arische» Abstammung nachzuweisen; wer jüdischer Abstammung war, wurde aus dem Staatsdienst entfernt. Falls die deutsche Kirche hier mitspielte, würde dies bedeuten, dass alle Pastoren mit jüdischen Vorfahren gehen müssten. Dies würde auch für Bonhoeffers Freund Franz Hildebrandt gelten. Viele waren unsicher, wie sie reagieren sollten.

Der Druck, sich den Nazis anzupassen, war enorm. Bonhoeffer war sich im Klaren: Man musste das Problem systematisch durchdenken. Er machte sich diese Aufgabe im März 1933 zu eigen und schrieb seinen Aufsatz «Die Kirche vor der Judenfrage».

Im Haus von Gerhard Jacobi, Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin, traf sich regelmässig ein Kreis von Pfarrern, um sich über die Entwicklungen im Land auszutauschen. Bonhoeffer plante, seinen Aufsatz Anfang April in diesem Kreis zu verlesen.

In der Kirche in Deutschland brodelte es. Führende Kirchenmänner meinten, dass die Kirche sich mit den Nazis arrangieren sollte, da diese doch so gegen den Kommunismus und die «Gottlosigkeit» waren. Sie sollte die Rassengesetze und das Führerprinzip unterstützen. Diese Leute glaubten, dass eine Allianz zwischen Kirche und Staat das Land aus der Demütigung des Versailler Vertrags und dem Chaos der vergangenen Jahre herausführen würde. Der moralische Verfall der Weimarer Republik war offensichtlich, und sprach Hitler nicht davon, Ordnung und Sitte wiederherzustellen? Sicherlich: Sie stimmten nicht in allem mit ihm überein, aber eine wiedererstarke Kirche wäre bestimmt in der Lage, ihn positiv zu beeinflussen.

Ein Teil der Kirche stand damals eisern hinter Hitler und war bereit, dafür fast Zweitausend Jahre christlicher Lehrtradition über Bord zu werfen. Er wollte eine starke, einige Reichskirche und ein «Christentum», das kämpferisch und männlich war und gegen den gottlosen Bolschewismus aufstehen und ihn besiegen würde. Diese Bewegung nannte sich *Deutsche Christen* und ihre Version des Glaubens «positives Christentum».²⁵¹ Die Deutschen Christen verhielten sich sehr aggressiv

gegenüber denen, die nicht ihre Position teilten, und sorgten für viel Verwirrung und Spaltung in der Kirche.²⁵²

Doch das vielleicht Schlimmste war, dass manche protestantischen Kirchenmänner mit dem Arierparagrafen liebäugelten: Juden, die getaufte Christen waren, konnten doch ihre eigene Kirche gründen. Was hatten sie in einer «deutschen» Kirche zu suchen? In den Dreissigerjahren waren solche rassenideologischen Vorstellungen nicht halb so exotisch wie heute, und man kann bei Weitem nicht alle, die für sie offen waren, als hasserfüllte Antisemiten abtun.

Die Vorstellung, dass die Rassen «gleich, aber getrennt» zu sein hatten, war in den Südstaaten der USA weit verbreitet, und Bonhoeffer hatte sie aus erster Hand kennengelernt. Er wusste, dass dergleichen Vorstellungen tief verwurzelt waren. In Europa, ja in der ganzen Welt hatte das Verbot der Rassenvermischung eine lange Geschichte. Er erkannte: Was hier in der deutschen Kirche geschah, schadete dem christlichen Glauben. Doch er wusste auch, dass trotzdem viele die Meinung der Nazis teilten. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, dass ein deutscher Theologe oder Pastor, der an sich nichts gegen die Juden hatte, für den Arierparagrafen gewonnen werden konnte.

Manche vertraten die Meinung, dass Juden, die zum Glauben an Jesus Christus gefunden haben, eigene, getrennte Glaubensgemeinschaften bilden sollten. Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg hatten viele weisse Christen in Amerika die gleiche Einstellung gegenüber Christen aus anderen Ethnien. Bonhoeffer wusste, dass es fruchtlos war, solche Menschen einfach als Rassisten abzustempeln. Er musste ihrem fehlgeleiteten Denken mit überzeugenden Argumenten begegnen.

Anders als die meisten Deutschen, hatte Bonhoeffer weit über den Tellerrand des deutschen Protestantismus hinausgeblickt. In Rom hatte er es erlebt, wie Christen vieler Rassen und Nationalitäten gemeinsam Gottesdienst feierten. In den USA hatte er die schwarzen Gottesdienste in Harlem besucht, und durch die Ökumene lernte er andere europäische Christen kennen. Die Frage, vor der er stand, lautete:

Wie sollte sich die Kirche zur Judenfrage verhalten? Hinter dieser Frage verbarg sich jedoch eine andere, noch fundamentalere: *Was ist die Kirche?*

«Die in der Geschichte einzigartige Tatsache», begann er seinen Aufsatz, «dass der Jude unabhängig von seiner Religionszugehörigkeit allein um seiner Rassenzugehörigkeit willen vom Staat unter Sonderrecht gestellt wird, gibt dem Theologen zwei neue, getrennt zu behandelnde Probleme auf.»²⁵³

Er wandte sich sodann der Beziehung zwischen Kirche und Staat zu und baute eine Brücke zu seinen skeptischen Lesern, indem er aus dem dreizehnten Kapitel des Römerbriefes zitierte: «Es ist keine Obrigkeit ausser von Gott, – wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet.» Mit anderen Worten: Regierungen sind von Gott zur Erhaltung der Ordnung eingesetzt. Die Kirche hat kein Problem damit, dass der Staat der Staat ist und dass er dem Bösen (sogar mit Gewalt) wehrt. «Zweifellos ist die reformatorische Kirche nicht dazu angehalten, dem Staat in sein spezifisch politisches Handeln direkt hineinzureden.»²⁵⁴ Im Hintergrund dieser Ausführungen steht Martin Luthers Zwei-Regimenten-Lehre. Wie Bonhoeffer später selbst in seiner Mandaten-Lehre in der «Ethik» sagen würde, haben Staat und Kirche eigene, unterschiedliche Aufträge von Gott und in Verantwortung vor Gott, die nicht vermischt werden dürfen. Gerade deshalb kann und soll die Kirche «den Staat immer wieder danach fragen, ob sein Handeln von ihm als *legitim staatliches* Handeln verantwortet werden könne, d.h. als Handeln, in dem Recht und Ordnung, nicht Rechtlosigkeit und Unordnung, geschaffen werden.»²⁵⁵ Mit anderen Worten: Die Kirche hat *dem Staat zu helfen, Staat zu sein*. Wenn der Staat nicht Recht und Ordnung schafft, wie er das nach der Bibel tun muss, hat die Kirche ihn auf dieses sein Versagen aufmerksam zu machen. Und genauso hat sie ihn darauf aufmerksam zu machen, wenn er gleichsam ein Zuviel an Ordnung und Recht schafft, also «seine Gewalt so ausbaut, dass er der christlichen Verkündigung und dem christlichen Glauben ... sein eigenes Recht raubt». Bonhoeffer nennt dergleichen «eine groteske Situation» und kommentiert: «Diesen Übergriff der staatlichen Ordnung muss die Kirche zurückweisen, eben aus ihrem besseren Wissen um den Staat und

die Grenzen seines Handelns. Der Staat, der die christliche Verkündigung gefährdet, verneint sich selbst.»²⁵⁶

Bonhoeffer formuliert nun drei Möglichkeiten «kirchlichen Handelns dem Staat gegenüber». Die erste, bereits erwähnte, besteht darin, dass sie das Handeln des Staates hinterfragt und diesem so hilft, der Staat zu sein, den Gott verordnet hat. Die zweite – und hier macht Bonhoeffer einen kühnen Schritt – ist «der Dienst an den Opfern des Staatshandelns»: «Die Kirche ist den Opfern jeder Gesellschaftsordnung in unbedingter Weise verpflichtet, auch wenn sie nicht der christlichen Gemeinde zugehören.» Als Beleg zitierte Bonhoeffer Galater 6,10: «Tut Gutes an jedermann.»²⁵⁷

Dies waren Worte, die im Blick auf die Judenfrage zum Widerstand aufriefen. Als Bonhoeffer diese Gedanken in einem Kreis von befreundeten Pfarrern vortrug, stiess er auf Widerspruch. Man wollte die Judenfrage nicht in den Vordergrund stellen, um die Kirche nicht Angriffen auszusetzen. Ein Pfarrer war nicht mit Bonhoeffers Ansicht einverstanden und verliess daraufhin unter Protest den Arbeitskreis. Doch Bonhoeffer war noch nicht fertig. Die dritte Möglichkeit, wie die Kirche sich gegenüber dem Staat verhalten kann, «besteht darin, nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen.»²⁵⁸ Es kann geschehen, dass es nicht genügt, dass die Kirche den Opfern staatlicher Willkür hilft, sondern dass sie aktive Massnahmen ergreifen muss, um den Staat von weiteren bösen Taten abzuhalten. Dies, so Bonhoeffer, ist der Kirche freilich nur punktuell und nur dann erlaubt, wenn der Staat aufhört, seine spezifisch staatliche Aufgabe wahrzunehmen, indem er als Ordnungsmacht versagt, oder indem er mit einem Zuviel an Ordnung und Recht in innerkirchliche Belange eingreift. Als Beispiele nennt Bonhoeffer den «zwangsmässigen Ausschluss der getauften Juden aus unseren christlichen Gemeinden» und das «Verbot der Judenmission».²⁵⁹

In diesen Fällen, so Bonhoeffer weiter, «befände sich die christliche Kirche in *statu confessionis*». Dieser lateinische Ausdruck (wörtlich übersetzt: «Bekenntnissituation») ist ein aus der lutherischen Tradition stammender Begriff, der eine Situation bezeichnet, in der es um Glaube oder Unglaube geht und darum eine klare

Entscheidung gefordert ist, weil das «Bekenntnis» des Evangeliums auf dem Spiel steht.* Bonhoeffer fuhr fort: «Ein Staat, der sich eine vergewaltigte Kirche eingliedert, hat seinen treuesten Diener verloren.»²⁶⁰

Die Kirche muss Christus nicht nur den Heiden, sondern auch den Juden bekennen, so Bonhoeffer weiter. Sie hat die Aufgabe, den Messias der Juden den Juden zu bringen, die ihn noch nicht kennen. Wenn sie Hitlers Arierparagraf übernehme, würde sie sich diese Möglichkeit verbauen. Bonhoeffers dramatische, ja fast schockierende Schlussfolgerung lautete: Die Kirche muss es den Juden nicht nur möglich machen, zu ihr zu gehören, sondern das macht geradezu ihr Wesen aus: der Ort zu sein, wo Juden und Deutsche zusammenstehen: «Es geht auch keinesfalls um die Frage, ob unsere deutschstämmigen Gemeindeglieder heute die kirchliche Gemeinschaft mit den Juden noch tragen können. Vielmehr ist es Aufgabe christlicher Verkündigung zu sagen: hier, wo Jude und Deutscher zusammen unter dem Wort Gottes stehen, ist Kirche, hier bewährt es sich, ob Kirche noch Kirche ist oder nicht.»²⁶¹

Viele Zuhörer werden sich an Galater 3,28 erinnert haben-. «Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann und Frau, – denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.» Und um sein Anliegen noch einmal zu unterstreichen, schloss Bonhoeffer mit Worten aus Luthers Kommentar zu Psalm 110,3: «Wer Gottes Volk oder die Kirche Christi sei, ist keine andere Regel noch Probe ... ohne dies allein, wo ein Häuflein ist derer, so dieses Herrn Wort annehmen, rein lehren und bekennen wider die, so es verfolgen, und darob leiden, was sie sollen.»²⁶²

* Der Ausdruck «Bekennende Kirche» geht zu einem guten Teil auf diesen Ausdruck «in *statu confessionis*» zurück. Die Christen in Deutschland, die glaubten, dass die deutsche Kirche durch die Übernahme des Arierparagrafen nicht mehr die Kirche Jesu Christi war, kamen zu dem Ergebnis, dass sie sich von dieser Kirche trennen und die wahre Kirche neu aufbauen mussten. Die neue Kirche hiess «Bekennende Kirche», weil sie das biblische Evangelium von Jesus Christus verkündigte.

Und so erklärte Bonhoeffer es im Frühjahr 1933 zur Pflicht der Kirche, für die Juden einzutreten. Selbst seinen engsten Freunden muss dies radikal vorgekommen sein, zumal die furchtbare Judenverfolgung der späteren Jahre ja noch nicht begonnen hatte. Bonhoeffers drei Thesen – dass die Kirche den Staat kritisch fragen, seinen Opfern helfen und, falls nötig, sogar gegen den Staat aktiv werden musste – gingen fast für alle zu weit. Aber für ihn selber waren sie unausweichlich, und bald würde er sie alle drei umsetzen.

Der Sieg der Nationalsozialisten und ihr Versuch, die Kirche für sich einzuspannen, stürzten die Kirche in ein Chaos, in dem die eine Gruppe gegen die andere kämpfte. Bonhoeffer versuchte, sich über das Stimmengewirr zu erheben und die Dinge ruhig und logisch zu betrachten. Er wusste: Wenn die Kirche die anstehenden Fragen nicht richtig anging, würde sie zu «taktischen» oder «pragmatischen» Antworten kommen. Sie würde in Gefahr stehen, sich von dem einen wahren Evangelium abzuwenden: hin zu einem Gott, der nach ihrem eigenen Bild erschaffen und nicht mehr der «ewig Andere» war, von dem Karl Barth gesprochen und geschrieben hatte. So wie im *Union Theological Seminary* viele wohlmeinende Christen Gott aus vielen guten Gründen den Rücken gekehrt hatten, taten dies jetzt viele der Christen in Deutschland. Wenn sie ihre Theologie ein wenig anpassten, würde das doch wohl nicht schaden ... Viele von ihnen glaubten wirklich, dass es unter Hitler mehr missionarische Möglichkeiten geben würde. Doch Bonhoeffer wusste: Eine Kirche, die nicht zu den Juden stand, konnte nicht die Kirche Jesu Christi sein, – und es war Torheit, ja Irrlehre, die Menschen in eine Kirche einzuladen, die nicht die Kirche Christi war. Seit seinem Aufsatz «Die Kirche vor der Judenfrage» sah er dies deutlich und war bereit, alles dafür einzusetzen. Aber der vor ihm liegende Weg war lang und einsam.

Der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April

Eine Woche nach dem Ermächtigungsgesetz ordnete Hitler einen reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte an, der sich offiziell gegen die «Lügen» richtete, welche die (angeblich von den Juden kontrollierte) internationale Presse über die Nationalsozialisten verbreitete. Die Nazis kaschierten ihre Angriffe gerne als Verteidigungsmassnahmen gegen Aktionen, die sich gegen sie und das deutsche Volk richteten.

An diesem Tag wettete Goebbels auf einer Kundgebung in Berlin gegen die «jüdische Gräuelpaganda», und überall in Deutschland postierten sich SA-Leute drohend vor jüdischen Geschäften, auf deren Schaufenster sie in schwarzer oder gelber Farbe den Davidsstern und das Wort «Jude» gemalt hatten. Sie verteilten Zettel und hielten Plakate, auf denen stand: «Deutsche, wehrt euch! Kauft nicht bei Juden!» Auch die Praxen jüdischer Rechtsanwälte und Ärzte wurden belagert.

Bonhoeffers jüdischer Schwager, Gerhard Leibholz, war Rechtsanwalt und, wie viele deutsche Juden, getaufter Christ. Karl und Paula Bonhoeffer, die das Schlimmste befürchteten, fuhren am Wochenende nach Göttingen, um bei Sabine und Gerhard zu sein. Sabine erinnert sich: «Sehr bald war es mit der vorher gehegten Hoffnung vorbei, Hitler würde rasch abwirtschaften. Der Nationalsozialismus etablierte sich in Windeseile ...»²⁶³

Am Tag des Boykotts ging Dietrichs Grossmutter in Berlin einkaufen. Die vornehme neunzigjährige Dame war nicht bereit, sich vorschreiben zu lassen, wo sie einkaufen durfte. Als SA-Männer sie hindern wollten, einen Laden zu betreten, teilte sie ihnen mit: Sie kaufe dort ein, wo sie wolle. Später an diesem Tag tat sie das Gleiche im Kaufhaus des Westens (damals das grösste Kaufhaus der Welt). Die Szene, wie Julie Bonhoeffer unbeirrt durch die Reihen der Nazigorillas marschierte, wurde zu einer Lieblingserinnerung der Familie Bonhoeffer, die sie als lebendige Verkörperung der Überzeugungen sah, nach denen sie zu leben versuchten.

Der Besuch der Lehmanns

In diese bewegten ersten Apriltage des einschneidenden Jahres 1933 fielen zwei weitere Ereignisse, die Bonhoeffers Leben berührten: Die Gruppe der *Deutschen Christen* hielten eine Konferenz in Berlin ab, und die Lehmanns kamen auf Besuch.

Die Reichstagung der Deutschen Christen vom 3. bis 4. April war für jeden, der Hitler skeptisch gegenüberstand, ein beunruhigendes Spektakel. Hier wurden die Grenzen zwischen Kirche und Staat bewusst verwischt. Jetzt stand nicht mehr der «christliche Kaiser», sondern der antichristliche «Führer» an der Spitze der Nation.

Hermann Göring erhielt viel Applaus für seine Rede, welche die Neuordnung der Gesellschaft im Wesentlichen als eine Verwaltungsreform darstellte. Er rief der Menge den Führergedanken in Erinnerung und forderte sie auf, Hitler auf allen Gebieten des Lebens in Deutschland, einschliesslich der Kirche, als Führer anzuerkennen. Er erklärte, dass Hitler im Rahmen der Neuorganisation der Kirche die Einsetzung eines «Reichsbischofs» anregte, der die unterschiedlichen Elemente in der deutschen Kirche zusammenführen würde. Hitlers Wahl sei auf Ludwig Müller gefallen, einen ehemaligen Marinepfarrer.

Das Ziel der Deutschen Christen sei eine nationalsozialistisch geprägte deutsche Einheitskirche. Wenn England die *Church of England* habe, warum solle Deutschland dann nicht auch eine eigene, ganz und gar «deutsche» Kirche haben?

Paul und Marion Lehmann kamen Ende März an. Sie waren in Bonn gewesen, um Karl Barth zu hören, und wollten jetzt ein paar Tage in Berlin verbringen, um sich mit ihrem alten Freund zu treffen. Bonhoeffer, wie immer ein guter Gastgeber, nahm seine Freunde aus dem *Union Theological Seminary* unter seine Fittiche. Er zeigte ihnen die Kirche am Wedding, deren Konfirmanden er unterrichtet hatte,

spazierte mit ihnen Unter den Linden und begleitete sie in die Oper zu einer Aufführung von Richard Strauss' *Elektra*.*

Die Lehmanns wurden während ihres Berlin-Besuchs sowohl Zeugen des Boykotts vom 1. April als auch der Reichstagung der Deutschen Christen. Noch ein anderer war in dieser Woche in Berlin, der eine grosse Rolle in Bonhoeffers Leben spielen sollte, obwohl die beiden sich erst in sechs Monaten begegnen würden: George Bell, Bischof von Chichester in Südengland, der eine Ökumene-Konferenz besuchte, die zeitgleich mit der Tagung der Deutschen Christen stattfand. Die ungeplante, aber extrem wertvolle Erfahrung der hässlichen Realität der Bewegung der Deutschen Christen sollte ihm in den folgenden Jahren in seiner Rolle als einer ihrer führenden Widersacher sehr zugute kommen.

Die Lehmanns staunten nur so über das Leben der Familie Bonhoeffer in der Wangenheimstrasse, das sie als eine Welt für sich empfanden, als Bollwerk der Kultur gegen den wachsenden Wahnsinn da draussen. Es entging ihnen nicht, dass Klaus Bonhoeffer dann und wann aufstand und auf Zehenspitzen zur Zimmertüre schlich, um sicherzugehen, dass keiner der Diener draussen stand und lauschte.

Schon Anfang 1933 wusste man oft nicht, wem man trauen konnte, und manche Gespräche im Hause Bonhoeffer richteten sich klar gegen die Ideologie der Nazis. Klaus und Dietrich dachten beide, dass die Nazis sich nicht lange würden halten können, dass sie jedoch grossen nationalen Schaden anrichteten. Die Familie musste tun, was sie konnte, um gegen sie zu wirken, vor allem, was die Behandlung der Juden anging. Man kann diese Gespräche durchaus als erste zaghafte Anzeichen des beginnenden Widerstands gegen Hitler sehen.

* Strauss war 1933 bis 1935 Präsident der Reichsmusikkammer. Er sagte später, dass er den Posten angenommen habe, um seine jüdische Schwiegertochter zu schützen. Er war u.a. mit dem jüdischen Schriftsteller Stefan Zweig befreundet und musste von seinem Amt zurücktreten, als er sich weigerte, Zweigs Namen aus einem Opern-Libretto zu entfernen, das dieser verfasst hatte.

Und schon zu diesem frühen Zeitpunkt blieb es nicht bei privaten Gesprächen. In diesen Apriltagen verfassten Paul und Dietrich einen Brief an Rabbi Stephen Wise in New York, in dessen Synagoge Bonhoeffer vor zwei Jahren am Ostersonntag gewesen war. Wise war Ehrenpräsident des *American Jewish Committee* und bereits früh ein entschiedener Gegner der Nazis. Er hatte Beziehungen zu Präsident Roosevelt, und Bonhoeffer und Lehmann hofften, durch ihn Roosevelt warnen zu können. Seit der Reichstagsbrandverordnung galt das bloße Verfassen derartiger Briefe als Landesverrat, und Bonhoeffer wusste, dass der Brief ihn in grösste Schwierigkeiten bringen konnte. Er schrieb ihn trotzdem und schickte ihn ab.

Paul und Marion merkten, dass ihr Freund Dietrich sich in den zwei Jahren verändert hatte. Er war nicht mehr so locker und unbekümmert wie in New York, was angesichts der politischen Lage verständlich war. Doch da war noch mehr. Seine Einstellung zu Gott hatte sich verändert; er schien den Glauben jetzt ernster zu nehmen.

Sabine und Gerhard

Zehn Tage nach dem Boykott der jüdischen Geschäfte wurde Bonhoeffer gebeten, auf einer Beerdigung zu predigen. Am 11. April war der Vater von Gerhard Leibholz gestorben. Für Dietrich war es eine knifflige Situation, und er gab später zu, dass er ihr nicht ganz gewachsen gewesen war. Leibholz war Jude, aber anders als sein Sohn kein getaufter Christ. Bonhoeffer war immer peinlich bemüht, allen Aspekten einer Sache gerecht zu werden. Jetzt fragte er sich, wie es wohl wirken würde, wenn jemand, der in der Judenfrage offen Stellung gegen die Nazis bezogen hatte, auf der Beerdigung eines Juden sprach, der noch nicht einmal Mitglied der Kirche war. Würde man die Predigt als Brandrede deuten? Würde sie seine Möglichkeiten zu weiterem Handeln innerhalb der Kirche zunichtemachen? Oder würde sie ihn in den Augen der Personen in der Kirche, die seine Einstellung zur Judenfrage schon jetzt zu radikal fanden, unglaublich machen?

Er war sich nicht schlüssig. Er sah es jedoch als seine Pflicht an, sich mit seinem Superintendenten zu besprechen. Dieser riet Bonhoeffer dringend davon ab. Es ging ja um das Kirchenrecht. Bonhoeffer wollte jedoch ganz unabhängig davon ein Zeichen setzen, dass die Kirche für die Juden eintritt. Dennoch folgte er dem Rat des Superintendenten, der ja sein dienstlich Vorgesetzter in dieser Frage war. Jedoch schon bald hat Bonhoeffer seine Absage tief bereut.

Sabine stand in engem Kontakt mit ihren Verwandten. Gerhard Leibholz war ein beliebter Professor der Rechtswissenschaften in Göttingen, doch er war auch Jude, und es dauerte nicht lange, bis der wachsende Antisemitismus die beiden erreichte. Es kam so weit, dass die nationalsozialistischen Studentenführer in Göttingen zum Boykott von Gerhards Vorlesungen aufriefen. Sabine erinnert sich:

Ich hatte damals die Vorlesungen meines Mannes oft gehört und ging auch am Tage des Boykotts in die Universität, um dabei zu sein und zu hören, was die Studenten sagen würden ... Breitbeinig, wie nur diese SA-Männer stehen konnten, standen da ein paar Studenten in SA-Uniform in ihren hohen Stiefeln vor dem Vorlesungssaal und liessen niemanden herein. «Leibholz darf nicht lesen, er ist Jude. Die Vorlesungen finden nicht statt.» Gehorsam gingen die Studenten heim. Am Schwarzen Brett befand sich ein entsprechender Anschlag.²⁶⁴

Bald brauchten Sabine und Gerhard nur durch die Göttinger Strassen zu gehen, um die vergiftete Atmosphäre zu spüren. Bekannte wechselten hastig auf die andere Strassenseite. «In Göttingen», berichtet Sabine, «versuchten viele mitzulaufen. Nicht weitergekommene Privatdozenten sahen jetzt ihre Chance.»²⁶⁵ Doch manche waren entsetzt über die Entwicklung und scheuten keine offenen Worte. Wenn der Theologe Walter Bauer auf der Strasse Sabine und Gerhard begegnete, begann er laut über Hitler zu schimpfen. Als Gerhard seine Stelle verlor, besuchte ihn ein

älterer Professorenkollege und sagte mit Tränen in den Augen: «Herr Kollege, ich schäme mich, ein Deutscher zu sein.» Mehrere von Gerhards Studenten setzten sich beim Ministerium für seine Wiedereinstellung ein.²⁶⁶

Viele von Gerhards Verwandten verloren ebenfalls ihre Arbeitsstellen. Ein jüdischer Schulfreund beging Selbstmord. Dergleichen Nachrichten gab es jetzt öfter. Kurz vor dem Totensonntag 1933, ein paar Monate nach seiner Entscheidung, nicht auf der Beerdigung von Gerhards Vater zu predigen, schrieb Bonhoeffer an Gerhard und Sabine:

Es quält mich jetzt immer wieder mal, dass ich damals nicht ganz selbstverständlich Deiner Bitte gefolgt bin. Ich verstehe mich offen gestanden selbst gar nicht mehr. Wie konnte ich damals nur so grauenhaft ängstlich sein? Ihr habt es gewiss auch gar nicht recht verstanden und mir nichts gesagt. Aber mir geht es nun ganz grässlich nach, auch weil es gerade etwas ist, was man nun nie wieder gutmachen kann. Also ich muss Euch nun heute einfach bitten, mir diese Schwäche damals zu verzeihen. Ich weiss heute sicher, ich hätte es anders machen sollen.²⁶⁷

Die Nazis setzten ihre Kampagne zur Entfernung von Juden aus staatlichen Institutionen und der Öffentlichkeit zügig fort. Am 22. April wurde ihnen die Tätigkeit als Patentanwälte untersagt, und jüdische Ärzte wurden aus Krankenhäusern ausgeschlossen, die von der staatlichen Krankenkasse betrieben wurde. Am 25. April wurden strikte Quoten für die Zahl der jüdischen Schüler und Studenten an öffentlichen Schulen und Universitäten festgelegt. Insgesamt wurden 1933 etwa tausendzweihundert jüdische Professoren und Dozenten entlassen. Ab Juni durften jüdische Zahnärzte und Zahntechniker nicht mehr in Einrichtungen der staatlichen Krankenkasse arbeiten. Im Herbst erfassten die Rassengesetze auch die Ehegatten von «Nichtariern». Ab dem 29. September durften Juden sich nicht mehr Bauern nennen oder einen Bauernhof besitzen. Am 4. Oktober kamen alle Zeitungen unter die Kontrolle der Nazis, was den Juden auch die Welt des Journalismus verschloss.

Nach und nach wurden Juden aus der Welt der Kultur und Unterhaltung (Film, Theater, Literatur und Kunst) verbannt.

Die heftigen Attacken der Deutschen Christen im April rüttelten etliche Pastoren und Theologen wach. Ihre Reaktionen waren unterschiedlich. Georg Schulz von der Sydower Bruderschaft veröffentlichte einen Aufruf «Unterscheidet die Geister», Heinrich Vogel seine «Acht Artikel evangelischer Lehre». Mehrere westfälische Pfarrer gaben eine Erklärung heraus, die, ähnlich wie Bonhoeffer in seinem Aufsatz, den Ausschluss von Judenchristen aus der Kirche als Irrlehre verurteilte.

Die «Jungreformatrische Bewegung» entstand, die verschiedene theologische Positionen umfasste und nur in der Ablehnung der Deutschen Christen wirklich einig war. Und Gerhard Jacobi, der bald Seite an Seite mit Bonhoeffer im Kirchenkampf stehen sollte, begann, sich mit anderen Pastoren im Café am Knie in Charlottenburg zu treffen. Es gab im Widerstand gegen Hitler so viele unterschiedliche theologische und politische Stimmen, dass es nie gelang, zu einer wirklich einheitlichen Strategie zu gelangen. Aber man versuchte es.

«Wo man Bücher verbrennt ...»

Im Mai 1933 ging der Wahnsinn ungebremst weiter. Das Wort «Gleichschaltung» war in aller Munde. Der Begriff, den auch Hermann Göring auf der Reichstagung der Deutschen Christen benutzt hatte, bedeutete, dass alles in der deutschen Gesellschaft sich der nationalsozialistischen Ideologie anzupassen hatte. Dazu gehörte auch die Welt der Bücher und das Reich der Gedanken.

Karl Bonhoeffer erlebte aus nächster Nähe den Druck mit, den die Nazis auf die Universitäten ausübten. Als der Kultusminister an der Universität Berlin eine Rede hielt, die ihn und seine Kollegen sehr verletzte, brachte niemand von ihnen den Mut auf, aus Protest den Saal zu verlassen. Karl Bonhoeffer erinnert sich:

Junge, bis dahin unbekannte Volontärärzte kamen als Beauftragte der Partei zu den Klinikleitern mit dem Ansinnen, die jüdischen Ärzte sofort zu entlassen. Einzelne liessen sich hierdurch beeinflussen. Der Hinweis, dass nicht die Partei, sondern das Ministerium in diesen Dingen zu befinden habe, wurde mit Drohungen beantwortet. In der Fakultät machte der Dekan den Versuch, die Mitglieder zu veranlassen, kollektiv der Partei beizutreten. Durch den Widerspruch Einzelner konnte das abgewiesen werden. Auch hinsichtlich der verlangten Entlassungen jüdischer Assistenten hielt das Ministerium sich zunächst zurück. Aber es blieb eine systematische Bespitzelung der einzelnen Kliniken über das Verhalten der Ärzte der Partei gegenüber.²⁶⁸

Bonhoeffer war noch fünf weitere Jahre Privatdozent an der Universität Berlin, und nur mit Mühe konnte er verhindern, dass in seinem Büro ein Hitler-Porträt aufgehängt wurde.

Der seit Jahrzehnten unter den deutschen Studenten latent vorhandene Antisemitismus kam jetzt offen zum Ausbruch. Für den 10. Mai rief die Deutsche Studentenschaft zu einer «Aktion wider den undeutschen Geist» auf. Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht bewiesen, dass man dieses Datum wählte, weil am 10. Mai 1871 der Deutsch-Französische Krieg zu Ende ging, der den Beginn eines neuen vereinigten Deutschen Reiches einläutete.

Um 11 Uhr abends versammelten sich in den deutschen Universitätsstädten Tausende von Studenten. In Heidelberg und Tübingen, in Freiburg und Göttingen (wo Sabine und Gerhard Leibholz wohnten), überall marschierten die Fackelzüge, während Parteiredner ihnen in aufpeitschenden Reden die kommenden Ruhmestaten der tapferen jungen Männer und Frauen von Deutschland vor Augen malten. Als Höhepunkt wurden in einer «Säuberung» um Mitternacht grosse Feuer entzündet, in welche die Studenten Tausende von Büchern warfen.

Wovon Deutschland hier gesäubert werden sollte, war das schädliche «undeutsche» Gedankengut von Autoren wie unter anderem Helen Keller, Jack London

und H.G. Wells. Die Bücher von Erich Maria Remarque gehörten natürlich auch dazu, ebenso diejenigen von Albert Einstein und Thomas Mann. 1823 hatte Heinrich Heine in seinem Stück *Almansor* geschrieben: «Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.» Heine war ein deutscher Jude, der 1825 zum Christentum übergetreten war, und seine Worte waren prophetisch. In jener Nacht des 10. Mai 1933 wurden auch seine Bücher in die Flammen geworfen. Sigmund Freud, dessen Bücher ebenfalls dabei waren, kommentierte trocken: «Nur unsere Bücher? Früher hätten sie uns gleich mit verbrannt.»

In Berlin begann der Fackelmarsch auf dem Hegelplatz hinter der Universität, ging durch das Universitätsgelände und dann östlich Unter den Linden weiter. Die «antideutschen» Bücher folgten auf einem Lastwagen. Auf dem Opernplatz lag der grosse Brennholzstapel. Vor 30'000 Menschen brüllte Joseph Goebbels: «Niemand war eine junge studentische Jugend so berechtigt wie diese, stolz auf das Leben, stolz auf die Aufgabe und stolz auf die Pflicht zu sein.» Dann zitierte er zynischerweise Ulrich von Huttens Lob auf den Humanismus: «O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben!»²⁶⁹

Wie so vieles im Dritten Reich hatte die Szene etwas Makabres. Das mitternächtliche Feuer war wie ein Dämon, der die Gedanken und Worte grosser Männer und Frauen auffrass. Goebbels, der Meisterpropagandist, wusste, dass ein Fackelmarsch und ein mitternächtliches Feuer alte, heidnische Instinkte wachrief und so gleichsam die alten germanischen Götter wieder zum Leben erweckte, die für Macht und Grausamkeit, Blut und Boden standen. Die Szene war nicht als christliches Ritual gedacht, sondern im Gegenteil als antichristliches, obwohl das keiner offen sagte, weil dies die meisten Anwesenden erschreckt hätte, auch wenn sie das Heidnische sehr wohl spürten. Die Fackeln und Trommeln und die Prozession sollten eine Atmosphäre der Vorahnung und der Angst erzeugen und Kräfte beschwören, die nichts von den schwächlichen christlichen Tugenden wussten, sondern ihnen und der monotheistischen Religion der verachteten Juden völlig entgegenstan-

den. Es war kein Zufall, dass in den Städten, wo die Aktion wegen des Regens ausfiel, als Ersatztermin der 21. Juni angesetzt wurde, die Sommersonnenwende.

Heines berühmte Worte über das Verbrennen von Büchern werden viel zitiert und sind heute auf dem Berliner Opernplatz zu lesen, zur mahnenden Erinnerung an das gespenstische Ritual. Doch ein anderer Abschnitt aus Heines Schriften ist in Bezug auf das, was ein Jahrhundert nach diesen Worten in Deutschland geschehen würde, vielleicht noch prophetischer. Er steht am Ende seines ursprünglich 1834 erschienenen Buches *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*:

Das Christentum – und das ist sein schönstes Verdienst – hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht; die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt, und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome ... Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner ... wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst, der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.²⁷⁰

11. KAPITEL

DIE NATIONAL SOZIALISTISCHE RELIGION

Wir haben eben überhaupt das Unglück, eine falsche Religion zu besitzen. Warum haben wir nicht die der Japaner, die das Opfer für das Vaterland als das Höchste ansieht? Auch die mohammedanische Religion wäre für uns viel geeigneter als ausgerechnet das Christentum mit seiner schlappen Duldsamkeit.

ADOLF HITLER²⁷¹

Sie werden es erleben, in zehn Jahren wird Adolf Hitler in Deutschland genau die Stellung einnehmen, die heute noch Jesus Christus bekleidet.

REINHARD HEYDRICH

Die christliche Maske

Viele Menschen glaubten damals, dass Hitler Christ sei. Das war er mit Sicherheit nicht, doch er gab sich auch nicht – anders als die meisten seiner Topleute – offen antichristlich. Er war für alles, was seine Macht stärkte, und gegen alles, was sie schwächte. Hitler war ein Pragmatiker von Kopf bis Fuss.

In der Öffentlichkeit äusserte er sich oft prochristlich oder kirchenfreundlich, aber es kann kein Zweifel bestehen, dass diese Äusserungen zynisch und politisch motiviert waren. Der «private» Hitler vertrat in seinen Äusserungen über die Christen und das Christentum eine eindeutig antichristliche Linie.

Vor allem zu Beginn legte Hitler Wert darauf, als typisch deutsch zu erscheinen, indem er die Kirchen als Bastionen der Moral und der traditionellen Werte lobte. Aber er war auch der Meinung, dass die Kirchen sich im Laufe der Zeit dem nationalsozialistischen Denken anpassen würden. Sie würden willige Werkzeuge der Nazi-Ideologie werden, – warum sollte er sie also vernichten? Es war klüger, sie nach seinen Zielen umzuformen und von ihrem religiösen Gütesiegel zu profitieren. Goebbels, der Hitler vielleicht näherstand als jeder andere, hat in seinen Tagebüchern einige der persönlichen Gedanken des «Führers» über die Geistlichen festgehalten:

Sehr scharf äussert sich der Führer gegen die Überheblichkeit des hohen und des niederen Klerus. Der Wahnsinn der christlichen Heilslehre ist ja eigentlich für unsere Zeit überhaupt nicht mehr brauchbar. Trotzdem gibt es gelehrte, gebildete und in hohen Stellungen des öffentlichen Lebens stehende Männer, die daran wie an einem Kinderglauben hängen. Dass man die christliche Heilslehre heute noch für einen Wegweiser durch das schwere Leben ansieht, ist gänzlich unerfindlich. Der Führer bringt dafür eine ganze Reihe von ausserordentlich drastischen, zum Teil sogar grotesken Beispielen ... Wenn die gelehrtesten und weisesten Wissenschaftler sich ein ganzes Leben abmühen, um nur eines der geheimnisvollen Naturgesetze zu erforschen, so ist ein kleiner Landpfarrer aus Bayern in der Lage, das aus seiner religiösen Erkenntnis zu entscheiden. Man kann nur mit Verachtung auf das widerwärtige Treiben herabschauen. Eine Kirche, die mit den modernen Erkenntnissen nicht Schritt hält, ist zum Verfall bestimmt. Das wird zwar lange dauern, aber er wird doch kommen. Ein Mensch, der im täglichen Leben steht und die mystischen Geheimnisse der Natur auch nur ahnen kann, wird natürlich dem Universum gegenüber eine äusserste Bescheidenheit zur Schau tragen. Die Klerisei, die von dieser Bescheidenheit keinen Hauch verspürt hat, steht den Fragen des Universums mit einer souveränen Überheblichkeit gegenüber.²⁷²

Hitler hielt das Christentum für einen antiquierten Unfug. Aber nicht der Unfug an sich ärgerte ihn, sondern dass dieser Unfug für ihn nicht nützlich war. Mit der, wie er sie nannte, «schlappen Duldsamkeit» des Christentums konnte die nationalsozialistische Ideologie, die rücksichtslose Härte predigte, nichts anfangen. Aber gut, die Kirchen würden ihre Religion schon noch ändern, dafür würde er sorgen.

Die entschiedensten Antichristen in Hitlers innerem Kreis waren Martin Bormann und Heinrich Himmler. Sie glaubten nicht, dass die Kirchen sich anpassen sollten oder konnten. Sie wollten sie schlichtweg abschaffen und redeten Hitler bei jeder Gelegenheit entsprechend zu. Sie wollten den offenen Krieg mit den Kirchen lieber heute als morgen, doch Hitler hatte es nicht eilig. Jedes Mal, wenn er die Kirchen angriff, sank seine Beliebtheit. Anders als seine engsten Mitarbeiter hatte er einen Instinkt für den richtigen Zeitpunkt – und noch war nicht der richtige Augenblick, die Kirchen frontal anzugreifen, noch galt es, den guten Christen zu markieren.

Hitlers Architekt Albert Speer bekam Hitlers kaltblütige Strategie aus nächster Nähe mit: «Als Hitler etwa 1937 davon hörte, dass auf Betreiben der Partei und der SS zahllose seiner Anhänger aus der Kirche ausgetreten seien, weil sich diese halsstarrig Hitlers Absichten widersetzte, befahl er aus Gründen der Opportunität, dass seine wichtigsten Mitarbeiter, vor allem aber Göring und Goebbels, weiter der Kirche anzugehören hätten. Auch er würde Mitglied der katholischen Kirche bleiben, obwohl er keine innere Bindung zu ihr habe.»²⁷³ Bormann verachtete die Christen und das Christentum abgrundtief, aber noch konnte er das nicht öffentlich äussern. 1941, als der Krieg tobte, erklärte er, dass Nationalsozialismus und Christentum unvereinbar seien. Speer erinnert sich:

Zur Aktivierung der vernachlässigten Parteiideologie gehörte nach Bormanns Vorstellungen zweifellos der Kirchenkampf. Er war die treibende Kraft für dessen Verschärfung ... Zwar konnte das Zögern Hitlers nicht darüber hinwegtäuschen, dass er auch dieses Problem nur auf einen günstigeren Zeitpunkt

verschob ... «Wenn ich einmal meine anderen Fragen erledigt habe», so äusserte er gelegentlich, «werde ich mit der Kirche abrechnen. Hören und Sehen wird ihr vergehen.»

Aber Bormann wollte diese Abrechnung nicht aufgeschoben wissen. Seiner brutalen Direktheit lag der abwägende Pragmatismus Hitlers nicht ... er liess sich von einem Teilnehmer der Runde den Ball zuspielen, indem er ihn zunächst laut erzählen liess, welche aufrührerischen Reden ein Pfarrer oder Bischof gehalten habe, bis Hitler schliesslich aufmerksam wurde und Einzelheiten verlangte ... Irgendwann zog er [Bormann] dann ein Aktenstück aus der Tasche und begann Passagen aus einer aufsässigen Predigt oder einer Kirchenbotschaft zu verlesen. Hitler wurde daraufhin oft so erregt, dass er – untrügliches Zeichen seines Unmutes – mit den Fingern zu schnalzen begann, sein Essen abbrach und Vergeltung für später ankündigte.²⁷⁴

Doch dies lag noch in der Zukunft. 1933 erwähnte Hitler mit keiner Silbe, dass er fähig war, gegen die Kirchen vorzugehen. Die meisten Pastoren waren im Glauben, er sei auf ihrer Seite, was zum Teil an seinen prochristlichen Äusserungen lag, die bis in die ersten Tage seiner politischen Karriere zurückreichten. Hatte er nicht zum Beispiel 1922 in einer Rede Jesus «unseren grössten arischen Führer» genannt?²⁷⁵ Aber den jüdischen Jesus einen arischen Helden zu nennen, war natürlich aberwitzig – genauso aberwitzig wie der Versuch, Hitlers Ideal des rücksichtslosen «Übermenschen» Nietzsches mit dem demütigen, sich selbst opfernden Christus in Einklang zu bringen.

Man muss Hitler wohl tatsächlich einen Anhänger des Philosophen Friedrich Nietzsche nennen, obwohl ihm selber diese Bezeichnung wahrscheinlich missfallen hätte, bedeutete sie doch: Er glaube an etwas ausserhalb seiner selbst; doch über dem unbesiegbaren «Führer» durfte es ja nichts geben ... Hitler hat das Nietzsche-Museum in Weimar etliche Male besucht; Fotos zeigen ihn, wie er verzückt die riesige Büste des Philosophen betrachtet. Er glaubte fest an den von Nietzsche so-

genannten «Willen zur Macht». Hitler war ein Verehrer der Macht, während die Wahrheit für ihn ein Gespenst der Einbildung war, und sein Erzfeind war nicht die Lüge, sondern die Schwäche. Für Hitler war Rücksichtslosigkeit eine Tugend und Barmherzigkeit eine Sünde, und das Schlimme am Christentum war für ihn eben dies: dass es Barmherzigkeit predigte.

Friedrich Nietzsche nannte in seinem *Antichrist* das Christentum «den Einen grossen Fluch, die Eine grosse innerlichste Verdorbenheit, ... den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit».²⁷⁶ Er verachtete den christlichen Tugendbegriff, der für ihn gleichbedeutend mit Schwäche war. Ihm galt nur der Wille zur Macht als «Tugend», und die Personifizierung der Macht war für Nietzsche der «Übermensch», ein grausamer, gänzlich rücksichtsloser Machtmensch, «die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie».²⁷⁷

Hitler scheint geglaubt zu haben, dass er selbst es höchstpersönlich war, dessen Kommen und Machtergreifung Nietzsche prophezeit hatte. In *Der Wille zur Macht* sieht Nietzsche ein neues Herrschergeschlecht kommen, «eine bestimmte starke Art von Menschen höchster Geistigkeit und Willenskraft».²⁷⁸ Hitler glaubte, dass damit die «arische Rasse» gemeint war. Nietzsche nannte diese Männer die «Herren der Erde». William Shirer schreibt, dass Hitler Nietzsches Gedanken begierig aufzog. «Solches Pathos ... muss in Hitlers verworrenem Geist Resonanz gefunden haben. Jedenfalls machte er es sich zu eigen, – er übernahm nicht nur Gedanken des Philosophen, sondern ... häufig sogar seine Wortbildungen. In *Mein Kampf* sind die ‚Herren der Erde‘ ein immer wiederkehrender Ausdruck. Dass Hitler in sich selbst den Nietzsche’schen Übermensch sah, steht ausser Zweifel.»²⁷⁹ Er konnte Nietzsche gerne als einen der Grossen rühmen, solange die Menschen begriffen, dass Nietzsche vor allem Hitlers Wegbereiter gewesen war, gewissermassen sein Johannes der Täufer.

Einer der Ersten, die Hitler in ein messianisches Licht rückten, war Houston Stewart Chamberlain (1855-1927), laut Shirer «einer der merkwürdigsten Engländer, die es je gegeben hat»²⁸⁰ und den viele für einen der geistigen Väter des Dritten Reiches halten. Chamberlain strebte längst vor Hitler eine Germanisierung des

Christentums an, indem er versuchte, Christentum und völkische Weltanschauung in Einklang zu bringen. Er glaubte, dass Deutschland dazu bestimmt war, als Herrenrasse die Welt zu beherrschen, und prophezeite, dass Hitler der Führer der Deutschen werden würde:

Gegen Ende seines phantastischen Lebens konnte er noch den österreichischen Gefreiten – und zwar lange bevor Hitler an die Macht kam oder für ihn irgendeine Aussicht darauf bestand – als den Gottgesandten begrüßen, der das deutsche Volk aus der Wüste hinausführen würde. Hitler betrachtete Chamberlain verständlicherweise als Propheten, was er denn auch, wie sich herausstellen sollte, war.²⁸¹

Chamberlain starb am 9. Januar 1927, vier Jahre, nachdem er Hitler persönlich kennengelernt hatte. Er ging «mit der Hoffnung ins Grab, dass alles, was er gepredigt und prophezeit hatte, unter der göttlichen Führung des neuen deutschen Messias dennoch Wahrheit werden würde.»²⁸² Chamberlain ist ein weiterer rätselhafter Protagonist in einer rätselhaften Geschichte, eine Art satanischer Simeon, der ein perverses *Nunc dimittis* singt (vgl. Lukas 2,25 ff.).

Der nordische (Aber-) Glaube

Hitlers Ablehnung des Christentums war weitgehend pragmatisch motiviert. Dies verhielt sich bei vielen führenden Männern des Dritten Reiches anders. Alfred Rosenberg, Martin Bormann, Heinrich Himmler, Reinhard Heydrich und andere waren ideologisch festgelegte, erbitterte Feinde des christlichen Glaubens. Ihr Ziel war nichts weniger, als das Christentum zu vernichten und es durch die alten Stammesgötter der Germanen und ein Neuheidentum unter nationalsozialistischer Führung zu ersetzen.

Hitler wollte ihnen zunächst nicht freie Hand lassen, sondern bremste sie immer wieder. Aber wenn die Zeit reif war, konnten sie von ihm aus gerne ihre neue Religion schaffen. Sehr ernst nehmen konnte er sie nicht, aber der neuheidnische Brei, den Himmler anrührte, wäre auf jeden Fall viel nützlicher als das Christentum, propagierte er doch «Tugenden», die dem Dritten Reich nur helfen konnten.

Himmler stand an der Spitze der SS und war aggressiv antichristlich. Schön früh liess er keine Geistlichen in die SS hinein.²⁸³ 1935 befahl er allen SS-Leuten, ihre Mitgliedschaft in religiösen Organisationen zu beenden. Im folgenden Jahr untersagte er SS-Musikern das Mitwirken an Gottesdiensten, selbst in Zivil, bald danach verbat er SS-Mitgliedern den Besuch von Gottesdiensten. Für Himmler war die SS selbst eine Religion und ihre Mitglieder angehende Priester. Viele Rituale der SS waren okkult geprägt. Himmler selbst war tief in Okkultismus und Astrologie verstrickt, und vieles von dem, was die SS in den Todeslagern trieb, trug Himmlers finsternen Stempel.

Hans Bernd Gisevius, ein Mitglied des deutschen Militärs, sollte einer der führenden Köpfe im Widerstand gegen Hitler werden. Wie die meisten Verschwörer war er ein entschiedener Christ. Er war mit Niemöller befreundet und ging in dessen Kirche. Etwa im Jahr 1935 befand er sich in einem Gespräch mit Himmler und Heydrich, die seinen Glauben kannten und mit ihm diskutierten. Gisevius berichtet:

Heydrich, der sich lebhaft an der Debatte beteiligte, rannte erregt im Zimmer herum ... Er kam mit seiner Heilsverkündung überhaupt nicht richtig zum Schluss. Als wir uns endlich verabschiedeten, lief er mir durchs Zimmer nach, klopfte mir auf die Schulter, und mit seinem diabolischen Grinsen ... rief er mir zu: «Passen Sie auf, Sie werden es erleben, in zehn Jahren wird Adolf Hitler in Deutschland genau die Stellung einnehmen, die heute noch Jesus Christus bekleidet.»²⁸⁴

Die SS kannte bei diesem Thema keine Hemmungen. Albert Speer erinnert sich, wie Hitler sich im privaten Gespräch über Himmlers SS-Mythos lustig machte: «Welcher Unsinn! Jetzt sind wir endlich so weit, in eine Zeit zu kommen, die alle Mystik hinter sich gelassen hat, und nun fängt der wieder von vorne an. Da könnten wir auch gleich bei der Kirche bleiben. Die hat wenigstens Tradition. Der Gedanke, dass ich einmal zum ‚SS-Heiligen‘ gemacht werde! Stellen Sie sich vor! Ich würde mich im Grabe umdrehen!»²⁸⁵ Alfred Rosenberg tat sich als Nazi-»Chefideologe« beim Schaffen dieser «neuen Religion» hervor. Doch wie man dazu am besten vorgeht, darüber war man sich nicht einig. Einige, wie Himmler, hielten es für das Beste, ganz von vorne anzufangen. Andere meinten, es sei einfacher, die bestehenden christlichen Kirchen nach und nach zu «Nazikirchen» umzuformen. Während des Krieges war ein Flugblatt mit einem 30-Punkte-Kirchenplan für die «Nationale Reichskirche» (NR) im Umlauf, das vor allem im Ausland einen Sturm der Entrüstung auslöste. Man weiss nicht genau, wer das Programm geschrieben hat, jedoch spiegelt es treffend den Geist prominenter Nazis wie Alfred Rosenberg wider, der die Nationalsozialisten als «Überwinder eines Zeitalters und die Begründer einer neuen – auch religiösen – Epoche» mit germanischen Werten sah.²⁸⁶ Der 30-Punkte-Kirchenplan drückt wohl am deutlichsten aus, welche langfristigen Absichten die Nazis verfolgten. Ein paar seiner Punkte mögen dies veranschaulichen:

14. Die NR. fordert die sofortige Einstellung des weiteren Drucks und Verlegens der Bibel innerhalb Deutschlands, ...

16. Die NR. erklärt als ihr und somit unseres Volkes grösstes Dokument das Buch unseres Führers «Mein Kampf». Sie ist sich dabei dessen bewusst, dass in diesem Buch nicht nur die grösste, sondern vielmehr die reinsten und wahrsten Ethik für das gegenwärtige Leben unseres Volkes verkörpert ist.

19. Die NR. räumt von ihren Altären das Kruzifix, die Bibel und sämtliche Heiligenbilder.

20. Auf den Altären der NR. ist dem deutschen Volk und somit Gott unser allerheiligstes Buch «Mein Kampf» und diesem zur Linken das Schwert zu weihen.

21. In der NR. gibt es keine Vergebung der Sünden. Sie vertritt dabei den Standpunkt und wird diesen immer wieder betonen, dass einmal im Leben begangene Sünden unerbittlich gerächt werden, gerächt durch die ehernen und unumstößlichen Gesetze der Natur, und zwar auf dieser Welt.

30. Mit dem Tag der Gründung der NR. ist in allen Kirchen und Domen des deutschen Reiches und der Kolonialgrenzen das Christenkreuz zu entfernen u. das einzige, unversiegbare Symbol Deutschlands, das Hakenkreuz, zu setzen.²⁸⁷

Die «Deutschen Christen»

Die im biblischen Glauben verwurzelten Christen in Deutschland erkannten die Unvereinbarkeit von Christentum und Nationalsozialismus deutlich. Für Karl Barth war der christliche Glaube «abgrundtief getrennt von der dem Nationalsozialismus innewohnenden Gottlosigkeit.»²⁸⁸

Aber irgendwo in diesem Abgrund gab es eine merkwürdige Gruppierung von Menschen, die nicht an den Abgrund glaubten und die Nationalsozialismus und Christentum nahtlos zusammenschweissen wollten. Sie waren 1932 aus einer thüringischen Gruppierung hervorgegangen und sprachen vollmundig von einem «positiven Christentum». Sie sahen keine theologischen Probleme bei diesem Projekt und waren in den Dreissigerjahren lange eine starke Kraft in Deutschland. Sie bildeten in dem beginnenden «Kirchenkampf» den Kern der Gegner Bonhoeffers, Niemöllers und anderer führender Leute der Bekennenden Kirche. Um alle anzusprechen, die sich für deutsch und christlich hielten, nannten sie sich *Deutsche Christen*, abgekürzt DC. Es bedurfte abenteuerlicher Verrenkungen, um ihre Vorstellungen von Deutschtum und Christentum unter einen Hut zu bringen.

In ihrem Buch *Twisted Cross* schreibt Doris Bergen, dass «die ‚Deutschen Christen‘ im Christentum den völligen Gegensatz zum Judentum sahen, in Jesus den Erz-Antisemiten und im Kreuz das Symbol des Kampfes gegen die Juden.»²⁸⁹ Um deutsches *Volk* und deutsche *Kirche* zusammenzubringen, mussten beide umdefiniert werden. Der erste Schritt war die Festlegung von Deutschtum als natürlichem Gegensatz zum Judentum. Um «deutsch» zu werden, musste das Christentum von allem «gereinigt» werden, was irgendwie jüdisch war. Es war ein absurdes Projekt.²⁹⁰

Als Erstes musste das Alte Testament abgeschafft werden, das eindeutig zu jüdisch war. Auf einer Versammlung der Deutschen Christen in Bayern nannte der Redner das Alte Testament eine Geschichte der Rassenschändung. Das Gelächter und der Beifall waren gross, als er im Stammtischton bemerkte, dass Mose eine «Negerin» heiratete. Noch 1939 gründeten die Deutschen Christen das «Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben». Dieses Institut schnitt aus der Bibel kurzerhand alles heraus, was ihm jüdisch oder «undeutsch» erschien. Einer seiner Leiter nannte das ganze Alte Testament eine «hinterlistige jüdische Verschwörung» und fuhr fort, man solle den Teil der Bibel, der die Juden verherrliche, schlicht und ergreifend verbrennen. Solche Aussagen erinnern an die Worte des Nazi-Chefideologen Alfred Rosenberg, die dieser schon 1930 veröffentlicht hatte: «Abgeschafft werden muss danach ein für allemal das sogen. Alte Testament als Religionsbuch. Damit entfällt der misslungene Versuch der letzten anderthalb Jahrtausende, uns geistig zu Juden zu machen ... An die Stelle der alttestamentlichen Viehhändler- und Zuhältergeschichten werden die nordischen Sagen und Märchen treten

Und das Neue Testament? Hier rissen die Deutschen Christen Bibelverse aus ihrem Zusammenhang, um sie für ihre antisemitischen Ziele nutzbar zu machen. So zitierten sie mit grossem Effekt Johannes 8,44: «Ihr habt den Teufel zum Vater, und nach eures Vaters Gelüste wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an und steht nicht in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er Lügen redet, so spricht er aus dem Eigenen, – denn er ist ein Lügner und der Vater der Lü-

ge.» Denn Jesus selbst war natürlich Jude und seine Jünger ebenfalls, – nur für die religiösen Führer der Juden, zu denen Jesus hier spricht, gebrauchte er solch harte Worte. Ebenfalls beliebt bei den Deutschen Christen war die Geschichte der Tempelreinigung, in der Jesus die Tische der Geldwechsler umstösst (Matthäus 21). Hier ersetzten sie das Wort «Räuberhöhle» geschickt durch «Kaufhaus» – die meisten Kaufhäuser in Deutschland gehörten Juden. Die Deutschen Christen stellten Jesus durchgehend als Nichtjuden dar, oft sogar als rabiaten Antisemiten. Hatte Hitler ihn nicht «unseren grössten arischen Helden» genannt? Und so wurde aus dem Rabbi aus Nazareth ein echter Sohn des Dritten Reiches.

Die gleiche Linie fuhren die Deutschen Christen in der Kirchenmusik. Auf ihrer berühmten Tagung im Berliner Sportpalast erklärte einer ihrer Führer: Wir wollen Lieder singen, die frei von allen israelitischen Elementen sind. Mit dieser Forderung erfüllten sie den Wunsch des Heiden Alfred Rosenberg: «die kirchlichen Liederbücher von Jehova-Liedern» zu «säubern».²⁹² Doch mit dem evangelischen Gesangbuch war das schwierig. Selbst in dem vielleicht deutschesten aller Kirchenlieder, Luthers «Ein feste Burg», war vom «Herrn Zebaoth» die Rede. Aber die Deutschen Christen waren wild entschlossen, ihre Gesangbücher von solch «jüdischen» Ausdrücken wie «Jehova», «Halleluja» und «Hosianna» zu reinigen, auch wenn nicht jeder so weit ging wie manche Nazis, die bekannte christliche Lieder einfach vollständig umdichteten. So wurde das wohl beliebteste Weihnachtslied «Stille Nacht, heilige Nacht» zur reinsten Nazi-propaganda:

Dunkle Nacht – finstere Nacht!

Alles schläft, einsam wacht nur der Hüter am heiligsten Gut –

Nordlands Wächter im nordischen Blut!

Deutscher, lausch und wach auf!

Deutscher, lausch und wach auf.²⁹³

Einige der Deutschen Christen erkannten, dass diese Anpassungsversuche ein aussichtsloses Unterfangen waren, und 1937 stellte eine Gruppe die These auf, dass

das eigentliche Problem im geschriebenen Wort der Bibel liege. Die Juden, so sagten sie, hätten als erste Religion ihren Glauben niedergeschrieben. Jesus hingegen hätte nichts Schriftliches hinterlassen, ein wirklich deutsches Christentum hatte folglich über das geschriebene Wort hinauszugehen, in dem eigentlich immer ein jüdischer Dämon wohnte.

Das Treiben der Deutschen Christen wurde immer lächerlicher. Manche deuteten die Taufe als Taufe nicht in den Leib Christi, sondern in die Volksgemeinschaft und die Weltanschauung des «Führers» um. Auch das Abendmahl musste umgedeutet werden. Für Ludwig Müller, den Mann, den Hitler als seine Wahl für das Amt des «Reichsbischofs» einer «vereinigten deutschen Kirche» vorstellen würde, bedeutete das Brot nichts anderes als das deutsche Vaterland und der Wein das deutsche Blut.²⁹⁴ Wie heidnisch all dies war, schienen viele nicht zu bemerken.

Aber nicht nur die Einzelheiten ihrer Theologie, ihre ganze Vorstellung vom Glauben wich von der christlichen Lehre ab. Ludwig Müller erklärte, dass die «Liebe» der Deutschen Christen ein «hartes, kämpferisches Gesicht» habe. «Alles Weichliche und Schwächliche ist ihr verhasst, denn sie weiss, dass alles Leben nur dann gesund und lebensstüchtig bleibt, wenn das Lebensfeindliche, das Morsche und Abständige aus dem Weg geräumt und vernichtet wird.»²⁹⁵ Dies war nicht Christentum, sondern Sozialdarwinismus à la Nietzsche. Müller erklärte öffentlich, dass der Begriff der Gnade «undeutsch» sei. Der ehemalige Marinepfarrer mit dem kurzgeschorenen Haar, der sich gerne über die Theologen lustig machte (eine seiner Lieblingszielscheiben war Karl Barth), war einer der stärksten Befürworter der Nazifizierung der Kirche in Deutschland. In dem kommenden Kirchenkampf sollte er der Hauptwidersacher der Bekennenden Kirche werden.

Wie die Deutschen Christen ihre Verdrehungen der traditionell geltenden Bibelauslegung und der kirchlichen Lehren rechtfertigten, ist eine komplizierte Geschichte. Einer ihrer Sprecher, Reinhold Krause, behauptete, dass Martin Luther den Deutschen ein kostbares Vermächtnis hinterlassen habe: die Vollendung der deutschen Reformation im Dritten Reich.²⁹⁶ Wenn Luther mit der katholischen Kirche hatte brechen können, hiess das doch: Nichts war für alle Zeiten in Stein ge-

meisselt, oder? Im protestantischen Garten wuchs sozusagen einiges Unkraut. Hatte nicht Luther persönlich angezweifelt, ob alle Bibelbücher wirklich zum Kanon der Bibel gehörten, – vor allem den Jakobusbrief, der für ihn die Erlösung durch Werke predigte?²⁹⁷ Und Bonhoeffers Professor, der liberale Theologe Adolf von Harnack, hatte die Kanonizität eines Grossteils des Alten Testaments angezweifelt. Kein Zweifel: die liberale theologische Schule von Schleiermacher bis Harnack hatte hier ihren Einfluss. Verkompliziert wurde die Situation dadurch, dass für viele Deutsche Staat und Kirche traditionell so eng verbunden waren, dass sie beide weder klar trennen noch wirklich verstehen konnten. Nach Jahrhunderten, in denen man als Deutscher selbstverständlich auch Christ war, wussten viele nicht mehr, was der christliche Glaube überhaupt bedeutete.

Am Ende mussten die Deutschen Christen einsehen, dass sie in den abgrundtiefen Graben geraten waren, von dem Karl Barth sprach. Von den echten Christen wurden sie als verwirrte nationalistische Irrlehrer angesehen, während sie den rabiaten Antisemitismus der Nazis auf der anderen Seite des Abgrunds nie zufriedenstellen konnten. Ein hoher Nazi schrieb der Gestapo einen Brief, in dem er bitter darüber klagte, dass auf Gedenkfeiern für Kriegsgefallene die *Melodie* des Liedes «Jerusalem, du hochgebaute Stadt» gespielt wurde. Es wurde gar nicht der Text gesungen, aber die blosse Melodie, die ja an den Text erinnerte, war für diesen Mann unerträglich. (Eben dieses Lied hatte übrigens Paula Bonhoeffer 1918 für die Beerdigung des im Ersten Weltkrieg gefallenen Walter ausgesucht.)

12. KAPITEL

DER KIRCHENKAMPF BEGINNT

Wenn man in einen falschen Zug einsteigt, nützt es nichts, wenn man im Gang entgegen der Fahrtrichtung läuft.

DIETRICH BONHOEFFER

Etappensieg

Anfangs waren die Deutschen Christen auf der Hut und äusserten radikalere Ansichten nur hinter vorgehaltener Hand. Für den flüchtigen Beobachter gab ihre Reichstagung im April 1933 ein mustergültiges Beispiel an theologischer Nüchternheit ab. Umso mehr drängten sie darauf, die deutschen Kirchen in einer «Reichskirche» zu vereinigen, – alles andere, so meinten sie, erinnere an die politische Zersplitterung der Weimarer Republik. Doch jetzt war die Zeit des Zusammenschlusses unter dem «Führer» und der «Gleichschaltung», und die Kirche hatte den Weg zu weisen.

Nach der Reichstagung waren viele Christen in Deutschland offen für die Idee einer vereinigten Reichskirche. Nur wenige wussten, wie dies geschehen sollte, – Hitler hatte umso konkretere Vorstellungen. Als sich im Mai 1933 in Loccum ein von den Kirchen eingesetztes dreiköpfiges Kollegium traf, um über die Zukunft der Kirche zu beraten, witterte Hitler seine Chance. Er schob dem Trio als Kuckucksei ein viertes Mitglied unter, den bereits erwähnten ehemaligen Marinepfarrer Ludwig

Müller, der ihm als Reichsbischof vorschwebte. Doch in diesem Mai wollte Hitlers Plan noch nicht gelingen, eine Kirche nach seinen Vorstellungen zu schaffen.

Die Kirchenführer einigten sich auf einen eigenen Kandidaten für das Amt des Reichsbischofs, und dieser war nicht Müller, sondern Friedrich von Bodelschwingh: ein zurückhaltender, bekannter, hoch geachteter Mann und Leiter der Bodelschwingschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld, eines Heims für psychisch und epileptisch Kranke.

Am 27. Mai wurde Bodelschwingh von den Landeskirchenführern, noch bevor die geplante neue Kirchenverfassung in Kraft treten konnte, zum Reichsbischof gewählt. Die Deutschen Christen gingen sofort zum Angriff über und versuchten, die Wahl mit allen Mitteln rückgängig zu machen. An der Spitze der Attacken stand Müller, der forderte, dass die «Stimme des Volkes» gehört werden müsse. Viele Deutsche fanden diese Angriffe schockierend und geschmacklos. Bodelschwingh war ein anständiger und dabei gänzlich unpolitischer Mann, der die Wahl fair gewonnen hatte.

Trotz des Gebrülls seiner Widersacher zog Bodelschwingh nach Berlin und trat sein Amt an. Als Erstes bat er Martin Niemöller um Hilfe. Pastor Niemöller war im Ersten Weltkrieg U-Boot-Kommandant gewesen und hatte für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhalten. Die Nazis hatte er anfangs als die Helden willkommen geheissen, die endlich die Würde Deutschlands wiederherstellen, die Kommunisten aus dem Land jagen und für Sitte und Anstand sorgen würden. Er war der Meinung gewesen, dass Hitler sich weder in kirchliche Angelegenheiten einmischen würde noch die Juden verfolgen würde. Bestimmt würde der Sieg der Nationalsozialisten die nationale Erweckung bringen, für die Niemöller so lange gebetet hatte.

Doch schon bald erkannte er, dass Hitler ihn betrogen hatte. Als er sich darauf gegen Hitler wendete, tat er dies ohne jede Hemmungen. Die Predigten in seiner überfüllten Kirche in Dahlem, einem durch Villen und Parkanlagen geprägten Viertel in Berlin, stiessen auf offene Ohren – nicht zuletzt bei der Gestapo. Niemöller wusste, dass Gestapoleute in den Bänken sassen, und verspottete sie von der Kanzel herab. Wenn irgendjemand ausserhalb des Militärs eine Bewegung gegen Hitler anführen konnte, dann war es Niemöller. Es war um die Zeit der Wahl Bodel-

schwings, dass Niemöller Bonhoeffer kennenlernte und eine zentrale Rolle im Kirchenkampf zu spielen begann.

Die Attacken der Deutschen Christen machten Bodelschwings kurze Amtszeit immer schwerer. Mitten in dem Getümmel, am 18. Juni, wurde Bonhoeffers Studienfreund Franz Hildebrandt zum Pfarrer ordiniert. Er war Jude, und die Frage seiner Zukunft in der Kirche stand im Raum. Was würde aus der Kirche werden, wenn sich die Scharfmacher durchsetzten? Bonhoeffer war bei Hildebrandts Ordination zugegen, die in der historischen Nikolaikirche in Berlin stattfand. In dieser Kirche war schon Hildebrandts grosses Vorbild, der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt, ordiniert worden und mehrere Jahre Pfarrer gewesen. Bonhoeffer kannte etliche von Paul Gerhardts Liedern auswendig; sie sollten ihm während seiner Inhaftierung zu einer grossen Kraftquelle werden.*

Die öffentlichen Attacken der Deutschen Christen gingen weiter, und am 19. Juni hielten sie an der Universität Berlin eine Versammlung ab. Sie hatten in den Universitäten Fuss gefasst, und die Studenten begannen, gegen Bodelschwing zu agitieren. Bonhoeffer und viele seiner Studenten gingen zu der Versammlung.

Bonhoeffer selbst griff nicht in die Diskussion ein, sondern überliess dies seinen Studenten. Er hatte vor, zusammen mit ihnen den Saal demonstrativ zu verlassen, falls die Deutschen Christen wieder Ludwig Müller als Reichsbischof vorschlugen. Genauso kam es auch – und zu Bonhoeffers Überraschung gingen neunzig Prozent der Anwesenden aus dem Saal. Es war eine schallende Ohrfeige für die Deutschen Christen, die zeigte, wie unbeliebt sie sich in den vergangenen Wochen gemacht hatten.

Die Studenten, die den Saal verlassen hatten, hielten daraufhin eine eigene Versammlung am Hegeldenkmal ab. Aber nicht alle, die hier gegen die Deutschen

* Bis 1922 war der Pfarrer der Nikolaikirche ironischerweise Dr. Wilhelm Ludwig Wessel, der Vater von Horst Wessel, dessen Lied «Die Fahne hoch» so etwas wie die Nationalhymne der Nazis wurde («Horst-Wessel-Lied»).

Christen protestierten, waren auch gegen Hitler. Man fand die Versuche der Deutschen Christen, nationalsozialistisches Gedankengut in die Kirchen hineinzutragen, zwar zu radikal, aber die meisten Anwesenden betrachteten sich trotzdem als deutsche Patrioten, die ihrem Land – und seinem «Führer» – ergeben waren.

Und so erklärten die Rebellen ihre Loyalität zu Hitler. Bonhoeffer selbst berichtet, dass «ein Student ein Heil auf den Herrn Reichskanzler ausbrachte, in das die Menge einstimmte».²⁹⁸

Drei Tage später fand eine weitere Versammlung statt. Diesmal sprach Bonhoeffer. Seine Worte sind schwer zu deuten. Er schien die Hoffnung noch nicht aufgegeben zu haben, dass man den Konflikt in der Kirche gütlich beilegen konnte. Er begann mit der Feststellung, dass Gott die deutsche Kirche durch diesen Kampf demütig machen wolle und dass niemand stolz und rechthaberisch sein dürfe. Das Gebot der Stunde heiße Demut und Busse. Vielleicht würde aus dem Kampf etwas Gutes erwachsen, aber der Weg dahin führe nur durch Demut und Busse, führte er weiter aus. Bonhoeffer deutete erstmals seinen später noch öfter geäußerten Gedanken an, dass diejenigen, die Äusserlichkeiten, wie zum Beispiel Rasse, zum Kriterium für rechten Glauben und Gemeindegliederung machen, eben die «Gesetzlichen» sind und darum die «Schwachen im Glauben». Die «Starken im Glauben» sind frei von solcher Gesetzlichkeit. Doch sie, die recht hätten, müssten sich hüten, darüber hochmütig zu werden. Er verwies auf Römer 14 und die «schwachen Brüder», die besonderer Gnade und Hilfe bedurften. Fragte er sich vielleicht, ob sich die Gegner des Arierparagrafen um der Gesamtheit der Kirche und der «Schwachen» willen mit dem Paragrafen arrangieren sollten?

Seine Ausführungen waren mit dieser Kennzeichnung von «stark» und «schwach» ziemlich radikal, müssen im Rückblick jedoch als den Deutschen Christen zu sehr entgegenkommend erscheinen. Bonhoeffer dachte sogar schon in diesem Zusammenhang laut über die Einberufung eines Konzils nach, wie es sie in der alten Kirche gegeben hatte. Später, bei der Konferenz in Fanö, bekam dieser Gedanke ein ganz anderes Gewicht. Er glaubte, der Heilige Geist könne zu ihnen

allen sprechen und die Probleme lösen, wenn sie nur wirklich Kirche wären. Aber seine Zuhörer waren ganz überwiegend liberale Theologen, für die solche Dinge wie Konzilien, Irrlehren oder Schismen aus dem Museum stammten. Er rief die Kirche auf, sich wie Kirche zu verhalten, aber sein Appell stiess auf taube Ohren.

Zwei Tage später war dies alles Schnee von gestern, weil der Staat gegen die Kirche vorging und eigenmächtig Staatskommissare für die Kirchenprovinzen ein- und die ehemaligen Leiter kurzerhand absetzte. Bodelschwing trat aus Protest zurück. Jetzt begann der Kirchenkampf richtig. Am 28. Juni liess Müller das Kirchenbundesamt in Berlin durch SA-Leute besetzen. Am 2. Juli verhaftete ein SA-Kommando erstmals einen Pastor. Die Pastoren in der Opposition hielten Bussgottesdienste ab und riefen zur Fürbitte auf. In dem folgenden Chaos konnte Bodelschwing Hindenburg besuchen, um ihm seine Sicht der Dinge zu erklären, und Hindenburg versprach, Bodelschwings Anliegen Hitler vorzutragen.

Bonhoeffer, der merkte, wie schwach und zerstritten die Opposition gegen Hitler und die Deutschen Christen war, verlor allmählich die Hoffnung, dass positive Schritte Erfolg versprechend waren. Die Lage war deprimierend. Müller und die Deutschen Christen scheuten sich nicht, die Staatsmacht einzusetzen, um ihre Ziele zu erreichen, und sie taten dies mit einigem Erfolg. Doch Bonhoeffer und Hildebrandt sahen eine Möglichkeit: dass die Kirchen sozusagen in den Streik gegen den Staat traten, um ihre Unabhängigkeit zu demonstrieren. Wenn der Staat die Kirche nicht Kirche sein liess, dann würde die Kirche eben aufhören, mit dem Staat positiv verbunden zu sein und zum Beispiel keine Beerdigungen mehr durchführen. Es war eine brillante Idee.

Wie später noch öfter, waren die meisten der kompromissbereiten Kirchenführer der Meinung, dies gehe zu weit. Bonhoeffers Vorschlag war ihnen nicht geheimer, zwang er sie doch, in den Spiegel zu schauen und sich ihrem eigenen Versagen zu stellen. So wie später die politisch kompromittierten Führer des deutschen Militärs vor einem Putsch gegen Hitler zurückschreckten, so schreckten jetzt die

theologisch kompromittierten protestantischen Kirchenmänner zurück: In den Streik treten – zu solch einem Skandal konnten sie sich nicht aufrufen. Und sie nutzten die Chance nicht, schon jetzt Widerstand zu leisten.

Die Kirchenwahlen

Hitler verfolgte derweil seine eigenen Pläne für die Kirche. Er wusste, wie man mit diesen protestantischen Pfarrern verfahren musste. «Man kann mit ihnen machen, was man will», sagte er einmal. «Es sind kleine dürftige Subjekte, unterwürfig bis zum Handkuss, und sie schwitzen vor Verlegenheit, wenn man sie anredet.»²⁹⁹

Mit dem Zynismus, mit dem er jede «Wahl» anging, schrieb er plötzlich neue Kirchenwahlen zum 23. Juli 1933 aus. Sehr viel zu wählen gab es dabei nicht, denn angesichts der Machtmittel, über die die Nazis verfügten, war klar, wer gewinnen würde. Die Nazis schreckten vor keinen Einschüchterungsmethoden zurück; wer sich offen gegen die Deutschen Christen stellte, riskierte es, des Landesverrats beschuldigt zu werden. Und da die Wahlen bereits in einer Woche stattfinden sollten, war praktisch keine Zeit zum Aufbau einer ernst zu nehmenden Opposition.

Aber Bonhoeffer nahm die Herausforderung an. Die Jungreformatorische Bewegung, die am 9. Mai von Theologen gegründet worden war und sich für Bodelschwinghs Wahl eingesetzt hatte, stellte Kandidaten auf, und Bonhoeffer und seine Studenten schrieben und vervielfältigten Flugblätter. Am Abend des 17. Juli, bevor die Flugblätter verteilt werden konnten, drang die Gestapo in das Büro der Jungreformatoren ein und konfiszierte sie. Die Deutschen Christen hatten einen Formfehler in der Gestaltung der Kandidatenliste der Jungreformatoren gefunden, so dass die Gestapo die Flugblätter ganz legal einkassieren konnte.

Aber Bonhoeffer liess sich nicht einschüchtern. Im Mercedes seines Vaters fuhr er mit Gerhard Jacobi zum Hauptquartier der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse. Jacobi hatte im Ersten Weltkrieg zwei Eiserne Kreuze verliehen bekom-

men, und um zu zeigen, was für gute Deutsche sie waren, trug er beide an der Brust, als sie in die Höhle des Löwen traten.

Im fensterlosen Keller dieses Gebäudes sollte Bonhoeffer später, nach dem gescheiterten Anschlag vom 20. Juli 1944, in Haft sitzen. Jetzt, 1933, lebte er noch in einem Deutschland, das man auf Recht und Gesetz hinweisen konnte. Mit dem Selbstvertrauen von jemandem, der seine Rechte kannte und den Mumm hatte, sie einzufordern, marschierte Bonhoeffer mit Jacobi in das Haus und verlangte den Chef der Gestapo, Rudolf Diels, zu sehen. Es gelang ihnen, Diels zu zeigen, dass es sich um einen klaren Fall von Wahlbehinderung handelte (die illegal war), und sie bekamen einen Teil der Flugblätter zurück, mit der Auflage, den von den Deutschen Christen monierten Listennamen «Liste Evangelische Kirche» durch das neutralere «Evangelium und Kirche» zu ersetzen. Diels drohte den beiden, sie persönlich haftbar zu machen, falls weiter Flugblätter in der alten Version verteilt würden.

Während die Deutschen Christen und die Jungreformatoren ihren Kirchenwahlkampf führten, zeigte Hitler, dass er auch mit den Katholiken umzugehen wusste. Er hatte im Stillen mit ihnen verhandelt, und am 20. Juli verkündete er den Abschluss eines Konkordats zwischen dem Deutschen Reich und dem Vatikan. Es war ein grosser Propagandaerfolg, schien dieses Konkordat doch zu zeigen, dass man mit Hitler vernünftig reden konnte und dass er für die Kirchen keine Gefahr darstellte. Der Text des Konkordats begann mit folgenden Worten:

Seine Heiligkeit Papst Pius XI. und der ‚Deutsche Reichspräsident,‘ von dem gemeinsamen Wunsche geleitet, die zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu festigen und zu fördern, gewillt, das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und dem Staat für den Gesamtbereich des Deutschen Reiches in einer beide Teile befriedigenden Weise dauernd zu regeln, haben beschlossen, eine feierliche Übereinkunft zu treffen ...

In Artikel 1 hiess es:

Das Deutsche Reich gewährleistet die Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion.

Es anerkennt das Recht der katholischen Kirche, innerhalb der Grenzen des für alle geltenden Gesetzes, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten und im Rahmen ihrer Zuständigkeit für ihre Mitglieder bindende Gesetze und Anordnungen zu erlassen.³⁰⁰

Diese Worte sollten sich schon in ein paar Jahren als blosse Worthülsen erweisen, aber für den Augenblick leisteten sie ihren Dienst und streuten der skeptischen Welt Sand in die Augen.

Drei Tage später fanden die erwähnten Kirchenwahlen statt. Wie nicht anders erwartet, waren sie ein Erdbeben zugunsten der Deutschen Christen, die beinahe siebenzig Prozent der Stimmen erhielten. Doch die Hauptneuigkeit lautete: Ludwig Müller wird neuer Reichsbischof. Denn bei diesen Mehrheitsverhältnissen war klar, dass die künftig zusammentretende Reichssynode ihn wählen würde. Müller galt weithin als ungehobelter Hinterwäldler, dem Frauengeschichten nachgesagt wurden und der nicht vor deftigen Kraftausdrücken zurückschreckte, zeigte er damit doch, dass er ein rechter deutscher Kerl war – und nicht einer dieser gelehrten Herren Theologen. Hinter seinem Rücken wurde er der «Reibi» genannt – eine Abkürzung von «Reichsbischof». Für Bonhoeffer und die anderen Glieder der späteren Bekennenden Kirche war die Wahl eine denkbar schlechte Nachricht. Bonhoeffer hatte nach dem Sieg der Deutschen Christen die Wahl Müllers zum Reichsbischof noch mit internationaler Hilfe zu verhindern versucht. Doch seine Bemühungen blieben erfolglos.³⁰¹

Müller und die Deutschen Christen hatten den politischen Kampf gewonnen, aber Bonhoeffer und die anderen Jungreformatoren waren keineswegs bereit, den theologischen Kampf verloren zu geben. In gewissem Sinne befreite sie die politische Niederlage für den Kampf auf einer anderen Ebene. Sie gingen nunmehr dar-

an, ein konkretes «Bekenntnis» zu formulieren, das die Dinge auf den Punkt bringen und die Deutschen Christen zwingen würde, Farbe zu bekennen. Pastor Niemöller glaubte, dass dies in der gegenwärtigen Situation die angebrachte Antwort war, und es war nicht zuletzt er, der die Jungreformatoren auf diesen Weg brachte:

Ist theologisch ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der reformatorischen Lehre und dem, was die DC [Deutschen Christen] verkündigen? Wir fürchten: Ja! – Sie sagen: Nein! – Diese Unklarheit muss bereinigt werden durch ein zeitgemässes Bekenntnis. Wenn es nicht von der anderen Seite kommt – und es hat nicht den Anschein, dass es bald kommen wird –, so muss es von uns kommen, – und es muss so kommen, dass die anderen dazu Ja oder Nein sagen 302 müssen ...

Für den September war eine Nationalsynode angesetzt, und es schien das Beste, dieses Bekenntnis bis dahin fertigzustellen. Bonhoeffer und Hermann Sasse fuhren zu Bodelschwingh, der nach seinem Rücktritt als Reichsbischof wieder in Bethel weilte, und im August 1933 formulierten sie dort das Dokument, das als das «Betheler Bekenntnis» bekannt werden sollte.

13. KAPITEL

DAS BETHELER BEKENNTNIS

Die Frage ist wirklich Germanismus oder Christentum und je bälde der Konflikt offen zutage tritt, desto besser.

DIETRICH BONHOEFFER

Zu Besuch bei Bodelschwingh

Im Frühsommer 1933 wurde Bonhoeffer über Theodor Heckel eine Stelle als Pfarrer einer deutschsprachigen Gemeinde in London angeboten. Heckel, der Bonhoeffer durch die Ökumene kannte, leitete die Auslandsabteilung der Kirche, die für die deutschsprachigen Gemeinden im Ausland zuständig war – in der «Diaspora», wie es offiziell hiess. Die Chance war verlockend, Deutschland und seine politischen Probleme hinter sich zu lassen, umso mehr, als auch Franz Hildebrandt daran dachte, nach London zu gehen. Bevor Bonhoeffer sich nach Bethel aufmachte, reiste er also nach London, um sich die Pfarrstelle anzusehen.

Er verliess Deutschland nach den Kirchenwahlen vom 23. Juli. Am 30. Juli predigte er vor den beiden Gemeinden, die ihn eingeladen hatten. Die eine, die reformierte Kirche St. Paul, lag im Londoner *East End*, die andere in Sydenham, einem südlichen Vorort von London, wo auch das Pfarrhaus, unterhalb eines gepflegten Parks gelegen, stand. Beide Gemeinden waren von Bonhoeffer angetan.

Heckel hatte ihn seinem scheidenden Amtskollegen als Mann empfohlen, der «ein ganz ausgezeichnete jüngerer Geistlicher» sei und verschiedene Sprachen

spreche. «Dass er unverheiratet ist, kommt ausserdem noch als ein besonderer paulinischer Vorzug hinzu.»³⁰³ Doch schon bald sollte Heckels Begeisterung stark nachlassen.

Im Anschluss an die London-Reise fuhr Bonhoeffer nach Bethel. Er hatte viel von Bethel gehört, doch *so* hatte er es sich nicht vorgestellt. Die Betheler Heime (*Bethel* stammt aus dem Hebräischen und bedeutet «Haus Gottes») waren 1867 als christliches Heim für Epileptiker entstanden: Um 1900 bestand Bethel aus verschiedenen Anstalten, die insgesamt mehr als 1'500 Personen Platz boten. Bodelschwinghs Sohn übernahm die Leitung nach dem Tod seines Vaters 1910, und als Bonhoeffer die Heime besuchte, fand er eine richtige kleine Stadt mit Schulen, Kirchen, Bauernhöfen, Fabriken, Geschäften und Schwesternheimen vor. Es gab Krankenhäuser und andere Pflegeeinrichtungen sowie Waisenhäuser. So etwas hatte Bonhoeffer bisher nicht gesehen. Dahinter stand das genaue Gegenteil der Macht-Ideologie nach Friedrich Nietzsche: Evangelium, das Fleisch und Blut geworden war, – eine Oase der Barmherzigkeit, wo die Schwachen und Hilflosen in einer geradezu greifbar christlichen Atmosphäre Hilfe und Pflege erhielten.

Bonhoeffer besuchte die Betheler Gottesdienste. Seiner Grossmutter schrieb er über die Epilepsiekranken: «Und diese Situation der wirklichen Wehrlosigkeit öffnet diesen Menschen vielleicht viel deutlicher einen Einblick in gewisse Wirklichkeiten der menschlichen Existenz, die eben doch im Grunde wehrlos ist, als das uns Gesunden je gegeben sein kann.»³⁰⁴ Doch bereits jetzt, 1933, bewegte das Anti-Evangelium Hitlers sich auf die staatlich verordnete Ermordung dieser Wehrlosen zu, die ebenso wie die Juden als Ballast für Deutschland galten. Immer häufiger wurden Behinderte als «nutzlose Esser» oder «lebensunwertes Leben» bezeichnet. 1940 würden die Nazis beginnen, mit der Vernichtung dieser Menschen Ernst zu machen. Bonhoeffer weiter in seinem Brief an die Grossmutter: «Es ist ja ein glatter Wahnsinn, wenn man heute meint, das Kranke einfach durch Gesetze beseitigen zu können oder zu sollen. Das ist schon fast ein Turmbau zu Babel, der sich rächen muss.»³⁰⁵

Bonhoeffer benutzte den Turmbau zu Babel gerne als Bild für die «religiösen» Versuche der Menschen, aus eigener Kraft den Himmel zu erreichen; hier verband

er ihn mit der nationalsozialistischen Weitsicht à la Nietzsche, die das Starke pries und das Schwache verachtete und ausmerzte. Wieder ging es hier um Leistung, dort um Gnade.

Gegen Ende der Dreissigerjahre nahm der staatliche Druck auf Werke wie Bethel zu, und als der Krieg begann, verlangten die Nazis von ihnen, ihre Patienten zur Tötung («Euthanasie») freizugeben. Bodelschwingh stand mit an der vordersten Front im Kampf gegen das Euthanasieprogramm, doch 1940 hatte er praktisch verloren. Auch Karl und Dietrich Bonhoeffer kämpften mit. Bonhoeffer brachte Bodelschwingh mit seinem Vater in Kontakt, damit dieser Bethel vor der Auslieferung von Patienten bewahren könne, indem er ärztliche Gutachten erstellte. Denn im nationalsozialistischen Staat gab es keinen Raum für Schwache und Kranke. Doch im August 1933 lagen diese Schrecken noch in der Zukunft, und Bethel war noch eine Oase des Friedens und ein lebendiges Zeugnis der Höhen echter christlicher deutscher Kultur.

Das Bekenntnis – zu radikal?

In dem erwähnten Brief an seine Grossmutter schildert Bonhoeffer auch die Fortschritte, die seine Arbeit an dem Betheler Bekenntnis machte:

Unsere Arbeit hier macht uns viel Freude und viel Mühe. Wir wollen versuchen, die Deutschen Christen zu stellen auf das, was sie wollen. Ob es uns gelingt, ist mir allerdings sehr zweifelhaft. Denn selbst wenn sie jetzt in den Formulierungen offiziell nachgeben, so ist der Druck, der hinter ihnen steht, doch so stark, dass er früher oder später alle Versprechungen sprengen muss. Es wird mir immer klarer, dass wir eine grosse völkische Nationalkirche bekommen werden, die das Christentum in seinem Wesen nicht mehr erträgt und dass wir uns auf völlig neue Wege, die wir dann zu gehen haben werden, gefasst machen müssen. Die Frage ist wirklich Germanismus oder Christentum

und je bälde der Konflikt offen zutage tritt, desto besser. Die Verschleierung ist am allergefährlichsten.³⁰⁶

Das Hauptziel von Bonhoeffer und Sasse beim Verfassen des Betheler Bekenntnisses war eine präzise Darstellung der Grundlagen des wahren, historischen christlichen Glaubens und ihre Abgrenzung von der unausgegorenen «Theologie» Müllers. Es ging darum, die Unterschiede zwischen beiden Seiten deutlich zu machen. Vor allem nahm das Betheler Bekenntnis klar Stellung zur damals sogenannten Judenfrage.³⁰⁷

Nach anderthalb Wochen Arbeit war Bonhoeffer zufrieden. Doch nun schickte Bodelschwingh das Dokument zur Durchsicht an zwanzig namhafte Theologen. Als diese mit ihren Änderungen fertig waren, waren vorher deutliche Linien verschwommen, strittige Punkte glatt gehobelt, starke Aussagen abgeschwächt. Ein entsetzter Bonhoeffer weigerte sich, seine Unterschrift darunter zu setzen. Wie später noch so oft, musste er tief enttäuscht feststellen, dass seine Mitchristen nicht fähig waren, klar Stellung zu beziehen. Immer wieder waren sie zu konzilient, zu bemüht, es nicht mit ihren Gegnern zu verderben. Aus dem Betheler Bekenntnis war ein wortreiches Kompromissdokument geworden. In der Endversion war sogar von der «freudigen Mitwirkung» an den Zielen der Obrigkeit die Rede.

Bonhoeffer beschloss, das Angebot anzunehmen, als Pastor der deutschsprachigen Gemeinden nach London zu gehen. Doch zunächst zog er sich nach Friedrichsbrunn zurück, um seine Wunden zu lecken und über die Zukunft nachzudenken. Der Misserfolg beim Betheler Bekenntnis war ein starker Faktor bei seiner Entscheidung für London, denn er wusste nicht recht, was er in dem Kirchenkampf noch tun konnte. Aber er wollte nicht vor Mitte Oktober nach London, da im September die altpreuussische Generalsynode tagen würde, die er nicht versäumen wollte. Darüber hinaus wollte er an der ökumenischen Tagung in der bulgarischen Hauptstadt Sofia teilnehmen.

Zu der Synode wollte er vor allem, um zu sehen, ob es den bekennnistreuen Kräften gelingen würde, den Arierparagrafen abzuwenden, der es Judenchristen –

auch solchen, die bereits ordiniert waren! – verbieten würde, als Geistliche zu dienen. Eine rückwirkende Anwendung des Arierparagrafen hätte bedeutet, dass Franz Hildebrandts Pastorenlaufbahn zu Ende war, noch bevor sie begonnen hatte.

In den Wochen vor der Synode brachte Bonhoeffer von ihm verfasste Thesen unter dem Titel «Der Arier-Paragraph in der Kirche» in Umlauf, in denen er seine Position darlegte, vor allem im Lichte der Entwicklungen seit April, als er «Die Kirche vor der Judenfrage» geschrieben hatte. Er wies darin die von den Deutschen Christen vertretene Theologie zurück, welche die Rasse als eine «Ordnung Gottes» über die in der Taufe begründete Kirchengemeinschaft stellte, und ebenfalls den Gedanken, dass ein Ausschluss der Juden aus der Kirche neue Chancen für die Evangelisation bedeute. Er stellte weiter fest, dass die deutschen Pfarrer in einer Kirche nicht länger dienen konnten, die ihnen Privilegien gab, die Geistliche jüdischer Abstammung nicht hatten. Damit stellte er die Weichen in Richtung einer von der Reichskirche getrennten Bekennenden Kirche. Als Theodor Heckel vom Kirchlichen Aussenamt von Bonhoeffers Thesen erfuhr, beschloss das Aussenamt, dass es ihn nicht als Vertreter der deutschen Kirche nach London entsenden würde, falls er die Thesen nicht zurückzöge.

Selbst viele von Bonhoeffers Mitstreitern fanden, dass manche Aussagen der Thesen gegen den Arierparagrafen zu weit gingen. Niemöller spielte immer noch mit dem Gedanken, sich mit dem Arierparagrafen in der Kirche abzufinden. Er fand ihn schlimm, aber er war (noch) nicht bereit, deswegen die Einheit der Kirche aufs Spiel zu setzen. Bonhoeffer hatte diese Art von Pragmatismus hinter sich gelassen. Das Argument mit dem «schwachen Bruder», mit dem er selber noch im Juni geliebäugelt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr massgeblich zu sein. Er war zu der Überzeugung gelangt: Eine Kirche, die nicht bereit ist, für die Juden in ihrer Mitte aufzustehen, ist nicht die wahre Kirche Jesu Christi; hier gab es für ihn kein Wenn und Aber mehr.

Wie üblich war er den anderen weit voraus. Manche fragten sich, ob er es mit seiner ablehnenden Haltung nicht übertrieb. War es nicht klüger, sich den Deutschen Christen anzuschliessen, um sie gleichsam von innen heraus zu bekämpfen?

Doch auf solche Vorschläge erwiderte Bonhoeffer: «Wenn man in einen falschen Zug einsteigt, nützt es nichts, wenn man im Gang entgegen der Fahrtrichtung läuft.»³⁰⁸

Die Braune Synode

Die Generalsynode der Evangelischen Kirche der altpreuussischen Union, Bonhoeffers Landeskirche, fand am 5. und 6. September 1933 in Berlin statt. Sie wurde fast völlig von den Deutschen Christen dominiert; die Mehrzahl der Delegierten trugen die braunen Hemden der Naziuniform, was ihr den Spitznamen «Braune Synode» einbrachte. Es war eher ein NS-Parteitag als eine kirchliche Synode. Als Pastor Jacobi einen Antrag einbringen wollte, ignorierte man ihn demonstrativ. Vertreter der Minderheit wurden niedergeschrien. Aber der Antrag, auch *bereits ordinierte* Nichtarier aus der Kirche zu entfernen, wurde nicht verabschiedet; auch nicht der Antrag, die Ehegatten von Nichtariern aus ihren Ämtern zu entfernen. Das war zwar positiv, aber unter den Umständen nicht viel.

Am Abend des 6. September trafen sich mehrere Vertreter der Opposition im Haus von Pastor Jacobi, am 7. September traf man sich bei Niemöller. Für Bonhoeffer und Hildebrandt war die Zeit reif für eine Trennung von der Reichskirche. Eine Kirchensynode hatte hochoffiziell beschlossen, eine Gruppe von Menschen allein aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit vom kirchlichen Amt auszuschließen; damit hatten die Deutschen Christen sich eindeutig vom wahren christlichen Glauben entfernt. Bonhoeffer und Hildebrandt riefen die Anwesenden dazu auf, ihr Amt niederzulegen. Aber sie waren einsame Rufer in der Wüste, – ausser ihnen war niemand bereit, so weit zu gehen.

Noch nicht einmal Karl Barth. Am 9. September schrieb Bonhoeffer dem grossen Theologen und fragte ihn, ob der *status confessionis* jetzt gegeben sei: «Mehreren unter uns liegt jetzt der Gedanke der Freikirche sehr nahe .. ,»³⁰⁹ Barth stimmte zwar zu, meinte jedoch: Die Spaltung dürfe nicht von ihnen ausgehen.

Man solle vielmehr warten, bis die Kirche diejenigen, die Widerstand leisteten, ausschliessen würde, und so lange den Protest von innen fortsetzen. Barth wörtlich: «Das Schisma muss, wenn es kommt, von der anderen Seite kommen.» Sie sollten warten, bis «der Zusammenstoss an einer noch zentraleren Stelle erfolgt».³¹⁰

Bonhoeffer und Hildebrandt fragten sich, was denn noch zentraler sein könne als der Arierparagraf. Bonhoeffer war von Barths Antwort so befremdet, dass er ihm von seinem Entschluss, nach London zu gehen, erst schrieb, als er schon dort war. (Denn er wusste: – Barth hätte ihm sowieso von der Stelle in London abgeraten.)

Die Antwort der kirchlichen Opposition auf die Braune Synode war der *Pfarrernotbund*, der bald zu einem Begriff werden sollte. Er war die Frucht der Erklärung, die Niemöller und Bonhoeffer am 7. September verfassten. Bonhoeffer und Hildebrandt hatten die anderen nicht davon überzeugen können, dass es an der Zeit war, die Reichskirche zu verlassen. Doch vielleicht war ja wenigstens ein Dokument möglich, das ihre Position darlegte. Der offizielle Protest an die Adresse der Braunen Synode trug den Titel «An die Nationalsynode», denn noch im selben Monat sollte in Wittenberg eine Nationalsynode tagen.

Bevor die Erklärung an die Kirchenleitung ging, schickte man sie an Bodelschwingh, der eine leicht abgeänderte Version an Reichsbischof Müller schickte. Niemöller verschickte die Erklärung an Pastoren in ganz Deutschland. Sie enthielt vier Hauptpunkte. Erstens erklärten die Unterzeichner ihre Übereinstimmung mit der Bibel und den historischen Glaubensbekenntnissen der Kirche. Zweitens versprachen sie, alles zu tun, um die Treue der Kirche zu Bibel und Bekenntnis zu schützen. Drittens sagten sie den durch die neuen Regelungen oder durch irgendwelche Zwangsmassnahmen Betroffenen finanzielle Unterstützung zu. Und viertens lehnten sie den Arierparagrafen ohne Wenn und Aber ab. Zur grossen Überraschung von Niemöller, Bonhoeffer und den anderen Beteiligten war die Reaktion auf die Erklärung äusserst positiv. Am 20. Oktober schlossen sich die Pastoren in ganz Deutschland, die dieses Manifest unterzeichnet hatten, zu einer neuen Organi-

sation, dem *Pfarrernotbund*, zusammen, – bis Ende des Jahres hatte er 6'000 Pastoren als Mitglieder. Dies war ein grosser erster Schritt hin zu dem, was bald als die *Bekennende Kirche* bekannt werden sollte.

In der zweiten Septemberhälfte 1933 nahm Bonhoeffer an einer ökumenischen Tagung des *Weltbundes für Internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen* in Sofia teil. Eine andere ökumenische Organisation, der er verbunden war, tagte ebenfalls auf der Balkanhalbinsel, im jugoslawischen Novi Sad: Unter dem Namen *Life and Work* (Deutsche Bezeichnung: *Allgemeine Konferenz der Kirche Christi für Praktisches Christentum*) wurde sie von George Bell geleitet, der Bischof von Chichester in Südengland war. Hier zeigte sich, dass Theodor Heckel, der Bonhoeffer für die Pfarrstelle in London empfohlen hatte, nur zu bereit war, mit den Deutschen Christen zusammenzuarbeiten. Als offizieller Vertreter der deutschen Kirche in der Ökumene malte er in Novi Sad ein äusserst rosiges Bild der grotesken Ereignisse auf der Braunen Synode. Bonhoeffer wurde davon berichtet, und er fand Heckels Verhalten widerwärtig.

Das einzig Gute war, dass nicht alle Delegierten der Tagung Heckels Version der Ereignisse schluckten. Auf den Antrag Bells hin verabschiedete die Konferenz eine Erklärung, welche die tiefe Sorge der «Vertreter der verschiedenen Kirchen in Europa und Amerika» zum Ausdruck brachte, «besonders im Blick auf die harten Massnahmen, die gegen Personen jüdischer Herkunft ergriffen wurden».³¹¹ Bell würde bald ein enger Verbündeter Bonhoeffers in diesem Kampf werden, und Bonhoeffer sollte jahrelang ein Pfahl in Heckels Fleisch sein – als die furchtlose, hartnäckige Stimme, die Bell (und durch Bell der ganzen Welt) die Wahrheit darüber sagte, was in der Kirche in Deutschland wirklich geschah.

Die ökumenische Bewegung sollte in den kommenden Jahren ein Verbündeter Bonhoeffers sein, aber ähnlich wie seine Sympathisanten in der deutschen Kirche war sie meist nicht bereit, seiner radikalen Linie zu folgen. Doch es gab auch standhaftere Verbündete. Einer von ihnen war der dänische Bischof Ove Waldemar Aamundsen, der sich zusammen mit anderen ökumenischen Führern privat mit Bon-

hoeffer in Sofia traf. Bonhoeffer konnte ihnen ausführlich über die Lage in Deutschland berichten. Sie hörten ihm ernst zu und beteten anschliessend für ihn, es war eine Geste, die Bonhoeffer tief bewegte.

Bonhoeffer schlug der Ökumene vor, die offizielle Anerkennung der «neuen» deutschen Kirche unter Reichsbischof Müller aufzuschieben und zunächst eine Delegation nach Deutschland zu entsenden, die sich vor Ort selbst ein Bild machen sollte. Er wusste, dass es den Nazis durchaus nicht egal war, wie die Welt sie sah, sodass die ökumenische Bewegung hier einigen Einfluss besass, den sie nutzen sollte.

Die Konferenz in Sofia verabschiedete eine Resolution zur Judenfrage, die noch gezielter war als die von Novi Sad: «Insbesondere bedauern wir die Tatsache, dass die Massnahmen des Staates gegen die Juden in Deutschland eine solche Wirkung auf die öffentliche Meinung gehabt haben, dass manche Gruppen die jüdische Rasse für minderwertig halten.»³¹² Die Konferenz in Sofia protestierte auch gegen die Aktionen der deutschen Kirche gegen Pfarrer und Kirchenbeamte, «die nun eben einmal durch Geburt nicht-arisches sind»; sie hielt dies «für eine Verleugnung der ausdrücklichen Lehre und des Geistes des Evangeliums von Jesus Christus».³¹³ Dies waren deutliche Worte, die Heckels Stellung in der Kirche spürbar beschädigten.

Bonhoeffer kehrte nach Deutschland zurück, um an der Wittenberger Nationalsynode teilzunehmen. Bewusst hatte man Wittenberg als Tagungsort gewählt, um von der Symbolkraft der Lutherstadt zu profitieren. Inzwischen hatten 2'000 Personen die Erklärung des Pfarrernotbundes unterschrieben. Für die Fahrt zur Synode hatte Bonhoeffer den Mercedes seines Vaters und einen Chauffeur zur Verfügung. Franz Hildebrandt und ihre gemeinsame Freundin Gertrud Staewen fuhren mit. Sie verliessen die Wangenheimstr. 14 in der Frühe eines wunderbaren Herbstmorgens. Im Kofferraum waren Kisten mit der Erklärung des Pfarrernotbundes, – am Nachmittag würden sie die Flugblätter zusammen mit Freunden in Wittenberg verteilen und an die Bäume heften.

Mit Schaudern sahen die drei im Auto, dass sich unter dem Fenster von Ludwig Müller eine Ehrenwache formiert hatte. In Wittenberg schickten Bonhoeffer

und Hildebrandt Müller ein Telegramm, in welchem sie um seine Stellungnahme zu dem Arierparagrafen baten, den er in seiner Rede am Vormittag nicht erwähnt hatte. Es kam natürlich keine Antwort. Müller wurde auf der Synode einstimmig zum Reichsbischof gewählt. Die Wahl fand in der Schlosskirche statt, über Luthers Grab. Hildebrandt bemerkte süffisant, dass Luther sich jetzt in seinem Grab umdrehe.

Die offizielle Amtseinführung Müllers als Reichsbischof sollte am 3. Dezember im Dom zu Magdeburg stattfinden. Die Deutschen Christen hatten auf der ganzen Linie gesiegt. Wieder überlegten Bonhoeffer und Hildebrandt, ob die einzige Lösung die Trennung von der Reichskirche sei.

Im Oktober richtete Bonhoeffer seinen Blick Richtung London. Sein Pastorat würde in zwei Wochen beginnen, aber Heckel eröffnete ihm, dass er angesichts seiner jüngsten Aktivitäten vielleicht zu Hause bleiben müsse. Heckel wollte damit Druck auf ihn ausüben, seine Position zu ändern, doch da war er bei Bonhoeffer an den Falschen geraten. Bonhoeffer erklärte ihm: Er würde kein Wort von dem zurücknehmen, was er gesagt oder geschrieben habe. Er könne auch nicht versprechen, sich in London nicht «ökumenisch» zu betätigen. Er verlangte in dem Gespräch sogar einen Termin bei Reichsbischof Müller.

Das Gespräch mit Müller fand am 4. Oktober statt. Bonhoeffer erklärte ihm, dass er in England nicht die deutsche Reichskirche vertreten und weiter Vorträge für die ökumenische Bewegung halten würde. Als der halbgebildete Müller ihn aufforderte, seine Unterschrift unter der Erklärung des Pfarrernotbundes zurückzuziehen, verweigerte er dies und begann, das Augsburger Bekenntnis zu zitieren – auf Lateinisch. Müller, dem es anders zumute wurde, schnitt ihm schliesslich das Wort ab und liess ihn nach London gehen, aus Angst, dass Bonhoeffer ihm zu Hause womöglich noch mehr Probleme bereiten würde.

Bonhoeffer hatte seine Loyalität zu Deutschland erklärt, aber er verweigerte jede Loyalitätserklärung gegenüber dem nationalsozialistischen Staat. Dies sollte auch in Zukunft seine Linie sein: entschiedene Loyalität zur Kirche und zu Deutschland, aber kein Jota Loyalität zu Müllers Pseudokirche oder zu der Dikta-

tur, die vorgab, das grosse Land und die grosse Kultur, die er liebte, zu repräsentieren.

Deutschland verlässt den Völkerbund

Am 14. Oktober, zwei Tage bevor Bonhoeffer nach London fuhr, erklärte Hitler, zur Freude der meisten Deutschen, den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund. Wie so viele seiner besonders kühnen Schritte, stellte Hitler auch diesen als etwas dar, das ihm von aussen aufgezwungen worden war. Er hatte vom Völkerbund kurz zuvor die volle «Gleichberechtigung» für Deutschland gefordert – will sagen: das Recht, seine Streitkräfte ab sofort auf das gleiche Niveau hochzurüsten wie das der anderen europäischen Mächte. Als der Völkerbund dies, wie nicht anders zu erwarten, verweigerte, erklärte Hitler den Austritt.

Er setzte darauf, dass der Völkerbund sich nicht zu Massnahmen gegen Deutschland würde aufraffen können und dass das deutsche Volk ihm zujubeln würde, wenn er weitere Ketten der Demütigung abwarf, die der Vertrag von Versailles Deutschland angelegt hatte. In beiden Punkten hatte er die Lage völlig richtig eingeschätzt.

Wie immer hatte Hitler ein geradezu unheimliches Gespür für die Stimmung im Lande (die er zum Teil selbst geschaffen hatte). Tatsache war, dass zu diesem Zeitpunkt die meisten Deutschen hinter ihm standen. Sie konnten nicht ahnen, was bald kommen würde. Doch einige sahen klarer, nicht zuletzt, ja mit an erster Stelle, Bonhoeffer und Hildebrandt.

Doch noch nicht Martin Niemöller. Wie damals viele andere aus dem bekennenden Lager im Kirchenkampf, trennte er völlig zwischen Kirche und Staat. Die kirchlichen Machenschaften der Deutschen Christen und die politischen Massnahmen Hitlers hatten für ihn nichts miteinander zu tun. Und so schickte Niemöller – im Namen des Pfarrernotbundes, wohlgemerkt – jetzt dem «Führer» ein Glückwunschtelegramm, in dem er diesen der Loyalität und Dankbarkeit der Kirche versicherte.³¹⁴

Bonhoeffer und Hildebrandt waren über Niemöllers Blindheit entsetzt – der Jude Hildebrandt so sehr, dass er ablehnte, als Niemöller ihm eine Stelle im Pfarrernotbund anbot. In einem Brief an Niemöller machte er seinem Herzen Luft. Er und Bonhoeffer waren oft die Prediger in der Wüste, selbst unter den Weggefährten im Pfarrernotbund. «Mir ist völlig unverständlich», schrieb Hildebrandt in seinem Brief, «wie man im gleichen Augenblick den politischen Schritt in Genf mit Freude begrüßen kann, ohne dasselbe deutliche Nein zu der Kirche zu sagen, die uns die ‚Gleichberechtigung‘ fort und fort verwehrt ...»³¹⁵ – Viele Jahre später, nachdem er acht Jahre als persönlicher Gefangener Hitlers im KZ verbracht hatte, schrieb Niemöller folgende berühmt gewordenen Worte:

Als die Nazis die Kommunisten holten,
habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Sozialdemokraten einsperrten,
habe ich geschwiegen, ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie mich holten,
gab es keinen mehr, der protestieren konnte.³¹⁶

Als Hitler den Austritt aus dem Völkerbund erklärte, verband er dies geschickt mit einer Volksabstimmung, die am 12. November stattfinden sollte. Er kannte das Ergebnis der Abstimmung natürlich im Voraus, zumal die Nazis mittlerweile die Medien und das Geld unter ihrer Kontrolle hatten.

Auch der Zeitpunkt des Referendums war geschickt gewählt. Der 12. November war der Tag nach dem 15. Jahrestag des Waffenstillstands von 1918 – der Demütigung Deutschlands durch die alliierten Kriegssieger. Für den Fall, dass dies nicht allen klar war, sagte Hitler in einer Rede: «Sorgt dafür, dass dieser Tag als der Tag der Befreiung in die Geschichte unseres Volkes eingehen wird; dass man sagen wird: an einem 11. November verlor das deutsche Volk seine Ehre, aber dann kam fünfzehn Jahre später ein 12. November, an dem das deutsche Volk seine Ehre selbst wieder herstellte.»³¹⁷

Und so bestätigten die Deutschen Hitler erneut als ihren Führer und gaben ihm «demokratisch» das Recht, ihren Feinden und allen, die sie einst so gedemütigt hatten, eine Nase zu drehen. Jetzt würden Frankreich, England und die USA sehen, mit wem sie es zu tun hatten ...

Die Deutschen Christen gehen zu weit

Es waren gute Zeiten für die Nazis. Am Tag nach dem Referendum beschlossen die Deutschen Christen, dieses mit einer Grosskundgebung an ihrem Lieblingsort, dem Berliner Sportpalast, zu feiern. Die grosse Halle war mit Nazifahnen und Bannern mit der Aufschrift «Ein Reich, ein Volk, eine Kirche» geschmückt. Zwanzigtausend waren gekommen, um den Führer der Berliner Deutschen Christen zu hören, einen überkandidelten Studienrat namens Reinhold Krause. Dies war sein Augenblick in der Sonne, und er war entschlossen, ihn zu nutzen – und tat dies so gründlich, dass er sich und den Deutschen Christen schweren Schaden zufügte.

Krause, der nicht bedachte, dass seine Rede nicht nur im Sportpalast gehört werden würde, liess jede Hemmung fahren und sagte unverblümt das, was er und die anderen radikaleren Köpfe unter den Deutschen Christen schon lange untereinander gesagt, aber bisher nicht öffentlich geäussert hatten. An diesem Tag fiel die Maske der Mässigung ab, mit der sie den meisten Deutschen begegnet waren.

Mit groben Worten forderte Krause die deutsche Kirche auf, alles «Jüdische» in ihr ein für alle Mal auszumerzen. Als Erstes rief er zur «Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral, von diesen Viehhändler- und Zuhältergeschichten» auf.³¹⁸ Das stenografische Protokoll vermerkt an dieser Stelle «anhaltenden Beifall». Aber auch das Neue Testament müsse revidiert werden, – sein Jesus habe in Einklang mit dem Nationalsozialismus zu stehen, und die Kirche müsse sich hüten vor einer «übertriebenen Herausstellung des Gekreuzigten», denn die Lehre vom Kreuz sei pessimistisch und deprimierend, also jüdisch, und Deutschland brauche Hoffnung und Sieg! Krause spottete auch über «die ganze Sündenbock- und Minderwertigkeitstheologie des Rabbiners Paulus»³¹⁹ und sah im Symbol des Kreuzes einen lächerlichen Überrest des Judentums, der für einen Nationalsozialisten unannehmbar sei. Er verlangte, dass jeder deutsche Pastor den persönlichen Treueid auf Hitler leiste und jede Kirche in Deutschland entschlossen den Arierparagrafen übernehme.³²⁰

Für Krause war es der Auftritt seines Lebens, für die Deutschen Christen ein fataler Fehler. Als am nächsten Morgen die Zeitungen über die Kundgebung berichteten, waren die meisten Leser schockiert. Man wünschte sich zwar eine Kirche, die den Deutschen eine Perspektive eröffnete und ihnen half, sich über die Kriegsniederlage und den gottlosen Kommunismus zu erheben. Aber was Krause gemacht hatte – die Bibel und Paulus offen verspotten –, das ging zu weit. Von diesem Augenblick an war die Bewegung der Deutschen Christen zu dem von Barth zitierten Abgrund verdammt: Die normalen Protestanten betrachteten sie als nicht zu ihnen gehörend, als offene Irrlehrer und fanatische Nazis, und die meisten Nationalsozialisten, die ja keine Christen waren, fanden sie einfach lächerlich.

Die Nazis benutzten die Deutschen Christen, solange sie ihnen nützlich waren, – sollten sie ruhig das Unmögliche versuchen. Aber das Projekt war fehlgeschlagen. Müller hielt sich noch eine Weile, aber sein Stern bei Hitler begann zu sinken. Als das nationalsozialistische Experiment gescheitert war, starb Müller Ende Juli 1945 – vermutlich hatte er den Freitod gewählt.³²¹

14. KAPITEL

BONHOEFFER IN LONDON

1933-1935

Und ich glaube, die ganze Christenheit muss mit uns darum beten, dass das «Widerstehen bis aufs Blut» kommt und dass Menschen gefunden werden, die es erleiden.

DIETRICH BONHOEFFER

Auf der Flucht?

Im Sommer 1933, nach Heckels Angebot des Pastorats in London, überlegte Bonhoeffer, was er tun sollte. Es gab zwei Hauptgründe, das Angebot anzunehmen. Erstens gab es ihm eine Gelegenheit, sich in richtiger Gemeindegarbeit zu üben. Er sah allmählich, dass die Überbetonung des Intellektuellen, Kopfmässigen in der theologischen Ausbildung Pastoren produzierte, die zwar wussten, wie man theologisch dachte, jedoch nicht, wie man im Alltag als Christ lebte, – und es war ihm immer wichtig, beides miteinander zu verbinden. Und zweitens hatte er das Bedürfnis, einmal Abstand zu gewinnen zu dem Kirchenkampf in Deutschland und einen Blick für das grössere Bild zu gewinnen, das seiner Meinung nach weit über den Tellerrand der Kirchenpolitik hinausging. In einem Brief an Erwin Sutz schrieb er:

Und obwohl ich mit vollen Kräften in der kirchlichen Opposition mitarbeite, ist es mir doch ganz klar, dass *diese* Opposition nur ein ganz vorläufiges Durchgangsstadium zu einer ganz anderen Opposition ist, und dass die Männer dieses ersten Vorgeplänkels zum geringsten Teil die Männer jenes zweiten

Kampfes sind. Und ich glaube, die ganze Christenheit muss mit uns darum beten, dass das «Widerstehen bis aufs Blut» kommt und dass Menschen gefunden werden, die es erleiden.³²²

Selbst seine engsten Verbündeten, wie Franz Hildebrandt, konnten nicht sehen, was er sah. Er schien sich in schwindelnden prophetischen Höhen zu bewegen und in der Ferne Dinge zu sehen, die für seine Weggenossen unsichtbar waren. Es muss für ihn wie für sie frustrierend gewesen sein. Durch Jean Lasserre war seine tiefe Liebe zur Bergpredigt gewachsen, und diese Liebe öffnete ihm die Tür zu der Sichtweise, die er jetzt gegenüber den Tagesgeschehnissen und der Zukunft besass.

Er sah eine neue und tiefere Dimension. Während Hildebrandt, Niemöller und Jacobi überlegten, wie sie Müller besiegen konnten, musste Bonhoeffer an die höchste Berufung Gottes denken: an den Ruf in die Nachfolge und deren Preis. Er dachte an Jeremia und Gottes Ruf ins Leiden, ja vielleicht den Tod. Während er sich überlegte, was der nächste Schritt im Kirchenkampf und gegenüber Heckel sein sollte, stand ihm gleichzeitig diese Tiefendimension vor Augen. Er grübelte über die tiefe Berufung Christi, in der es nicht um Erfolg und Siegen ging, sondern um die Hingabe an Gott, wohin diese auch führen mochte. In dem Brief an Sutz fährt er fort:

Einfach erleiden – darum wird es dann gehen, nicht Fechten, Hauen, Stechen, – das mag für das Vorgefecht noch erlaubt und möglich sein, der eigentliche Kampf, zu dem es vielleicht erst später kommt, muss einfach ein glaubendes Erleiden sein ..³²³

Und ein paar Zeilen zuvor: «Es geht ja schon längst nicht mehr um das, um das es dort zu gehen scheint; die Fronten liegen ja ganz wo anders.»³²⁴

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Bonhoeffer hier prophetisch dachte, dass er sah, was auf ihn zukam: dass der Punkt kommen würde, an

dem er nichts anderes mehr tun könnte, als treu zu leiden und in seiner Zelle Gott zu preisen und ihm zu danken für das ungeheure Vorrecht, für ihn leiden zu dürfen.

Bonhoeffer hoffte, dass er auf der Ebene des kirchenpolitischen «Vorgeplänkels» von jenseits des Ärmelkanals mehr ausrichten könne als in Deutschland. In London wäre er nicht so sehr unter der Fuchtel der Reichskirche, stünde er nicht so sehr unter dem wachsamen Auge der Regierung in Berlin. Und er hätte alle Freiheit, seinen Bekannten aus der Ökumene zu sagen, was sich tatsächlich in Deutschland abspielte – das wäre von Deutschland aus nicht möglich gewesen.

Während dieses seines Aufenthalts in London trat er in nähere Verbindung mit dem Mann, der ihm ein lieber Freund und der wichtigste Ansprechpartner in der Ökumene werden sollte: George Bell, Bischof von Chichester.

Es gab nur noch einen anderen Mann in der Welt, dessen Einfluss und Freundschaft Bonhoeffer so viel bedeuteten wie seine Beziehung zu Bischof Bell dies tun würde, und dieser Mann war Karl Barth. Aber Barths offensichtliche Zurückweisung von sofortigem Handeln bei der Frage, ob die Übernahme des Arierparagrafen durch die Braune Synode einen *status confessionis* bedeutete, war für Bonhoeffer schwer zu verdauen gewesen, und er hatte Barth zunächst nichts von seinen London-Plänen geschrieben. Erst am 24. Oktober, etwa eine Woche nach seiner Ankunft in London, meldete er sich wieder bei ihm, – er schrieb unter anderem:

Wenn man überhaupt in solchen Entscheidungen nachher ganz bestimmte Gründe ausfindig machen will, so war, glaub ich, einer der stärksten, dass ich mich den Fragen und Ansprüchen, die an mich herantraten, einfach innerlich nicht mehr gewachsen fühlte. Ich fühlte, dass ich mich unbegreiflicherweise gegen alle meine Freunde in einer radikalen Opposition befände, ich geriet mit meinen Ansichten über die Sache immer mehr in die Isolierung, obwohl ich persönlich in nächster Beziehung mit diesen Menschen stand und blieb – und

das alles machte mir Angst, machte mich unsicher, ich fürchtete, dass ich mich aus Rechthaberei verrennen würde – und dabei sah ich gar keinen Grund dafür, dass ich jetzt gerade diese Dinge richtiger und besser sehen sollte, als so manche ganz tüchtige und gute Pfarrer, zu denen ich einfach aufsehe ..³²⁵

Am 20. November kam Barths Antwort:

Lieber Herr Kollege!

Sie können schon aus dieser Anrede entnehmen, dass ich gar nicht daran denke, Ihren Abmarsch nach England anders denn als ein vielleicht persönlich notwendiges Zwischenspiel zu betrachten. Sie hatten, da Sie diese Sache nun einmal im Sinn hatten, sehr recht, meinen weisen Rat dazu nicht erst einzuholen. Denn ich würde Ihnen bedingungslos und wahrlich unter Aufführung schwersten Geschützes davon abgeraten haben. Und da Sie mich nun nachträglich wegen dieser Sache anreden, kann ich Ihnen wahrlich nichts Anderes zurufen als: Schleunigst zurück auf Ihren Berliner Posten! ... Sollten Sie mit Ihrem schönen theologischen Rüstzeug, und dazu noch eine solche Germanengestalt wie Sie, sich nicht fast ein wenig genieren etwa vor einem Mann wie Heinz Vogel, der verhutzelt und aufgeregt wie er ist, einfach immer wieder da ist, seine Arme kreisen lässt wie eine Windmühle und «Bekenntnis, Bekenntnis!» schreit und in seiner Weise – in Kraft oder Schwachheit darauf kommt jetzt nicht so viel an – tatsächlich ablegt? ... Seien Sie froh, dass ich Sie nicht persönlich hier habe, denn ich würde sonst noch ganz anders eindringlich auf Sie losgehen mit der Forderung, Sie müssten jetzt alle noch so interessanten denkerischen Schnörkel und Sondererwägungen fallen lassen und nur das Eine bedenken, dass Sie ein Deutscher sind, dass das Haus Ihrer Kirche brennt, dass Sie genug wissen und was Sie wissen gut genug zu sagen wissen, um zur Hilfe befähigt zu sein und dass Sie im Grunde mit dem nächsten Schiff auf Ihren

Posten zurückkehren müssten! Nun, sagen wir: mit dem übernächsten! ... Sie werden ihn [diesen Brief] so freundschaftlich verstehen wie er gemeint ist. Wenn mir nicht so an Ihnen gelegen wäre, würde ich Ihnen nicht so ans Portepée greifen.

Mit herzlichem Gruss

Ihr [Karl Barth]³²⁶

Bischof George Bell

In diesem Londoner Herbst lernte Bonhoeffer, wie gesagt, Bischof George Bell näher persönlich kennen, der in seinem Leben von nun an eine solch grosse Rolle spielen sollte. An Bell würde Bonhoeffer seine letzten Worte richten – nur wenige Stunden vor seiner Hinrichtung. Bell und Bonhoeffer waren beide am 4. Februar geboren, Bell allerdings schon 1883. Bell und Karl Barth waren beide zwei Jahrzehnte älter als Bonhoeffer. Sie waren die einzigen Männer, die für Bonhoeffer jemals so etwas wie Mentoren waren. Seinen Freunden wie Franz Hildebrandt gegenüber (allerdings nie zu Bell selber) würde er bald liebevoll von «Onkel George» sprechen.

Bell war eine beeindruckende Persönlichkeit. Als Student am Christ Church College in Oxford hatte er einen bekannten Literaturpreis gewonnen, und nach seiner Ernennung zum *Chaplain* des berühmten Erzbischofs Randall Davidson schrieb er dessen Biografie, die mit ihren mehr als 1400 Seiten zum Standardwerk werden sollte. Nach dem Ersten Weltkrieg engagierte Bell sich in der ökumenischen Bewegung und wurde einer ihrer führenden Männer. Durch die ökumenische Arbeit traf er auf Bonhoeffer, der sein wichtigster Draht zu den dramatischen Entwicklungen in Deutschland wurde.

Als Dompropst von Canterbury hatte Bell ein Kunstfestival ins Leben gerufen, zu dem er später unter anderem auch Dorothy L. Sayers und Christopher Fry als Gastautoren einlud und nicht zuletzt T.S. Eliot, dessen Drama *Murder in the Cathedral* über die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury Thomas Becket im

im Jahr 1170 er in Auftrag gab. Das am 15. Juni 1935 in der Kathedrale von Canterbury uraufgeführte Stück hatte eine deutliche Stossrichtung gegen das NS-Regime. Bell lud auch Mahatma Gandhi nach Canterbury ein und über ihn lief später der Hauptkontakt zwischen Gandhi und Bonhoeffer.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und England waren damals verwickelt. Hitler war sehr darum bemüht, als Staatsmann zu erscheinen, dem die internationale Gemeinschaft vertrauen konnte, und in den Dreissigerjahren zählte er viele Mitglieder des englischen Adels zu seinen Sympathisanten und Freunden. Bischof Bell war Hitler nicht wohlgesonnen. Im Herbst 1933, als die Amtseinführung Ludwig Müllers als Reichsbischof bevorstand, schickten die Nazis zwei führende Deutsche Christen nach England: Joachim Hossenfelder und Professor Karl Fezer. Sie sollten auf einer Goodwill-Tour die Sympathien der Anglikanischen Kirche gewinnen. Eingeladen hatte sie Frank Buchman, Gründer der Oxford-Gruppe.

Buchman war kein Nazi. Er war ein prominenter evangelikaler Christ, dessen Haltung zu Hitler typisch für viele damalige Menschen war, die das Beste wollten, aber politisch blind waren. Hatte Deutschland nach den Wirren von Weimar nicht am Abgrund gestanden? Bezeichnete Hitler sich nicht als Feind des gottlosen Bolschewismus und als Freund der Kirchen? Und Buchman sah es ja als seine Aufgabe an, gerade die Mächtigen zu Christus zu bekehren. Er hegte die naive Hoffnung, bei Hitler werde ihm dies gelingen, und dazu musste er natürlich Brücken zu ihm und den Deutschen Christen bauen. Die Aufforderung Jesu, «klug wie die Schlangen» zu sein (Matthäus 10,16), schien er vergessen zu haben.

Aber Hossenfelders und Fezers Propagandabesuch war nicht so erfolgreich, wie sie gehofft hatten. Die britische Presse legte gegen Hitlers Abgesandte gesunden Argwohn an den Tag. Bis auf ein paar Pluspunkte bei dem hitlerfreundlichen Bischof von Gloucester, Arthur Cayley Headlam, konnten die beiden wenig auf ihrem Konto verbuchen.

Bonhoeffer war umso grösserer Erfolg beschert. Seine erste persönliche Begegnung mit George Bell fand am 21. November in der Residenz des Bschofs in

Chichester statt. Die beiden wurden rasch Freunde. Da sich Bell im vergangenen April in Berlin aufgehalten hatte, als die Deutschen Christen ihre Reichstagung abhielten, kannte er die Lage in Deutschland besser, als Bonhoeffer erwartet hatte. Nach seiner Rückkehr nach England hatte er die internationale Gemeinschaft im Namen der Ökumene öffentlich auf den Antisemitismus aufmerksam gemacht, den er in Berlin erlebt hatte. Im September hatte er dann eine Resolution mitgetragen, die den Arierparagrafen und seine Annahme durch die deutsche Kirche verurteilte. In den kommenden Jahren sollte Bonhoeffer die Hauptinformationsquelle für Bell über die Vorgänge in Deutschland sein.

Bell, der 1937 Mitglied im britischen Oberhaus wurde, brachte diese Informationen an die britische Öffentlichkeit, oft durch Leserbriefe an die *Times*. Es kann kein Zweifel bestehen, dass Bell und Bonhoeffer massgeblich zur Mobilisierung der britischen öffentlichen Meinung gegen Hitler und das Dritte Reich beitrugen.

Pfarrdienst in London

Das Pfarrhaus, in dem Bonhoeffer in London wohnte, lag in dem Vorort *Forest Hill* im Süden der Stadt. Seine Wohnung bestand aus zwei grossen Räumen im ersten Stock des Pfarrhauses, einem verwinkelten viktorianischen Gebäude, das zwischen Bäumen und Gärten am Südhang eines Hügels lag. Die meisten der übrigen Räume des Hauses wurden von einer privaten deutschen Schule genutzt. Die Wohnung war zugig und kalt, und Bonhoeffer war ständig dabei, die nächste Erkältung zu bekommen. Die kleinen Münzgasöfen in den Kaminen konnten die Wohnung kaum aufwärmen. Dazu kam die Mäuseplage. Bonhoeffer und Hildebrandt (der fast drei Monate bei ihm zu Gast war) gaben den Kampf gegen die Mäuse schliesslich auf und bewahrten alle Essensvorräte in Dosen auf.

Paula Bonhoeffer tat ihr Bestes, um ihrem siebenundzwanzigjährigen unverheirateten Sohn in seinem neuen Domizil zu helfen. Sie schickte ihm mehrere Mö-

belstücke und den grossen Bechsteinflügel, den er fleissig spielte, und vermittelte ihm eine Haushälterin.

Selbst aus dieser Entfernung gelang es Bonhoeffer, über den Kirchenkampf daheim in Deutschland auf dem Laufenden zu bleiben. Alle paar Wochen fuhr er auf Besuch nach Berlin, und wenn er nicht in Berlin war, telefonierte er mit jemandem dort, zum Beispiel mit Gerhard Jacobi, Martin Niemöller oder seiner Mutter, die ebenfalls im Kirchenkampf aktiv war und ihrem Sohn jede Information, derer sie habhaft werden konnte, weitergab. Bonhoeffer telefonierte so viel nach Deutschland, dass die Post einmal seine riesige monatliche Telefonrechnung reduzierte, ob nun aus Mitleid oder weil sie nicht glauben konnte, dass sie stimmte.

Hildebrandt kam am 10. November in London an. Bonhoeffer hatte ihm versprochen, ihn am Bahnhof Victoria abzuholen – aber wo war Bonhoeffer? Hildebrandt beschloss, im Pfarrhaus anzurufen, doch kannte er die Nummer nicht und konnte fast kein Englisch. Er war gerade dabei, der Telefonvermittlung radebrechend sein Problem zu erklären, als Bonhoeffer an die Telefonzelle klopfte. Bonhoeffer war klar: Hildebrandt musste unbedingt Englisch lernen. So unterrichtete er ihn und schickte ihn von nun an einkaufen, um das neu Gelernte anzuwenden.

Zu Weihnachten schenkte er, nach wie vor der Englischlehrer, Hildebrandt eine englische Bibel – und liess ihn den Weihnachtsbaum besorgen. Am 1. Weihnachtstag gab es eine Überraschung: Wolf-Dieter Zimmermann kam zu Besuch; als Geschenk brachte er eine Strassburger Leberpastete mit. Er blieb zwei Wochen. Noch lange erinnerte er sich an die ständigen Diskussionen zwischen Bonhoeffer und Hildebrandt, die dabei aber stets gute Freunde blieben. Er schreibt:

Meistens frühstückten wir morgens etwa um elf Uhr. Ausgiebig und inhaltsreich. Dazu musste einer die «Times» besorgen, aus der wir uns über die letzten Ereignisse im deutschen Kirchenkampf orientierten. Danach ging dann jeder eigenen Aufgaben nach. Mittags um zwei Uhr traf man sich wieder zu einem leichten Imbiss. Es folgten Gespräche, unterbrochen von Musik; denn bei-

de spielten ausgezeichnet Klavier, allein oder zu zweit ... Viele Abende verbrachten wir gemeinsam im Haus, – nur gelegentlich lockten Kino oder Theater, waren Verpflichtungen zu erfüllen. Diese Abende waren typisch. Theologische Diskussion, Musizieren, Erzählen, Debattieren, – alles ging ineinander über, löste einander ab. Bis zwei oder drei Uhr nachts. Mit einer enormen Vitalität brach alles hervor.³²⁷

Ein Freund aus der Gemeinde sagte, dass viel gelacht wurde, wenn Bonhoeffer da war. Ständig scherzte er, ob nun mit oder ohne Worte. Es konnte passieren, dass er ein Klavierduett in der falschen Tonart begann, bis sein Partner merkte, dass er das absichtlich machte.

Bonhoeffer bekam ständig Besuch. Während Zimmermann bei ihm weilte, kam ein anderer Student aus Berlin. Alle staunten darüber, wie es Bonhoeffer und Hildebrandt gelang, in einem Dauerzustand des Disputs miteinander zu leben, ohne aneinanderzugeraten. Sie scheinen das permanente Theologengezänk genossen zu haben, – offenbar unterhielt es sie und war ein spielerisches Übungsfeld für ihre unglaubliche Schlagfertigkeit, die zum Grossteil über die Köpfe der Zuhörer ging. Hildebrandts Biografen schreiben, dass manchmal, «wenn die beiden wieder einmal diskutierten, Franz seine Trumpfkarte zog, worauf Dietrich aufblickte und sagte: ‚Wie, bitte? Das hab ich gerade nicht mitgekriegt.‘ Er hatte natürlich jedes Wort gehört, und die beiden Freunde bogen sich vor Lachen.»³²⁸

Auch Bonhoeffers Schwester Christine kam mit ihrem Mann, Hans von Dohnanyi, auf Besuch, ebenso seine Schwester Susanne mit ihrem Mann Walter Dress, der seit Jahren schon mit Bonhoeffer befreundet war und später zur Bekennenden Kirche gehören sollte. Sabine berichtet, dass Bonhoeffer in London einen Bernhardinerhund aufnahm und dass es ihn sehr mitnahm, als dieser von einem Auto überfahren wurde.

Bonhoeffer hatte zwei Gemeinden zu betreuen, die beide nicht gross genug waren, um sich einen eigenen Pfarrer leisten zu können. Die Gemeinde in Syden-

ham zählte zwischen dreissig und vierzig Personen (darunter viele Angehörige der deutschen Botschaft), die Gemeinde St. Paul etwa fünfzig, die meisten von ihnen Handwerker. Bonhoeffer bereitete seine Predigten genauso akribisch vor, als ob er vor Tausenden zu sprechen hatte. Er schrieb jede Predigt von Hand auf und schickte sie anschliessend seinen Freunden in Deutschland, unter anderem an Elisabeth Zinn.

Diese Auslandsdeutschen-Gemeinden in London waren denen in Barcelona nicht unähnlich. Wie bei den meisten solcher Auslandskirchen waren die kulturellen Bande zur Heimat stark, während das Theologische nicht so bedeutsam war. Wie in Barcelona belebte Bonhoeffer das Gemeindeleben durch neue Aktivitäten, unter anderem eine Sonntagsschule und eine Jugendgruppe. Zu Weihnachten liess er ein Krippenspiel und zu Ostern ein Passionsspiel einstudieren und aufführen.

Und ebenfalls wie in Barcelona, waren seine Predigten «schwer verdaulich» für die Gemeindeglieder, die leichtere Kost gewöhnt waren. Sie waren sogar noch strenger und anspruchsvoller geworden. Bonhoeffer hatte sich seit seiner Zeit in Barcelona stark verändert. Sein Leben war ernster, die Zukunft dunkler geworden, – er schien nicht um fünf Jahre, sondern um mehrere Jahrzehnte gereift. Eines der Zeichen des neuen Ernstes in seinen Predigten war seine Neigung zu eschatologischen Themen und eine geradezu greifbare Sehnsucht nach dem «Reich Gottes». In einem Brief an Gerhard und Sabine Leibholz schrieb er von der «starke[n] Sehnsucht ... nach wirklichem letzten Frieden, wo nun wirklich all das Elend und Unrecht und Lüge und Feigheit ein Ende hat.. ..».³²⁹ Vor fünf Jahren hatte er mit dem Kopf daran geglaubt, jetzt glaubte er mit dem Herzen.

15. KAPITEL

DER KIRCHENKAMPF VERSCHÄRFT SICH

Er ist Gefangener, er muss folgen. Der Weg ist vorgeschrieben. Es ist der Weg des Menschen, den Gott nicht mehr loslässt, der Gott nicht mehr losvird.



Die Frage, um die es in der deutschen Kirche geht, ist keine interne Angelegenheit mehr, sondern die Frage der Existenz des Christentums in Europa.

DIETRICH BONHOEFFER

Unruhestifter in London

Falls Heckel und Müller gedacht hatten, dass Bonhoeffer in London ruhiger werden und die Berliner Fragen ruhenlassen würde, hatten sie sich gründlich getäuscht. In London bereitete er ihnen fünfmal so viel Ärger wie zu Hause. London gewährte ihm Freiheit, die es in Berlin nicht gab, und er nutzte sie gut. Er vertiefte seine Beziehungen zur Welt der Ökumene und sorgte dafür, dass alle Bilder von Hitlers Deutschland, die in der englischen Presse einfach zu positiv dargestellt wurden, rasch durch Fakten richtiggestellt wurden.

Mit seinen ausserordentlichen Führungsqualitäten fing er bald an, auch das Meinungsbild der übrigen deutschen Pastoren in London zu prägen. So formte gerade er in dieser so entscheidenden Zeit die Einstellung der anderen (Einzelner oder der gesamten Gruppe) zur Reichskirche. Dank seiner Initiative würden sich alle

Deutschen Evangelischen Gemeinden Englands am 5. November 1934 von der Reichskirchenregierung lossagen, wie wir noch sehen werden. Unter all den Ländern, in denen es deutsche Gemeinden gab, fuhr nur eines diesen Kurs – nämlich England –, und das ging auf Bonhoeffers Engagement zurück.

Ein deutscher Pfarrer in England, dem sich Bonhoeffer besonders verbunden fühlte, war Julius Rieger, damals Anfang dreissig. In den kommenden Jahren sollte Pastor Rieger eng mit Bonhoeffer und Bischof Bell Zusammenarbeiten, und als Bonhoeffer 1935 nach Deutschland zurückging, wurde er der wichtigste deutsche Verbindungsmann zu Bell. Rieger war Pastor der St.-Georgs-Kirche im Londoner *East End*, die bald das Zentrum für die Flüchtlinge aus Deutschland wurde.

Bischof Bell engagierte sich so in der Arbeit mit deutschen Flüchtlingen, dass man ihn bald den «Flüchtlingsbischof» nannte. Als Sabine und Gerhard Leibholz Deutschland verlassen mussten, wurden sie durch Bell, Rieger und die St. Georgskirche mit Rat und Tat unterstützt. Es entwickelte sich auch eine Freundschaft zwischen Rieger und Franz Hildebrandt, der eine Pastorenstelle in der St. Georgskirche bekam, als er Deutschland 1937 verlassen musste.

Mitte November 1933, nach dem Fiasko der Deutschen Christen im Berliner Sportpalast, forderten die kirchlichen Oppositionskräfte Müllers Rücktritt. Müller sollte am 3. Dezember die offizielle Weihe als Reichsbischof empfangen, und die Reichskirche lud auch die deutschen Pastoren in England zu den Feierlichkeiten ein.

Die Kirchenleitung wusste, dass die schlecht bezahlten Pastoren dem Angebot eines kostenlosen Heimaturlaubs nur schwer würden widerstehen können, und ihre Anwesenheit würde ihre Verbindung zu Müller und der Reichskirche stärken und dem ganzen Unternehmen einen Anschein von Rechtmässigkeit verleihen.

Doch da hatte die Reichskirche die Rechnung ohne den Wirt gemacht. 'Bonhoeffer riet allen deutschen Pastoren in England dringend, sich nicht an dieser Kari-

katur einer Bischofsweihe zu beteiligen. Die meisten liessen sich überzeugen, die Übrigen bat er, den Besuch dazu zu nutzen, der Reichskirche eine Erklärung mit ihren Einwänden gegen Ludwig Müller zu überreichen. Unter dem Titel «Erklärung an die Reichskirchenregierung»³³⁰ wandte sie sich gegen die absurden Äusserungen und Schritte Müllers in den vergangenen Monaten. Müllers Bischofsweihe wurde schliesslich verschoben, sodass die Pfarrer das Dokument nicht persönlich abliefern konnten, – man schickte es stattdessen an die Führung der Reichskirche.

Nach dem Sportpalast-Skandal verloren die Deutschen Christen rapide an Boden. Müller machte eine Kehrtwendung und annullierte den Arierparagrafen, und der janusköpfige Heckel streckte in einem Brief Friedensfühler zu den deutschen Gemeinden in England aus, nach dem Motto: Lasset uns friedlich sein, es gibt doch nichts mehr, worum wir streiten müssten ...

Bonhoeffer konnte er damit nicht ködern. Er glaubte keine Minute lang, dass die Fortschritte von Dauer wären, und sie erwiesen sich denn auch als noch kurzlebiger, als er gedacht hatte. Bereits Anfang Januar annullierte Müller seine Annullierung, und der Arierparagraf war wieder da. Nicht ohne gebührende Vorbereitung: Am 4. Januar 1934 erliess Müller die als «Maulkorberlass» bekannt gewordene «Verordnung betreffend die Wiederherstellung geordneter Zustände in der Deutschen Evangelischen Kirche», die Diskussionen über den Kirchenkampf in kirchlichen Gebäuden sowie kirchlichen Zeitschriften untersagte, – Zuwiderhandelnden drohte die Entlassung. Aber mehr noch: Müller kündigte die Eingliederung der kirchlichen Jugendarbeit in die HJ (Hitlerjugend) an. Der Kirchenkampf war von Neuem entbrannt.

Bonhoeffer wusste, dass die deutschen Auslandsgemeinden damit drohen konnten, die Reichskirche einfach zu verlassen, und damit über ein Druckmittel verfügten, das die Heimatkirche nicht besass. Ein Austritt der deutschen Gemeinden in England aus der deutschen Mutterkirche wäre ein schwerer Schlag für das internationale Ansehen Deutschlands. Die Drohung kam in einem Telegramm von Baron Schröder, dem Vorsitzenden des «Verbandes der Deutschen Evangelischen

Gemeinden in Grossbritannien und Irland», an Müller offen zum Ausdruck: «Ich sehe als verhängnisvolle Folge voraus eine Trennung ausländischer deutscher Gemeinden von der Heimatkirche, die ich um der bisherigen Glaubensgemeinschaft willen aufs Schmerzlichste bedauern würde.»³³¹

Am Sonntag, den 7. Januar, schickten die deutschen Pfarrer in London folgendes Telegramm an die Reichskirchenleitung: «Um des Evangeliums und unseres Gewissens willen anschliessen uns der Erklärung des Notbundes und versagen Reichsbischof Müller unser Vertrauen.»³³² Dies kam einer Kriegserklärung gleich. In der ursprünglichen, von Bonhoeffer aufgesetzten Version hatte es sogar geheissen, dass die Pfarrer den Reichsbischof nicht länger anerkennen würden, – dies ging einigen jedoch zu weit, sodass man sich auf die mildere, aber immer noch brisante Formulierung «versagen unser Vertrauen» einigte. So nahe waren die Oppositionellen in der Kirche dem Rubikon des *status confessionis* noch nie gekommen. Sie würden ihn schon bald überschreiten.

Bereits einen Tag später überstürzten sich die Ereignisse. Am Montag, den 8. Januar, wollte der Pfarrernotbund einen Protestgottesdienst im symbolträchtigen Berliner Dom abhalten. Der Bau der hundertvierzehn Meter hohen, wuchtigen Kuppel war als protestantische Antwort auf den Petersdom in Rom gedacht. Kaiser Wilhelm II. hatte den Neubau des Domes in Auftrag gegeben, dessen Grundstein 1894 gelegt wurde. Unter dem Dom liegen die Gebeine der Hohenzollern'schen Könige und Kaiser begraben. So ist der Dom ein in Stein gegossenes Sinnbild der Verbindung zwischen Kirche und Staat, ein Gebäude von enormem Symbolwert. Doch der despotische Müller bekam Wind von den Plänen der Pastoren und erzwirkte ein polizeiliches Verbot. Er hatte politische Macht bekommen und zögerte nicht, sie einzusetzen.

Doch selbst Müller konnte die empörten Gläubigen nicht davon abhalten, sich stattdessen auf dem grossen Platz vor dem Dom zu versammeln, wo sie «Ein feste Burg ist unser Gott» sangen. Der Fehdehandschuh war geworfen. Am Donnerstag, den 11. Januar, schlurfte der greise Hindenburg in den Kampf und bestellte Müller

zu einer Unterredung, um eine weitere Eskalation zu verhindern. Der sechshundachtzig Jahre alte, nur noch Monate vor seinem Tod stehende Reichspräsident war ein letzter Repräsentant der ruhmreichen Vergangenheit Deutschlands unter dem Kaiser. Wenn einer Müller umstimmen konnte, dann er. Am 12. Januar traf sich Hindenburg mit Bodenschwingh und zwei weiteren Mitgliedern des Pfarrernotbundes, und am 13. Januar kam der Friedensschluss: Die oppositionellen Pfarrer zogen ihre Drohung, aus der Reichskirche auszutreten, zurück – bis auf Weiteres. Dass Hindenburg dieses kleine Wunder gelang, lag daran, dass schon in ein paar Tagen ein Treffen mit dem «grossen Mann des Friedens» stattfinden sollte.

Für den 17. Januar war ein Treffen beider Seiten mit Hitler vorgesehen. Anfang 1934 hielten viele in der Bekennenden Kirche, einschliesslich Niemöller, den Reichskanzler noch für den Vernünftigen in dieser Auseinandersetzung, der diese zu ihren Gunsten entscheiden würde. Das Problem schien einzig und allein beim kleingeistigen Fussvolk zu liegen. Es war doch Reichsbischof Müller, der die Kirche nazifizieren wollte, nicht Hitler, und ein Gespräch mit Hitler würde die Probleme ausräumen ... Und so hielt man inne und wartete auf das Gespräch mit dem «Führer». Nur noch vier Tage ...

Die Spannung war schier nicht auszuhalten. Dann verschob Hitler das Treffen. Er verschob es erneut, auf den 25. Januar. Die acht Tage zusätzlichen Wartens schienen eine Ewigkeit zu dauern.

Dank der fast täglichen Nachrichten von seiner Mutter konnte Bonhoeffer in England jedes Detail der Entwicklungen in Deutschland mitverfolgen. Die Beziehungen seiner Familie bescherten ihm Insiderinformationen, wie sie sonst kaum jemand erhielt. Und Paula Bonhoeffer berichtete nicht nur über das Drama, sie spielte darin selbst eine Rolle. Sie schrieb ihrem Sohn, es sei strategisch wichtig, Müller zu zeigen, dass der Waffenstillstand kein Friedensschluss war, und dass sie versucht hatte, Müller dies über ihren Schwager, General von der Goltz, zu signalisieren. Sie fuhr fort: «... wir hoffen auf eine Audienz beim alten Herrn [Hindenburg] für den Dahiemer [Niemöller].»³³³

Hindenburg schien in der Tat eine Schlüsselrolle einzunehmen. Er schien eine Schwäche für die bedrängte Bekennende Kirche zu haben, und man glaubte zu wissen, dass er der Meinung war, Hitler solle Müller entlassen. (Was man nicht wusste, war, dass Göring hinter Müller stand, den Hitler als willkommene Waffe gegen die aufmüpfigen Theologen betrachtete.) Und so schrieben die Londoner Pfarrer einen Brief an Hindenburg, und Bonhoeffer überredete Bell, ebenfalls einen Brief zu schreiben.

Hindenburg leitete den Brief der Pastoren an Hitler weiter, doch Hitler, dem Göring und die anderen gegen die Kirche eingestellten Handlanger in den Ohren lagen, war wenig geneigt, auf ihn einzugehen. Für ihn waren die Auslassungen der Londoner Pastoren ein weiterer Fall von jüdischer Gräuelpropaganda, – was bildeten sie sich ein? Heckel teilte den Pastoren mit, dass der «Führer» nicht begeistert war. Die Pastoren bezeichneten die Mitteilung als das, was sie war – eine kaum verhüllte Drohung. Doch sie liessen sich nicht einschüchtern. Sie warteten.

Gottes Gefangener

In dieser angespannten Wartezeit hielt Bonhoeffer seine berühmt gewordene Predigt über den Propheten Jeremia. Es war Sonntag, der 21. Januar. Eine Predigt über einen alttestamentlichen jüdischen Propheten war etwas Ungewöhnliches und in der Situation Provozierendes, aber das war noch das Wenigste. Schon die Einleitung war – typisch Bonhoeffer – fesselnd: «Jeremias hat sich nicht dazu gedrängt, Prophet Gottes zu werden. Er ist zurückgeschauert, als ihn plötzlich der Ruf traf, er hat sich gewehrt, er wollte ausweichen .. »³³⁴

Die Predigt spiegelte Bonhoeffers eigene schwierige Situation. Wohl kaum jemand von seinen Zuhörern wird begriffen haben, wovon er hier redete, geschweige denn die Predigt als Gottes persönliche Botschaft an die Gemeinde verstanden haben. An diesem Sonntag muss ihnen der brillante junge Pfarrer noch rätselhafter vorgekommen sein als sonst.

Bonhoeffer zeichnete ein dramatisches Bild des jungen Propheten. Gott war hinter ihm her, und er konnte nicht entkommen. Bonhoeffer sprach von dem «Pfeil des allmächtigen Gottes», der «das gehetzte Wild» erlegte. Wer war das Wild? Jeremia. Aber warum schoss Gott mit Pfeilen auf ihn? Doch da wechselte Bonhoeffer abrupt das Bild: «Dem Menschen ist ein Lasso über den Kopf geworfen und nun kommt er nicht mehr los ... Er ist Gefangener, er muss folgen. Der Weg ist vorgeschrieben. Es ist der Weg des Menschen, den Gott nicht mehr loslässt, der Gott nicht mehr loswird.»³³⁵ Die Predigt war nicht nur ernst, sie war niederschmetternd. Was wollte der junge Pastor? Vielleicht las er zu viele Bücher, brauchte mal etwas frische Luft. Und Jeremia brauchte eine kleine Aufmunterung nach diesem ersten Beginn, bestimmt würde sie bald kommen ...

Aber nichts dergleichen kam. Im Gegenteil:

Und dieser Weg führt mitten in die tiefste menschliche Schwachheit hinein. Ein verlachter, verachteter, für verrückt erklärter, aber für Ruhe und Frieden der Menschen äusserst gefährlicher Narr – den man schlägt, einsperrt, foltert und am liebsten gleich umbringt – das ist dieser Jeremias eben, weil er Gott nicht mehr loswerden kann.³³⁶

Falls Bonhoeffer sichergehen wollte, dass seine Gemeinde nie auf die Idee kommen sollte, sich zu sehr auf Gott einzulassen, wäre diese Predigt genau das Richtige gewesen. Er sprach davon, wie Gott Jeremia aus einer Qual in die nächste führte. Konnte es noch schlimmer kommen? Es konnte:

Und Jeremias war von unserem Fleisch und Blut, er war ein Mensch wie wir. Er leidet unter den dauernden Erniedrigungen, dem Spott, der Gewalt, der Brutalität der anderen, und so bricht er dann nach einer qualvollen Folterung, die eine ganze Nacht gewährt hatte, in dieses Gebet aus: «Herr, du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark geworden und

hast gewonnen.»³³⁷ Bonhoeffers Gemeinde war ratlos. Gott führt seinen geliebten Diener in Gefängnis und Qual? Hatten sie da nicht irgendetwas überhört? Doch sie hatten alles gehört!

Und was niemand von ihnen wissen konnte-. Pastor Bonhoeffer sprach hier zu einem Gutteil von sich selbst und seiner eigenen Zukunft, die Gott ihm vor Augen führte. Er begann gerade zu begreifen, dass auch er Gottes Gefangener war, wie die Propheten damals, dass Gott ihn ins Leiden rief – und dass gerade in dieser Niederlage und im Annehmen der Niederlage der Sieg bestand. Es war eine Predigt für alle, die Ohren zum Hören hatten, aber nur wenige hörten sie wirklich.

Phantast, Sturkopf, Friedensstörer, Volksfeind hat man ihn gescholten, hat man zu allen Zeiten bis heute die gescholten, die von Gott besessen und gefasst waren, denen Gott zu stark geworden war. Wie gern hätte Jeremias ... mit den anderen Friede und Heil geschrieben³³⁸...

Der Siegeszug der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Siegeszug Gottes und seines Evangeliums durch diese Welt schleift hinter dem Siegeswagen die Gebundenen und Gefangenen hinter sich her.

Dass er uns endlich an seinen Siegeswagen bände, dass wir doch, wenn auch gebunden und geschunden, an seinem Siege teilhätten!³³⁹

Das Treffen mit Hitler

Endlich kam der 25. Januar und das Gespräch mit Hitler. Es verlief nicht gut für die oppositionellen Pastoren, die gehofft hatten, dass der «Führer» ihnen recht geben und Müller eine Lektion erteilen würde. Und es war Niemöller, der bisher Hitlerfreundlichste in der Bekennenden Kirche, über den sich der Zorn Hitlers am stärksten ergoss.

Göring, der Niemöllers Telefon hatte abhören lassen, eröffnete das lang erwartete Treffen mit dem Verlesen der Niederschrift eines Anrufs, in welchem Niemöller abschätzig von Hindenburgs Einfluss auf Hitler gesprochen hatte.

Plötzlich und unvergesslich und für viele in dem Raum zum ersten Mal zeigte sich das wahre Gesicht Hitlers und seiner Gefolgsleute. Hitler war wütend: «Das ist ganz unerhört. Rebellion ... Ich werde mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung stehen, gegen diese Rebellion angehen.»³⁴⁰ Niemöller erinnerte sich später: «Ich war sehr verzagt ... Ich dachte: Was soll ich auf alle diese Klagen und Anklagen antworten? Er redete und redete und redete. Ich dachte: Lieber Gott, lass ihn aufhören.»³⁴¹

Als Niemöller sagte: «Wir sind doch alle für das Dritte Reich begeistert», explodierte Hitler: «Das Dritte Reich habe ich gebaut, kümmern Sie sich um Ihre Predigten!»³⁴² In diesem schmerzlich ernüchternden Augenblick zerbrach Niemöllers Vorstellung, dass das Dritte Reich eine rechtmässige Bewegung sei, etwas, das in der wirklichen Welt ausserhalb von Hitlers Kopf bestand. Mit einem Mal wurde ihm klar, dass das Dritte Reich aus dem Willen und den Wünschen des Mannes bestand, der da so tobte.

Der Rest des Treffens verlief nicht besser. Natürlich versicherten alle Anwesenden Hitler und *seinem* Dritten Reich ihrer Loyalität. Niemöller konnte anschliessend ein paar Worte mit Göring wechseln, was nichts daran änderte, dass er Predigtverbot bekam. Als das Gespräch vorbei war, stand der Sieger fest. Der ehemalige Marinepfarrer Müller war wieder einmal die Treppe hinaufgefallen.

Auch Heckels Stellung war gefestigt. Zwei Tage nach dem Gespräch schickte er ein Schreiben an alle Auslandspastoren, in dem er die Ergebnisse des Gespräches darlegte und hinzufügte: «Wie der Soldat an der Front nicht in der Lage ist, den Gesamtplan zu überblicken, sondern die ihm zunächst liegende Aufgabe zu erfüllen hat, so vertraue ich darauf, dass die Herren Auslandsgeistlichen zwischen dem unterscheiden, was ihre besondere Aufgabe und was die Aufgabe der Kirchenleitung für die Gestaltung der Deutschen Evangelischen Kirche in der Heimat ist.»³⁴³

Hier weitete ein führender Kirchenmann das Führerprinzip auf den Bereich von Kirche und Theologie aus und gebrauchte dazu ein Bild aus dem militärischen Bereich. Es muss deprimierend gewesen sein. Schlimmer noch: Heckel meinte, dass es Zeit für einen Besuch in London war.

Heckel machte seinen Besuch vor allem, um den Schaden zu begrenzen, welcher der Reichskirche durch die Informationen von Bonhoeffer und seinen Kontakten in der Ökumene entstanden war. Er wusste, dass Bonhoeffer sich durch schlechte Nachrichten wie dem schief gelaufenen Treffen mit Hitler nicht so leicht entmutigen liess. Und Niemöller durfte zwar nicht mehr predigen, aber er würde würdig vertreten werden durch Franz Hildebrandt, ein nicht weniger entschiedener Gegner der Deutschen Christen.

Am 4. Februar, seinem 28. Geburtstag, erhielt Bonhoeffer viel Post von Freunden und Verwandten. Doch der brillant komische Brief, den Hildebrandt ihm schickte, stellte alle in den Schatten. Er war in nachgeahmtem Lutherdeutsch geschrieben und brachte neben Witzen und Anspielungen, die nur der Freund verstehen konnte, ernstere, aber immer noch komische Bemerkungen über den Kirchenkampf und die theologischen Gegner der beiden. Eine Anspielung betraf ein Foto, das den zweijährigen Dietrich nackt in der Badewanne zeigte und das Paula Bonhoeffer dem unverbesserlichen Hildebrandt leichtsinnigerweise gezeigt hatte, – eine andere Bertha Schulze, eine Berliner Studentin Bonhoeffers, die Paula Bonhoeffer als Sekretärin und Haushälterin ihres Sohnes in London angestellt hatte, – aber die aufgrund von «Absichten» gegenüber Bonhoeffer sich eine andere Stelle suchen musste. (Wahrscheinlich wusste sie nicht, dass Bonhoeffers Beziehung zu Elisabeth Zinn noch bestand, der er jede Woche seine Predigten schickte.) Hildebrandts ausgelassener Brief gibt uns einen tiefen Einblick in die Freude, welche die Freundschaft mit Bonhoeffer prägte, wie es sich auch in dem pausenlosen freundschaftlichen Geplänkel während seines dreimonatigen Besuchs in dem Londoner Pfarrhaus zeigte.³⁴⁴

Am seinem Geburtstag hielt Bonhoeffer die üblichen zwei Predigten, wie jeden Sonntag. Am Abend, den er mit Freunden verbrachte, kam ein Geburtstagsanruf aus der Wangenheimstr. 14, wo sich die ganze übrige Familie Bonhoeffer versam-

melt hatte. Einer der Briefe, die er an diesem Tag erhielt, stammte von seinem Vater, der ihm etwas eröffnete, was er ihm noch nie gesagt hatte:

Als Du Dich seiner Zeit für die Theologie entschlossen hast, dachte ich manchmal im Stillen, dass ein stilles unbewegtes Pastorendasein, wie ich es von meinen schwäbischen Onkeln kannte ... eigentlich doch fast zu schade für dich wäre. Darin habe ich ja, was das unbewegte anlangte, mich gröblich getäuscht. Dass eine solche Krise auch auf dem Gebiete des Kirchlichen noch möglich würde, schien mir aus meiner naturwissenschaftlichen Erziehung heraus eigentlich ausgeschlossen. Aber wie in vielem anderen zeigt sich auch auf diesem Gebiete, dass wir Alten uns über die Festigkeit sogenannter feststehender Begriffe, Anschauungen und Dinge recht falsche Vorstellungen gemacht haben, – ... Jedenfalls Eines hast Du von Deinem Beruf – und darin ist er dem meinigen ähnlich – lebendige Beziehungen zu den Menschen und die Möglichkeit ihnen etwas zu sein in noch wichtigeren Dingen, als es die ärztlichen sind. Darin kann Dir nichts genommen werden, auch wenn die äusseren Einrichtungen, in die Du gestellt bist, nicht immer nach Wunsch sind.³⁴⁵

Bischof Heckel kommt nach London

An dem Tag nach seinem Geburtstag kam Bonhoeffer mit den Londoner deutschen Pastoren zusammen, um sich auf Heckels Besuch vorzubereiten. Sie verfassten als Grundlage des Gesprächs ein Memorandum, in dem sie das gewaltsame Vorgehen der Reichskirche gegen ihre Gegner monierten und sich allgemein kritisch gegen Müller aussprachen, der ganz offensichtlich die absurden Irrlehren der Deutschen Christen weitgehend teilte. Zum Arierparagrafen erklärten sie: «Er widerspricht dem klaren Sinn der Schrift und ist nur ein Symptom für die Gefahr, der das reine

Evangelium und das Bekenntnis durch die ‚Deutschen Christern ausgesetzt sind.›³⁴⁶ Es ist bezeichnend, dass sie die Deutschen Christen in Anführungszeichen setzten, – der Begriff muss ihnen sehr zuwider gewesen sein, implizierte er doch, dass die so Bezeichneten Christen waren (was sie nach seriösen theologischen Kriterien kaum sein konnten) und dass jeder, der nicht zu ihnen gehörte, kein guter Deutscher war.

Der fünfte Punkt des Memorandums lautete: «Die Äusserungen des Herrn Reichsbischofs, wie sie auch die sonst so schweigsame Tagespresse bringen durfte, wie ‚Pfaffen‘, ‚vertrocknete Mitbürger‘ u.v.a. bedeuten für die im täglichen Amtselben schon genug Anfeindungen ausgesetzten Pfarrer eine derartige Brückierung aus dem Munde ihres ersten Seelsorgers, dass diese Behandlung aus den eigenen Reihen wirklich keinerlei Vertrauen wachsen lassen kann.»³⁴⁷ Der Ausdruck «Pfaffen» zur Bezeichnung der protestantischen Pastoren wurde auch von Hitler benutzt.

Als Heckel und seine Delegation in London eintrafen, um sich mit den sieben Pastoren zu treffen, waren die Fronten klar. Trotzdem glaubte Heckel, seine Ziele erreichen und die Pastoren dazu bringen zu können, eine von ihm selbst entworfene Übereinkunft zu unterzeichnen, mit der sie ihre Loyalität gegenüber der Reichskirche erklärten. Um dies zu schaffen, war ihm jedes Mittel recht, gerne auch Verschleierungstaktiken und versteckte Drohungen. Die Übereinkunft legte er jedoch erst gegen Ende des Treffens vor. Zunächst präsentierte er den «Gesamtplan» für die anstehende «Neuorganisation» der Reichskirche.

Als die Diskussionsrunde begann, sprach als erster Bonhoeffer. Er gab sich nicht damit zufrieden, Heckels Aussagen zurückzuweisen, sondern ging charakteristischerweise zum Angriff über – aggressiv-brillant und mit einer provozierenden und doch echten Höflichkeit. Er schilderte das Vorgehen der Reichskirche, wiederholte die Punkte des Memorandums und schloss damit, dass die Frage nicht sei, wie man sich mit einer solchen Kirche vereine, sondern wie man sich von ihr trenne. Für Bonhoeffer war die Reichskirche von Ludwig Müller eindeutig und unwiderprüflich von der christlichen Lehre abgewichen, und hier konnte er kein Auge zudrücken.

Heckel wurde in diesem Jahr nicht deshalb zum Bischof ernannt, weil er ein Mann der Logik und Geradlinigkeit gewesen wäre. Wie ein Seiltänzer manövrierte er um die Punkte des Memorandums herum und versuchte sie als bedauerliche Missverständnisse darzustellen. Er erklärte, dass Müller, der den Arierparagrafen eingeführt, dann widerrufen, dann wieder zurückgeholt hatte, ja eigentlich völlig *gegen* diesen Paragrafen sei. Und wussten die Pastoren schon, dass dem Reichsbischof die Auslandsgemeinden ganz besonders am Herzen lagen? Wenn man ihn nur liess, war der Reichsbischof doch so ein netter, versöhnlicher Mann ... Er habe schwierige Entscheidungen treffen müssen. Und was seine angeblich beleidigende Wortwahl betraf, müsse man ihm zugute halten, dass er viele Jahre Marinepfarrer gewesen sei, der mit rauen Soldaten zu tun hatte.

Und der Versuch, die Jugendarbeit der Kirchen in die Hitlerjugend einzugliedern? Damit, so Heckel, hätte doch niemand ein Problem! Und er ging von der Nebelkerzentaktik zu verhüllten Drohungen über und berichtete, wie der geliebte «Führer» diese Eingliederung in die HJ als sein schönstes Weihnachtsgeschenk bezeichnet hatte. Bonhoeffer muss es übel geworden sein.

Doch Heckel war noch nicht fertig. Er erwähnte die Erkenntnisse, die man über gewisse oppositionelle Geistliche hatte, und die disziplinarischen Massnahmen gegen sie, zu denen man sich leider gezwungen sähe. Einer dieser Geistlichen war Niemöller, und wenn Niemöller nicht aufpasse, käme noch ein «scheussliches Ende». Ausdrücklich erwähnte Heckel auch den bedenklichen Umgang mit ausländischen Personen, in Sonderheit einem «englischen und eine[m] schwedischen Bischof»; jeder im Raum wusste natürlich, dass er damit Bonhoeffers Verbündete George Bell und Waldemar Ammundsen meinte (auch wenn Letzterer eigentlich Däne war), obwohl er diese Namen bewusst nicht offen nannte.³⁴⁸

Bonhoeffer schien gegen diese Einschüchterungsversuche immun zu sein. Er tat weiter das, was er tun musste, und widerstand Heckel. Dabei war er wie immer höflich und bedacht und achtete auf den richtigen Zeitpunkt. Dies war nicht der richtige Zeitpunkt für einen grösseren Angriff, und so sagte er für diesmal nur we-

nig, und das Gespräch wurde beendet. Aber schon für den nächsten Tag war ein zweites Gespräch anberaumt.

Inzwischen fuhr Heckel zum Athenaeum Club, wo er sich mit dem erwähnten «englischen Bischof» traf. Er wollte, ja, er musste Bonhoeffers Aktivitäten unter seinen Bekannten in der Ökumene aufhalten, weil sie der Reichskirche ein sehr schlechtes Image in der englischen Presse bescherten. Wenn er bei dem idealistischen jungen Heisssporn selbst keinen Erfolg hatte, musste er halt den älteren und weiseren Bischof Bell bearbeiten, – sicher wäre dieser vernünftiger. Und Heckel schlug Bell vor, sich doch bitte mindestens das nächste halbe Jahr aus den Angelegenheiten der deutschen Kirche herauszuhalten. Bell war aber nicht «vernünftiger» und weigerte sich.

Heckel war frustriert. Als er sich am nächsten Tag wieder mit den deutschen Pastoren traf, ging es um alles oder nichts. Er *musste* ihre Unterschriften unter die erwähnte Übereinkunft bekommen! Aber die sieben Pastoren weigerten sich, zu unterschreiben, ja schlimmer noch: Sie hatten ein eigenes Dokument aufgesetzt und verlangten von Heckel, dass er es unterschrieb. Wenn er wolle, dass sie der neuen Reichskirche beiträten, brauche er, bitte sehr, nur ihren Bedingungen zuzustimmen. Wenn die Reichskirche erkläre, dass sie sich auf die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments gründe, wenn sie den Arierparagrafen ein für alle Mal streiche, wenn sie zusage, keine Pastoren, die diesen beiden ersten Punkten zustimmten, zu entlassen usw, dann würden sie alle gerne der neuen Reichskirche beitreten. So einfach sei das.

Heckel, in die Defensive gedrängt, suchte sein Heil wieder in verdeckten Drohungen und erklärte den Pastoren, dass sie dann, wenn sie nicht einlenkten, Gefahr liefen, zu den «Prager Emigranten» zu gehören. («Prager Emigranten» nannten die Nazis jene Linkspolitiker und Journalisten, die nach Hitlers Machtergreifung aus Angst um ihr Leben aus Deutschland geflohen waren.) Dies ging zu weit, und ein paar Sätze später verliessen Bonhoeffer und zwei andere Anwesende aus Protest den Raum.

Vor Wut kochend und mit leeren Händen kehrte Heckel nach Berlin zurück. Dass er es bedauerte, Bonhoeffer für die vakante Pfarrstelle in London empfohlen

zu haben, wäre sehr gelinde ausgedrückt. Mit dieser Stelle hatte er dem arroganten Hitzkopf eine öffentliche, geschützte Plattform beschert, von der aus er die Reichskirche mit Lehm bewerfen konnte ... Eine Woche später erfuhr Heckel, dass Bonhoeffer von Cosmo Gordon Lang, dem Erzbischof von Canterbury, eine Einladung zu einer Audienz erhalten hatte – während nur ein paar Monate zuvor die offiziellen Vertreter der Reichskirche, Hossenfelder und Fezer, sich eine Abfuhr geholt hatten. Heckel hatte genug. Er zitierte Bonhoeffer nach Berlin.

Noch vor dem geplanten Besuch stieg für die beiden Männer der Einsatz in diesem Spiel. Heckel war für sein Wohlverhalten ja gerade erst auch mit dem Bischofstitel belohnt worden, nachdem er vorher schon Leiter des Kirchlichen Ausenamts gewesen war. Dies bedeutete, dass er nicht nur im Dienste der Kirche stand, sondern auch in staatlicher Verantwortung, – ein Scheitern seines Versuches, das Deutschlandbild in der internationalen Presse aufzupolieren, würde umso gravierendere Folgen nach sich ziehen. Und für Bonhoeffer kam der Widerstand gegen Heckel jetzt dem Widerstand gegen den Staat gleich und konnte als Hochverrat ausgelegt werden.

Bonhoeffer traf am 5. März in Berlin ein. Der neu ernannte Bischof nahm kein Blatt vor den Mund. Bonhoeffer hätte sich ab sofort jeglicher ökumenischer Aktivitäten zu enthalten. Und wieder – es wurde allmählich schon Routine – legte Heckel Bonhoeffer ein Schriftstück vor, das er bitte unterschreiben solle. Und wieder war Bonhoeffer nicht so dumm zu unterschreiben, und auch nicht so dumm, daraus eine Szene zu machen, sondern er versprach Heckel, über die Sache nachzudenken und ihm alsbald schriftlich Bescheid zu geben. Und so flog er am 10. März nach London zurück, und am 18. März schrieb er Heckel seine Antwort: Nein, er würde nicht unterschreiben.

Am Ufer des Rubikon

In Berlin traf Bonhoeffer sich auch mit Martin Niemöller, Gerhard Jacobi und anderen führenden Männern des Pfarrernotbundes. Die Stunde der Wahrheit war gekommen. Sie sahen, dass ihr bisheriger Einsatz im Kirchenkampf so gut wie nichts gebracht hatte, und planten jetzt den nächsten Schritt: den Bruch mit der Reichskirche. Sie alle teilten nun Bonhoeffers schon längst geäußerte Meinung: Der *status confessionis* war eingetreten. Und sie beschlossen, Ende Mai in Barmen, einem Teilort von Wuppertal, eine Bekenntnissynode abzuhalten. Die Synode wäre eine Wasserscheide, die sie hochoffiziell und öffentlich von der vom Evangelium abgefallenen Reichskirche trennen würde. Sie standen am Ufer des Rubikon und schickten sich an, ihn zu überschreiten.

Jetzt waren sie mehr denn je auf die Hilfe und Solidarität der Kirchen im Ausland angewiesen. Bonhoeffer war sich der Dringlichkeit der Lage bewusst, und während er seine Antwort an Heckel formulierte, kontaktierte er gleichzeitig seine Freunde in der Ökumene. Am 14. März 1934 schrieb er an Henry Louis Henriad, den Schweizer Theologen und Generalsekretär des Weltbundes. Am gleichen Tag schrieb er auch an Bischof Bell:

My Lord Bishop,

... Eins der wichtigsten Dinge ist, dass die christlichen Kirchen der anderen Länder nicht ihr Interesse an diesem Konflikt durch die Länge der Zeit verlieren. Ich weiss, dass meine Freunde mit grosser Hoffnung auf Sie und Ihre weiteren Aktionen blicken. In Deutschland ist tatsächlich ein Augenblick gekommen wie vielleicht nie zuvor, in dem unser Glaube an die ökumenische Aufgabe der Kirchen entweder erschüttert und vollständig zerstört oder in einer überraschenden neuen Weise gestärkt und erneuert werden kann. Und es hängt von Ihnen ab, My Lord Bishop, ob dieser Moment genutzt wird. Die Frage, um die es in der deutschen Kirche geht, ist keine interne Angelegenheit mehr, sondern die Frage der Existenz des Christentums in Europa ... Wenn auch die In-

formation durch die Zeitungen weniger interessant wird, so ist doch die tatsächliche Lage so gespannt, so akut und so herausfordernd wie bisher. Ich wünschte nur, Sie könnten eine der Sitzungen des Notbundes jetzt miterleben, – trotz aller Schwierigkeit des Augenblicks sind sie jetzt immer eine wirkliche Erhebung des eigenen Glaubens und Mutes.

Bitte schweigen Sie jetzt nicht! Ich bitte Sie einmal mehr darum, die Möglichkeit einer ökumenischen Delegation und eines Ultimatums in Betracht zu ziehen. Nicht wegen irgendeines nationalen oder denominationalen Interesses sollte dieses Ultimatum gestellt werden, sondern im Namen der Christenheit in Europa. Die Zeit vergeht sehr schnell, und es mag bald zu spät sein.³⁴⁹

Am 16. März schrieb Henriod an Bell und unterstrich die Situation, und noch am gleichen Tag erwiderte Henriod Bonhoeffer:

Mein lieber Bonhoeffer,

vielen Dank für Ihren Brief vom 14. März. Sie haben recht: die Situation wird kritischer, und von der ökumenischen Bewegung sollte ohne weitere Verzögerung etwas unternommen werden ...

Ich habe vor wenigen Tagen bereits an den Bischof von Chichester geschrieben und ihn gedrängt, seiner Korrespondenz mit Bischof Heckel einen scharfen Brief folgen zu lassen ...

Diejenigen, die für das Evangelium in Deutschland eintreten, sollten nicht verzweifeln. Es gibt Erklärungen und Nachrichten, die aus verschiedenen Ländern von Pastoren und anderen kommen, und die anzeigen, wie tief die Erregung ausserhalb Deutschlands im Blick auf die Situation der Leitung der deutschen Kirche ist. Ich kann nur wiederholen, dass man schon früher schärfere Massnahmen ergriffen hätte, wenn uns unsere zuverlässigen Freunde in Deutschland nicht wieder und wieder gedrängt hätten – sogar in den letzten Tagen –, die Beziehungen mit der deutschen Kirche nicht abzubrechen, zumal

unser einziges Mittel, die Situation zu beeinflussen, darin besteht, die gegenwärtige [Kirchen-] Regierung immer wieder mit scharfer Kritik zu konfrontieren.³⁵⁰

Am 28. März fuhr Bonhoeffer zum *Lambeth Palace*, der Londoner Residenz des Erzbischofs von Canterbury, Cosmo Gordon Lang, wo er von diesem empfangen wurde. Am 7. April schrieb er erneut an Henriod. Die Dringlichkeit und Frustration in diesem Brief sind typisch für seinen Umgang mit der ökumenischen Bewegung und den Weggefährten in der Bekennenden Kirche.

Mein lieber Henriod!

... Ich hätte ja sehr gern wieder mit Ihnen über die Lage gesprochen, da ich die Langsamkeit des ökumenischen Handelns allmählich nicht mehr für verantwortlich halte. Man muss sich eben einmal entscheiden und kann nicht ewig auf ein Zeichen vom Himmel warten, das einem plötzlich die Lösung der Schwierigkeiten in den Schoß fallen lässt. Auch die Ökumene muss sich entscheiden und ist dabei dem allgemein menschlichen Schicksal des Irrs unterworfen. Aber aus lauter Angst vor Irrtum überhaupt nicht zum Handeln zu kommen und zur Stellungnahme, wo andere – nämlich die Brüder in Deutschland unendlich schwere Entscheidungen täglich neu zu fällen haben – scheint mir fast gegen die Liebe zu gehen. Verzögerte oder verpasste Entscheidungen können sündiger sein als falsche Entscheidungen, die aus dem Glauben und aus der Liebe kommen ... und gerade hier heisst es Jetzt oder Nie. «Zu spät» heisst «Nie». Wenn nicht die Ökumene das jetzt begreift und wenn da nicht ein paar «Stürmer sind, die das Himmelreich an sich reißen» Matth. 11,12, dann ist die Ökumene nicht mehr Kirche, sondern ein nichtsnutziger Verein, in dem schöne Reden gehalten werden. «Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht», glauben heisst aber sich entscheiden. Und in welcher Richtung die Entscheidung zu gehen hat, kann denn darüber überhaupt noch ein Zweifel sein?

Bekenntnis – heisst es heute in Deutschland, Bekenntnis heisst es heute auch für die Ökumene. Weg mit der Angst vor diesem Wort – die Sache Christi ist auf dem Spiel, wollen wir schlafend gefunden werden? ... Christus sieht auf uns herab und fragt, ob da noch einer sei, der ihn bekenne.³⁵¹

Und neben all diesen hektischen ökumenischen Aktivitäten war Bonhoeffer nach wie vor der Hauptpfarrer für zwei Gemeinden, hielt jeden Sonntag zwei Predigten und erfüllte all die übrigen Pflichten, die er als Pastor hatte. Am 11. April hielt er die Beerdigung eines neunzehnjährigen Mädchens aus seiner Gemeinde.

Am 12. April erfuhr er, dass Müller als «Rechtswalter» (Chefadministrator) der deutschen evangelischen Kirche Dr. August Jäger eingesetzt hatte, einen rassistischen Fanatiker, der im Jahr zuvor in einer Rede geäußert hatte: Das Erscheinen Jesu in der Weltgeschichte sei das Aufflammen des nordischen Lichtes in einer heruntergekommenen Welt.³⁵² Am 15. April schrieb Bonhoeffer an Bischof Bell:

Im Blick auf die Tatsachen ist zuerst die Berufung Dr. Jägers zu erwähnen, die als ein ostentativer Affront gegen die Opposition angesehen wird und tatsächlich bedeutet, dass alle Macht der Kirchenleitung den politischen und den Partei-Behörden überantwortet worden ist. Ich war ausserordentlich überrascht, dass die «Times» einen ziemlich positiven Bericht über diese Berufung gegeben hat. Tatsächlich ist Jäger der Mann mit der berühmten Äusserung über Jesus, dass er nur der Exponent der nordischen Rasse sei usw ... Er war der Mann, der den Rücktritt Bodelschwings verursacht hat und den man für den rücksichtslosesten Mann in der ganzen Kirchenregierung hielt ... So muss die Berufung als ein bedeutungsvoller Schritt auf die völlige Gleichschaltung der Kirche mit Staat und Partei hin angesehen werden. Selbst wenn Jäger versuchen sollte, bei den ausländischen Kirchen um Sympathie zu werben, indem er

jetzt milde Worte gebraucht, darf man sich durch diese Taktik nicht täuschen lassen.³⁵³

Bonhoeffer wusste, dass Jägers Berufung bedeutete, dass die Nazis so rücksichtslos wie möglich vorzugehen gedachten, – die ökumenische Bewegung musste jetzt rasch handeln und ihnen ein Ultimatum stellen. Die Reichskirche würde tun, was sie konnte, um sich bei den Kirchen im Ausland einzuschmeicheln; hier musste die Ökumene hart bleiben und sich weigern, die Reichskirche als die wahre deutsche Kirche anzuerkennen. Genauso wichtig war es, dass sie ihre Solidarität mit den Mitgliedern des Pfarrernotbundes bekundete.

In einem Brief aus dieser Zeit an seinen Freund Erwin Sutz zeigt Bonhoeffer eine trotzig Ader, die bei ihm sonst selten hervortrat:

Abgesehen davon muss ich hin und wieder nach Deutschland, ... ein anderes Mal vom Kirchenregiment im Flugzeug vorgeladen, um irgendeinen Revers vorgelegt zu kriegen, sich von nun an jeglicher ökumenischer Betätigung zu enthalten und denselben dann allerdings nicht zu unterschreiben. Diese Dinge sind widerwärtig. Ich soll hier um jeden Preis entfernt werden und schon aus diesem Grund allein bin ich bockig ...

Der Nat.Soz. hat das Ende der Kirche in Deutschland mit sich gebracht und konsequent durchgeführt. Man kann ihm dafür dankbar sein, so wie die Juden Sanherib dankbar sein mussten. Dass wir vor dieser klaren Tatsache stehen, scheint mir kein Zweifel mehr zu sein. Phantasten und Naive wie Niemöller glauben immer noch die wahren Naz.socialisten zu sein – und es ist vielleicht eine gütige Vorsehung, die sie in dieser Täuschung bewahrt ...³⁵⁴

Die Barmer Theologische Erklärung

Bonhoeffers Engagement in der Ökumene begann sich auszuzahlen. Bischof Bell verfasste seinen «Hirtenbrief» zu Himmelfahrt über die Krise in der deutschen Kirche und schickte ihn am 10. Mai an die Mitglieder der ökumenischen Organisation *Life and Work* in aller Welt. Die Botschaft machte die deutschen Oppositionsgeistlichen in aller Welt bekannt und setzte die Reichskirche erheblich unter Druck.

Das Ansehen Heckels und Müllers wie der Nazis allgemein war beschädigt. Bell hatte die Botschaft (wie das meiste von dem, was er über den deutschen Kirchenkampf schrieb) in enger Zusammenarbeit mit Bonhoeffer formuliert. In ihr hiess es:

Die Lage gibt zweifellos Anlass zu grosser Sorge. Um sie recht einzuschätzen, haben wir uns der Tatsache zu erinnern, dass eine Revolution im deutschen Staat vor sich gegangen ist ... Aber es ist nicht weniger wahr, dass die augenblickliche Situation von den Gliedern der Christlichen Kirchen ausserhalb Deutschlands nicht nur mit grossem Interesse beobachtet wird, sondern auch mit wachsender Sorge. Die Hauptursache für die Befürchtungen ist die Übernahme autokratischer Vollmachten im Namen des Führerprinzips durch den Reichsbischof, ohne Rücksicht auf verfassungsmässige oder traditionelle Einschränkungen und ohne Beispiel in der Geschichte der Kirche ... und die Disziplinar-massnahmen, die die Kirchenregierung gegen Diener des Evangeliums durchgeführt hat, weil diese den fundamentalen Grundsätzen der christlichen Wahrheit die Treue hielten, haben einen peinlichen Eindruck in der christlichen Öffentlichkeit jenseits der Grenzen hinterlassen, nachdem sie schon aufgestört gewesen ist durch die Einführung der rassistischen Unterscheidungen in die universale Gemeinschaft der christlichen Kirche. Kein Wunder, dass in Deutschland selbst sich Stimmen erhoben, die eine feierliche Erklärung vor

der ganzen christlichen Welt abgaben über die Gefahren, welchen das geistliche Leben der Evangelischen Kirche ausgesetzt ist.³⁵⁵

Mit deutlichen Worten stellte die Botschaft dar, wie das nationalsozialistische Regime mit den deutschen Kirchen umging. Zwei Tage, nachdem Bischof Bell sie seinen Kollegen in der Ökumene geschickt hatte, erschien der volle Text in der Londoner *Times*.

Dieser Erfolg zeigte deutlich, dass schon Bonhoeffers ökumenische Aktivitäten allein Grund genug für ihn waren, in London zu sein. Er setzte auch seine Flüchtlingsarbeit mit Julius Rieger in der St. Georgskirche im Londoner Osten fort.

Ständig reisten neue jüdische Flüchtlinge aus Deutschland ein. In einem Jahr würden auch Sabine und ihre Lieben kommen, deren Lage in Göttingen unhaltbar geworden war, zwei Jahre darauf auch Hildebrandt. Ohne Zweifel: Die doppelte Arbeit als Pastor in zwei deutschen Auslandsgemeinden in London und als Soldat in den Schützengräben des Kirchenkampfes hatte ihren Reiz für Bonhoeffer.

Am 22. Mai 1934, als er sich gerade auf die in Kurzem bevorstehende Synode in Barmen vorbereitete, schrieb er seiner Grossmutter Julie Bonhoeffer ins heimische Berlin folgende Zeilen:

Es ist z.Zt. wirklich sehr schön hier. Gestern waren wir von der Gemeinde aus den ganzen Tag draussen, in einer Gegend, die dafür berühmt ist, dass um diese Zeit der ganze Waldboden einfach lückenlos blau ist auf hunderte von Metern von einer Art Glockenblumen. Ausserdem gibt es hier zu meiner grossen Überraschung im Wald wildwachsende Rhododendron und zwar in grosser Zahl, hunderte von Büschen nebeneinander ...

Wie lange ich noch hier bleiben werde, ist sehr unsicher. Neulich bekam ich einen Brief von E. Seeberg als Dekan, in dem er mir meinen gegenwärtigen Urlaub bestätigt ... sodass ich damit rechne, dass ich mich dann endgültig wer-

de entscheiden müssen, ob ich noch einmal zur akademischen Laufbahn zurückkehre oder nicht.

Übermässig gross ist die Lust dazu nicht mehr.*

Die Bekennende Kirche wird geboren

In den letzten drei Maitagen des Jahres 1934 hielten die führenden Köpfe des Pfarrernotbundes in Barmen eine Bekenntnissynode ab. Hier, am Ufer der Wupper, verfassten sie die berühmte Barmer Theologische Erklärung, gewissermassen die Geburtsurkunde der Bekennenden Kirche in Deutschland.**

Das Ziel der Barmer Theologischen Erklärung war es, zusammenzufassen, was die evangelische Kirche in Deutschland immer geglaubt hatte, diesen Glauben von der Bibel her zu begründen und ihn abzusetzen von der Pseudotheologie der Deutschen Christen. Sie stellte klar, dass die deutsche Kirche nicht unter der Autorität des Staates stand, verwarf die Irrlehren der Deutschen Christen und lehnte deren von Müller repräsentierte «offizielle» Kirche ab.

Einer der drei Hauptautoren der Barmer Erklärung war Karl Barth, der die Endversion angeblich mit Hilfe starken Kaffees und zweier Brasilizigarren geschrieben haben soll.

* DBW 13, London, S. 145. Es geht in diesem Fall nicht um einen Erholungsurlaub, sondern um die Befreiung des Privatdozenten Bonhoeffer von seiner Lehrverpflichtung an der Universität in Berlin durch den Dekan der Theologischen Fakultät.

** Das Wort *bekennen* bedeutet so viel wie »als Überzeugung aussprechen«, «öffentlich kundgeben». In Matthäus 10,32 sagt Jesus: «Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.» Die Bekennende Kirche war auch unter dem Namen «Bekennniskirche» bekannt, die Abkürzung lautete BK. Anfangs wurde sie von manchen auch «Bekennnisbewegung» genannt.

Da sie eine Wasserscheide im Kirchenkampf des Dritten Reiches darstellt, zitieren wir die Barmer Erklärung hier in längeren Auszügen. Vorangestellt ist der ebenfalls von der Barmer Bekenntnissynode erlassene Aufruf des Bruderrats «An die evangelischen Gemeinden und Christen in Deutschland».

An die evangelischen Gemeinden und Christen in Deutschland

In Barmen hat vom 29. bis 31. Mai 1934 die Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche getagt. Hier haben sich Vertreter aus allen deutschen Bekenntniskirchen im Bekenntnis zu dem einen Herrn der einen, heiligen, apostolischen Kirche einmütig zusammengefunden. Glieder lutherischer, reformierter und unierter Kirchen haben aus der Treue zu ihrem Bekenntnis heraus ein gemeinsames Wort zur Not und Anfechtung der Kirche in unseren Tagen gesucht ... Sie wollten weder eine neue Kirche gründen noch eine Union schaffen ... Vielmehr war ihr Wille, der Zerstörung des Bekenntnisses und damit der evangelischen Kirche in Deutschland im Glauben und in der Einmütigkeit zu widerstehen. Den Versuchen, durch falsche Lehre, durch Anwendung von Gewalt, Unlauterkeit des Vorgehens die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche herzustellen, setzt die Bekenntnissynode entgegen: *Die Einigkeit der evangelischen Kirchen Deutschlands kann nur werden aus dem Worte Gottes im Glauben durch den Heiligen Geist.* So allein wird die Kirche erneuert ...

Lasset euch nicht durch lose Rede verführen, als wollten wir der Einheit des Deutschen Volkes widerstreben! Höret nicht auf die Verführer, die unser Wollen verkehren, als hätten wir vor, die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche zu sprengen oder die Bekenntnisse der Väter zu verlassen!

Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.' Prüfet auch die Worte der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche, ob sie mit der Heiligen

Schrift und den Bekenntnisschriften der Väter übereinstimmen. Findet ihr, dass wir wider die Schrift reden, dann hört nicht auf uns! Findet ihr aber, dass wir in der Schrift stehen, dann lasset keine Furcht und Verführung euch abhalten, mit uns den Weg des Glaubens und des Gehorsams gegen das Wort Gottes zu beschreiten, auf dass Gottes Volk in einerlei Sinn auf Erden stehe und wir glaubend erfahren, dass Er selbst gesagt hat: «Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.» – Darum: «Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu gehen.»³⁵⁶

Theologische Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche

Die Deutsche Evangelische Kirche ist nach den Eingangsworten ihrer Verfassung vom 11. Juli 1933 ein Bund der aus der Reformation erwachsenen, gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Bekenntniskirchen. Die theologische Voraussetzung der Vereinigung dieser Kirchen ist in Art. 1 und Art. 2,1 der von der Reichsregierung am 14. Juli 1933 anerkannten Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche angegeben: ...

Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf, bestimmt und begrenzt ...

Wir erklären vor der Öffentlichkeit aller evangelischen Kirchen Deutschlands, dass die Gemeinsamkeit dieses Bekenntnisses und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche aufs Schwerste gefährdet ist. Sie ist bedroht durch die in dem ersten Jahr des Bestehens der Deutschen Evangelischen Kirche mehr und mehr sichtbar gewordene Lehr- und

Handlungsweise der herrschenden Kirchenpartei der Deutschen Christen und des von ihr getragenen Kirchenregimentes. Diese Bedrohung besteht darin, dass die theologische Voraussetzung, in der die Deutsche Evangelische Kirche vereinigt ist, sowohl seitens der Führer und Sprecher der Deutschen Christen als auch seitens des Kirchenregimentes dauernd und grundsätzlich durch fremde Voraussetzungen durchkreuzt und unwirksam gemacht wird. Bei deren Geltung hört die Kirche nach allen bei uns in Kraft stehenden Bekenntnissen auf, Kirche zu sein. Bei deren Geltung wird also auch die Deutsche Evangelische Kirche als Bund der Bekenntniskirchen innerlich unmöglich ...

Wir bekennen uns angesichts der die Kirche verwüstenden und damit auch die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche sprengenden Irrtümer der Deutschen Christen und der gegenwärtigen Reichskirchenregierung zu folgenden evangelischen Wahrheiten:

1. «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, – niemand kommt zum Vater denn durch mich.» (Joh 14,6)

«Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer nicht zur Tür hineingeht in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder. Ich bin die Tür, – so jemand durch mich eingeht, der wird selig werden.» (Joh 10,1.9)

Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung ausser und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.

2. «Jesus Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.» (1. Kor 1,30)

... Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.

3. «Lasset uns aber rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist.» (Eph 4,15.16)

Die christliche Kirche ist die Gemeinde von Brüdern, in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt. Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist, allein von seinem Trost und von seiner Weisung in Erwartung seiner Erscheinung lebt und leben möchte.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.

4. «Ihr wisset, dass die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.» (Mt 20,25.26)

Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben oder geben lassen.

5. «Fürchtet Gott, ehret den König.» (1. Petr 2,17)

Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Mass menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnungen an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.

6. «Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.» (Mt 28,20) «Gottes Wort ist nicht gebunden.» (2. Tim 2,9)

Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne die Kirche in menschlicher Selbstherrlichkeit das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne stellen.³⁵⁷

Am 4. Juni erschien – wieder dank Bischof Bell und Bonhoeffer – der volle Text der Barmer Erklärung in der Londoner *Times*. Er schlug wie eine Bombe ein, hier erfuhr die ganze Welt, dass in Deutschland eine Gruppe von Christen hochoffiziell und öffentlich ihre Unabhängigkeit von der nazifizierten Reichskirche erklärt hatte, und auch, warum sie so gehandelt hatte.

Bonhoeffer legte grossen Wert darauf, klarzustellen, dass die Barmer Erklärung nicht einer Abspaltung von der «offiziellen» deutschen Kirche gleichkam, weil ein Begriff wie «Abspaltung» dieser offiziellen Kirche eine Legitimität beigelegt hätte, die sie nicht besass. Nicht die Bekennende Kirche hatte sich von der einen Kirche getrennt, sondern die Reichskirche. Die Barmer Theologische Erklärung setzte ein Zeichen, dass es eine Gruppe von Pastoren und Gemeinden gab, die diese faktische Abspaltung der Reichskirche erkannte, verwarf und offiziell verurteilte. Sie stellte klar, was sie – die eigentliche, legitime deutsche Kirche – glaubte und wofür sie stand.

Für Bonhoeffer war mit der Barmer Theologischen Erklärung die Bekennende Kirche die eigentliche Kirche Deutschlands geworden, und er glaubte, dass alle wahren Christen erkennen würden, dass die Reichskirche der Deutschen Christen hiermit offiziell exkommuniziert war. Aber es stellte sich bald heraus, dass nicht jeder dies so deutlich erkannte, wie es Bonhoeffer erwartet hatte.

Sogar manche seiner engsten Verbündeten, wie George Bell und Bischof Ammundsen, teilten seine Sicht nicht. Dies sollte zu Schwierigkeiten führen, vor allem angesichts der auf den August angesetzten ökumenischen Konferenz auf der dänischen Nordseeinsel Fanö. Bonhoeffer sollte dort eine Rede halten und die Jugendkonferenz organisieren, doch bald merkte er, dass es andere, grössere Probleme gab.

Die Probleme tauchten auf, als Bonhoeffer entdeckte, dass einige der nach Fanö eingeladenen deutschen Delegierten zu Müllers Reichskirche gehörten. Bonhoeffer war der Meinung, dass die von ihm vorbereitete Jugendkonferenz keine Delegierten mit Verbindungen zur Reichskirche anerkennen dürfe, und er war fest entschlossen, auch bei der Hauptkonferenz die Teilnahme von Vertretern der Reichskirche zu verhindern. Entweder man war für die Reichskirche oder man war

für diejenigen, die diese Reichskirche als falsche Kirche verworfen hatten. Wie konnten die Führer der Ökumene so etwas Einfaches nicht sehen?

Im Juni reiste Bonhoeffer nach Berlin, um sich mit Niemöller und Karl Koch, dem Präses der Bekenntnissynode, zu treffen. Die drei kamen überein, dass man von der Zentrale der Ökumene in Genf zu Recht erwarten konnte, dass sie der neuen Situation Rechnung trug und nur Glieder der Bekennenden Kirche nach Fanö einlud.

Bonhoeffer schrieb an die Organisatoren der Konferenz von Fanö:

Im übrigen schrieb ich schon an Herrn Schönfeld, dass für unsere deutsche Jugenddelegation die Mitarbeit in Fanö wesentlich dadurch mitbestimmt wird, ob Vertreter der gegenwärtigen Reichskirchenregierung an der Konferenz teilnehmen. Die Mitglieder unserer Delegation sind sich jedenfalls darin einig, dass sie von denjenigen Sitzungen in Fanö fernbleiben, bei denen Vertreter der Kirchenregierung anwesend sind. Es wäre gut, wenn diese Alternative allgemein klar gesehen wird. Und ich hoffe, dass auch Sie uns dabei helfen werden, rechtzeitig offen zum Ausdruck zu bringen, zu welcher der beiden «Kirchen» in Deutschland sich die Ökumene bekennt.³⁵⁸

Für Bonhoeffer war die Teilnahme an Fanö also davon abhängig, dass die Bekennende Kirche als die wahre deutsche Kirche anerkannt wurde. Wenn die Führer der Bekennenden Kirche nicht ausdrücklich als solche eingeladen würden, würden sie nicht kommen. Wenn Heckel und die Reichskirche teilnähmen, wären sie halt alleine da; das Schweigen der Bekennenden Kirche würde dann für sich selbst sprechen.

Aber so glatt sollte es nicht gehen. Henriod musste Bonhoeffer mitteilen, dass Heckel und das Aussenamt der Reichskirche bereits eingeladen worden waren. Henriod war zwar alles in allem auf Bonhoeffers Seite, sah sich aber ausserstande, die besagte Einladung zurückzuziehen. Es war der Ökumene auch nicht möglich,

die Bekennende Kirche als solche separat einzuladen. Die Führer der Ökumene betrachteten die Bekennende Kirche als Bewegung, aber nicht als Kirche. Henriod fügte jedoch hinzu: Wenn die Bekenntniskirche sich zu einer zweiten deutschen Kirche erkläre, dann würde das die Sachlage ändern.

Bonhoeffer war verärgert. Die Bekennende Kirche hatte doch in Barmen nun wirklich alles Nötige gesagt. Und sie war definitiv nicht eine zweite deutsche Kirche, sondern sie war die *einzig* deutsche Kirche; es konnte keine zwei geben. Nachdem die Reichskirche in die Irrlehre gefallen war und jede Busse verweigerte, war die einzige verbleibende deutsche Kirche die Bekennende Kirche. Bonhoeffers Kirchenverständnis war klar und deutlich, auch wenn diejenigen, die seine Sicht nicht teilten, ihn vielleicht für überempfindlich hielten. Für ihn waren die Lehren der Bibel und die überlieferten kirchlichen Bekenntnisschriften der Massstab, den man nicht verwässern durfte. Entweder die Bekennende Kirche war die eine und einzige deutsche evangelische Kirche, die an der Bibel, am Geist der Reformation und an der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche festhielt, oder sie war es nicht. Die Barmer Erklärung hatte der Welt unmissverständlich klargemacht, dass die Bekennende Kirche theologisch und kirchenrechtlich diese Kirche war.

Am 12. Juli schrieb er Henriod:

Es gibt keinen Anspruch oder gar den Wunsch, eine Freikirche zu sein neben der Reichskirche, sondern es gibt nur den Anspruch, die einzig theologisch und rechtlich legitimierte evangelische Kirche in Deutschland zu sein, – und demgemäß können Sie von dieser Kirche nicht erwarten, dass sie eine neue Verfassung aufstellt, da sie genau auf der Verfassung basiert, welche die Reichskirche beiseite geschoben hat ... [Die Bekennende Kirche hat] schon vor der ganzen Christenheit erklärt ..., was ihr Anspruch ist. Deshalb ist es meine feste Überzeugung, dass rechtlich und theologisch die Verantwortung für die zukünftigen Beziehungen zwischen der Deutschen Kirche und der Ökumeni-

schen Bewegung bei der Ökumenischen Bewegung selbst und ihren Massnahmen ruht.³⁵⁹

Er fügte hinzu: «Entschuldigen Sie diese lange Erklärung, aber ich möchte nicht gerne von meinen Freunden missverstanden werden.»³⁶⁰

Aber Henriod, der Generalsekretär des Weltbundes, sah die Dinge anders, und er sah sich an die Regeln und Statuten seiner Organisation gebunden. Bonhoeffer fand es lächerlich, dass Genf nicht in der Lage sein sollte, die Einladung an Heckel zurückzuziehen und die Bekennende Kirche einzuladen. Er wandte sich als nächstes an Bell. Bell wandte sich an Ammundsen, und Ammundsen antwortete ihm mit einem freundlichen Brief, in welchem er die Bekennende Kirche als «Freie Synode» bezeichnete und damit verriet, dass auch er die Situation anders sah als Bonhoeffer. Auch für ihn war die Bekennende Kirche zunächst einmal eine Art deutsche «Freikirche». Aber vielleicht, so Ammundsen, konnte man einen Kompromiss finden und zwei Vertreter der Bekennenden Kirche nach Fanö einladen, allerdings «nicht in offizieller Eigenschaft».³⁶¹ Und so wurden schliesslich Bonhoeffer, Bodelschwingh und Koch eingeladen und mussten sich jetzt überlegen, ob sie die Einladung unter diesen Umständen annehmen wollten. Inzwischen bekam Heckel Wind von ihrer Einladung und versuchte sie zu torpedieren.

Während in der Ökumene dieses Tauziehen stattfand, kam es in Deutschland zu dramatischen Entwicklungen, welche die politische Landschaft und den Gang der Zukunft nachhaltig veränderten und auch einen sehr direkten Einfluss darauf hatten, wer zu der ökumenischen Konferenz in Fanö fahren konnte.

Die Nacht der langen Messer

In diesem Sommer spitzten sich die Ereignisse zu. In der Reichswehr gärte es. Hitler wusste: Er musste schnell reagieren und die Generäle ruhigstellen.³⁶² Ihre gröss-

te Angst war es, Macht an die SA zu verlieren. Der Chef der SA, Ernst Röhm, träumte davon, dass seine SA die neue nationalsozialistische Armee würde, an deren Spitze selbstverständlich er stünde. Wie könnte Hitler ihm diesen Wunsch verwehren, da er von der ersten Stunde an an Hitlers Seite gestanden hatte? Aber Hitler war nur einem loyal – sich selbst –, und wenn sein alter Kamerad Ernst Röhm den Generälen Ärger machte und damit den «Führer» gefährdete, gab es nur eine Lösung. Er versprach den Generälen, Röhm und die SA an die Kandare zu nehmen. Er hatte das Dritte Reich nicht aufgebaut, um sich von diesem perversen Sturkopf Röhm alles wieder kaputtmachen zu lassen ...

Und so kam es am 29. Juni 1934 zu der Mordnacht, die im Volksmund als die «Nacht der langen Messer» bekannt wurde und in Geschichtsbüchern oft als «Röhm-Putsch» oder «Röhm-Affäre» bezeichnet wird. In dieser Nacht wurde eine ganze Reihe Personen umgebracht. Die einen wurden zu Hause aus dem Bett gezerrt und erschossen, andere durch Exekutionskommandos hingerichtet. Alte Rechnungen wurden beglichen. Diese Nacht gab einen Vorgeschmack auf das, was noch kommen sollte. Die mit Abstand kaltblütigsten Aktionen waren die Ermordungen zweier Reichswehr-Generäle, die Hitler gefährlich werden konnten: Kurt von Schleicher dessen Frau ebenfalls getötet wurde – und Ferdinand von Bredow.

Röhm selbst wurde in seinem Hotelzimmer gefangen genommen. Nach anfänglichem Zögern Hitlers war das Schicksal seines ehemaligen Verbündeten besiegelt: Man brachte – ein Wink mit dem Zaunpfahl – eine geladene Pistole in dessen Gefängniszelle. Doch Röhm's Waffenliebe erstreckte sich nicht auf Selbstmordinstrumente, sodass der Kommandant des KZ Dachau, SS-Brigadeführer Theodor Eicke, und sein Wachkommandochef dem Leben Röhm's ein Ende setzen mussten.

Als alles vorbei war, behauptete Hitler, dass ein Putsch Röhm's unmittelbar bevorgestanden habe, aber dank der «Vorsehung» vereitelt worden sei. Er erklärte, einundsechzig Personen seien erschossen worden, – drei hätten Selbstmord begangen und weitere dreizehn seien gestorben, als sie «bei der Verhaftung Widerstand versuchten».³⁶³ Dohnanyi informierte Bonhoeffer, dass man im Justizministerium

die Zahl der Getöteten höher ansetzte (auf etwa zweihundert Personen). Wie viele es wirklich waren, wird man wohl nie erfahren. Es war auf jeden Fall eine lange Liste, in der viele alte Feinde Hitlers, Görings oder Himmlers versammelt waren. Der «Röhm-Putsch» hatte *die* Gelegenheit geboten, sich aller «Verräter» zu entledigen. Wie immer behauptete Hitler, zu seinem Vorgehen gezwungen worden zu sein: Ein Putsch habe bevorgestanden, sein eigenes Leben sei bedroht gewesen und die Erschiessungen dienten dem Besten des deutschen Volkes, für das kein Opfer zu gross sei ...

Am 3. Juli erliess Hitler kurzerhand ein «Staatsnotwehrgesetz» und am 13. Juli rechtfertigte er sich vor dem Reichstag:

Wenn mir jemand den Vorwurf entgegenhält, weshalb wir nicht die ordentlichen Gerichte zur Aburteilung herangezogen hätten, dann kann ich ihm nur sagen-. In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des deutschen Volkes oberster Gerichtsherr! ... Und es soll jeder für alle Zukunft wissen, dass, wenn er die Hand zum Schläge gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist.³⁶⁴

Vielen Deutschen lief es kalt den Rücken herunter. Bonhoeffers Studentin Inge Karding erinnert sich an die allgemeine Stimmung im Lande: «Eine lähmende Angst griff um sich, wie ein schlechter Geruch im eigenen Körper.»³⁶⁵ Doch die NS-Propaganda blendete die Massen.

Die Führung der Reichswehr befand sich in einer schwierigen Lage: nämlich unter der Fuchtel von Adolf Hitler. Die Generäle hatten nicht geahnt, dass Hitlers Versprechen, Röhm in Schach zu halten, ein solches Massaker nach sich ziehen würde. Hitler hatte sich nicht nur Röhm und Konsorten, sondern auch viele konservative Politiker vom Leib geschafft. Was ihn selbst betraf, so konnte auch Hindenburg, dieses greise Relikt einer vergangenen Epoche, von ihm aus gerne aus dieser Welt abtreten; er hatte schon einen Nachfolger im Kopf.

Auch Österreich erlebte in diesen Tagen sein Teil an politischer Gewalt. Die Ereignisse gipfelten am 25. Juli 1934 in der Ermordung von Kanzler Engelbert Dollfuss bei einem nationalsozialistischen Putschversuch. Dollfuss, ein strenger Katholik in einem streng katholischen Land, hatte ein autoritäres System auf christlich-ständischer Grundlage errichtet. Zu Dietrich von Hildebrand sagte er einmal: «Der Kampf gegen den Nationalsozialismus ist für mich eine Verteidigung der christlichen Weltauffassung. Wenn Hitler an das altgermanische Heidentum anknüpfen will, so will ich an das christliche Mittelalter anknüpfen.»³⁶⁶ Nach Dollfuss' Ermordung kam es zu weiteren Unruhen in Österreich, und viele hatten Angst, dass Hitler Truppen über die Grenze schicken würde. Um dies zu verhindern, sandte Mussolini italienische Truppen. Eine Woche später starb Hindenburg.

Kaum hatte der alte Kriegsheld am 2. August mit sechsundachtzig Jahren seinen Geist aufgegeben, als Hitler seine Wahl für einen Reichspräsidenten verkündete: Er selbst würde die Nachfolge Hindenburgs antreten. Und natürlich gleichzeitig Reichskanzler bleiben, wie das deutsche Volk dies so wolle. Und für den Fall, dass jemand am Willen des deutschen Volkes zweifelte, liess Hitler am 19. August eine «Volksbefragung» durchführen, wodurch er denn auch mit 89,9 Prozent der Stimmen bestätigt wurde. Wie viele der «Ja»-Stimmen ehrlich und wie viele von Angst diktiert waren, wird man wohl nie erfahren.

Und die Wehrmacht? Röhm und die SA konnten ihr hinfort nichts mehr anhaben. Doch die SS, unter der Führung von Heinrich Himmler, würde ihr weitaus grösseren Ärger bereiten. Hitler kam, so oder so, zu seinem Ziel. Reichskriegsminister Werner von Blomberg nutzte die patriotische Stimmung, die nach Hindenburgs Tod im Lande herrschte. Er beorderte die Offiziere und Soldaten der Garnison Berlin auf den Königsplatz, wo sie im Fackelschein ihren Treueid erneuerten. Als sie jedoch die Hände zum Eid erhoben, entdeckten sie, dass es nicht der Eid war, den sie erwartet hatten. Er lautete nicht auf die deutsche Verfassung oder die deutsche Nation, nicht auf Volk und Vaterland, sondern auf den «Führer» persönlich: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen

Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam leisten und bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»³⁶⁷

Sie standen in Reih und Glied, als sie die Worte nachsprachen, sodass sich niemand an den Kopf greifen konnte. In dieser Stunde der Ehre und Trauer schnappte gleichsam die Falle zu. Die Deutschen allgemein und ihre Soldaten im Besonderen nahmen es mit der Gefügigkeit und dem Eid sehr genau. Der Eid, den Blomberg hier in vorausweisendem Gehorsam seinen Soldaten abluchste, sollte Hitler in den kommenden Jahren noch satte Zinsen tragen und jegliche Pläne sehr erschweren, ihn durch ein Attentat oder auf andere Weise aus dem Amt zu entfernen.

Generaloberst Ludwig Beck, der Chef des Truppenamtes im Reichswehrministerium, war entsetzt. Die hehre Tradition der deutschen Armee war gebrochen und gezwungen worden, ihre eigenen Fahnen in den Dreck zu ziehen. Beck sprach vom «schwärzesten Tag seines Lebens».³⁶⁸ 1938 würde er zurücktreten und danach einer der Drahtzieher der Attentatspläne auf Hitler werden, die in dem gescheiterten Anschlag vom 20. Juli 1944 gipfelten, – einen Tag darauf wählte Beck den Freitod.

Mit Hindenburgs Tod war das Band zu der alten, stabilen Ordnung unter dem Kaiser endgültig zerrissen. Hindenburg war vielen als Garant der Stabilität und Sicherheit erschienen, der den wilden Hitler in Schach halten würde. Hitler, der dies sehr wohl wusste, hatte sich Hindenburgs bedient, um seinem Regime einen Anschein von Rechtmässigkeit zu verleihen. Jetzt war Hindenburg nicht mehr, und das deutsche Volk fand sich in einem Schiff auf hoher See wieder, mit einem Wahnsinnigen als Kapitän.

DIE KONFERENZ IN FANÖ

*Es muss klar werden, – so furchtbar es ist – dass die Entscheidung vor der Tür steht: Nationalsozialist oder Christ..*³⁶⁹

*Vor mir steht der Beruf. Was Gott daraus machen will, weiss ich nicht... Aber der Weg muss durchgegangen werden. Vielleicht dauert er gar nicht mehr so lang ... (Phil. 1,23) Aber es ist doch schön, diesen Beruf zu haben ... Ich glaube, die Herrlichkeit dieses Berufes wird uns erst in den kommenden Zeiten und Ereignissen aufgehen. Wenn wir doch durchhalten könnten!*³⁷⁰

DIETRICH BONHOEFFER

Die Ökumene mischt mit

Fanö ist eine kleine Insel vor der Westküste Jütlands. Auf seinem Weg dorthin verbrachte Bonhoeffer einige Tage in Esbjerg gegenüber der Insel Fanö, nachdem er bei einem Zwischenhalt in Kopenhagen einen Kindheitsfreund getroffen hatte, der als Jurist in der Deutschen Botschaft arbeitete. In Esbjerg angekommen, besuchte ihn Franz Hildebrandt und unterrichtete ihn über Neuigkeiten aus Deutschland: Aufgrund der angespannten politischen Lage in Deutschland nach der Röhm-Affäre, dem Mord an Dollfuss und dem Tod Hindenburgs würden Bodelschwingh sowie der Präses der Bekenntnissynode, Koch, nun nicht an der Konferenz von Fanö teilnehmen. Hildebrandt seinerseits würde auch nicht an der Jugendkonferenz teilnehmen. Er zog es vor, dass Heckel und seine Begleiter ihn als Nichtarier dort nicht sähen – zumal er noch in Deutschland bei der Bekennen-

den Kirche mitarbeitete und sich nicht in der relativen Sicherheit einer ausserdeutschen Kirche befand. Stattdessen würde er Bonhoeffer in seinen Londoner Gemeinden vertreten. Das ermöglichte Bonhoeffers bisheriger Vertretung, Dr. Jürgen Winterhager, einem ehemaligen Studenten Bonhoeffers aus Berlin, diesem in Fanö zu assistieren.

Ohne Koch, Bodelschwingh und Hildebrandt kam sich Bonhoeffer in Fanö etwas alleingelassen vor. Immerhin würde Julius Rieger dort sein, sowie auch viele von Bonhoeffers Studenten aus Berlin. Doch Müller und die Deutschen Christen witterten nach den neuesten Ereignissen Morgenluft. Im Juli erklärte Reichsinnenminister Wilhelm Frick jegliche Diskussion über den Kirchenkampf für illegal – sowohl in öffentlichen Versammlungen als auch in der Presse. Der Erlass unterschied sich in nichts von Müllers «Maulkorberlass», ausser dass er diesmal nicht von der Kirche, sondern vom Staat kam und damit als geltendes Recht unanfechtbar war. Kirche und Staat verschmolzen zusehends.

Nach Hindenburgs Tod hielt die Reichskirche eine Synode ab, auf der sie sämtliche vorherigen Erlasse Müllers bestätigte. Vielleicht am unverständlichsten war die Erklärung, dass in Zukunft jeder neue Pastor bei seiner Ordination einen «Diensteid» auf Adolf Hitler zu leisten habe. Der ehemalige Marinepfarrer Müller wollte der Armee in nichts nachstehen, die dem «Führer» höchstpersönlich ihre Treue geschworen hatte. In dem Diensteid hiess es unter anderem: «Ich ... schwöre einen Eid zu Gott ..., dass ich ... dem Führer des Deutschen Volkes und Staates Adolf Hitler treu und gehorsam sein ... werde.»³⁷¹

Viele in der Bekennenden Kirche fürchteten jetzt förmlich um ihr Leben, vor allem wenn sie vorhatten, sich in der Weltöffentlichkeit politisch inkorrekt zu äussern. Sie wussten auch, dass Bischof Bells «Himmelfahrtsbotschaft» in Fanö zur Sprache kommen würde, was sie in eine delikate Lage brächte. Viele in der Bekennenden Kirche waren noch nicht so weit wie Bonhoeffer und hatten Angst, sich an öffentlichen Verurteilungen Deutschlands zu beteiligen. Selbst jetzt noch empfanden sie sich in erster Linie als patriotische Deutsche, die jedem skeptisch gegen-

überstanden, der aus den Ländern kam, die Deutschland in das Elend des Versailler Vertrags gestürzt hatten.

Noch vier Jahre zuvor, als er in New York eintraf, hatte Bonhoeffer diese Position geteilt. Vor allem durch seine Freundschaft mit Jean Lasserre hatte er dann angefangen umzudenken. Seine folgenden Erfahrungen mit Amerikanern wie den Lehmanns und Frank Fisher sowie dem Engländer George Bell und dem Dänen Waldemar Ammundsen hatten sein Kirchenverständnis auf eine Art erweitert, die sich die meisten seiner Landsleute nicht hätten träumen lassen. Für ihn war es keine Frage mehr, dass seine Brüder und Schwestern in der grossen weiten Welt ihm näherstanden als die scheinchristlichen Nazis der Reichskirche. Aber er wusste auch: Viele in der Bekennenden Kirche würden noch nicht den Mut haben, Nägel mit Köpfen zu machen.

Am 8. August hatte er Bischof Ammundsen geschrieben:

Ganz offen und persönlich: ich habe beim Gedanken an Fanö mehr Angst vor manchen unsrer eignen Leute als vor den Deutschen Christen. Man wird vielfach unsrerseits entsetzlich vorsichtig sein, um ja nicht unpatriotisch zu erscheinen, – nicht so sehr aus Angst, als aus einem falsch verstandenen Ehrgefühl heraus. Viele, auch solche, die schon länger in der ökumenischen Arbeit stehen, können bis heute nicht begreifen und nicht glauben, dass wir hier wirklich allein als *Christen* zusammen sind. Sie sind furchtbar misstrauisch, und darum nicht restlos offen. Wenn es Ihnen, hochverehrter Herr Bischof, gelänge, dieses Eis zu lösen, diese Menschen vertrauensvoll und ganz offen zu machen. Es muss, *gerade auch in unsrer Stellung zum Staat*, hier ganz ehrlich geredet werden, um Jesu Christi und der ökumenischen Sache willen. Es muss klar werden, – so furchtbar es ist – dass die Entscheidung vor der Tür steht: Nationalsozialist oder Christ ...

Ich bin der Meinung, es sollte eine Resolution gefasst werden – alles Ausweichen nützt nichts. Und wenn der Weltbund in Deutschland dann aufgelöst

wird – nun gut, dann haben wir das Zeugnis abgelegt, das wir schuldig waren. Besser als unwahrhaftig weitervegetieren. Es ist jetzt nur mit der *ganzen Wahrheit* und *Wahrhaftigkeit* geholfen. Ich weiss, manche meiner deutschen Freunde denken anders. Aber ich bitte Sie inständigst um Verständnis für diesen Gedanken.³⁷²

Für Bonhoeffer waren weltweit alle entschiedenen Christen die wahre Kirche, die alle nationalen Grenzen überschritt, und er forderte sie auf, sich als solche zu verhalten. In Fanö würde er diesen Aufruf an die dort versammelten Konferenzteilnehmer richten.

Die Jugendkonferenz begann am 22. August 1934. Bonhoeffer hielt die Andacht. Eine Teilnehmerin, Margarete Hoffer, erinnert sich: «In der ersten Andacht wurde es uns eindringlich als Losungswort für unsere ganze Tagung gesagt: Unsere Arbeit kann und darf in nichts anderem bestehen als im gemeinsamen Hören auf das, was der *Herr* redet, im gemeinsamen Beten um das rechte Hören. Gläubiges Horchen auf das Bibelwort, einander hören als Horchende und Gehorchende, das ist der Kern aller ökumenischen Arbeit.»³⁷³

Ein anderer Teilnehmer, E.C. Blackman, sagte: «Wir begannen in der richtigen Atmosphäre, denn in der Andacht am ersten Morgen erinnerte Bonhoeffer uns daran, dass unser wichtigstes Ziel nicht darin bestand, unsere eigenen (persönlichen oder nationalen) Ansichten vorzutragen, sondern zu hören, was Gott uns sagen würde.»³⁷⁴

Man kann die Radikalität von Bonhoeffers Aussagen in Fanö kaum überbetonen. Das machte ihn so anders und war für die einen inspirierend, die anderen absonderlich und für wieder andere anstössig: Dass er nicht *hoffte*, sondern *wusste*, dass Gott seine Gebete erhörte. Er forderte die anderen auf, dass sie sich demütigen und auf Gottes Weisung hören sollten und ihr gehorchen sollten. Das waren keine blossen Sprüche, sondern sein Ernst: Vertraue Gott *jetzt*, in der Gewissheit, dass es allein auf das Hören auf ihn ankommt. Viele in der Ökumene und der Bekennenden Kirche hatten diesen Glauben offensichtlich nicht. Aber Bonhoeffer wusste: Erst

kommt das Hören auf Gott, danach gilt es, aus ungeteiltem Glaubensgehorsam heraus zu handeln.

Die Kirche vor der Friedensfrage

Am Dienstag, den 28. August, hielt Bonhoeffer die Morgenandacht über Psalm 85,9: «Ach, dass ich hören sollte, was der Herr redet, dass er Frieden zusagte seinem Volk und seinen Heiligen.»³⁷⁵ Der Friede war ein grundsätzliches Thema für Bonhoeffer, aber in diesem August hatte er auch einen aktuellen Aspekt, der allen Konferenzteilnehmern deutlich vor Augen stand. Dollfuss' Ermordung hatte Österreich destabilisiert und stündlich drohte der deutsche Einmarsch, während gleichzeitig in der Abessinienkrise Mussolini einen Einmarsch nach Äthiopien plante.

Bonhoeffers Hoffnung, dass die Jugendkonferenz zu mutigen, konkreten Resolutionen führe, wurde nicht enttäuscht. Die fünfzig Delegierten setzten zwei Resolutionen auf. Die erste stellte fest, dass die Gebote Gottes den absoluten Vorrang vor jeglichen Forderungen des Staates hatten. Sie erhielt nur eine knappe Mehrheit; viele von Bonhoeffers Studenten stimmten dagegen.

Die zweite Resolution verurteilte die christliche Unterstützung «jeglicher Kriege». Polnische und ungarische Delegierte schlugen vor, die Verurteilung auf «Angriffskriege» zu beschränken, doch dieser Antrag fand keine Mehrheit. Es gab eine lebhafte Debatte über die Kriegsdienstverweigerung, die (wie alle grösseren Debatten auf der Konferenz) im privaten Austausch unter den Teilnehmern fortgesetzt wurde. Es zeugte von Mut, dass die deutschen Studenten über solche Themen mitdiskutierten.

Zwischen den Veranstaltungen traf man sich an den Stränden von Fanö, um weiterzusprechen. Die Teilnehmer trugen dabei die gleiche Kleidung wie in den Seminaren, die meisten Männer Schlips und Anzug, die Frauen ihre Kostüme. Bei einem dieser Strandgespräche fragte ein schwedischer Delegierter Bonhoeffer, was dieser machen würde, wenn es zum Krieg käme.

Dies war keine Schulbuchfrage, am allerwenigsten für Bonhoeffer, dessen drei Brüder in den Ersten Weltkrieg gezogen waren und der selbst als Student seine militärische Kurzausbildung in Ulm erhalten hatte.³⁷⁶ (Erst vor achtzehn Monaten, am Tag der Machtergreifung Hitlers, hatte Bonhoeffers Bruder Klaus erklärt: «Das bedeutet Krieg!» Er sah damals schon, wohin Hitler das Land führen würde.) Bonhoeffer soll auf diese Frage eine Handvoll Sand aufgehoben und durch seine Finger haben rinnen lassen, während er nachdachte. Dann sah er den jungen Mann ruhig an und sagte. – «Ich bitte darum, dass Gott mir dann die Kraft geben wird, nicht zu den Waffen zu greifen.»³⁷⁷

Bei all dem verlor Bonhoeffer nicht seinen Humor. Otto Dudzus, einer seiner Studenten aus Berlin, erinnert sich, wie er während der Ansprache eines wohlbelebten orientalischen Kirchenfürsten zwei Zeilen von Christian Morgenstern auf einen Zettel schrieb und ihm diesen zuschob: «Ein dickes Kreuz auf dickem Bauch, wer spürte nicht der Gottheit Hauch?»³⁷⁸

Laut Dudzus «kann der Anteil Bonhoeffers an Thematik und Verlauf der Konferenz nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er hat gründlich dafür gesorgt, dass es keine akademisch unverbindliche Erörterung wurde.»³⁷⁹ Die Art, wie er Ammundsen und die anderen dazu ermutigte, eine echte Resolution gegenüber Deutschland zu verfassen, war couragiert und visionär. Bonhoeffer scheute sich nicht, anderen einen klaren Blick für Missstände zu verschaffen, um dann zu den logischen Schlussfolgerungen zu gelangen.

Bonhoeffer nahm in Fanö nicht an der offiziellen Diskussion über Bells «Himmelfahrtsbotschaft» teil, diskutierte jedoch alles Nötige in persönlichen Gesprächen. Er fand, dass die Resolution in dem damit betrauten Ausschuss in guten Händen war (er bestand aus den Bischöfen Bell und Ammundsen, H.L. Henriod und vier anderen).

Einer dieser anderen war ein Amerikaner, Dr. Henry Smith Leiper, der bei Bonhoeffers schicksalhafter Amerikareise 1939 eine grosse Rolle spielen sollte. Beim Studienaufenthalt in New York hatte Bonhoeffer Leiper am *Union Theological Seminary* nur flüchtig als Dozenten kennengelernt. Doch in Fanö suchte Bonhoeffer Leiper auf seinem Zimmer auf, um sich mit ihm zu unterhalten. Er berichte-

te ihm von Heckel und wie dieser ihn informiert hatte, dass er London verlassen müsse. Leiper erinnert sich an das Gespräch:

Auf meine Frage, wie seine Antwort auf den Befehl des Bischofs ausgefallen wäre, sagte er mit grimmigem Lächeln: «Negativ.» Dieser lakonischen Bemerkung fügte er noch hinzu: «Ich habe ihm gesagt, wenn er mich aus dieser Gemeinde heraushaben wolle, dann müsse er selber nach London kommen.» Mit äusserster Offenheit sprach er davon, wie die Anhänger Christi sich darauf einzustellen hätten, dem nazistischen Cäsarentum und dessen Eindringen in die geistlichen Bereiche Widerstand zu leisten.

Nun gab es für mich keinen Zweifel mehr, dass er entschlossen war, den Kampf gegen das Regime von Ludwig Müller aufzunehmen. In keinem Moment unseres Gesprächs klang bei ihm eine Besorgnis durch, welche Folgen wohl diese Entscheidung haben könnte, allen Bestrebungen des Nationalsozialismus, die Oberherrschaft über die Kirche in Deutschland zu gewinnen, nun offen entgegenzutreten. Auch gab es für ihn nicht den geringsten Zweifel, dass die ernsthaften Christen es in jedem Fall mit dem äusserst gefährlichen und skrupellosen Diktator zu tun bekommen würden, dem es darum ging, aus dem sogenannten positiven Christentum Kapital für sein politisches Programm zu schlagen. Es war höchst aufschlussreich, dass Dietrich die Situation derart klar durchschaute und dass bereits zu solch frühem Zeitpunkt derart weitgehende Entschlüsse in der Regierung gefasst wurden, die Leitung der Kirche in ihre Hand zu bekommen. Aufgrund meiner eigenen ziemlich umfassenden Wahrnehmungen bei zahlreichen früheren Besuchen in Deutschland wusste ich, dass kaum sehr viele seiner Kollegen angesichts dieser Vorgänge so unbeirrt und klarsichtig waren wie er. Und nur wenige von ihnen widersetzten sich – schliesslich auch öffentlich – der Tyrannei, die im «Wunder» des Dritten Reiches ihr Haupt erhob.

Als diese Vorgänge auf der Insel Fanö zur Sprache kamen, war es Dietrich darum zu tun, dass die durch die Nazibewegung aufgeworfenen Probleme nicht bloss auf theologischer oder philosophischer Ebene diskutiert, sondern auch mit konkreten Massnahmen angegangen werden sollten.³⁸⁰ »

Dies war nicht nur in Fanö wohl Bonhoeffers wichtigster Beitrag: dass er die anderen zum Handeln drängte, weg vom blossen Theologisieren. Dies sollte ein Leitthema in seinem Buch *Nachfolge* werden, in welchem er ein Christsein ohne Gehorsam Gott gegenüber als «billige Gnade» entlarvte. Ein Glaube, der nicht zur Tat wurde, war kein echter Glaube. In Fanö versuchte Bonhoeffer den Delegierten dies – im Grossen und Ganzen mit Erfolg – zu zeigen.

Nicht zuletzt gelang es ihm, die Konferenz zu einer klaren Antwort auf Bells «Himmelfahrtsbotschaft» zu bringen. Leiper und das Komitee stellten sich voll und ganz hinter sie. Nach Bells Botschaft selbst war dies die zweite offene Ohrfeige für Müller, und während Bells Botschaft die Stimme eines einzelnen britischen Geistlichen war, war die Resolution von Fanö die vereinte Stimme zahlreicher Geistlicher aus aller Welt:

... gibt der Ökumenische Rat seiner Überzeugung Ausdruck, dass ein autokratisches Kirchenregiment, besonders wenn es durch feierlichen Eid dem Gewissen auferlegt wird, die Anwendung von Gewaltmethoden und die Unterdrückung freier Aussprache mit dem wahren Wesen der Kirche Christi unvereinbar ist, und erbittet im Namen des Evangeliums für seine christlichen Brüder in der Deutschen Evangelischen Kirche,

Freiheit, das Evangelium unsres Herrn Jesu Christi zu verkündigen und Seinem Wort gemäss zu leben,

Freiheit des gedruckten Wortes und der Versammlung im Dienste der christlichen Gemeinde,

Freiheit für die Kirche, die Jugend nach den Grundsätzen des christlichen Glaubens zu erziehen und sie vor Aufzwingung einer mit dem christlichen Glauben in Widerstreit stehenden Weltanschauung zu schützen.³⁸¹

In der Morgenandacht des 28. August hielt Bonhoeffer vor Beginn der Hauptkonferenz seine berühmt gewordene «Friedensrede». «Vom ersten Augenblick an», so Dudzus, «lag eine atemlose Spannung über der Versammlung. Viele werden geahnt haben, dass sie das soeben Gehörte nie wieder würden vergessen können.»³⁸² Bonhoeffer sagte, dass die Kirche vor allem anderen Gottes Wort zu hören und ihm zu gehorchen hatte. Die theologisch liberal geprägten unter den Delegierten waren solche Töne nicht gewöhnt. Dass da einer glaubte, dass Gott tatsächlich redete, ja etwas von den Menschen verlangte, war manchen nicht geheuer. Dudzus kommentiert: «Bonhoeffer war so weit vorgeprellt, dass ihm die Konferenz darin nicht folgte.»³⁸³ Aber die Kraft hinter den Worten war unleugbar. Die Worte des Achtundzwanzigjährigen werden noch heute zitiert:

Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit. Denn Friede muss gewagt werden, ist das eine grosse Wagnis, und lässt sich nie und nimmer sichern. Friede ist das Gegenteil von Sicherheit. Sicherheiten fordern heisst Misstrauen haben, und dieses Misstrauen • gebiert wiederum Krieg. Sicherheiten suchen heisst sich selber schützen wollen. Friede heisst sich gänzlich ausliefern dem Gebot Gottes, keine Sicherheit wollen, sondern in Glaube und Gehorsam dem allmächtigen Gott die Geschichte der Völker in die Hand legen und nicht selbstsüchtig über sie verfügen wollen. Kämpfe werden nicht mit Waffen gewonnen, sondern mit Gott. Sie werden auch dort noch gewonnen, wo der Weg ans Kreuz führt.³⁸⁴

Bethge kommentiert: «Hier ging es nicht um das ratlose Austauschen offener Fragen, sondern um die direkte Aufforderung, Entscheidungen zu wagen.» Bonhoeffer – nein, nicht Bonhoeffer, sondern Gott selbst verlangte von den Zuhörern, dass sie endlich gehorchten. «So redete er [Bonhoeffer] diese wohl abwägende Versamm-

lung in der Predigt leidenschaftlich auf ihre Existenzberechtigung an, die jetzt eigentlich nur darin bestünde, dass sie das Friedensevangelium vollziehend gebietet.»³⁸⁵ Er sagte seinen Zuhörern, dass Gott ihnen als seiner Kirche die Macht gegeben habe, eine prophetische Stimme inmitten der Welt zu sein, und dass sie ihre von Gott gegebene Autorität einsetzen und die Kirche sein müssten, die in der Macht des Heiligen Geistes Gottes Antwort auf die Probleme der Welt ist.

Aber wer unter den Zuhörern hat ihn damals wirklich verstanden? Bethge weiter: «Wieder gebrauchte er das Wort ‚Konzil‘, das seine Hörer damals schockieren musste. Aber er wollte sie über ihr Selbstverständnis als eines Verbandes, der berät oder Meinungen beschliesst, hinausführen; ein Konzil verkündet, bindet und löst, worin es selbst gebunden und gelöst ist.»³⁸⁶ Wenn Bonhoeffer jemals ein Jeremia oder Jona war, dann dort auf dieser Insel vor der Küste Jütlands Ende August 1934.

Seine Berliner Studenten, die auf der Jugendkonferenz gewesen waren, durften bei seiner Rede nicht mit in den Konferenzsaal, in dem die Würdenträger versammelt waren. Doch ein Freund Bonhoeffers erreichte es, dass sie von einer Empore aus zuhören durften, – anschliessend führte man sie rasch wieder hinaus. Ein Student erinnert sich, dass Bonhoeffers letzte Sätze unvergesslich waren: «Es gilt zu handeln. Worauf warten wir noch?»³⁸⁷ Als Bonhoeffer zu Ende gesprochen hatte, trat der Konferenzleiter auf das Podium und sagte, dass es nicht nötig sei, die Rede zu kommentieren, – ihre Bedeutung sei allen klar.

An den Abenden und oft bis weit in die Nacht hinein kamen die Berliner Studenten zusammen, um die Diskussion fortzusetzen. Bonhoeffer bat sie, vorsichtig zu sein und darauf zu achten, wer in der Nähe war. Dann sahen sie eines Tages in einer dänischen Zeitung die Schlagzeile: «Deutsche Jugend sagt offen: Hitler will Papst werden.» Irgendjemand hatte sich eingeschlichen und gehört, wie sie sich über Hitlers Kirchenpolitik unterhielten. Es war eine Katastrophe, und Bonhoeffer war sicher, dass sie bei der Wiedereinreise nach Deutschland Schwierigkeiten bekämen. Er tat, was er konnte, um die Lage zu entschärfen, und spielte das Thema

in Telefongesprächen und in Gesprächen auf der Konferenz bewusst herunter. Es passierte dann schliesslich nichts; noch war Deutschland kein durchorganisierter Polizeistaat.

Auch Heckel und andere Mitglieder der Reichskirchendelegation nahmen an Fanö teil, im Auftrag ihres «Herrn», der lautete, so wenig Konkretes wie möglich zu sagen. Statt über die Judenfrage zu reden, produzierte Heckel nur heisse Luft. Am 25. August hielt er eine eineinhalbstündige Rede über Fragen der Ökumene, zwei Tage später eine über Kirche und Staat. Die Londoner *Times* nannte erstere einen «brillanten Aufstieg in die Stratosphäre des reinen kirchlichen Dogmas».³⁸⁸ Irgendjemand trug Müller zu, dass Heckel nicht den gewünschten durchschlagenden Erfolg erzielt hatte und so schickte dieser sofort den Sondergesandten Walter Birnbaum los. Letzterer eilte nach Kopenhagen, nur um feststellen zu müssen, dass die Konferenz ja auf Fanö stattfand, am anderen Ende Dänemarks. Der Ruf der Reichskirche stand auf dem Spiel. Die beiden charterten ein Wasserflugzeug und flogen die dreihundert Kilometer nach Westen, wo sie zu Heckels Bestürzung in die Konferenz schneiten.

Birnbaums Theologie war genauso schräg, wie es zu erwarten war. Birnbaum bat die Versammlung um Redeerlaubnis und trug eine Reihe blumiger Anekdoten über Deutsche vor, die durch den Nationalsozialismus Christen geworden seien. Julius Rieger hielt das Ganze für ein «absurdes Geschwätz». Heckel war verstimmt, dass der Reichsbischof es für nötig befunden hatte, den Kollegen zu schicken, dessen Gegenwart und Äusserungen seine eigene Position noch erschwerten. Aber er wusste, wie man das Konferenzspiel spielte, und begann seine nächste Jongliernummer. Er dementierte, protestierte, ergänzte das Protokoll durch allerhand Unsinn und behauptete, dass die Lage in Deutschland noch nie so günstig für die Verkündigung des Evangeliums gewesen sei.

Doch zu Bonhoeffers Befriedigung verabschiedete die Konferenz die bereits erwähnte Resolution, in der sie «ihrer schweren Besorgnis» über die Situation in Deutschland Ausdruck gab, wo «entscheidende Grundsätze der christlichen Freiheit» bedroht seien, und erklärte, dass die Anwendung von Gewalt, «ein autokrati-

ches Kirchenregiment» und die «Unterdrückung freier Aussprache» mit «dem wahren Wesen der Kirche Christi unvereinbar» seien. Die Resolution fuhr fort: «Der Ökumenische Rat wünscht seine Brüder in der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche des Gebetes und der herzlichen Verbundenheit in ihrem Zeugnis für die Grundsätze des Evangeliums zu versichern, sowie seines Entschlusses, enge Gemeinschaft mit ihnen aufrechtzuerhalten.»³⁸⁹

Was der Reichskirche besonders gegen den Strich ging, war die demonstrative Wahl von Karl Koch, dem Präses der Bekenntnissynode, in den Ökumenischen Rat. Heckel protestierte bitter, aber vergeblich. Doch gab es ein Detail, das die Mühen der Nazis lohnte, Heckel zu der Konferenz zu entsenden. Er machte sich für eine kleine, scheinbar belanglose Einfügung in die Resolution stark: Der Rat wünsche, «mit allen Gruppen in der Deutschen Evangelischen Kirche in freundlicher Beziehung zu bleiben».³⁹⁰ Die Formulierung machte die Reichskirche *und die Bekennende Kirche* zu «Gruppen», was sich in der Zukunft verheerend auswirken sollte. Mit seinem geschickten parlamentarischen Manöver hatte Heckel Bonhoeffers Anspruch entschärft, allein die Bekennende Kirche sei die rechtmässige deutsche Kirche und die Deutschen Christen und ihre Reichskirche verbreiteten Irrlehren.

Doch die Tragweite dieser Einfügung sollte sich erst noch zeigen. Bonhoeffer glaubte, man habe einen grossen Schritt nach vorne gemacht, auf dem künftige ökumenische Konferenzen aufbauen könnten. Alle waren optimistisch. Aber Bethge notiert: «Tatsächlich ist die Ökumene in ihrer Stellungnahme zur Bekennenden Kirche nie mehr über Fanö hinausgegangen ... Erst später musste Bonhoeffer einsehen, dass Fanö in Wahrheit nicht erste Stufe, sondern schon der kurze Höhepunkt gewesen war.»³⁹¹

Göttingen

Bevor er nach London zurückkehrte, unternahm Bonhoeffer noch mehrere Reisen, zunächst nach Göttingen, um Sabine und ihre Familie zu besuchen. Die Familie

kaufte sich in diesem Jahr ein Auto, um im Falle eines Falles beweglicher zu sein. Dieser Fall sollte schon bald eintreten. Bereits jetzt verliessen sie Göttingen häufig, um die Eltern in Berlin zu besuchen, wo man als Jude freier atmen konnte. In der Schule wurden ihre Töchter, Marianne und Christiane, manchmal gehänselt. Sabine erinnert sich:

Eine kleine Freundin rief ihr [Christiane] sogar über den Zaun zu: «Dein Vater ist ja ein Jude!» ... Schliesslich wurde an einem der Bäume vor der Schule ein Schild angebracht, auf dem stand: «Der Vater der Juden ist der Teufel.» Täglich gingen unsere beiden Kinder unter diesem Hetzwort zur Schule. Gegenüber wurde dann noch ein «Stürmerkasten» mit seinen Scheusslichkeiten festgemacht. Er enthielt antisemitische, phantastische Berichte über angebliche jüdische Sexualverbrechen und rituelle sadistische Vorgänge, erfundene Geschichten schmutzigster Art, und die älteren Schulkinder drängten sich davor.³⁹²

Das Haus der Familie Leibholz lag an der Herzberger Landstrasse, wo viele der Göttinger Professoren wohnten. Am Sonntagmorgen marschierte hier oft die SA vorbei. Sabine schreibt in ihren Erinnerungen: «Ich höre heute noch mit Grauen ihre Marschlieder: ‚Soldaten, Kameraden, hängt die Juden, stellt die Juden an die Wand.‘»³⁹³ Dass Dietrich den Nazis so mutig gegenübertrat, lag nicht zuletzt an seiner Liebe zu seiner Zwillingschwester.

Von Göttingen aus fuhr Bonhoeffer nach Würzburg zu einer Reichsbruderratsitzung der Bekennenden Kirche. Er berichtete über Fanö und drängte die Brüder, sich als Kirche und nicht nur als Bewegung zu sehen und dies auch eindeutig zu erklären, was schliesslich im Oktober in Dahlem geschehen sollte. Die Unklarheit über den Status der Bekennenden Kirche war sie in Fanö teuer zu stehen gekommen, und so etwas durfte nicht noch einmal geschehen. Man sprach auch über die bevorstehende Bischofsweihe Müllers und wie wichtig es war, dass keine Personen aus der Ökumene an ihr teilnahmen.

Als Nächstes besuchte Bonhoeffer Jean Lasserre in seiner Arbeitergemeinde in der Region Artois in Frankreich, wo sich mehrere ökumenische Delegierte nach Fanö trafen. Einige von ihnen evangelisierten auf den Strassen. Lasserre staunte, wie leicht Bonhoeffer einen Draht fand zu Menschen, die so anders waren als er und sein Milieu: «Er sagte den Leuten von der Strasse wirklich das Evangelium.»³⁹⁴

17. KAPITEL

DER WEG NACH ZINGST UND FINKENWALDE

Es muss auch endlich mit der theologisch begründeten Zurückhaltung gegenüber dem Tun des Staates gebrochen werden – es ist ja doch alles nur Angst. «Tu den Mund auf für die Stummen» – wer weiss denn das heute noch in der Kirche, dass dies die mindeste Forderung der Bibel in solchen Zeiten ist?

Die Restauration der Kirche kommt gewiss aus einer Art neuen Mönchtums, das mit dem alten nur die Kompromisslosigkeit eines Lebens nach der Bergpredigt in der Nachfolge Christi gemeinsam hat. Ich glaube, es ist an der Zeit, hierfür die Menschen zu sammeln.

DIETRICH BONHOEFFER

Eine neue berufliche Entscheidung

Nach London zurückgekehrt, fragte sich Bonhoeffer, wie es mit ihm weitergehen solle. Aufgrund seiner Begabung und seiner familiären Beziehungen hatte er immer viele Optionen, und er schien jemand zu sein, der sich gerne alle Türen offenhielt.

Bereits im Laufe des Jahres hatten die Leiter der Bekennenden Kirche erkannt, dass sie über eigene Predigerseminare nachdenken sollten. Die Reichskirche verlangte inzwischen von allen Theologiestudenten an den Universitäten einen Nachweis ihrer arischen Herkunft. Im Juni hatten Jacobi und Hildebrandt Bonhoeffer als Leiter eines Seminars der Bekennenden Kirche vorgeschlagen; und einen Monat

später schlug Niemöller vor, Bonhoeffer solle zum 1. Januar 1935 die Leitung des Berlin-Brandenburger Predigerseminars übernehmen. Bonhoeffer war unschlüssig. Präses Koch fand, dass es besser wäre, wenn Bonhoeffer in London blieb. Doch Bonhoeffer wusste: Falls er zurück an die Universität Berlin wollte, müsse er sich bald entscheiden, da seine Beurlaubung nicht endlos verlängert werden würde. Auch wenn die Universitätslaufbahn für Bonhoeffer ihren Reiz verloren hatte, mochte er es doch nicht, dass sich diese Tür für ihn auf immer verschloss.

Am 11. September 1934 schrieb er an Erwin Sutz:

Ich bin wieder zurück in unserer Gemeinde und quäle mich damit ab, einen Entschluss zu fassen, ob ich als Leiter eines neu zu errichtenden Predigerseminars nach Deutschland zurückgehen soll, ob ich hierbleiben soll oder ob ich nach Indien gehe. An die Universität glaube ich nicht mehr, habe ja eigentlich nie daran geglaubt – zu Ihrem Ärger. Die gesamte Ausbildung des Theologienachwuchses gehört heute in kirchlich-klösterliche Schulen, in denen die reine Lehre, die Bergpredigt und der Kultus ernstgenommen wird – was gerade alles drei auf der Universität nicht der Fall ist und unter gegenwärtigen Umständen unmöglich ist. Es muss auch endlich mit der theologisch begründeten Zurückhaltung gegenüber dem Tun des Staates gebrochen werden – es ist ja doch alles nur Angst. «Tu den Mund auf für die Stummen» – wer weiss denn das heute noch in der Kirche, dass dies die mindeste Forderung der Bibel in solchen Zeiten ist?³⁹⁵

Eine Woche später traf er seine Entscheidung. Er würde die Leitung des Seminars der Bekennenden Kirche übernehmen. Aber er könne nicht vor Frühjahr 1935 anfangen. Die restlichen Monate des Jahres 1934 wollte er zur Vorbereitung durch England reisen und verschiedene christliche Gemeinschaften besuchen. Danach würde er endlich nach Indien gehen und seinen so lange geplanten Besuch bei Gandhi machen, jetzt im Rahmen seines neuen Denkens darüber, was es nach Got-

tes Willen bedeutete, als Christ zu leben. In einer Zeit, wo der Kirchenkampf und die politische Situation immer schwieriger wurden, fragte er sich, ob Gandhis Methoden des zivilen Ungehorsams nicht ein Ruf Gottes an die Kirche seien. Sollten er und andere Christen ihren Kampf vielleicht auf diese Art und Weise gestalten? Führte der Versuch, den Kirchenkampf zu gewinnen, so wie sie ihn jetzt kämpften, nicht vielleicht in eine ganz falsche Richtung?

Er wusste, dass mit der Kirche seiner Zeit etwas grundlegend nicht stimmte. Nicht nur mit der Reichskirche und den Deutschen Christen, wohlgermerkt, sondern auch mit der Bekennenden Kirche, ja mit der damaligen Gestalt der Kirche in Deutschland im Allgemeinen. Was er im Leben der Christen in Deutschland besonders vermisste, war die tägliche Wirklichkeit, das Ich immer wieder neu in den Tod zu geben und Christus entschlossen nachzufolgen – mit jeder Faser des Seins, in jedem Augenblick und jedem Bereich des Lebens. Diese Hingabe sah Bonhoeffer zwar in pietistisch gefärbten Gruppen und manchen Tendenzen der Bekennenden Kirche, doch sie hielt er wiederum für zu «gesetzlich» und «religiös» im Barth'schen Sinne. Er glaubte, dass sie sich zu sehr von der «Welt» distanziert hätten und nur um die eigene Selbsterhaltung kreisten. Es mangelte ihnen an Weltverantwortung. Doch dazu musste der persönliche Glaube hell und licht und rein und stark sein, frei von jedem Jargon und Geschwätz und blosser Frömmerei. Ansonsten wäre der Christus, den man in die Welt und die Kultur trug, gar nicht Christus, sondern eine billige menschengemachte Kopie. Bonhoeffer trat für ein Christsein ein, das den lutherischen Konservativen zu weltlich erschien und den Liberalen zu pietistisch. Er passte sich nicht an, sodass beide Seiten ihn missverstanden und kritisierten.

Schon lange hatte er den Eindruck, dass er von Gandhi etwas lernen könnte. Gandhi war kein Christ, aber er lebte in einer Gemeinschaft, die nach den Lehren der Bergpredigt zu leben versuchte. So erträumte Bonhoeffer sich auch das christliche Leben, – also wollte er nach Indien, um zu sehen, ob sich diese Idee umsetzen liesse. Auf der Konferenz von Fanö fragte er die Delegierten: «Müssen wir uns von

den Heiden im Osten beschämen lassen? Sollten wir die Einzelnen, die ihr Leben an diese Botschaft wagen, allein lassen?»³⁹⁶ War es möglich, dass, gerade so wie einst Paulus zu den Heiden gesandt worden war, um sein eigenes Volk (die Juden) «zum Nacheifern zu reizen» (Römer 11,14), Christus jetzt unter Nichtchristen in einer Weise wirksam war, welche die Kirche zum Handeln motivieren konnte? Im Mai hatte Bonhoeffer seiner Grossmutter geschrieben:

Bevor ich mich irgendwo endgültig binde, möchte ich aber noch einmal nach Indien. Ich habe mich in der letzten Zeit sehr intensiv mit den dortigen Fragen befasst und glaube, dass man vielleicht sehr wichtiges lernen kann. Jedenfalls scheint es mir manchmal, als ob in dem dortigen «Heidentum» vielleicht mehr christliches steckt als in unserer ganzen Reichskirche. Tatsächlich ist ja auch das Christentum orientalischer Herkunft und wir haben es dermassen verwestlicht und mit rein zivilisatorischen Erwägungen durchsetzt, dass es uns so weit verloren gegangen ist, wie wir jetzt erleben. Leider habe ich auch gar kein rechtes Zutrauen mehr zu der kirchlichen Opposition. Mir gefällt diese Art des Vorgehens garnicht und ich habe wirklich Angst vor dem Augenblick, wo die Verantwortung dieser zufällt und wir vielleicht noch einmal eine furchtbare Kompromittierung des Christentums mit ansehen müssen.³⁹⁷

Bonhoeffer schaute bereits über die Bekennende Kirche hinaus, deren Geburtshelfer er gerade erst gewesen war. Er sah in ihr bereits zu viel Kompromisse. Eines war ihm klar: Das Böse Hitlers konnte man nicht mit blosser Religion besiegen.

Er sehnte sich nach einer Kirche, die in inniger Verbindung zu Christus lebte und die entschlossen war, Gottes Stimme zu hören und seinen Befehlen zu gehorchen, komme, was wolle – bis aufs Blut. Aber wie konnte man die Stimme Gottes hören, geschweige denn ihr gehorchen, wenn in den deutschen theologischen Seminaren das Beten und das persönliche Bibellesen nicht gelehrt wurde? Auch An-

betung und Singen gehörten dort nicht zum Lehrplan. Bonhoeffer würde all diese Dinge in dem Seminar lehren, das er ab kommendem Frühjahr leiten sollte.

Manche in der Bekennenden Kirche träumten noch davon, dass ein Gespräch zwischen Hitler und Karl Barth eine Änderung der Einstellung Hitlers bewirken könne. Bonhoeffer schätzte die Lage viel realistischer ein.³⁹⁸ Der Krieg, die Todeslager und die «Endlösung» lagen noch Jahre in der Zukunft. Noch bestand Hoffnung, dass der Wahnsinnige vielleicht doch nicht so wahnsinnig war oder dass es möglich war, ihn zu zähmen. Bonhoeffer hatte dies alles schon durchschaut, und deswegen versuchte er bereits, weiterzublicken, und suchte etwas anderes, das wahrer und reiner war. Den Glauben, dass irgendeiner der Vorschläge, die gerade kursierten, die Lösung sein könnte, hatte er weit hinter sich gelassen. In seinem Brief an Sutz vom 11. September kommentierte er Barths Vorhaben:

Ein Gespräch Hitler – Barth halte ich nunmehr für völlig aussichtslos und sogar garnicht mehr erlaubt. Hitler hat sich als der ganz klar gezeigt, der er ist, und die Kirche muss wissen, mit wem sie zu rechnen hat. Jesaja ist auch nicht zu Sanherib gegangen. Wir haben oft genug versucht – zu oft – vor Hitler vernehmlich zu machen, worum es geht. Mag sein, wir haben es noch nie richtig gemacht, dann wird es Barth auch nicht richtig machen. Hitler soll und darf nicht hören, er ist *verstockt* und soll *uns* gerade als solcher zum Hören zwingen – so herum liegt die Sache. Die Oxfordbewegung war naiv genug, den Versuch zu machen, Hitler zu bekehren – eine lächerliche Verkennung dessen, was vorgeht – *wir* sollen bekehrt werden, nicht Hitler.³⁹⁹

Schon in einem früheren Brief an Sutz hatte Bonhoeffer Hitler mit Sanherib verglichen.⁴⁰⁰ Er schien zu glauben, dass das abgrundtiefe Böse Hitlers, wie einst bei Sanherib, die Kirche reinigen und die Spreu wegblasen würde. Aber warum hatten andere dies noch nicht gesehen? Warum hatten Menschen wie der Gründer der Oxford-Gruppe, der späteren Moralischen Aufrüstung, Pastor Frank Buchmann, allen

Ernstes geglaubt, Hitler bekehren zu können? Warum schien ausser Bonhoeffer niemand zu sehen, dass das Böse, das man nicht als solches erkannte, seine zerstörerische Macht weiter ausüben würde? In seinem September-Brief an Sutz erwähnte Bonhoeffer auch Hitlers Leibarzt Karl Brandt, den Sutz auf einer Alpenwanderung kennengelernt hatte:

Was ist dieser Brandt für ein Mann? Ich verstehe nicht, wie sich ein Mann in Hitlers Umgebung aufhalten kann, der nicht entweder Nathan oder aber mitschuldig ist am 30. Juni, am 25. Juli, an der Lüge des 19. August – mitschuldig am nächsten Krieg! Verzeihen Sie, aber mir scheinen diese Dinge wahrlich so ernst zu sein. Ich mag jetzt in diesen Dingen gar kein Spielen mehr.⁴⁰¹

Bonhoeffers Fragen über Brandt können uns helfen, zu verstehen, wie das Leben im Dritten Reich für die Deutschen gewesen sein muss, vor allem in der ersten Zeit, als die meisten noch völlig im Dunkeln über die Zukunft und über die von Hannah Arendt später sogenannte «Banalität des Bösen» waren.⁴⁰² Bonhoeffer fragte sich, wie jemand sich zu Hitler halten könne, der sich doch ganz dem Bösen ergeben hatte, und er fragte weiter, was Brandt denn für ein Mensch sei.

Sutz konnte es nicht wissen, doch die Geschichte zeigt uns Karl Brandt als den Hauptarchitekten und Mitleiter des T-4-Euthanasieprogramms, im Zuge dessen Zigtausende von geistig und körperlich Behinderten aus Krankenhäusern und Anstalten wie Bodenschwings Bethel herausgeholt und ermordet wurden. Brandt führte auch unzählige Zwangsabtreibungen bei «genetisch minderwertigen», «rassisch minderwertigen» (d.h. jüdischen) und geistig bzw. körperlich behinderten Frauen durch. Auch Abtreibungen waren legal, ausser bei «gesunden arischen» Föten. Brandt verantwortete auch viele der unsagbar sadistischen, an KZ-Insassen vorgenommenen «medizinischen Versuche». Bei den Nürnberger Prozessen war er der Hauptangeklagte unter den Medizinern, – er wurde zum Tode verurteilt und 1948 erhängt – bis zum bitteren Ende ohne jede Reue.

Der Kirchenkampf geht weiter

Am 23. September 1934 wurde der für die preussische Tradition so wichtige Berliner Dom entweiht – von einem geschmacklosen Aufmarsch von Hakenkreuzfahnen und einer Ehrenwache aus Braunhemden. Es war die «Bischofsweihe» von Reichsbischof Ludwig Müller. Die Führer der Ökumene glänzten durch Abwesenheit, und so wurde aus dem grossen Triumph Müllers eine einsame nationalsozialistische Farce. Doch Müller meinte, er sei am Ziel seiner Wünsche angekommen, und war wild entschlossen, seinem geliebten «Führer» zu Ehren die Deutsche Evangelische Kirche zu vereinen – und sei es mit der Brechstange.

Ein paar Tage später erhielt Bonhoeffer von Franz Hildebrandt eine Postkarte, auf der nur stand: «Lukas 14,11». Es war ein Vers aus dem Sonntagsevangelium für den Tag von Müllers Weihe, und Bonhoeffer wird ihre Ironie sofort verstanden haben. Hildebrandt münzte die Worte, die Jesus an die Pharisäer gerichtet hatte, auf Müller um: «Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, – und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.» Es waren prophetische Worte, wie sich bald zeigen sollte, denn kaum war die Zeremonie im Berliner Dom vorbei, als der Kirchenkampf von Neuem aufflammte und der Reichsbischof bei Hitler in Ungnade fiel.

Die Probleme begannen, als August Jäger innerhalb einer einzigen Woche die Bischöfe von Württemberg und Bayern, Wurm und Meiser, unter Hausarrest stellen liess. Es war üblich, dass Jäger die schmutzige Arbeit für Müller erledigte, aber diesmal ging der Schuss nach hinten los. Anhänger beider Bischöfe gingen auf die Strasse, und plötzlich machte die deutsche Kirche wieder Schlagzeilen in der Weltpresse. Besonders peinlich war der Artikel in der amerikanischen *Time*:

Eine begeisterte Menge setzte den tapferen Bischof in sein Automobil, schob Polizei und SS beiseite und ging den ganzen Weg zum Haus des Bischofs neben dem Wagen her und skandierte: «Heil Meiser! Pfui Müller!» Eine zweite

Menge blieb vor der Kirche, wo sie feierlich Martin Luthers grosses «Ein feste Burg ist unser Gott» sang ... [Am folgenden Tag] zog die wütende Menge vor das höchste Heiligtum des Nationalsozialismus, Adolf Hitlers Braunes Haus. Vor den unschlüssig dabeistehenden SS-Truppen spuckten die Protestanten auf die bronzenen Hakenkreuze zu beiden Seiten der Tür und schrieen Parolen gegen Bischof Müller und gegen Adolf Hitler selber ... Die Anhänger Meisers veröffentlichten ein bitterböses Manifest:

«In einer Kirche, die sich Kirche des Evangeliums nennt, wird das Evangelium hinausgeworfen und herrschen Despotismus und Lüge ... Reichsbischof Ludwig Müller und August Jäger sind verantwortlich für dieses Zerstören. Der Satan tut sein Werk durch sie. Darum rufen wir zu Gott um Befreiung.»⁴⁰³

Unterdessen fanden die Glieder der Bekennenden Kirche, dass es Zeit für eine zweite Synode sei. Es war nötig, dass sie sich offiziell als Kirche formierten, indem sie die dazu erforderlichen administrativen Organe schafften. Die Synode kam am 19. Oktober in Dahlem zusammen, wo sie am darauffolgenden Tag die berühmte Dahierner Erklärung beschloss, in der es hiess:

Wir fordern die christlichen Gemeinden, ihre Pfarrer und Ältesten auf, von der bisherigen Reichskirchenregierung und ihren Behörden keine Weisungen entgegenzunehmen und sich von der Zusammenarbeit mit denen zurückzuziehen, die diesem Kirchenregiment weiterhin gehorsam sein wollen. Wir fordern sie auf, sich an die Anordnungen der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche und der von ihr anerkannten Organe zu halten.⁴⁰⁴

Jetzt konnte niemand mehr behaupten, dass sie keine offizielle Kirche waren. Bonhoeffer war hochzufrieden. Die Synode verabschiedete auch eine Erklärung, in der Müller beschuldigt wurde, die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche verletzt zu haben.

Von seinem Schwager Dohnanyi erfuhr Bonhoeffer Näheres: Hitler, der spürte, dass Müller die Situation nicht mehr unter Kontrolle hatte, erklärte den Kirchenkampf zur Chefsache. Er hob die im Sommer gefassten selbstherrlichen Beschlüsse der Reichskirche auf und distanzierte sich öffentlich von dieser, worauf Jäger zurücktrat. Es sah gut aus für die Bekennende Kirche.

Bonhoeffer wusste, dass es galt, die Beschlüsse von Dahlem schnell umzusetzen, denn Müller war zwar angeschlagen, aber keineswegs k.o. und würde bald zum Gegenangriff übergehen. Und so kam es am 5. November in der *Christ Church* in London zu einem Treffen der deutschen Pastoren in England; vierundvierzig Kirchenvorstandsmitglieder und Pastoren aus neun Gemeinden kamen zusammen.

Dietrich Bonhoeffer und Julius Rieger sprachen. Die Versammlung verabschiedete eine Erklärung, die Bonhoeffer begeisterte: «Die in der Christuskirche heute versammelten Kirchenvorsteher erklären, dass sie innerlich auf dem Boden der Bekenntniskirche stehen und sofort alle notwendigen daraus folgenden Verhandlungen mit den Kirchenbehörden ... unternehmen werden.»⁴⁰⁵ In einem Brief an Bell kommentierte Bonhoeffer: «Ich bin darüber sehr glücklich.»⁴⁰⁶

Abschriften der Erklärung wurden an Heckel im Kirchlichen Aussenamt und an Karl Koch, den Präses der Bekenntnissynode, geschickt. In einem beigefügten Brief hiess es:

Die deutschen evangelischen Gemeinden in Grossbritannien haben mit grosser Freude davon Kenntnis genommen, dass auf Grund der Erklärungen des Führers das bewusste Bekenntnis zum Dritten Reich und seinem Führer nicht mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten kirchlichen Gruppe identisch ist. Die Gemeinden stehen, z.T. seit Jahrhunderten, auf dem Fundament von Bibel und Bekenntnis und sehen infolgedessen die Bekenntniskirche als die rechtmässige Nachfolgekirche des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes an ..,⁴⁰⁷

Man kann sich Heckels Empörung gut vorstellen. Und es ging ja nicht nur um England; die weitsichtigen Londoner Pastoren hatten weitere Exemplare der Erklärung mit einem Begleitschreiben an andere deutsche Auslandsgemeinden geschickt und sie aufgefordert, sich ebenfalls von der Reichskirche loszusagen. Für Heckel waren dies schlimme Nachrichten. Am 13. November telefonierte er mit der Deutschen Botschaft in London und sprach mit dem Ersten Sekretär Fürst Bismarck, den er vor «ungünstigen aussenpolitischen Folgen»⁴⁰⁸ warnte. Bismarck erwiderte, die Sache falle nicht in die Zuständigkeit der Botschaft. Heckel rief darauf Pastor Schreiner von der deutschen Gemeinde in Liverpool an. Was er hörte, zeigte ihm, dass die Pastoren nicht in allen Punkten Bonhoeffers Sicht der Dinge teilten, und er beschloss, die offenbar bestehenden Unterschiede auszunutzen. Er entdeckte auch Formfehler, die er sich zunutze machen konnte. Um sich von der Reichskirche zu trennen, musste jede Gemeinde eine entsprechende schriftliche Erklärung ihres Kirchenvorstands einreichen. Dies war nicht geschehen, und Heckel schätzte, dass er dann, wenn er sich jede Gemeinde einzeln vornahm, einen weniger einigen Gegner vorfinden würde. Aber vielleicht gab es noch eine andere Möglichkeit. Obwohl Müllers Stern zu sinken begann, war der Reichsbischof der Bekennenden Kirche nach wie vor ein Dorn im Auge – eine Amtsenthebung würde ihr bestimmt sehr gefallen. Vielleicht konnte man Müller aus dem Boot werfen und dadurch diese Bekenntnishaie ruhigstellen.

Helmut Rössler

Schliesslich kontaktierte Heckel den jungen Pfarrer einer deutschen Gemeinde in Heerlen in den Niederlanden und konnte ihn gegen die Londoner Pastoren auf seine Seite ziehen. Vielleicht konnte der Kollege den anderen in der «Diaspora» ein «Rundschreiben» schicken, in welchem er die Risiken eines Überlaufens zur Bekennenden Kirche darstellte? Der junge Pastor hatte seine Stelle gerade erst angetreten und war bereit, sich nützlich zu machen.

Und so schickte er einen beredten Appell an die zwanzig deutschen Auslandspfarer in Frankreich, Luxemburg, Belgien und Holland. Es ist nicht klar, wie oder warum Bonhoeffer diesen Brief erhielt oder ob der junge Pastor ihn aus Höflichkeit auch an ihn schickte. Doch als er ihn erhielt, fiel er fast vom Stuhl. Der Briefeschreiber war sein alter Freund Helmut Rössler, einer der drei Mitstudenten, gegen die Bonhoeffer seine Dissertation verteidigt hatte. Im Frühjahr 1927 waren er und Walter Dress sogar zu Besuch in Friedrichsbrunn gewesen. Dann war die Verbindung abgerissen – und jetzt tauchte Rössler auf einmal auf der Seite des Feindes auf. Es war eine bittere Enttäuschung für Bonhoeffer.

In seinem Brief argumentierte Rössler, dass die deutschen evangelischen Auslandsgemeinden sich nicht der Bekennenden Kirche anschliessen dürften. Ein Sieg der Bekennenden Kirche, so Rössler, könnte «ein Ableiten in amerikanisches Freikirchentum sein ... Damit würde die seit Luther bestehende Verbundenheit der evangelischen Kirche mit dem Deutschen Staate gelöst .. ,»⁴⁰⁹ Rössler wies auch darauf hin, dass ein Anschluss an die Bekennende Kirche die Finanzierung der Auslandsgemeinden gefährden würde:

Ich könnte mir denken, dass viele Amtsbrüder innerlich sich der Bekenntniskirche zugehörig fühlen und nicht verstehen, weshalb sie dem nicht einfach nachgeben sollen. Damit würden sie aber nach dem augenblicklichen Stande der Dinge dem Kirchlichen Aussenamt in den Rücken fallen, das aus letzter Verantwortung für den deutschen Weltprotestantismus heraus noch um eine echt kirchliche Gesamtlösung kämpft, ohne ein völliges Zerschlagen des Bestehenden notwendig werden zu lassen ...

In dieser Lage könnten einzelne demonstrative Akte von Auslandsgemeinden mehr schaden als nützen, ganz abgesehen davon, dass gegen Auslandsgemeinden auch bei Einmischung in innerdeutsche Kirchenstreitigkeiten jederzeit der Vorwurf des Volksverrates leicht erhoben und schwer bekämpft werden kann.⁴¹⁰

Rösslers zynische Anspielung auf die «Dolchstosslegende» und den Vorwurf des Verrats muss Bonhoeffer in Rage gebracht haben.

Sein Antwortbrief vom 20. November ist für ihn denn auch ungewöhnlich emotional gehalten:

Lieber Rössler!

Also, so treffen wir beiden wieder zusammen! So offiziell, und wieder einmal – so verschiedener Meinung ... Das hätte ich nicht erwartet, wirklich nicht. Dass Sie von dem Sirenen gesang Heckels und seiner Terminologie ... – und nun garnoch der beliebte und wohlfeile Artikel «Volksverrat» – also, dass Sie sich von diesen Sirenenstimmen noch wie ein unschuldiger Jüngling bezaubern lassen – ich staune und möchte auch noch einmal so unschuldig sein – ich war es lange – gerade dem Aussenamt gegenüber, bis ich es kennen lernte ... Der Heckelsche Weg ... ist kurz gesagt der taktische Weg, aber nicht der Weg des Glaubens ...

... die *Argumente*, die für Heckels Linie sprechen, kenne ich wahrhaftig. Aber die Linie ist falsch. Nicht «wir fallen dem Aussenamt in den Rücken», sondern das Aussenamt ist dabei, die Auslandsgemeinden an eine Pseudokirche zu verraten um den schnöden Sold von Pfarrgehältern.⁴¹¹

Besonders empörte es Bonhoeffer, dass Heckel, der immer behauptet hatte, über den Dingen und nicht im Lager der Deutschen Christen zu stehen, im Berliner Dom gewesen war, um Müllers Weihe zum Reichsbischof seinen Segen zu geben:

... statt dass er sich weigerte, mit dieser Macht der Finsternis noch Gemeinschaft zu haben – was hat Christus zu tun mit Belial? – ... es gibt hier nur das kompromisslose sofortige Nein. Wir *haben* mit diesem Kirchentum keine Gemeinschaft mehr, und wenn das so ist, dann soll man es auch sagen. Wir haben lange genug gewartet ...

Ich weiss es und kann es durch die bindende Aussage eines Kollegen belegen, dass Heckel von einem Kollegen, der nach Südamerika ging, gefordert hat, er müsse D.C. werden! Er hat ausserdem hier sowohl wie in der Ökumene dieses Kirchenregiment verteidigt! ... Ferner hat Heckel von mir einen Revers verlangt, ich solle mich von jeglicher ökumenischer Aktivität zurückziehen – er liess mich dazu im Flugzeug nach Berlin kommen, bekam aber selbstverständlich die Unterschrift nicht! Und schliesslich, wenn man schon die «gesamtkirchliche Lage» so im Auge hat, dann sollte man doch konsequent sein und einsehen, dass dann nicht ein angeblich reines kirchliches Aussenamt mit einem unchristlichen Kirchenregiment verbunden bleiben kann ... Es gibt eben, so oder so, keine glaubwürdige Entschuldigung für *Taktik*, wo es auf die Entscheidung des Glaubens ankäme. Das ist die ganze Sache. Wir hoffen hier diese Entscheidung getroffen zu haben und sind seitdem ganz zuversichtlich, was auch kommen mag. Es ging nicht länger.⁴¹²

Am Ende des Briefes wurde Bonhoeffer bitter:

Nun noch eine persönliche Frage. Hat Heckel Sie um diesen Brief gebeten, bzw. ist er mit seinem Wissen geschrieben? Der Scopus ist zu genau auf uns gerichtet, als dass man diese Vermutung nicht haben müsste. Ferner hat unser Detektivauge gemeint zu entdecken, dass die Adressen auf den Umschlägen mit der Maschine des Aussenamtes geschrieben seien! Ich würde diese Allianz aufs Tiefste bedauern ...

Ich habe mit Heckel einmal fast freundschaftlich gestanden – darum schmerzt mich diese ganze Sache doppelt. Er tut mir menschlich manchmal unendlich leid. Aber das hilft ja nichts. Unsere Wege sind getrennt. Und nun habe ich die aufrichtige Sorge, dass auch unserer Freundschaft ein solches Auseinandergehen der Wege droht. Und darum frage ich Sie.

– Können wir uns nicht mal wiedersehen? Das würde so vieles klären! Antworten Sie bald! Viele Grüsse an Ihre Frau!

Stets Ihr

Dietrich Bonhoeffer⁴¹³

Rössler schrieb seine Antwort auf diesen Brief am 6. Dezember. Der Briefwechsel verschafft uns einen seltenen und schmerzlichen Einblick darin, wie komplex und schmerzlich der Kirchenkampf gewesen sein muss. Rössler scheint kein gedankenloser Phrasendrescher gewesen zu sein.

Lieber Bonhoeffer!

Rückwärts will ich antworten: Würden Sie mit einem Kommunisten Freundschaft haben und halten können? Ja! Mit einem Franzosen? Ja! Mit einem Mohammedaner, Inder oder heidnischen Batak? Vermutlich Ja! Mit einem deutschen Christen, der «das Evangelium verrät»? – Nicht dass ich einer wäre, aber ich wehre mich mit der Entschlossenheit meiner Existenz dagegen, Matth. 10.35* als erfüllt zu betrachten im Verhältnis der heutigen kirchlichen Gegensätze. Diese mögen abgrundtief sein, aber sie berühren die Bande des Blutes und der Freundschaft überhaupt gar nicht, da sie geistige und nicht glaubensmässige Pole sind! Also selbst, wenn Sie fanatischer Bekenntnismann wären ..., das könnte nach meinem Verständnis unsere Beziehung zueinander überhaupt nicht zerstören. Dafür geht mir der Sinn einfach ab. Ich habe eine viel zu geringe Meinung von geistigen Vordergrundsgegensätzen und -kämpfen und eine viel zu hohe von der wahren und heimlichen Gestalt der Berufung und des Auftrages in der Geschichte, als dass ich anders denken könnte.

2. Selbstverständlich habe ich im Einvernehmen mit Heckel den Rundbrief geschrieben, um meine Brüder im Auslande einen Einblick tun zu lassen

* «Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter.»

in das Ringen und die Stellung *unserer* Kirchenbehörde. Ich schäme mich dieser «Allianz» keineswegs, selbst nicht auf die Gefahr hin, des Strebentums bezichtigt zu werden ...

3. Wenn Sie mich einen ahnungslosen Jüngling nennen, dann muss ich Sie ein Kind der Naivität nennen, dass Sie die Bekenntniskirche mit Christus und Müllers Regiment mit Belial gleichsetzen. Nur einmal fürchten Sie sich ahnungsvoll vor dem Augenblick, da die B.K. auch ein taktischer Weg sein könnte, auf dem sich allerlei Volk ansammelt. Wie kann Ihnen verborgen bleiben, dass das schon längst der Fall ist und dass sich dort die disparatesten Geister vom Neuprottestantismus bis zu den Sektierern der Heiligung und den Fanatikern der Konfessionen hin bereits einträchtiglich eingefunden haben? Die B. K. ist so wenig die wahre Kirche wie die D. C.-Kirche. Sondern in beiden ist sie verborgen.⁴¹⁴

Manches in diesem Brief muss Bonhoeffer nachdenklich gemacht haben, vor allem Rösslers Bemerkungen zur Bekennenden Kirche. Ein Antwortbrief Bonhoeffers ist uns nicht überliefert, aber möglicherweise bestand seine Reaktion zum Teil darin, dass er den Kirchenkampf verliess und anfang, junge Pfarramtskandidaten der Bekennenden Kirche in der Nachfolge Jesu zu unterrichten, damit sie selber hinausgehen und das Gleiche tun konnten. Dies würde er jedenfalls bald tun.

Im Herbst 1934, noch mitten im Kirchenkampf, ging Bonhoeffers Leben als Pfarrer in London weiter. Unter anderem wirkte er als Sänger an einer Aufführung von Brahms' *Deutschem Requiem* in seiner Kirche St. Paul mit und setzte seine Flüchtlingsarbeit in St. Georg in Zusammenarbeit mit Julius Rieger fort.

Am 13. Januar 1935 liess Hitler die Volksabstimmung im Saarland durchführen, die im Versailler Vertrag vorgesehen war. Das Saargebiet war laut Versailles seit 10. Januar 1920 für fünfzehn Jahre unter Völkerbundsmandat gestellt worden, – anschliessend sollte die Volksabstimmung durchgeführt werden. Dass nun ein-

undneunzig Prozent der Saarbevölkerung sich zu Deutschland bekannten, erzeugte eine nationale Hochstimmung und bestärkte Hitler.

Bei Hitlers Machtergreifung 1933 hatten zahlreiche Kommunisten und andere Gegner Hitlers in der Saarregion Asyl gefunden. Bonhoeffer und Rieger wussten, dass eine Entscheidung der Saardeutschen für den Anschluss an das Dritte Reich bedeuten würde, dass Tausende von der Saar nach London flüchten würden. Auch Bischof Bell arbeitete mit Flüchtlingen – so intensiv, dass er zeitweilig mit dem Gedanken spielte, seine Diözese zu verlassen und sich ganz der Flüchtlingsarbeit zu widmen.

Hitler setzte auch seine Bemühungen um engere Beziehungen mit England fort. Am 6. November 1934 reiste Joachim von Ribbentrop, aussenpolitischer Sonderbeauftragter Hitlers, nach England und traf sich mit Bischof Bell. Bell nutzte die Gelegenheit, um die Übergriffe zur Sprache zu bringen, denen die Pastoren der Bekennende Kirche im Dritten Reich ausgesetzt waren. Ribbentrop, der mit seiner Familie in Dahlem wohnte, hatte zur Vorbereitung seines Besuches Martin Niemöller gebeten, ihn in die Kirche aufzunehmen, mit der Begründung, dass die Engländer von ihm erwarten würden, dass er Kirchenmitglied war. Niemöller hielt dieses Motiv für gänzlich unzureichend und weigerte sich. 1935 besuchte Ribbentrop Bell ein zweites Mal. Ribbentrop versprach Bell die zweifelhafte Ehre eines Gesprächs mit Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess.

Bischof Bells Bekanntheit war für Bonhoeffer auf dessen Besuchsreise zu verschiedenen christlichen Colleges und Kommunitäten in England eine unschätzbare Eintrittskarte. Bell schrieb auch an Gandhi, um Bonhoeffer zu helfen, seine mehrfach aufgeschobene Indienreise endlich in die Tat umzusetzen:

Lieber Herr Gandhi,
 ein Freund von mir, ein junger Mann, gegenwärtig deutscher Pastor in London
 ... hat den dringenden Wunsch, dass ich ihm eine Einführung bei Ihnen gebe.
 Ich kann ihn von ganzem Herzen empfehlen. Er hat vor, die ersten zwei oder

drei Monate des Jahres 1935 in Indien zu sein ... Er ist ein sehr guter Theologe, ein sehr ernsthafter Mann und wird wahrscheinlich die Aufgabe haben, in der kommenden Bekennenden Kirche Deutschlands Kandidaten für das Pfarramt auszubilden. Er möchte das gemeinschaftliche Leben ebenso wie die Methoden der Ausbildung studieren. Es wäre eine sehr grosse Freundlichkeit, wenn Sie ihn zu sich kommen liessen.⁴¹⁵

Anfang November erhielt Bonhoeffer Nachricht aus Indien, von Mohandas Karamchand Gandhi höchstpersönlich:

Lieber Freund,

Ihren Brief habe ich erhalten. Wenn Sie ... genug Geld für die Rückreise haben und für Ihre hiesigen Unkosten ... aufkommen können, mögen Sie kommen, wann immer es Ihnen beliebt. Je eher desto besser, damit Sie in den Genuss solch kühlen Wetters kommen, wie wir es hier haben ...

Im Blick auf Ihren Wunsch, an meinem täglichen Leben teilzunehmen, möchte ich Ihnen sagen, dass Sie sich bei mir aufhalten können, wenn ich nicht im Gefängnis bin und an einem festen Ort verweile, wenn Sie kommen. Andernfalls ... müssten Sie sich mit dem Aufenthalt in oder bei einer der Einrichtungen begnügen, die unter meiner Aufsicht geführt werden. Wenn Sie ... von der einfachen vegetarischen Kost leben können, die diese Einrichtungen Ihnen bieten können, brauchen Sie für Verpflegung und Unterkunft nichts zu zahlen.

Ihr ergebener

[Gandhi]⁴¹⁶

Mitte Januar 1935 schrieb Bonhoeffer seinem ältesten Bruder von seinem Entschluss, ein illegales Predigerseminar zu leiten. Karl-Friedrich war kein Christ und seit einiger Zeit politisch sozialistisch eingestellt, doch Bonhoeffer fühlte sich immer frei, ehrlich zu ihm zu sein:

Es mag ja sein, dass ich in manchen Dingen Dir etwas fanatisch und verrückt erscheine. Und ich habe selbst manchmal etwas Angst davor. Aber ich weiss, wenn ich «vernünftiger» würde, so müsste ich am nächsten Tag ehrlicherweise meine ganze Theologie an den Nagel hängen. Als ich anfang mit der Theologie, habe ich mir etwas anderes darunter vorgestellt – doch vielleicht eine mehr akademische Angelegenheit. Es ist nun etwas ganz anderes draus geworden. Aber ich glaube nun endlich zu wissen, wenigstens einmal auf die richtige Spur gekommen zu sein – zum ersten Mal in meinem Leben. Und das macht mich oft sehr glücklich. Ich habe nur immer Angst davor, dass ich aus lauter Angst vor der Meinung anderer Menschen nicht weiter gehe, sondern stecken bleibe. Ich glaube zu wissen, dass ich eigentlich erst innerlich klar und wirklich aufrichtig sein würde, wenn ich mit der Bergpredigt wirklich anfinde, Ernst zu machen. Hier sitzt die einzige Kraftquelle, die den ganzen Zauber und Spuk einmal in die Luft sprengen kann, bis von dem Feuerwerk nur ein paar ausgebrannte Reste übrigbleiben. Die Restauration der Kirche kommt gewiss aus einer Art neuen Mönchtums, das mit dem alten nur die Kompromisslosigkeit eines Lebens nach der Bergpredigt in der Nachfolge Christi gemeinsam hat. Ich glaube, es ist an der Zeit, hierfür die Menschen zu sammeln.

Entschuldige diese etwas persönlichen Auslassungen, aber sie sind mir in die Feder geflossen, als ich an unser neuliches Zusammensein dachte. Und man interessiert sich ja schliesslich auch *so* für einander. Ich kann mir immer noch gar nicht recht denken, dass Du wirklich diese Gedanken alle für so gänzlich irrsinnig hältst. Es gibt doch nun einmal Dinge, für die es sich lohnt, kompromisslos einzustehen. Und mir scheint, der Friede und soziale Gerechtigkeit, oder eigentlich Christus, sei so etwas.

Neulich fiel mir zufällig das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern in die Hände, – das ist ja wirklich sehr zeitgemäss. Es fehlt heute nur das Kind am Ende. Man müsste es mal aufführen.

320 + BONHOEFFER

Hoffentlich höre ich bald mal wieder von Dir. Jedenfalls kommt ja bald
mein Geburtstag.

Es grüsst Euch alle herzlich Euer

Dietrich⁴¹⁷

18. KAPITEL

ZINGST UND FINKENWALDE

Dass aber sowohl theologische Arbeit wie auch wirkliche seelsorgerliche Gemeinschaft nur erwachsen kann in einem Leben, das durch morgendliche und abendliche Sammlung um das Wort, durch feste Gebetszeit bestimmt ist, ist gewiss.

Beteure nicht die Gegenwartshedeutung der Schrift. Die Gegenwartsbedeutung wird vorausgesetzt ... Verteidige nicht das Gotteswort, sondern bezeuge es ... Vertraue dich dem Worte an.

DIETRICH BONHOEFFER

Zingst

Seine letzten Predigten in London hielt Bonhoeffer am 10. März 1935. Kurz darauf begann er seine Reise zu verschiedenen englischen christlichen Kommunen und Colleges. Die Indienreise wurde einmal mehr verschoben. Bonhoeffer besuchte neben verschiedenen hochkirchlichen Kommunen auch eine Gemeinschaft der anglikanischen *Low Church*, *Wycliffe Hall* in Oxford. Er suchte eine Einrichtung der Quäker bei Birmingham auf und ein methodistisches College in Richmond, dazu presbyterianische, kongregationalistische und baptistische Gruppen, – zum Abschluss traf er am 30. März in Edinburgh seinen Lehrer vom *Union Theological Seminary*, John Baillie, und kehrte dann zu seiner Wohnung zurück.

Am 15. April verließ er London, um sich in Berlin zum Dienst zu melden, als künftiger Leiter eines von fünf Seminaren der Bekennenden Kirche. Dreiundzwan-

zig Pfarramtskandidaten warteten auf ihn, – viele waren schon in Berlin eingetroffen, aber noch gab es kein Quartier für sie. Zwei Tage später fuhren Bonhoeffer und Franz Hildebrandt durch Brandenburg, um sich infrage kommende Gebäude anzusehen – ergebnislos. Man bot ihnen die Nutzung eines kirchlichen Gebäudes in Berlin an, des Burkhardt-Hauses, das bisher von der Diakonie genutzt wurde. Es war eine reichlich prosaische Alternative zu den idyllischen Gutshöfen, die Bonhoeffer besichtigt hatte, aber er war dankbar für alles. Doch sein Traum von einer klosterähnlichen Gemeinschaft wäre hier, mitten in der Stadt, schwierig zu verwirklichen.

Dann, am 25. April, erfuhr er, dass das Haus des rheinischen Schülerbibelkreises in Zingst an der Ostsee bis zum 14. Juni frei stehe. Das nicht wintertaugliche Freizeitheim lag gleich hinter den Dünen, und das Wetter konnte um die Jahreszeit bitterkalt und windig sein. Aber es gab immerhin ein Bauernhaus im Fachwerkstil sowie mehrere nicht beheizte strohgedeckte Katen, in denen die Kandidaten wohnen konnten. Alle, Bonhoeffer eingeschlossen, waren jung und unternehmungslustig. So fuhr Bonhoeffer schon am nächsten Tag mit seinen Schülern die dreihundert Kilometer an die Ostsee, um das christliche Gemeinschaftsexperiment zu beginnen, von dem er träumte.

Die Halbinsel Fischland-Darss-Zingst ist mit ihren vielen Buchten und Boden typisch für Vorpommern. Auf dem östlichen Teil der Halbinsel, Zingst genannt, liegt auch das gleichnamige Ostseebad. Hierhin fuhren Bonhoeffer und seine Kandidaten Ende April 1935, um ein Predigerseminar der jungen Bekennenden Kirche zu eröffnen.

In dieser Sommerfrische sollte Bonhoeffer das verwirklichen, was ihm seit Jahren schon vor Augen stand. Als Martin Niemöller ihn bat, ein Predigerseminar für die Bekennende Kirche zu leiten, wusste er noch nicht, auf was er sich mit der Einstellung Bonhoeffers einliess. Denn Letzterer konnte theologisch unberechenbar sein, und so stellte man ihm zur Sicherheit Pastor Wilhelm Rott als Studieninspektor zur Seite, der als grundsolider Theologe galt. Doch Rott sollte nie Ursache haben, Bonhoeffers Theologie oder Methoden zu hinterfragen, ja er wusste

nicht einmal um seine Wachhundaufgabe. Die Sache liess sich völlig natürlich an, vielleicht deswegen, weil ein guter Teil der Seminaristen in Berlin bei Bonhoeffer studiert hatte und seine Methoden gewöhnt war.

Was Bonhoeffer vorschwebte, war eine Art klösterliche Gemeinschaft, in der man so lebte, wie Jesus es seinen Jüngern in der Bergpredigt geboten hatte – nicht einfach als Vikar und Theologe, sondern als Jünger Jesu. Es sollte ein eigenes Experiment im «gemeinsamen Leben» werden, wie Bonhoeffer es nannte. In Deutschland war es nach 1918 zu ähnlichen bruderschaftlichen Versuchen und Strömungen gekommen wie in der anglikanischen Kirche, die Dietrich Bonhoeffer kennengelernt hatte. Ein Beispiel ist die Berneuchener Bewegung mit der 1931 begründeten Michaelsbruderschaft. Bonhoeffer ging es speziell um eine innere Erneuerung des Pfarrerstandes vom bruderschaftlichen Leben her.

In seinem Buch *Nachfolge* würde Bonhoeffer sich mit dem theologischen Aspekt auseinandersetzen: «teurer Gnade», die Dankbarkeit gegenüber Gott bewirkt, im Gegensatz zu «billiger Gnade», die ein Ausdruck von Undankbarkeit ist. «Billige Gnade» verkündigt Vergebung als Prinzip; «teure Gnade» setzt die Bereitschaft zur persönlichen Umkehr voraus. Bonhoeffer sah das Problem zum Grossteil in der evangelischen Theologenausbildung, die seiner Ansicht nach Menschen nicht zu Jüngern Christi machte, sondern zu Gelehrten, die kaum fähig waren, ein Leben der Nachfolge Christi zu führen, geschweige denn, anderen zu einem solchen Leben zu helfen. Die Kirche hatte den Kontakt verloren zu den Menschen, denen sie dienen sollte. In diesem Punkt hatten Ludwig Müller und die Deutschen Christen sogar in mancher Hinsicht recht, nur dass ihre «Lösung» – der Nationalsozialismus – letztlich keine Lösung war. Für sie war «Lehre» für den Mann auf der Strasse völlig bedeutungslos. Für Bonhoeffer ging die «Lehre» den Mann auf der Strasse sehr wohl etwas an, nur musste man sie ihm nahebringen. Hier hatte die Kirche versagt. Bonhoeffers Experiment an der Ostseeküste sollte Abhilfe schaffen.

Das Seminar lag abseits der Bebauung, etwa hundert Meter von den Dünen entfernt und bestand aus einem Hauptgebäude und mehreren Nebengebäuden. Von

hier aus konnte man nicht einmal andere Bauernhöfe sehen, und die kleine Stadt Zingst selbst war zirka zwei Kilometer entfernt. Bonhoeffer muss geschmunzelt haben, als er erfuhr, dass man ein paar Kilometer südlich auf ein Städtchen namens Barth stiess.

Vier der 23 Pfarramtskandidaten kamen aus der damaligen Provinz Sachsen, darunter Eberhard Bethge, der ein enger Freund Bonhoeffers werden sollte. Eigentlich waren die Kandidaten in das Wittenberger Seminar einberufen worden, hatten jedoch den Dahierner Beschluss der Bekennenden Kirche unterstützt, worauf Müller ihren Ausschluss dort veranlasste. Bethge traf einen oder zwei Tage später ein, an einem der letzten Apriltage, kurz nach dem Abendessen.

Er lief zum Strand, wo gerade alle Fussball spielten – eine typische Freizeitbeschäftigung am Abend-, begrüßte die Studenten, die er schon kannte, und fragte, wo «der Herr Direktor» sei. Sie zeigten auf Bonhoeffer. Bethge hatte noch nie von ihm gehört und wusste nichts von seiner Rolle im Kirchenkampf. Er war überrascht, wie jung und athletisch Bonhoeffer aussah; man konnte ihn kaum von den Studenten unterscheiden. Als Bonhoeffer merkte, dass ein Neuer da war, unterbrach er das Spiel, begrüßte Bethge und lud ihn zu einem Strandspaziergang ein.

Bonhoeffer fragte ihn: Wo er aufgewachsen sei; warum Müller gegen ihn vorgegangen sei; was er bisher im Kirchenkampf erlebt habe? Bethge staunte, dass der Leiter dieses neuen Seminars so persönliche Fragen stellte und sich für ihn als Menschen zu interessieren schien. Die Kandidaten waren es gewöhnt, dass die Dozenten ihren Rang betonten, und als Bonhoeffer sie ein paar Tage später bat, ihn nicht «Herr Direktor Bonhoeffer» zu nennen, sondern «Bruder Bonhoeffer», waren sie platt.⁴¹⁸

Als Bonhoeffer und Bethge dort am Strand entlangwanderten und sich unterhielten, ahnten beide nicht, wie wichtig diese Begegnung später für sie werden würde. Sie stammten aus völlig unterschiedlichen Verhältnissen: der eine aus dem exklusiven Berlin-Grünwald mit einem berühmten Psychiater zum Vater, der der Berufswahl seines Sohnes skeptisch gegenüberstand; der andere aus dem Dörfchen

Zitz in Sachsen als Sohn eines Dorfpfarrers, in dessen Fusstapfen er treten wollte. (Bethges Vater war vor zwölf Jahren gestorben.)

Die beiden Männer merkten bald, dass sie trotz der Unterschiede mehr miteinander verband als mit anderen Menschen in ihrem Leben. Beide hatten sie ein äußerst feines Gespür für Literatur, Kunst und Musik. Noch wussten sie nicht, dass sie bald eine solch enge Freundschaft schliessen würden, sodass andere Kandidaten eifersüchtig werden könnten. Sie ahnten auch noch nicht, dass durch diese Freundschaft Bonhoeffers Schriften bewahrt und über Generationen in aller Welt verbreitet werden würden, noch dass bei Bethges Tod fünfundsechzig Jahre später ihre Namen untrennbar miteinander verbunden sein würden. Jetzt, als sie kehrtmachten und zurück zu dem Bauernhaus in Zingst gingen, waren sie einander noch Fremde.

Bereits eine Begebenheit am 1. Mai grub sich tief in das Gedächtnis der Seminaristen ein. Der 1. Mai wurde damals in Deutschland nicht nur als Tag der Arbeit begangen, sondern als «Nationaler Feiertag des *deutschen* Volkes». An diesem 1. Mai 1935 hielt Hitler abends eine Rede über das neue Wehrpflichtgesetz vom 16. März. Die Seminaristen und Bonhoeffer hatten sich um das Radio versammelt, um die Rede zu hören.

Damals hatten selbst diese Seminaristen der Bekennenden Kirche nur wenig Bedenken gegenüber Hitler, und keiner von ihnen teilte Bonhoeffers Position. Sie glaubten immer noch, Kirchenkampf und Politik hätten nichts miteinander zu tun, und hatten wenig Bedenken gegenüber der allgemeinen Wehrpflicht. Ging der Dienst fürs Vaterland nicht Hand in Hand mit dem Dienst für Gott? In vielen Köpfen waren Kirche und Staat noch so eng miteinander verbunden wie damals unter dem Kaiser. Wenige hatten es begrüsst, dass dieses Band in der Weimarer Republik geschwächt wurde. Und da die Anhänger der Bekennenden Kirche von den Deutschen Christen als unpatriotisch angegriffen worden waren, waren manche von ihnen vielleicht sogar noch stärker als andere darauf erpicht, das Gegenteil zu beweisen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot.

An irgendeinem Punkt der Rede stellte Bonhoeffer eine Frage, die klarmachte, dass er nicht so dachte wie die anderen. Seine beiläufige Bemerkung erstaunte die

meisten seiner Seminaristen. Jemand bat ihn, sich genauer zu erklären, und Bonhoeffer wollte nach der Rede darüber sprechen. Die meisten Seminaristen erlebten hier erstmalig, wie eine kirchliche Autoritätsperson von der gängigen Lehre abwich, dass die Verteidigung des Vaterlandes mit der Waffe auch für Christen etwas Selbstverständliches sei. In dieser Runde war Bonhoeffer der Einzige, der schwere Bedenken gegenüber Hitler hatte und der ahnte, dass Hitler dabei war, das Land in einen Krieg zu führen.

Die meisten der Seminaristen dieses und der vier weiteren Kurse wurden später zum Militär eingezogen, und Bonhoeffer hat nie versucht, ihnen dies auszureden oder das Thema aufzubahen. Er war kein überzeugter Pazifist in *diesem* Sinne und glaubte nicht, ein guter Christ müsse den Kriegsdienst verweigern. Bonhoeffer respektierte die Meinungen seiner Studenten, und nichts lag ihm ferner, als dass seine Meinung die allein gültige sei. Ausserdem war ihm jeder Personenkult zuwider. Er wollte durch Argumente überzeugen. Anderen seine Meinung aufzuzwingen hielt er für grundlegend falsch, – so handelten nur «Ver-Führer».

Finkenwalde

Das Seminar musste seine bescheidene Unterkunft in Zingst bis zum 14. Juni räumen und ein dauerhafteres Zuhause finden. Man zog eine Reihe von Häusern in die engere Wahl, unter anderem das Schloss Ziethen bei Neuruppin, und entschied sich schliesslich für das ehemalige Gutshaus der Familie von Katte in Finkenwalde, einem nicht weit von Stettin gelegenen Landstädtchen. Hier war eine Privatschule gewesen, die jedoch der Abneigung der Nazis gegen dergleichen Einrichtungen zum Opfer gefallen war, sodass das Gutshaus gerade auf einen neuen Nutzer wartete. Es bestand aus mehreren Nebengebäuden und dem Herrenhaus, das man um eine schlecht gebaute Turnhalle erweitert hatte. Die hintere Hälfte des Parks war zu einer Kiesgrube geworden. Das Gut hatte fraglos bessere Zeiten gesehen.⁴¹⁹

Das Gutshaus selbst befand sich in einem furchtbaren Zustand. Einer der Männer, die es für das Seminar besorgten, nannte es einen «Schweinstall». Bevor die Seminaristen einziehen konnten, gab es noch viel zu tun. Etliche von ihnen mussten zwölf Tage lang in Jugendherbergen in Greifswald hausen, während ihre Kollegen das Gutshaus säuberten und Wände und Türen strichen.

Am 26. Juni hielt Bonhoeffer seine erste Vorlesung in dem sozusagen leeren Haus. Geld für Möbel und andere Notwendigkeiten musste aufgebracht werden, doch scheint es, dass die gute Laune die Seminaristen nicht verlassen hatte. Einer von ihnen, Winfried Maechler, schrieb eine «Bescheidene Bitte der Kandidaten», die in Gedichtform um Spenden bat und an Gemeinden der Bekennenden Kirche und an Einzelpersonen geschickt wurde. Den Dank komponierte Maechler ebenfalls in Reimform, mit augenzwinkerndem Unterton:⁴²⁰

Lieber Herr Geheimrat Griebel,
Ihr Gedanke war nicht übel, uns so freundlich zu beglücken und uns soviel
Geld zu schicken ...

Der pommerische Landadel war stark gegen Hitler und die Nazis und im Allgemeinen sehr christlich eingestellt. Viele dieser Familien machten Finkenwalde zu ihrem persönlichen Projekt und taten, was sie konnten, um diese tapferen jungen Leute zu unterstützen. Aus dem Hause von Kleist-Schmenzin kamen selbst gefertigte Decken für die Sessel. Der Bildhauer Wilhelm Gross verwandelte die Turnhalle in eine Kapelle. Immer wieder kamen Lebensmittelspenden von den umliegenden Höfen. Einmal klingelte das Telefon: Der Güterbahnhof meldete, dass für Pastor Bonhoeffer ein lebendes Schwein angekommen sei.

Auch Bonhoeffer und die Kandidaten selbst leisteten ihren Beitrag. Bonhoeffer spendete seine theologische Bibliothek, darunter die kostbare Erlanger Lutherausgabe seines Urgrossvaters von Hase. Er liess auch sein Grammophon nebst seiner

Schallplattensammlung kommen, darunter die exotischen Spirituals, die er in Manhattan gekauft hatte und die in Deutschland noch ziemlich unbekannt waren.⁴²¹

Musik spielte eine grosse Rolle in der Gemeinschaft in Zingst und Finkenwalde. Jeden Tag um die Mittagszeit versammelte man sich, um Choräle oder andere geistliche Musik zu singen, meist unter der Leitung von Joachim Kanitz, einem von Bonhoeffers Studenten aus Berlin. Eines Tages sagte Bethge, er würde ihnen gerne das «Agnus Dei» von Adam Gumpelzhaimer beibringen. Er erzählte ihnen von Gumpelzhaimer, der von 1559 bis 1625 gelebt, zahlreiche Lieder und Motetten komponiert und als Kantor in Augsburg gewirkt hatte.

Bonhoeffler war fasziniert. Er liebte die Musik von Bach, Chopin oder Brahms. Doch Bethge weckte Bonhoeffers Interesse für die ältere Musik – für Meister wie Heinrich Schütz, Johann Hermann Schein, Samuel Scheidt, Josquin des Prez und andere, deren Musik in das Finkenwalder Repertoire aufgenommen wurde.

Es gab bald zwei Klavierflügel in dem von Katte'schen Gutshaus. Bethge berichtet, dass Bonhoeffler niemals eine Gelegenheit ausschlug, «die Bachkonzerte auf den zwei Flügeln mitzumusizieren». Besonders gerne sang er eine der beiden Stimmen in den geistlichen Konzerten «Eins bitte ich vom Herrn» oder «Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet» von Heinrich Schütz.⁴²²

Bonhoeffler hatte schon immer exzellent vom Blatt spielen können, und sein musikalisches Talent und seine Leidenschaft beeindruckten seine Schüler. Er liebte Ludwig van Beethoven, und Bethge erinnert sich, wie er «die Rosenkavalier-Ouvertüre von Richard Strauss am Flügel hinreissend zu improvisieren verstand».⁴²³ Es gab nicht viele Seminare in Deutschland, wo Musik eine solche Rolle spielte. In dem ersten Monat in Zingst verlegte Bonhoeffler den Unterricht an warmen Tagen hin und wieder nach draussen, an eine windgeschützte Stelle in den Dünen, und manchmal wurde auch dort gesungen.

Der Tagesablauf

In Zingst wie Finkenwalde achtete Bonhoeffer auf einen strikt geregelten Tagesablauf, in dem Andachten und Gebet einen grossen Raum einnahmen. Dabei schöpfte er aus den vielen Anregungen, die er in den von ihm besuchten Kommunitäten und Colleges erhalten hatte.

Jeder Tag begann, noch vor dem Frühstück, mit einer fünfundvierzigminütigen Andacht und endete ebenfalls mit einer Andacht. Einer der Seminaristen, Albrecht Schönherr, erinnert sich, dass die Morgenandacht kurz nach dem Aufstehen begann:

Bonhoeffer verlangte von uns, dass wir vor der Morgenandacht kein einziges Wort miteinander sprachen. Das erste Wort des Tages sollte Gottes Wort sein. Doch dies war nicht so einfach, denn wir verbrachten die ganze Zeit in einem Raum, in dem wir zu sechst oder acht schliefen. Wir schliefen auf alten mit Federn gefüllten Matratzen, die ihrerseits auf Heumatratzen lagen. Diese Matratzen waren von Generationen benutzt worden, und wenn man sich auf sie legte, gab es eine gewaltige Staubexplosion.⁴²⁴

Die Andachten fanden nicht in der Kapelle statt, sondern an dem grossen Esstisch. Sie begannen mit einem gesungenen Psalm und einem für diesen Tag ausgewählten Lied. Es folgten eine alttestamentliche Lesung, ein Liedvers, der mehrere Wochen gleich blieb, eine neutestamentliche Lesung, freies Gebet mit gemeinsamem Vaterunser und ein weiterer fester Liedvers.⁴²⁵ Schönherr erinnert sich:

Wir sangen viel und beteten die Psalmen – meist mehrere, sodass wir in einer Woche den ganzen Psalter durchbekamen. Dann kam ein ganzes Kapitel aus dem Alten Testament, ein Abschnitt aus dem Neuen Testament und ein Gebet, das Bonhoeffer selber sprach ... Dieses Gebet war sehr wichtig, weil es in ihm

um das ging, was wir gerade machten und wo wir Gottes Hilfe brauchten. Dann kam das Frühstück, das sehr bescheiden war, und danach eine halbe Stunde Meditation. Jeder ging auf sein Zimmer und dachte über die Bibelstelle nach, bis er wusste, was sie ihm für heute, an diesem besonderen Tag, sagen wollte. Dabei hatten alle absolute Stille zu bewahren, – selbst das Telefon durfte nicht klingeln und man durfte nicht herumlaufen. Wir sollten uns völlig auf das konzentrieren, was Gott uns sagen wollte.⁴²⁶

In der Stillen Zeit dachte man eine ganze Woche lang über denselben Bibelabschnitt nach, täglich eine halbe Stunde. Die Seminaristen durften dabei weder den griechischen oder hebräischen Urtext noch irgendwelche Handbücher oder Kommentare zur Hand nehmen, sondern sollten den Vers als Gottes Wort an sie ganz persönlich lesen. Vielen gingen diese Übungen gegen den Strich,⁴²⁷ aber Bonhoeffers Berliner Studenten hatten auf Einkehrfreizeiten in seiner Hütte bei Bielefeld und in der Jugendherberge von Prebelow einige Versuche in dieser Richtung schon kennengelernt. Dass sie sich ohne Murren in diese Ordnungen fügten, machte es den anderen einfacher, sie ebenfalls zu akzeptieren, aber manchmal taten sie sich schwer. Als Bonhoeffer einmal ein paar Tage auf Reisen war und bei seiner Rückkehr feststellen musste, dass man mit der täglichen Stillen Zeit aufgehört hatte, stellte er klar, was er davon hielt.

Nicht nur die Seminaristen taten sich schwer mit dem persönlichen Bibellesen. Karl Barth schrieb Bonhoeffer in einem Brief im Oktober 1936:

... ich könnte Ihnen allerdings nicht sagen, dass ich bei dieser Sache sehr glücklich war. Ich kann eben schon die grundsätzliche Unterscheidung zwischen theologischer Arbeit und erbaulicher Betrachtung ... so nicht mitmachen. Und wiederum störte mich ... ein schwer zu definierender Geruch eines klösterlichen Eros und Pathos ... Fassen Sie das noch nicht als eine Kritik Ihrer Bestrebungen auf, schon darum nicht, weil meine Unterlagen zu deren Er-

kenntnis und Verständnis bis jetzt viel zu schmal sind. Sie werden aber daraus wenigstens die Richtung verstehen, in der ich bei aller Teilnahme auch Ihnen fragend gegenüberstehe.⁴²⁸

Bonhoeffer war kein Tyrann, doch er war ein Mann der Ordnung, der bei aller geistlichen Demut darauf achtete, dass seine Studenten ihn als Lehrer und nicht als Kumpel sahen. Die Autorität des dienenden Führers kam – im Gegensatz zu dem Autoritätsgehabe des Ver-Führers – von Gott. Sie zeigte sich an einer dienenden Haltung gegenüber den Menschen, die einem unterstellt waren. Dieses Beispiel hatte Christus seinen Jüngern gegeben, und diesem Beispiel versuchte Bonhoeffer zu folgen.

Bethge erinnert sich, wie Bonhoeffer in Zingst einmal um Hilfe in der Küche bat. Als sich niemand meldete, ging er selber in die Küche, verschloss die Tür und begann, den Abwasch zu machen. Als dann doch Hilfwillige kommen wollten, öffnete er die Tür nicht. Er sagte kein Wort über den Zwischenfall, aber die anderen hatten ihn verstanden.⁴²⁹ Er wollte hier die gleiche Kultur der Selbstlosigkeit einüben, die er in seinem Elternhaus kennengelernt hatte. Egoismus, Faulheit, Selbstmitleid, Mangel an Fairness und dergleichen wurden nicht geduldet.

Ein anderer Aspekt des «gemeinsamen Lebens», der sich als nicht einfach erwies, war Bonhoeffers Regel, niemals über einen Bruder in dessen Abwesenheit zu reden. Bonhoeffer wusste, dass das Praktizieren der Bergpredigt für niemanden etwas «Natürliches» war.

Doch was immer die Seminaristen über die Regeln und den Tagesablauf dachten, niemand in Finkenwalde konnte behaupten, dass sie dort keinen Spass hatten. An den meisten Nachmittagen und Abenden standen Sport oder Wandern auf dem Programm. Bonhoeffer organisierte ständig Spiele, gerade so wie früher seine Mutter zu Hause. Wer Bonhoeffer suchte, tat gut daran, als Erstes an der Tischtennisplatte vorbeizuschauen.

Die Seminaristen trafen sich auch zum Fussball spielen. Schönherr erinnert sich, dass Bonhoeffer «immer ganz vorne war, weil er so fantastisch schnell war.»⁴³⁰ Er war schon immer ehrgeizig gewesen, und Bethge erinnert sich, dass er

«abends am Strand mit dem Stein springend und laufend, durchaus zu gewinnen trachtete.»⁴³¹

Laut Albrecht Schönherr gab es nach Abendessen, Freizeit und Sport gegen zehn Uhr abends eine weitere fünfundvierzigminütige Andacht, «als Ausklang des Tages mit Gott. Danach Stille und Schlafen. So lief der Tag ab.»⁴³²

Im September 1936 hatte Bonhoeffer einen langen Brief an Karl Barth geschrieben, in dem er unter anderem dessen Besorgnis wegen der «klösterlichen» Atmosphäre in Finkenwalde vorwegnahm. Bonhoeffer selbst stand «pietistischen» Gemeinschaften kritisch gegenüber, wusste aber auch, dass es ebenso falsch war, auf der anderen Seite vom Pferd zu fallen und jede Betonung des Gebets und der geistlichen Übungen als «gesetzlich» abzutun. Er hatte dies am *Union Theological Seminary* studieren können, wo man so stolz darauf war, nicht «fundamentalistisch» zu sein, jedoch ohne echte Theologie. Er schrieb Barth:

Die Arbeit im Seminar macht mir Freude. Wissenschaftliche und praktische Arbeit sind schön miteinander verbunden. Ich finde, dass auf der ganzen Linie von den jungen Theologen, die ins Seminar kommen, dieselben Fragen gestellt werden, die mich in der letzten Zeit beschäftigt haben, und von dorthier ist das gemeinsame Leben natürlich stark mitbestimmt. Ich bin fest davon überzeugt, dass die jungen Theologen sowohl im Blick auf das, was sie von der Universität her mitbringen, wie auch im Blick auf das, was in den Gemeinden ... so an selbständiger Arbeit von ihnen gefordert wird, eine ganz andere Vorbildung brauchen, in die ein solches gemeinsames Seminarleben unbedingt hineingehört. Man macht sich ja gar kein Bild davon, wie leer, ja völlig ausgebrannt die meisten der Brüder ins Seminar kommen. Leer sowohl in bezug auf theologische Erkenntnisse und erst recht biblisches Wissen, wie auch in bezug auf ihr persönliches Leben. Sie haben einmal, lieber Herr Professor, in einem offe-

nen Abend – dem einzigen, den ich mitgemacht habe – sehr ernst zu den Studenten gesprochen, dass es Ihnen manchmal so zumute sei, als sollten Sie lieber einmal alle Vorlesungen lassen und stattdessen dem Einzelnen auf die Bude rücken und ihn stellen, wie der alte Tholuck: wie steht es mit Deiner Seele? Die Not ist seitdem nicht behoben, auch durch die Bekennende Kirche nicht. Aber es sind sehr wenige da, die diese Aufgabe an den jungen Theologen als kirchliche Aufgabe erkennen und ausführen. Im Grunde aber wartet jeder darauf. Ich kann es leider auch nicht richtig, aber ich weise die Brüder aneinander, und das scheint mir das allerwichtigste. Dass aber sowohl theologische Arbeit wie auch wirkliche seelsorgerliche Gemeinschaft nur erwachsen kann in einem Leben, das durch morgendliche und abendliche Sammlung um das Wort, durch feste Gebetszeit bestimmt ist, ist gewiss ... Der Vorwurf, das sei gesetzlich, trifft mich wirklich garnicht. Was soll daran wirklich gesetzlich sein, dass ein Christ sich anschickt zu lernen, was beten ist und an dieses Lernen einen guten Teil seiner Zeit setzt? Wenn mir neulich ein führender Mann der Bekennenden Kirche gesagt hat: «für Meditation haben wir jetzt keine Zeit, die Kandidaten sollen lernen zu predigen und katechisieren», so ist das entweder totale Unkenntnis dessen, was ein junger Theologe heute ist, oder es ist frevelhafte Unwissenheit darüber, wie eine Predigt und Katechese entsteht. Die Fragen, die heute im Ernst von jungen Theologen an uns gestellt werden, heißen: wie lerne ich beten? wie lerne ich die Schrift lesen? Entweder wir können ihnen da helfen oder wir helfen ihnen überhaupt nicht. Selbstverständlich ist da wirklich garnichts! Und zu sagen: wenn einer das noch nicht weiss, so soll er eben nicht Theologe sein!, schlosse die allermeisten von uns aus diesem Beruf aus. Dass alle diese Dinge nur ihr Recht haben, wenn daneben und dabei – ganz gleichzeitig! – wirklich ernsthafteste saubere theologische, exegetische und dogmatische Arbeit getan wird, ist mir ganz klar. Sonst bekommen alle diese Fragen einen falschen Akzent.⁴³³

Das Wort predigen

Bonhoeffer nahm das Predigen sehr ernst. Für ihn war eine Predigt nichts weniger als das Wort Gottes, ein Ort, an dem Gott mit seinem Volk redete. Es war Bonhoeffer ein Anliegen, seinen Seminaristen zu zeigen, dass predigen mehr war als eine intellektuelle Übung. Wie das Gebet oder das Betrachten eines Bibeltextes war es eine Möglichkeit, die Stimme des Himmels zu hören, und der Prediger hatte das heilige Vorrecht, das Sprachrohr zu sein, durch das Gott redete. Wie die Menschwerdung von Christus war auch die Predigt ein Ort der Offenbarung, an dem Christus hinein in die Welt kam.

Bonhoeffer wusste, dass die beste Methode, predigen zu lehren, darin bestand, es selbst zu praktizieren. Eine echte Predigt in einem wirklichen Gottesdienst zu halten bewirkte hundertmal mehr als jede Homiletikvorlesung. Seine Seminaristen sollten sehen, wie er das, was er lehrte, selbst lebte. Hatte Jesus nicht auch so mit seinen Jüngern zusammengelebt? Lehre und Leben waren zwei Seiten derselben Medaille.

Selbst wenn er nicht predigte, sondern «nur» über das Predigen sprach, ging es ihm um den praktischen Aspekt. Bethge erinnert sich an einige seiner Ratschläge: «Schreibe die Predigt bei Tageslicht; schreibe sie nicht auf einmal herunter, – in Christus' gibt es keinen Platz für Konditionalsätze, – die ersten Minuten auf der Kanzel sind der hoffnungsvollste Augenblick, darum verschwende ihn nicht mit Gemeinplätzen, sondern springe mit der ganzen Sache gleich in die Gemeinde hinein, – freie Texte darf predigen, wer viel in der Bibel liest!»⁴³⁴ Hieran erkennt man, welch grossen Wert Bonhoeffer auf den persönlichen Umgang mit der Bibel legt.

1932 hatte Bonhoeffer Hildebrandt geschrieben: «Eine rechte evangelische Predigt muss so sein, als ob man einem Kind einen schönen roten Apfel hinhält oder einem Durstigen ein Glas frisches Wasser und dann fragt, willst du?»⁴³⁵ Und weiter: «So müssten wir von den Dingen unseres Glaubens reden können, dass die Hände sich danach ausstrecken – schneller als wir sie füllen können.»⁴³⁶ In Finkenwalde sagte er: «Beteure nicht die Gegenwartsbedeutung der Schrift. Die Gegenwartsbedeutung wird vorausgesetzt ... Verteidige nicht das Gotteswort, sondern be-

zeuge es ... Vertraue dich dem Worte an. Es ist ‚das Schiff geladen bis an den höchsten Bord‘!»⁴³⁷

Das in rechter Weise dargebotene Wort Gottes, so Bonhoeffer, hatte die Macht, die Herzen der Menschen aufzuschliessen – ihnen zu zeigen, wo ihre Not war, und ihnen die Hilfe für diese Not auf eine Art zu geben, die frei war von blosser «Religion» oder falscher Frömmigkeit. Es war die schlichte, nicht durch lange Erklärungen gefilterte Gnade Gottes, welche die Menschen anrührte.

Ähnlich hielt Bonhoeffer es mit dem Gebet. In den Morgenandachten sprach er immer ein langes freies Gebet. Den meisten Seminaristen aus der kirchlichen Tradition kam dies reichlich «pietistisch» vor. Bonhoeffer nicht. Bei ihm hatte das Gebetsleben und die innere Gemeinschaft mit Jesus die Mitte des Lebens, ja des Dienstes als Pastor zu sein. Wilhelm Rott erinnert sich, wie Bonhoeffer über diese Dinge sprach: Er sass auf der grossen Treppe des Herrenhauses in Finkenwalde, in der einen Hand eine Zigarette und in der anderen eine Tasse Kaffee. Er berichtet: «Eindrücklich ist mir auch geblieben, dass Bonhoeffer beklagte, wie sehr er bei uns die ‚Liebe zu Jesus‘ vermisse ... Wirklicher Glaube und Liebe waren ihm identisch. Dass hier das Herzstück der Existenz dieses hochintellektuellen Christen war, merkten wir an den freien Gebeten bei den schriftgesättigten Morgen- und Abendandachten, – sie waren bestimmt von der Liebe zum Herrn und seinen Brüdern.»⁴³⁸

Acedia und Tristitia

Einmal im Monat, an einem Samstagabend, feierten die Seminaristen das Abendmahl. An einem dieser Samstage sprach Bonhoeffer vor dem Gottesdienst das Thema der Beichte an. Luther hatte gelehrt, dass nicht nur der Pfarrer, sondern auch Christen sich gegenseitig die persönliche Beichte unter vier Augen abnehmen könnten, nicht nur der Pfarrer. Die meisten Evangelischen kannten aber nur noch die gemeinsame Beichte im Gottesdienst. Vor allem seit der Aufklärungszeit war

die sogenannte Privatbeichte weitgehend verloren gegangen. Sie galt als «katholisch», wobei die katholische «Ohrenbeichte» freilich an den geweihten Priester gebunden war und bis heute geblieben ist. Doch Bonhoeffer gelang es, die Praxis der persönlichen Beichte vor dem Bruder wiederzubeleben, und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Als Direktor des Seminars scheute er sich nicht, einen der Vikare anzusprechen und ihn zu bitten, ihm die Beichte abzunehmen, damit dieser ihm die Vergebung Gottes im Namen Jesu Christi zuspreche.

Bonhoeffer vertraute Bethge an, er leide an, wie er es nannte, *acedia* oder *tristitia* – der «Traurigkeit des Herzens», zeitweiliger Schwermut, weil er überall die Schäden so deutlich sah. Er liess sich das selten anmerken, ausser gegenüber seinen engsten Freunden. Gerhard Jacobi erinnert sich: «Weniger ruhig und geschlossen wirkte er im Gespräch unter vier Augen. Hierbei war sofort zu merken, wie differenziert er im Grunde war, wie es in ihm gärte und wieviele ihn quälte.»⁴³⁹

Ohne Zweifel stand Bonhoeffer in besonders engem Austausch mit Eberhard Bethge. Er wusste, dass Bethges wacher Verstand und sein reifer, fest gegründeter Glaube der Aufgabe gewachsen waren, sich mit den Verwicklungen in der Seele seines Freundes, ja mit seinen Zweifeln auseinanderzusetzen. Er wusste, dass Bethge ihm Austauschpartner sein konnte, was er auch war – nicht nur in Finkenwalde, sondern ebenso später. In einem späteren Brief an Bethge aus der Haft in Tegel erwähnt er seine Schwermut: «Woran liegt es eigentlich, dass einem ganz ohne ersichtlichen Grund manche Tage so viel schwerer werden als andere? Sind das Wachsschmerzen? Sind es Anfechtungen? Wenn sie vorüber sind, sieht die Welt auf einmal ganz anders aus.»⁴⁴⁰

In der Tat: Bonhoeffer konnte bis zur Leidenschaftlichkeit ernst sein, – sein brillanter, hochaktiver Geist konnte ihn zeitweilig in emotionale Sackgassen führen. In Bethge bekam er einen Freund, dem er auch diese seine dunklere Seite zeigen konnte. Er erwähnt dies in einem weiteren Brief aus Tegel: «Ich kenne überhaupt keinen Menschen, der Dich nicht leiden kann, während ich viele kenne, die mich nicht leiden können. Ich nehme das für mich garnicht schwer, – ich finde

überall, wo ich Gegner finde, auch Freunde und das genügt mir. Aber es liegt wohl daran, dass Du von Natur offen und bescheiden bist, während ich verschlossen und etwas anspruchsvoll bin.»⁴⁴¹

Die pommerischen Junker

In der idyllischen Landschaft von Pommern lernte Bonhoeffer auch den dortigen Landadel kennen, die sogenannten Landjunker. Zu etlichen dieser Familien entwickelten sich Freundschaften, – hier lernte Bonhoeffer auch viele der Männer kennen, die später an der Verschwörung gegen Hitler beteiligt sein sollten. Pommern war eine andere Welt als Berlin und Grunewald, – aus der weltstädtisch-liberalen Gelehrtenwelt kam er in die konservative, beinahe feudale Welt des Landadels. Doch von ihren Werten und ihrem hohen kulturellen Niveau her ähnelte Bonhoeffers alte seiner neuen Welt. Die meisten der Junkerfamilien gehörten zur alten preussischen Offiziersschicht, aus der viele der Hitlerverschwörer kommen sollten. Denn nach Kriegsbeginn konnte Hitler nur noch durch das Militär beseitigt werden. Von daher fühlte sich Bonhoeffer rasch zu Hause, – die pommerischen Gutsbesitzer sollten seine treuesten Helfer werden, und aus ihren Töchtern wählte er die Frau, die er heiraten wollte.

Zu den ersten Kontakten mit diesen Familien kam es über die aus Finkenwalde versandten Briefe mit Bitten um Spenden. Zu ihnen gehörten unter anderem die Bismarcks vom Gut Lasbeck und die Familie Wedemeyer aus Pätzig. Bonhoeffer lernte auch die Familie von Schlabrendorff und ihren Sohn kennen. Fabian von Schlabrendorff spielte später eine aktive Rolle im Widerstand gegen Hitler und wurde schliesslich ins gleiche Gestapogefängnis wie Bonhoeffer eingeliefert. Ebenfalls unter den Verschwörern war Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin, ein konservativer Christ und Gutsherr. 1933 hatte er um eine Audienz bei Hindenburg angehalten, um zu verhindern, dass Hitler Reichskanzler wurde, und 1938 schickte ihn Generaloberst Ludwig Beck nach London, um die Zusage der Briten zu erhal-

ten, dass sie einem Einmarsch Hitlers in die Tschechoslowakei nicht tatenlos zusehen würden.

Ruth von Kleist-Retzow

Mit Abstand die wichtigste Freundschaft, die Bonhoeffer unter diesen Adelsfamilien pflegte, war die mit Ruth von Kleist-Retzow, einer quicklebendigen Dame von neunundsechzig Jahren bei ihrer ersten Begegnung mit Bonhoeffer. Wie Bonhoeffer (und Bischof George Bell) hatte sie am 4. Februar Geburtstag, und im Laufe der nächsten zehn Jahre wurde das Verhältnis so eng, dass Bonhoeffer sie oft «Oma» nannte, vor allem deswegen, weil er viel mit ihren Enkeln zusammen war. Mehrere von ihnen konfirmierte er sogar – auf Ruths ausdrücklichen Wunsch. Gegenüber Eberhard Bethge nannte er sie manchmal auch «Tante Ruth», so wie er gegenüber Franz Hildebrandt Bischof Bell manchmal «Onkel George» genannt hatte. Sie nannte ihn in Briefen: «Mein lieber, guter Dietrich».⁴⁴²

Wie Bonhoeffer blickte auch Tante Ruth auf einen sehenswerten Stammbaum zurück: Sie war die Tochter des Grafen und der Gräfin von Zedlitz-Trützschler. Ihr Vater war Oberpräsident von Schlesien gewesen, und sie war im Schloss von Opateln aufgewachsen, bis sie sich mit fünfzehn Jahren über beide Ohren in ihren späteren Ehemann, Jürgen von Kleist-Retzow, verliebte. Nach drei Jahren heirateten die beiden, und ihr Mann entführte sie aus ihrem Schloss auf das flache Land, zu seinem grossen Gut in Kieckow in Hinterpommern. Die Ehe war sehr glücklich, und beide teilten ihren christlichen Glauben aus Überzeugung, ein Gewächs der Erweckungsbewegung, das in Pommern etliche Generationen lang blühte.

Kurz nachdem sie ihm das fünfte Kind geschenkt hatte, starb Ruths Ehemann, – mit nur dreissig Jahren war sie Witwe geworden. Sie zog mit ihren Kindern in ein grosses Stadthaus in Stettin um und liess Kieckow in der Obhut eines fähigen Gutsverwalters. Nach dem Ersten Weltkrieg richtete ihr Sohn Hans-Jürgen ihr das Haus in Klein-Krössin her, das zum Kieckow'schen Besitz gehörte, während er

selbst mit seiner Familie in das Gutshaus in Kieckow zog. Als Bonhoeffer Tante Ruth kennenlernte, wusste er noch nicht, dass er in den folgenden Jahren viele Wochen in Kieckow und Klein-Krössin verbringen sollte. Hier schrieb er in den Dreissigerjahren seine *Nachfolge* und in den Vierzigern an Abschnitten seiner *Ethik*.

Ruth von Kleist-Retzow war eine willensstarke und vielseitige Frau, die nicht ausstehen konnte, wenn Pastoren auf der Kanzel nur heisse Luft produzierten. Der brillante, gebildete und kämpferische Pastor Bonhoeffer war für sie eine Gebetserhörung. Sie half ihm und Finkenwalde, wo und wie sie konnte, und setzte sich unter den anderen Gutsfamilien der Gegend unermüdlich für das Seminar ein. Die Seminaristen erhielten ein Gutteil ihrer Lebensmittel von den Höfen dieser Familien, und dank ihrer Fürsprache erhielten mehrere von ihnen Pfarrstellen in der Region. Das alte Patronatsystem funktionierte noch, in welchem die Gutsfamilien Einfluss auf die Besetzung von Pfarrstellen nehmen konnten.

Mitte der Dreissigerjahre kümmerte Frau von Kleist-Retzow sich um die Erziehung und Schulbildung mehrerer ihrer Enkelkinder: des sechzehnjährigen Hans-Otto von Bismarck, seiner dreizehnjährigen Schwester Spes und des zwölfjährigen Hans-Friedrich von Kleist-Retzow. Dazu kamen zwei Wedemeyer-Kinder aus Pätzig: der dreizehn Jahre alte Max und seine fünfzehnjährige Schwester Ruth-Alice. Maria von Wedemeyer kam im folgenden Jahr, als sie zwölf war, nach Stettin. Die Kinder wohnten bei ihrer Grossmutter in dem Stadthaus in Stettin, aber sonntags fuhr sie mit ihnen nach Finkenwalde, um den faszinierenden jungen Pastor zu hören. Im Herbst 1935 hatte Bonhoeffer mit regelmässigen Sonntagsgottesdiensten in der Kapelle in Finkenwalde begonnen, bei denen Gäste willkommen waren. Frau von Kleist-Retzow genoss es, Bonhoeffer predigen zu hören, und noch mehr genoss sie es, dass sie ihre Enkel mitbringen konnte. Ruth-Alice erinnert sich:

So sassen wir auch eines Tages mit ihr unter der Kanzel von Dietrich Bonhoeffer ... Sie sah ihn zum ersten Mal. Offenbar hatte sie aber schon vorher von ihm gelesen ... Grossmutter sass also plötzlich in der ganzen Würde ihrer

stattlichen Gestalt, umgeben von jungen Enkeln, als ungewohntes Bild in der notdürftig zum Andachtsraum hergerichteten Turnhalle des früheren Pädagogiums. Und wir sahen uns eingeschlossen in den brausenden Gesang der zwanzig Kandidaten. Bonhoeffer predigte über den aaronitischen Segen. – Ich vergass die Predigt nicht.

Was danach kam – Tischtennispielen im Garten, natürlich ein Gespräch zwischen dem Pastor Bonhoeffer und Grossmutter, fröhliche, bescheidene Mahlzeit am grossen Hufeisentisch des Seminars, Shakespeare-Lesen mit verteilten Rollen –, war der Auftakt zu einem bewegten Hin und Her zwischen Grossmutterns Wohnung und Finkenwalde. Die Kandidaten kehrten ein, wenn sie zum Büro des pommerschen Bruderrats in der gleichen Strasse gingen. Es gab intensive Gespräche über die neueste kirchenpolitische Lage, die ja dauernd wieder Entschlüsse forderte. Grossmutter war als theologisch gebildete Gesprächspartnerin wie als menschlich erfahrene Frau, aber vor allem als Kämpferin ganz in ihrem Element. Bald schon meditierte sie nach Dietrichs Anweisung morgens über die gleichen Bibeltex-te wie die Kandidaten.⁴⁴³

Ruth von Kleist-Retzow übernahm nicht nur Bonhoeffers Andachtsformen, mit siebzig Jahren beschloss sie auch, neutestamentliches Griechisch zu lernen. Sie war entschlossen, die Möglichkeiten, die Bonhoeffers Nähe ihr bot, nicht zu verpassen. Sie bat ihn sogar, vier ihrer Enkel zu konfirmieren – Spes von Bismarck, Hans-Friedrich von Kleist-Retzow, Max von Wedemeyer und seine Schwester Maria. Bonhoeffer nahm diesen Auftrag äusserst ernst und besuchte jedes der Kinder und seine Eltern. Er übernahm schliesslich nur drei Konfirmationen, – die erst zwölf-jährige Maria schien ihm noch nicht reif genug für so etwas Ernstes.

In einem Interview sagte Ruth-Alice, dass Bonhoeffer «immer eine gewisse Distanz und Reserviertheit ausstrahlte». Aber seine Predigten waren faszinierend: «Wenn man ihn predigen sah, sah man einen jungen Mann, der ganz von Gott war.»

Junge Leute hatten es damals nicht einfach, wenn ihre Eltern und Grosseltern ohne Wenn und Aber gegen die Nazis waren. Bonhoeffer und Finkenwalde waren ihnen eine Ermutigung. «Damals», erinnert Ruth-Alice sich, «waren die Nazis ständig dabei zu marschieren und zu sagen: ‚Die Zukunft gehört uns! Wir sind die Zukunft!‘ Und wir Jungen, die gegen Hitler und die Nazis waren, hörten das und fragten uns: ‚Wo ist *unsere* Zukunft?‘ Aber dort in Finkenwalde, wenn ich diesen Mann predigen hörte, der von Gott ergriffen war, dachte ich: ‚Hier. Hier ist unsere Zukunftx»⁴⁴⁴

19. KAPITEL

ZWISCHEN SZYLLA UND CHARYBDIS

1935-1937

Die Verkündigung der Gnade hat ihre Grenze. Wer die Gnade nicht erkennt, nicht unterscheidet und nicht begehrt, dem darf sie nicht verkündigt werden ... Die Welt, der die Gnade als Schleuderware hingeworfen wird, wird ihrer überdrüssig, zertritt nicht nur das Heilige, sondern zerreisst auch die, die es ihr aufdrängen.

Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.

DIETRICH BONHOEFFER

Zwischen allen Stühlen

Als er 1935 die Leitung des Predigerseminars in Finkenwalde übernahm, gestaltete sich Bonhoeffers Beziehung zur Bekennenden Kirche immer schwieriger. Inner- wie ausserhalb der Bekennenden Kirche schien er Kontroversen geradezu magisch anzuziehen. Und 1936 sollten die Nazis anfangen, sich ernsthaft für ihn zu interessieren.

In der Bibel stand, dass der Glaube ohne Werke «tot» ist (Jakobus 2,17) und «ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht» (Hebräer 11,1). Bonhoeffer wusste: Es gab Dinge, die man nur mit den Augen des Glaubens sehen konnte und die dennoch genauso wirklich waren wie die sichtbare Welt.

Die Sehkraft des Glaubens erkannte Gut und Böse, Richtig und Falsch. Um erkennen zu können, dass die Verfolgung der Juden gegen Gottes Willen war, musste man zunächst einmal bewusst seine Augen öffnen. Und dann stand man vor der nächsten Entscheidung: War man bereit, Gottes Willen zu tun?⁴⁴⁵

Dem Blick des Glaubens mussten Schritte des Glaubens folgen. Dies war der Auftrag des gehorsamen Christen, des Jüngers Jesu. Doch dieser Auftrag hatte seinen Preis. Und so schreckten viele davor zurück, ihre Augen wirklich zu öffnen. Bonhoeffer fasst diese zwei Seiten in seinem Buch *Nachfolge* zusammen, wenn er von der sogenannten «billigen Gnade» spricht, die nicht mehr erforderte als ein blosses Fürwahrhalten und inneres Abnicken. Bonhoeffer war jemand, bei dem man den Eindruck hatte, dass er vollkommen ungeteilt war, ein Mann, der das glaubte, was er dachte, und das tat, woran er glaubte.

Im Sommer 1935 schrieb Bonhoeffer seinen Aufsatz «Die Bekennende Kirche und die Ökumene», in dem er beide Parteien ins Gebet nahm.⁴⁴⁶ Er war die Hauptschnittstelle zwischen beiden und mit ihren Stärken und Schwächen vertraut. Das Problem war, dass jede Seite bei sich selbst nur die Stärken und bei der anderen die Schwächen sah. Aufgrund der noch nicht verheilten Wunden des Ersten Weltkriegs betrachteten viele in der Bekennenden Kirche Ausländer, selbst ausländische Christen, mit Argwohn, – ausserdem fanden sie die Theologie vieler Ökumeniker dürftig. Viele in der Ökumene dagegen fanden die Bekennende Kirche zu «theologisch» und zu nationalistisch. Beide Seiten hatten ein Stück weit recht.

Bonhoeffer versuchte, beide dazu zu bringen, ihre Unterschiede beiseitezulegen und den Kampf gegen ihren gemeinsamen Feind aufzunehmen, den Nationalsozialismus. Es entsetzte ihn, dass die ökumenische Bewegung immer noch zum Gespräch mit der Reichskirche von Müller, Jäger und Heckel bereit war – und dass die Bekennende Kirche immer noch gewillt war, mit Hitler zu reden anstatt ihm entgegenzutreten. Konkrete Taten waren das Einzige, wovor die Nazis Angst hatten. Doch zu Taten waren anscheinend weder die Ökumene noch die Bekennende

Kirche entschlossen. Sie zogen es vor, weiter auf die Dialogkarte zu setzen, und spielten so ihren Feinden in die Hände. Ein gutes Beispiel waren die «Nürnberger Gesetze» von 1935, die systematisch Hitlers wirre Forderungen aus *Mein Kampf* umsetzten.

Die Nürnberger Gesetze und die Steglitzer Synode

Am 15. September 1935 wurde das Gesetz «zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» verkündet – eines der berüchtigten «Nürnberger Gesetze», das Juden die bürgerliche Gleichberechtigung raubte. Die Präambel und die vier ersten Paragraphen lauteten wie folgt:

Durchdrungen von der Erkenntnis, dass die Reinheit des deutschen Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes ist, und beseelt von dem unbeugsamen Willen, die deutsche Nation für alle Zukunft zu sichern, hat der Reichstag einstimmig das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird.

§1.1. Eheschliessungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig, auch wenn sie zur Umgehung dieses Gesetzes im Auslande geschlossen sind.

2. Die Nichtigkeitsklage kann nur der Staatsanwalt erheben.

§2. Ausserehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten.

§3. Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren nicht in ihrem Haushalt beschäftigen.

§4.1. Juden ist das Hissen der Reichs- oder Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben verboten.

2. Dagegen ist ihnen das Zeigen der jüdischen Farben gestattet.

Die Ausübung dieser Befugnis steht unter staatlichem Schutz.⁴⁴⁷

Mit den Nürnberger Gesetzen begann eine zweite, «systematischere» Phase der Judenverfolgung, welche aus einst gleichberechtigten Bürgern des Deutschen Reiches Bürger zweiter Klasse machte. Mitten im Europa des 20. Jahrhunderts wurden ihnen ihre Bürgerrechte mehr und mehr entzogen.

Bonhoeffer, der über Dohnanyi (der vergeblich versucht hatte, sie zu verhindern oder abzumildern) schon zeitig von diesen Gesetzen erfahren hatte, sah hier eine einmalige Chance für die Bekennende Kirche, endlich ihre Stimme deutlicher zu erheben. Doch wieder tat sich die Bekennende Kirche mit einer Reaktion schwer. Sie war gefangen in Angst um ihre eigene Sicherheit. Sie sah, anders als Bonhoeffer, die Verkündigung des Evangeliums durch diese Gesetze nicht direkt gefährdet.

Doch es war nun fast genau ein Jahr her, dass Bonhoeffer am 11. September 1934 an Erwin Sutz geschrieben hatte: «Tu deinen Mund auf für die Stummen.»⁴⁴⁸ Durch das mutige Eintreten für die Verfolgten würde die Bekennende Kirche sich als Kirche in der Nachfolge Christi erweisen.

In diese Zeit fällt Bonhoeffers berühmter Ausspruch: «Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.»⁴⁴⁹ Dieser Satz ist im Blick auf hochkirchliche Strömungen gesprochen, die sich zwar um schöne Gottesdienste bemühen, aber darüber die Weltverantwortung vernachlässigen. Das gilt umso mehr, wenn die Angehörigen des erwählten Gottesvolkes des Alten Testaments rechtlos gemacht werden.

Eines Tages rief Franz Hildebrandt ganz ausser sich aus seiner Gemeinde in Dahlem in Finkenwalde an, um Bonhoeffer mitzuteilen, dass die Bekenntnissynode eine Resolution plane, die dem Staat das Recht zugestehe, die Nürnberger Gesetze zu erlassen. Hildebrandt war drauf und dran, aus dem Pfarrernotbund und der Bekennenden Kirche auszutreten. Bonhoeffer wollte helfen und fuhr kurzentschlossen mit mehreren seiner Seminaristen nach Berlin-Steglitz, um zu sehen, ob sie die Synode umstimmen könnten. Bonhoeffer war kein Delegierter und hatte daher kein Rederecht, doch er konnte seinen Gesinnungsgenossen moralisch den Rücken stärken. Er wollte sie auf die Riesenchance hinweisen, ihre Stimme gegen die Nürnberger Gesetze zu erheben.

Am Ende kam bei der Reise nur wenig heraus. Die Synode lehnte zwar in einer Erklärung den Arierparagrafen ab – jedoch nur für den kirchlichen Bereich. Sie bezog nicht offen Stellung gegen die Nürnberger Gesetze. Einmal mehr hatte die Strategie der Nazis funktioniert, ihre Gegner hinzuhalten und zu spalten.

Bonhoeffer wusste, dass das Zögern der Bekennenden Kirche zum Teil auch finanzielle Gründe hatte: Die Kirchensteuern, vom Staat im Zusammenhang mit der allgemeinen Lohnsteuer eingezogen, garantierten ein festes Gehalt im Unterschied zum Angewiesensein auf Spenden. Und selbst in der Bekennenden Kirche hatte die Bereitschaft ihre Grenzen, die eigene materielle Existenz aufs Spiel zu setzen.

Familie

Bonhoeffer hatte in dieser Zeit viel mit Schwermut zu kämpfen. Zu inneren Anfechtungen kamen äussere: Viele entmutigende Nachrichten bedrückten ihn – nicht zuletzt jetzt das Zögern seiner Kirche, die ungeheuerlichen Nürnberger Rassengesetze zu verurteilen. Die Gesetze trafen seine eigene Familie. Die Situation von Sabine und Gerhard, die als nichtarische Familie schon manches durchgemacht hatten, wurde jetzt noch schwieriger. Viele der Frauen, die in ihrem Haushalt arbeiteten, mussten sie entlassen. Sabine erinnert sich: «Es gab Tränen.» Schon vor den Gesetzen war der Druck auf die Hausangestellten immer grösser geworden. SA-Boten, die Waren ablieferten, sagten z.B.: «Was? Du arbeitest noch bei Juden?» Mehrere befreundete Professoren zogen sich aus Angst um ihren Arbeitsplatz von der Familie zurück.

Je mehr Sabine über ihre Schwester Christine von Dohnanyi hörte, umso klarer wurde ihr: sie, ihr Mann und die Kinder müssten Deutschland verlassen. Als Christine ihr einmal (lange, bevor dies allgemeiner bekannt wurde) erzählte, was in den Konzentrationslagern vorging, konnte sie es nicht ertragen und bat sie aufzuhören.⁴⁵⁰

Bonhoeffers Grossmutter, die mittlerweile dreiundneunzig Jahre alt war, hatte eine Enkelin, deren jüdischer Mann seine Anwaltspraxis aufgrund der Rassengesetze hatte aufgeben müssen. In ihrem, wie sich zeigen sollte, letzten Brief an Dietrich im Oktober 1935 bat sie ihn um Hilfe: «[Nun] fährt der 54jährige Mann in der Welt herum, um Arbeit zu suchen, um die Kinder vollends erziehen zu können ... Ein Familienleben zerstört! ... Bis ins Detail greift alles ein. Kannst Du etwas raten oder helfen? ... Ich möchte, dass Du Dich lebhaft in die Sorgen hineindenkst und vielleicht einen Ausweg weisst!»⁴⁵¹

Ebenfalls im Oktober zogen Bonhoeffers Eltern aus ihrem grossen Haus in der Wangenheimstrasse in einen Neubau in Charlottenburg um. Es war kleiner, aber immer noch gross genug für Gäste. Ein Zimmer im obersten Stock war für Dietrich reserviert.

Grossmutter Julie Bonhoeffer zog mit in das neue Haus, doch nach Weihnachten bekam sie eine Lungenentzündung, der sie im Januar erlag. Ihr Einfluss auf Karl Bonhoeffer und die Kinder kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Am 15. Januar 1936 predigte Bonhoeffer auf ihrer Beerdigung; als Text wählte er den 90. Psalm, den die Familie immer am Silvesterabend las, und der mit den Worten beginnt: «Herr, Gott, du bist unsre Zuflucht für und für». In der Predigt sagte Bonhoeffer unter anderem:

Die Unbeugsamkeit des Rechtes, das freie Wort des freien Mannes, die Verbindlichkeit eines einmal gegebenen Wortes, die Klarheit und Nüchternheit der Rede, die Redlichkeit und Einfachheit im persönlichen und öffentlichen Leben – daran hing ihr ganzes Herz ... Sie konnte es nicht ertragen, wo sie diese Ziele missachtet sah, wo sie das Recht eines Menschen vergewaltigt sah. Darum waren ihre letzten Jahre getrübt durch das grosse Leid, das sie trug über das Schicksal der Juden in unserem Volk, an dem sie mitrug und mitlitt. Sie stammte aus einer anderen Zeit, aus einer anderen geistigen Welt – und diese Welt sinkt [nicht] mit ihr ins Grab. Dieses Erbe, für das wir ihr danken, verpflichtet.⁴⁵²

Reise nach Schweden

Am 4. Februar 1936 feierte Bonhoeffer seinen dreissigsten Geburtstag. Er war sich seines Alters schon immer nur zu bewusst gewesen und fand dreissig uralt. Es war der letzte runde Geburtstag, den er erleben sollte, und ausgerechnet dieser Geburtstag würde ihn ins Visier der Nazis bringen.

Es begann ganz harmlos, mit einem der vielen Gespräche mit seinen Pfarramtskandidaten nach dem Essen in Finkenwalde. In dem grossen Messingkohlenbecken aus dem 18. Jahrhundert, das er aus Spanien mitgebracht hatte, brannte ein Feuer. Man hatte Bonhoeffers Geburtstag wie gewohnt gefeiert: mit Liedern und verschiedenen Beiträgen, und als der Abend vorangeschritten war, entspann sich ein recht lockeres Gespräch über das Geschenke-Machen. Irgendjemand meinte, dass es doch eine originelle Idee wäre, wenn ein Geburtstagskind nicht Geschenke erhalten, sondern selbst etwas verschenken würde. Bonhoeffer biss an und fragte, was er den anderen denn bieten könne. Die Antwort war – eine Reise nach Schweden. Konnte er so etwas organisieren? Jawohl, er konnte.

Die Schwedenreise war nur eines von vielen Beispielen für Bonhoeffers Grosszügigkeit. Einer seiner Seminaristen aus Gross-Schlönwitz, Hans-Werner Jensen, erinnert sich, dass Bonhoeffer «den Dienst am Bruder zu seinem Lebensinhalt» machte. «Dabei scheute er sich, andere zu bevormunden, – aber helfen wollte er.» Als Jensen nach einer Blinddarmoperation im Stolper Krankenhaus lag, wurde er plötzlich von der dritten Klasse in ein Privatzimmer verlegt. Als er fragte, wer das bezahlen sollte, antwortete ihm der Krankenpfleger, «hier sei heute Morgen ein Herr mit Brille und gutem Aussehen erschienen, der die Kosten dafür tragen wolle ... Später einmal waren wir in Berlin nach einem offenen Abend auf dem Nachhausweg. Bonhoeffer löste für uns alle die S-Bahnfahrkarten. Als ich ihm das Fahrgeld erstatten wollte, antwortete er kurz und bündig: ‚Geld ist Dreck!‘»⁴⁵³

Die Schwedenreise war eine tolle Gelegenheit für Bonhoeffer, seinen Seminaristen die Kirche ausserhalb Deutschlands zu zeigen. Schon oft hatte er sie mit Geschichten von seinen Auslandsreisen gefesselt. Er hatte ihnen erklärt, dass die

Kirche grösser ist als die Nation, ja grösser als Zeit und Raum. Es gab viele gute Gründe für die Reise, nicht zuletzt, dass sie den Seminaristen eine Gelegenheit bot, über den Tellerrand des eigenen Landes hinauszublicken. Und Bonhoeffer wusste auch, dass eine Stärkung der ökumenischen Bande des Finkenwalder Seminars diesem gegen etwaige Einmischungsversuche der Nationalsozialisten nur helfen konnte.

Er kontaktierte sofort seine ökumenischen Freunde in Schweden und Dänemark. Die Reise musste so rasch und unauffällig wie möglich vorbereitet werden, denn sobald Bischof Heckel, der nun als Zuständiger für die Beziehungen der Reichskirche zum Ausland den Bischofstitel trug, von den Plänen erfuhr, würde er tun, was er konnte, um sie zu vereiteln, – aber sobald sie unterwegs wären, wäre es für ihn zu spät. Nils Karlström, der Sekretär des Ökumenischen Ausschusses in Uppsala, verstand Bonhoeffers Situation und tat, was er konnte, um zu helfen. Seine offizielle Einladung (die sehr wichtig war, da Heckel genauestens prüfen würde, ob auch alles seine Richtigkeit hatte) traf am 22. Februar ein. Daraufhin meldete Bonhoeffer die Reise offiziell seinen Vorgesetzten sowie kurz vor der Abreise am 25. Februar dem Auswärtigen Amt, wo ein Freund der Familie Bonhoeffer vormals die Rechtsabteilung geleitet hatte. Er glaubte, sich mit der Meldung an das Auswärtige Amt den Rücken freizuhalten, doch der Schuss ging nach hinten los. Nicht der Freund, der keine Funktionen mehr innehatte, sondern ein anderer Herr bearbeitete Bonhoeffers Brief und kontaktierte Heckel, der vor Bonhoeffer warnte. Das Ergebnis war ein Schreiben des Auswärtigen Amtes an die deutsche Gesandtschaft in Stockholm, Vorläufer der heutigen Botschaft, in dem es hiess: «Das Reichs- und Preussische Ministerium für die kirchlichen Angelegenheiten sowie das kirchliche Aussenamt warnen vor Pastor Bonhoeffer. Sein Wirken sei den deutschen Interessen nicht dienlich. Die staatlichen und kirchlichen Stellen hätten schwerste Bedenken gegen seine Reise ins Ausland, die erst jetzt bekannt geworden sei.»⁴⁵⁴

Am 1. März 1936 bestiegen die vierundzwanzig Seminaristen zusammen mit Bonhoeffer und Rott in Stettin das Schiff nach Schweden, ohne zu wissen, dass das Auswärtige Amt sie im Visier hatte. Bonhoeffer, der um die Risiken einer solchen

Reise wusste, hatte seine Schüler angewiesen, in ihren Äusserungen (besonders gegenüber Zeitungsreportern) vorsichtig zu sein. Er wünschte keine Wiederholung des «Hitler möchte Papst werden»-Fiaskos.

Die Reise rückte Heckel gegenüber der Reichsregierung in ein schlechtes Licht. Am 3. März brachten die schwedischen Zeitungen die deutschen Seminaristen auf ihren Titelseiten, am 4. März berichteten sie über ihren Besuch bei Erzbischof Eidern in Uppsala. Am 6. März, in Stockholm, besuchte die Gruppe den deutschen Gesandten in Schweden, Fürst Victor zu Wied. Wied, der gerade das Warnschreiben des Auswärtigen Amtes erhalten hatte, empfing Bonhoeffer und seine Begleiter recht kühl. Bonhoeffer wusste nicht, warum, – später erinnerte er sich an das lebensgrosse Hitler-Porträt, das sie von der Wand des Raumes angefunkelt hatte.

Die Ankunft in Stockholm brachte weitere Zeitungsartikel und Fotos, und mit jedem Artikel sah es für Heckel schlechter aus. Er musste etwas tun, und wie immer setzte er alle Hebel in Bewegung. Als Erstes schrieb er einen Brief an die Schwedische Kirche, danach einen an den Landeskirchenausschuss. In diesem zweiten Brief nahm er kein Blatt vor den Mund:

Ich möchte aber nicht versäumen, den Landeskirchenausschuss darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass Lie. Bonhoeffer durch diese Begebenheit sehr in das Licht der Öffentlichkeit gerückt ist. Da der Vorwurf gegen ihn erhoben werden kann, dass er Pazifist und Staatsfeind ist, dürfte es angebracht sein, dass der Landeskirchenausschuss sich deutlich distanziert und Massnahmen ergreift, dass nicht länger deutsche Theologen von ihm erzogen werden.⁴⁵⁵

Damit war der Rubikon überschritten. Heckel lieferte Bonhoeffer den nationalsozialistischen Behörden ans Messer. Bethge kommentiert: «Das Stichwort ‚Pazifist und Staatsfeind‘, schriftlich und amtlich im Jahre 1936 auf einen kirchlichen Gegner angewendet, bedeutete eine Denunziation ersten Ranges ...»⁴⁵⁶

Die unmittelbare Folge war, dass Bonhoeffer die Lehrbefugnis an der Universität Berlin entzogen wurde. Er hatte dort noch am 14. Februar eine Vorlesung gehalten – seine letzte, wie sich nun herausstellte. Seine lange Beziehung zur Welt der Universität endete damit für immer. Er protestierte und legte Berufung ein – vergeblich. Aber in dem damaligen Hitler-Deutschland, in dem die Juden systematisch von den Hochschulen ausgeschlossen wurden (Bonhoeffers Schwager Gerhard Leibholz musste im April 1936 in den «Ruhestand» gehen), war diese Wendung der Dinge in gewisser Weise vielleicht eher eine Auszeichnung als eine Katastrophe.

«Eine greuliche Irrlehre»

Am 22. April 1936 hielt Bonhoeffer vor seinen Seminaristen einen Vortrag «Zur Frage nach der Kirchengemeinschaft». Sprachlich gemessen, ja elegant, und inhaltlich durchdacht, war der Vortrag typisch Bonhoeffer. In ihm erklärte er, dass es der Bekennenden Kirche nicht nur um die Lehre ging, dass ihr die Lehre aber auch nicht gleichgültig sein dürfe. In einem berühmt gewordenen Satz sagte er: «Zwischen der Szylla der Orthodoxie und der Charybdis der Bekenntnislosigkeit hindurch geht die Bekennende Kirche ihren sicheren Weg.»⁴⁵⁷

Er sprach über die Grenzen des Dialogs und unterschied strikt zwischen «anderen Kirchen» (z.B. der griechisch-orthodoxen oder römisch-katholischen) und «antichristlichen» Kirchen (wie den Deutschen Christen). Mit einer anderen Kirche konnte man reden und sich um gegenseitiges Verständnis bemühen, – mit einer antichristlichen Kirche sei kein Dialog möglich. Dieser Vortrag über die Dauerbrennerfrage *Was ist die Kirche?* half Bonhoeffers Seminaristen, einen klaren, biblischen Weg zu finden durch den Nebel der damaligen deutschen Kirchengeschichte.

Aber dann kam in dieser schönen rhetorischen Landschaft wie eine Tretmine ein Satz, der bald explodieren, alle anderen Sätze des Artikels wegfeigen und einen Sturm der Entrüstung entfachen sollte. Der Satz lautete:

«Wer sich wissentlich von der Bekennenden Kirche in Deutschland trennt, trennt sich vom Heil.»⁴⁵⁸

Die Reaktionen waren heftig. Als der Vortrag in der Juni-Ausgabe der Zeitschrift *Evangelische Theologie* veröffentlicht wurde, war die Nummer bald ausverkauft. Hermann Sasse, der zusammen mit Bonhoeffer das Betheler Bekenntnis verfasst hatte, erklärte: «Diese Bekennende Kirche, ... im Unterschied von der Bekenntnisbewegung, wie sie von der lutherischen Kirche bejaht wurde, ist eine Sekte und zwar die schlimmste, die auf dem Boden des deutschen Protestantismus aufgetreten ist.»⁴⁵⁹ Georg Merz hielt Bonhoeffers Satz für «den ekstatischen Aufschrei eines bisher besonnenen Mannes ..., in dem allem widersprochen werde, was für Luther wesentlich war.»⁴⁶⁰ Generalsuperintendent Ernst Stoltenhoff (Rheinland) erklärte: «Ich kann ihn nur für eine greuliche Irrlehre halten.»⁴⁶¹

Am 24. Oktober 1936 schrieb Bonhoeffer an Erwin Sutz:

Übrigens bin ich jetzt wegen meines Aufsatzes ... *der geschmähteste Mann unserer Richtung*. ... Es wird noch dahin kommen, dass das Tier, vor dem sich die Götzenanbeter neigen, eine verzernte Lutherphysiognomie trägt.⁴⁶²

In dem Vortrag selbst hatte er gesagt:

Entweder ist die Barmer Erklärung ein wahres Bekenntnis zu dem Herrn Jesus, das durch den Heiligen Geist gewirkt ist, – dann hat es kirchenbildenden und kirchenspaltenden Charakter, – oder es ist eine unverbindliche Meinungsäußerung etlicher Theologen, dann ist die Bekennende Kirche seitdem auf einem verhängnisvollen Irrweg.⁴⁶³

Denkschrift an Hitler

Im Frühjahr 1936 schöpfte Bonhoeffer neue Hoffnung. Die Bekennende Kirche arbeitete an einer Schrift, welche die Judenpolitik der Nazis eindeutig kritisierte. Es war eine mutige, aber massvoll formulierte Schrift, und sie war für *einen* Mann bestimmt: Adolf Hitler.

Die Denkschrift war so verfasst, dass sie ihren Leser zum Gespräch einlud. Sie war kein Frontalangriff, sondern stellte einfach gewisse Fragen, die den Reichskanzler aus der Reserve locken und zur Klärung der Dinge auffordern sollten. War die «Entchristlichung» des deutschen Volkes offizielle Regierungspolitik? Was verstand die NSDAP unter dem Begriff «positives Christentum»? Die Denkschrift wies auch darauf hin, dass der von der Partei-Ideologie geforderte Judenhass christliche Eltern in Schwierigkeiten bei der Erziehung ihrer Kinder bringe, denn Christen dürften niemand hassen. Hildebrandt war an der Abfassung der Schrift beteiligt, und Niemöller gehörte zu den Unterzeichnern.

Die Denkschrift wurde am 4. Juni persönlich in der Reichskanzlei abgeliefert. Ausser diesem Exemplar für Hitler existierten nur noch zwei weitere Exemplare, die beide unter Verschluss waren. Es war ein Vabanquespiel, denn Hitler konnte ja negativ reagieren. Doch er reagierte überhaupt nicht. Tage gingen ins Land, ja Wochen. Hatte Hitler die Schrift überhaupt bekommen?

Dann, sechs Wochen später, platzte die Bombe. Am 17. Juli brachte die Londoner *Morning Post* einen Artikel über die Denkschrift. Wie hatte die britische Presse von ihr erfahren, da sie doch nie veröffentlicht worden war? Jetzt würde Hitler in den Augen der ganzen Welt schlecht dastehen, just in dem Augenblick, als die Bekennende Kirche ihm eine Gelegenheit zu einer klärenden privaten Reaktion hatte geben wollen. Und es kam noch schlimmer. – Eine Woche danach brachten die *Basler Nachrichten* den vollen Text der Denkschrift. Hatte die Bekennende Kirche sie der internationalen Presse zugespielt, um Hitler in den Rücken zu fallen? Aber keiner ihrer Verfasser besass selbst ein Exemplar. Einige mutmassten,

dass womöglich Hitler selbst für die Veröffentlichung verantwortlich war – um so der Bekennenden Kirche in den Rücken zu fallen und sie als Nestbeschmutzerin zu brandmarken, welche die internationale Presse gegen die Regierung ihres eigenen Landes aufgewiegelt hatte. Viele Christen, insbesondere die im Lutherischen Rat zusammengeschlossenen Landeskirchen, distanzieren sich jetzt noch entschiedener von der Bekennenden Kirche.

Was war geschehen? Es zeigte sich bald darauf, wer hinter der Indiskretion stand: zwei ehemalige Bonhoeffer-Schüler (Werner Koch und Ernst Tillich) sowie Dr. Friedrich Weissler, ein Jurist, der für die Bekennende Kirche tätig war. Über Hitlers Schweigen enttäuscht, hatten sie gehofft, ihn auf diese Weise zu einer Reaktion zwingen zu können. Alle drei wurden ein paar Monate darauf verhaftet und von der Gestapo verhört. Im Frühjahr 1937 kamen sie in das KZ Sachsenhausen, wo Weissler, der Jude war, von seinen christlichen Glaubensbrüdern getrennt wurde, – eine Woche später erlag er den an ihm verübten Folterungen.

Da zwei Wochen später die Olympiade beginnen sollte, verzichtete Hitler zunächst auf weitere Massnahmen gegen die Bekennende Kirche. Immerhin würden zahlreiche Besucher und Journalisten aus dem Ausland kommen, und über vier Millionen Eintrittskarten waren verkauft; es war Zeit für einen «Führer», der sich grosszügig zeigte.

In dieser Lage machte die Bekennende Kirche einen kühnen Schachzug. Da nun die Katze sowieso aus dem Sack war, würde man die Denkschrift (in abgewandelter Form) von den Kirchenkanzeln verlesen lassen, um so zu dokumentieren, dass die Kirche «vor dem offenbaren Unrecht nicht gänzlich verstummt war».⁴⁶⁴

Ausserdem sollte der Text der Abkündigung als Flugblatt in einer Million Exemplare gedruckt und verteilt werden. Mit ihrer öffentlichen Kritik an Hitler schwamm die Bekennende Kirche gegen den Strom der damaligen öffentlichen Meinung. Selbst bei Menschen, die noch ein oder zwei Jahre zuvor gegen ihn gewesen waren, stand Hitler jetzt in hohem Ansehen, und die Olympiade war die Krönung seiner Erfolgsserie. Wer jetzt, wo Deutschland sich so mächtig aus dem

Grab von Versailles erhoben hatte, Hitler kritisierte, wurde von den meisten bestenfalls als Nörgler und schlimmstenfalls als Staatsfeind betrachtet.

Die Olympiade

Die Olympischen Spiele, die im August 1936 in Berlin stattfanden, boten Hitler eine einzigartige Gelegenheit, der Welt das «neue Deutschland» im besten Licht zu präsentieren. Goebbels, der für glanzvolle Potemkin'sche Dörfer keine Kosten scheute, errichtete eine ganze Lügenstadt. Die Propagandistin Leni Riefenstahl drehte sogar einen Film über das Spektakel.

Die Nazis taten ihr Bestes, Deutschland als christliche Nation darzustellen. Die Reichskirche errichtete in der Nähe des Olympiastadions ein riesiges Gottesdienstzelt. Der ausländische Besucher sollte möglichst wenig von den heftigen Kämpfen zwischen Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche mitbekommen. Letztere bot in der Apostel-Paulus-Kirche eine Vortragsreihe an; Redner waren unter anderem Jacobi, Niemöller und Bonhoeffer.

Nach seinem Vortrag am 5. August schrieb Bonhoeffer: «Der Abend gestern war ganz gut. Die Kirche überfüllt, Leute sassen auf den Altarstufen und standen überall herum. Ich hätte lieber gepredigt als meinen Vortrag gehalten.»⁴⁶⁵ Die meisten Vorträge der Bekennenden Kirche waren überfüllt, während die von der Reichskirche veranstalteten Vorträge «politisch korrekter» Universitätstheologen nur dünn besucht waren.

Einer der Gäste in Berlin war der prominente amerikanische Pfarrer Frank Buchman, Leiter der Oxford-Gruppe. Er hatte vor, Hitler und den übrigen Nazigrößen das Evangelium zu bringen. Seine Kollegin Moni von Cramon hatte die Bekanntschaft Himmlers gemacht, mit dem Buchman sich zum Essen traf. Ein Jahr zuvor hatte Himmler Cramon gesagt: «Ich muss als arischer Mensch den Mut haben, Verantwortung für Schuld allein zu tragen.»⁴⁶⁶ Die «jüdische» Vorstellung, dass man seine Sünden jemand anderem auflegte, lehnte er ab. Für das, was Buch-

man ihm sagen wollte, interessierte er sich noch weniger. Doch nach seiner Rückkehr aus Berlin sagte Buchman in seinem Büro in der *Calvary Church* an der Ecke Park Avenue / 21. Street in einem Interview mit dem *Neiv York World-Telegram*. «Ich danke dem Himmel für einen Mann wie Adolf Hitler, der eine Frontlinie gegen den Antichrist des Kommunismus aufgebaut hat.»⁴⁶⁷ Es war eine eher dahingeworfene Bemerkung, die nicht seine eigentliche Position wiedergab, aber sie illustriert, wie leicht selbst die entschiedensten Christen auf Hitlers scheinchristliche Propaganda hereinfließen. Auch Buchman hoffte noch darauf, dass Hitler sich bekehren und dann Gutes bewirken könnte.

Gleich nach der Olympiade reiste Bonhoeffer nach Chamby in der Schweiz, um an der ökumenischen *Life and Work*-Konferenz teilzunehmen. Die Denkschrift an Hitler würde von bekennenden Pastoren in ganz Deutschland am 23. August von den Kanzeln verlesen werden. Bonhoeffer fragte seine Vorgesetzten, ob er noch länger in der Schweiz bleiben dürfe, da es gut wäre, jemand ausserhalb Deutschlands zu haben, der die Denkschrift kannte und der die internationale Presse über sie und über Hitlers Reaktion auf die Verlesung von den Kanzeln informieren konnte.

Der 23. August kam, und eine Reihe von Pastoren verlas die Abkündigung. Einer von ihnen war Gerhard Vibrans, ein Freund Bonhoeffers und Bethges. Nach dem Gottesdienst rief der Lehrer des Dorfes dem gerade vorbeikommenden Polizisten zu: «Verhaften Sie diesen Hochverräter!» Der Polizist erwiderte: «Kann ich nicht, keine Weisung!»⁴⁶⁸ Die Gestapo freilich notierte die Namen der Pfarrer, die die Denkschrift verlesen hatten.

Werft eure Perlen nicht vor die Säue!

Im Herbst 1936 meldete sich Ludwig Müller wieder zu Wort mit einer Verteilschrift mit dem Titel «Deutsche Gottesworte», in deren Vorwort es hiess: «Für Euch, meine Volksgenossen im Dritten Reich, habe ich die Bergpredigt verdeutscht, nicht übersetzt ... Euer Reichsbischof.» Müller war nur zu bereit, den Dolmetscher für seinen arischen Freund Jesus zu spielen. Und da Sanftmut etwas «Un-

deutsches» war, klang die Seligpreisung der Sanftmütigen jetzt so: «Wohl dem, der allezeit gute Kameradschaft hält. Er wird in der Welt zurechtkommen.»⁴⁶⁹ Müller verstand diesen Unfug allen Ernstes als «volksmissionarische» Schrift.

Manche, die sich zu den Deutschen Christen hielten, waren zu der Überzeugung gekommen, dass man politische Kompromisse um der damit verbundenen «volksmissionarischen Möglichkeiten» willen eingehen müsse. Diese «Volksmission» konnte dann allerdings so aussehen wie Ludwig Müllers Umdeutung der Bergpredigt. Doch Bonhoeffer wusste, dass die Verdrehung der Wahrheit um der besseren Verkäuflichkeit willen nicht auf die Deutschen Christen beschränkt war, – auch Mitglieder der Bekennenden Kirche hatten es schon fertiggebracht, die Wahrheit «anzupassen». Für Bonhoeffer bestand die Herausforderung darin, das Wort Gottes so rein zu verkünden wie irgend möglich, ohne jede Tricks oder Verpackungskünste. Gottes Wort allein hat die Macht, Menschenherzen anzurühren; jeglicher Firlefanz und Flitter kann diese Macht nur schwächen, – dies hatte er seinen Seminaristen immer wieder eingeschärft.

Aber wo lag im Einzelfall die Grenze für die rechte Verkündigung des Evangeliums? Dass Frank Buchman seine Perlen vor die Säue warf, wenn er jemanden wie Himmler erreichen wollte, sagt sich leicht. Die Frage sollte manchen von Bonhoeffers Seminaristen sehr nah auf die Haut rücken, kamen sie doch in Gemeinden, die sich für ihre Predigt nicht sonderlich interessierten. Gerhard Vibrans etwa landete in einem kleinen Dorf östlich von Magdeburg, das glaubensmässig mausetot zu sein schien:

Mein Filial Schweinitz mit 600 Seelen ist eine sehr arme Gemeinde, dort gehen jeden Sonntag durchschnittlich ein bis zwei Menschen in die Kirche ... ich mache nun jeden Sonntag im Ornat einen Pilgergang durchs ganze Dorf, um den Leuten überhaupt erstmal zum Bewusstsein zu bringen, dass Sonntag ist ... Die Leute beruhigen mich, mein Gehalt kriegte ich ja doch, auch wenn keiner in der Kirche sei. Am Trinitatisfest war ausser der Küsterin niemand da.⁴⁷⁰

Bonhoeffers Antwort an Vibrans war einfach, praktisch und biblisch. «Wenn ein Dorf nicht hören will, gehen wir ins andere. Es gibt da Grenzen»⁴⁷¹ – eine Anspielung auf die Anweisung Jesu an seine Jünger, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und weiterzuziehen, wenn sie an einem Ort unerwünscht waren (Matthäus 10,14). Doch Bonhoeffer nahm dies nicht leicht, und sein Herz blutete für Vibrans, der ein Diener des Wortes war, wie er treuer fast nicht sein konnte: «Deine treue Beobachtung unserer Ratschläge beschämt mich fast. Nimm sie nicht falsch gesetzlich, dass Du Dich nicht eines Tages daran ärgerst.»⁴⁷²

Bonhoeffer besuchte schliesslich das Dorf und predigte selbst dort. In einem späteren Rundbrief schrieb er: «Ich habe Bruder Vibrans geraten, nach einiger Zeit einen Brief an seine ganze Gemeinde zu schreiben, in dem er ihr sagt, dass dies möglicherweise das letzte Angebot des Evangeliums an sie ist, und dass andere Gemeinen da sind, deren Hunger nach dem Wort nicht gestillt werden kann, weil zu wenig Arbeiter da sind.»⁴⁷³

Im Frühjahr 1937 hielt Bonhoeffer einen brisanten Vortrag über «Schlüsselgewalt und Gemeindezucht im Neuen Testament». Er wollte die Kirche dazu animieren, sich selbst ernster zu nehmen und sich der Macht bewusst zu werden, die Gott ihr verliehen hatte – eine gewaltige, erschreckende Macht, die so verstanden und eingesetzt werden sollte, wie Gott dies gedacht hatte. So wie er zu seinen Seminaristen gesprochen hatte, sprach er jetzt zu der ganzen Bekennenden Kirche in Form von zehn ausführlichen Thesen. Der Vortrag begann folgendermassen*.

1. Christus hat seiner Kirche Gewalt gegeben, auf Erden Sünden zu vergeben und zu behalten in göttlicher Vollmacht (Mt. 16,19; 18,18; Joh. 20,23). Ewiges Heil und ewige Verdammnis entscheidet sich an ihrem Wort. Wer unter dem Wort der Verkündigung vom sündigen Wege umkehrt, Busse tut, der empfängt die Vergebung. Wer bei seiner Sünde beharrt, empfängt Gericht. Die Kirche

kann nicht den Bussfertigen von der Sünde lösen ohne den Unbussfertigen bei der Sünde zu behaften und zu binden ...⁴⁷⁴

Noch deutlicher konnte man es nicht sagen. Im weiteren Verlauf des Vortrags sprach Bonhoeffer (ohne den Begriff zu benutzen) die «billige Gnade» an und die gut gemeinten Dialogversuche der Ökumene und der Bekennenden Kirche mit Hitler und der Reichskirche. Die dritte These lautete:

«Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf dass sie dieselben nicht zertreten und sich wenden und euch zerreißen» (Mt. 7,6). Die Zusage der Gnade darf nicht verschleudert werden, sie bedarf des Schutzes vor den Gottlosen. Es gibt solche, die des Heiligtums nicht wert sind. Die Verkündigung der Gnade hat ihre Grenze. Wer die Gnade nicht erkennt, nicht unterscheidet und nicht begehrt, dem darf sie nicht verkündigt werden. Nicht nur wird dadurch das Heiligtum selbst besudelt, nicht nur müssen die, die sich versündigen, noch schuldig werden am Heiligsten, sondern der Missbrauch des Heiligen muss sich gegen die Gemeinde selbst wenden. Die Welt, der die Gnade als Schleuderware hingeworfen wird, wird ihrer überdrüssig, zertritt nicht nur das Heilige, sondern zerreisst auch die, die es ihr aufdrängen. Um des Heiligen willen, um der Sünder willen und um der Gemeinde willen soll das Heilige geschützt werden vor billiger Preisgabe. Der Schutz des Evangeliums ist die Busspredigt, die Sünde Sünde nennt und den Sünder schuldig spricht. Der Schutz des Löseschlüssels ist der Bindschlüssel. Nur im Schutz der Busspredigt gibt es Gnadenpredigt.⁴⁷⁵

Bonhoeffer hatte Ähnliches schon früher gesagt. Er hatte die führenden Köpfe der Bekennenden Kirche gewarnt, wie einst die Propheten das Volk Israel, und wie die Propheten hatte er vielfach umsonst gewarnt.

Doch jetzt, im Jahre 1937, sollte das Tier, mit dem sie es zu tun hatten, plötzlich sein wahres Wesen zeigen. Die Wölfe streiften die nun überflüssigen Schaf-felle ab und stürzten sich auf die Herde.

Der NS-Staat greift durch

1937 legten die Nationalsozialisten auch die letzten Hemmungen ab und gingen hart gegen die Bekennende Kirche vor. Über 800 Pastoren und Laienmitarbeiter der Bekennenden Kirche wurden gefangen genommen, darunter ihr Leiter Martin Niemöller. Am 27. Juni hielt er die Predigt, die für etliche Jahre seine letzte sein sollte. Woche um Woche waren seine Gottesdienste überfüllt gewesen. An diesem letzten Sonntag erklärte er von der Kanzel: «Wir denken ebensowenig wie die Apostel und hoffen ebensowenig wie sie, uns dem Zugriff der Obrigkeit eigenmächtig zu entziehen. Allerdings sind wir ebensowenig wie sie dazu bereit, auf menschliche Anordnung hin das zu verschweigen, was der Herr, unser Gott, uns zu sagen gebietet. Denn es bleibt und wird dabei bleiben, solange die Welt steht, man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.»⁴⁷⁶ Am folgenden Donnerstag wurde er verhaftet.

Die Nazis waren brutal, aber sie waren nicht dumm. Sie hatten ein feines Gespür für die öffentliche Meinung, und ihre Linie gegenüber der Bekennenden Kirche war im Wesentlichen durch ein immer festeres Anziehen der Regulierungsschrauben gekennzeichnet. Das Ziel, so Bethge, war «zwar kein direktes Verbot der Bekennenden Kirche, dafür aber doch ihre allmähliche Liquidation durch Einschüchterung und Unterbindung einzelner Tätigkeiten».⁴⁷⁷

Die Behörden untersagten das Verlesen von Fürbittengebetsanliegen von der Kanzel und zogen Pässe ein, unter anderem den Niemöllers. Im Juni wurden Gottesdienstkollekten der Bekennenden Kirche verboten, am 30. Juli jegliche Mitteilungen in vervielfältigter Form unter das «Schriftleitergesetz» gestellt, womit sie so behandelt wurden wie Zeitungsartikel. So mussten ab jetzt die Finkenwald-

Rundbriefe, die Bonhoeffer an seine früheren Schüler schickte, von ihm persönlich abgezeichnet sein. In den Kopf jedes Exemplars setzte er die Worte «Persönlicher Brief». Die bekennenden Pastoren ertranken in einer Flut sinnloser und ungerechter Paragraphen, deren Verletzung die Verhaftung bedeuten konnte.

Bonhoeffer fühlte sich den Finkenwalde-Seminaristen, die ins Gefängnis kamen, zutiefst verpflichtet. Er besuchte viele von ihnen und blieb in Kontakt mit ihren Ehefrauen und Eltern. Den Eltern von Gottfried Beckmann schrieb er:

... es wird uns oft schwer, Gottes Wege mit seiner Kirche zu begreifen. Aber wir dürfen zum Frieden kommen in der Gewissheit, dass Ihr Sohn um des Herrn willen leidet und dass die Kirche Jesu im Gebet für ihn eintritt. Es ist eine grosse Würde, die der Herr seinen Dienern gibt, wenn er sie in Leiden stellt ... [Gottfrieds] Gebet aber wird sein, dass auch Sie alles in Gottes Hand legen und dankbar werden für alles, was Gott an Ihnen und an seiner Kirche tut.⁴⁷⁸

Er wollte ihnen versichern, dass sie nicht allein waren, sondern zu einer grossen Familie der Menschen im Widerstand gehörten. Aus diesem Grunde lud er auch die jungen Ehefrauen von inhaftierten Pastoren in das Haus von Ruth von Kleist-Retzow in Klein-Krössin ein, die ebenfalls eine Helferin vieler Amtsbrüder und ihrer Familien wurde. Als Werner Koch in ein KZ kam, schrieb sie ihm. – «In einer merkwürdigen Zeit leben wir. Und doch muss man ja immer wieder danken, dass das arme unterdrückte Christentum in der Not so lebendig wird, wie ich es in meinen 70 Jahren noch nie erlebte. Welch ein Beweis. für seine Wirklichkeit!»⁴⁷⁹

Bonhoeffer schickte auch Kochs Ehefrau zu Frau von Kleist-Retzow, weil er ihre beispiellose christliche Gastfreundschaft schätzte. Das alte Fachwerkhaus war von Gärten und hohen Kastanien umgeben. In der grossen Küche zog Frau von Kleist-Retzow Gänse auf, und für Gäste standen immer Gästezimmer bereit.⁴⁸⁰

Niemöller und Hildebrandt

Am Morgen des 1. Juli waren Bonhoeffer und Bethge in Berlin. Es waren immer mehr Pfarrer der Bekennenden Kirche verhaftet worden, und die beiden gingen in Niemöllers Haus in Dahlem, um sich mit ihm und Hildebrandt zu beraten. Aber sie fanden nur Hildebrandt, Niemöllers Frau und Bonhoeffers ehemaligen Schüler, Eugen Rose, vor; Niemöller selbst war gerade verhaftet worden.

Die vier berieten sich, was jetzt zu tun sei, als draussen mehrere schwarze Mercedes vorfuhren – die typischen Wagen der Gestapo. Bonhoeffer, Bethge und Hildebrandt begaben sich zur Hintertür, wo sie von dem Gestapobeamten Höhle, der ihnen und den meisten in der Bekennenden Kirche bereits bekannt war, gestoppt wurden. Man führte sie zurück ins Haus, durchsuchte sie und stellte sie unter Hausarrest. Gut sieben Stunden lang sassen sie da und sahen zu, wie das Haus der Niemöllers durchsucht wurde. Die Gestapo entdeckte schliesslich hinter einem Bild einen Wandsafe mit dreissigtausend Reichsmark des Pfarrernotbundes.

Niemöllers damals zehnjähriger Sohn, Jan, erinnert sich, dass alle Personen, die an diesem Tag zu dem Haus kamen, als Verdächtige festgehalten wurden: Das Haus wurde voll.⁴⁸¹

Es scheint, dass Paula Bonhoeffer Wind von der Sache bekam, denn Bonhoeffer sah mehrere Male, wie draussen der Wagen seiner Eltern langsam vorbeifuhr und seine Mutter besorgte Blicke aus dem Fenster herüberwarf. Am Nachmittag wurden (bis auf Niemöller) alle auf freien Fuss gesetzt. Der Konflikt war in eine neue Phase getreten.

Nach acht Monaten im Gefängnis wurde Niemöller freigelassen – und prompt (eine bekannte Gestapotaktik) erneut verhaftet. Hitler, der es nicht zulassen konnte, dass jemand in Freiheit leben konnte, der so offen gegen ihn sprach, machte Niemöller zu seinem «persönlichen Gefangenen», als welcher er die nächsten sieben Jahre zunächst im KZ Sachsenhausen und dann (1938-1945) im KZ Dachau verbringen sollte, wo er 1945 von den alliierten Truppen befreit wurde.

Die Predigten in der Kirche in Dahlem übernahm Hildebrandt, der genauso wenig ein Blatt vor den Mund nahm wie Niemöller. Aber als Jude überlegte er, dass es vielleicht an der Zeit sei, Deutschland zu verlassen, solange dies noch möglich sei. Immer mehr Pässe wurden eingezogen. Bald konnte es zu spät sein. Seine letzte Predigt in Dahlem hielt er am 18. Juli.

Es sassen immer Gestapobeamte mit in den Gottesdiensten. Ihr Auftrag war die Einschüchterung von Gemeinde und Pastoren, was ihnen in Dahlem nie gelang. Niemöller hielt sie von der Kanzel herab zum Besten, – es konnte geschehen, dass er ein Gemeindeglied bat, «unserem Freund von der Polizei» eine Bibel zu reichen.⁴⁸² An diesem letzten Sonntag verlas Hildebrandt, den neuen Gesetzen zum Trotz, die Liste der Personen, für die um Fürbitte gebeten wurde. Darauf kündigte er eine Sonderkollekte für die Arbeit der Bekennenden Kirche ab, mit der Anweisung, das Geld auf den Altar zu legen, wo er es mit einem Gebet Gott und Gottes Arbeit weihte. Meist drückte die Gestapo bei solchen Gesetzesübertretungen ein Auge zu. Doch nicht heute: Am Ende des Gottesdienstes marschierte einer der Beamten nach vorne und konfiszierte die Kollekte.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Hildebrandt wurde verhaftet. Er protestierte heftig, und die Gemeinde stellte sich, immer lautstärker, auf seine Seite. Als die Gestapobeamten Hildebrandt nach draussen zu ihrem Auto führten, folgte ihnen die Menge und umringte den Wagen. Die Polizisten versuchten, den Wagen zu starten – vergeblich. Nach mehreren peinlichen Minuten stiegen sie wieder aus und begannen, ihren Gefangenen zu Fuss abzuführen. Gewöhnlich taten sie ihre Arbeit unauffällig, am liebsten im Schutze der Nacht. Jetzt hallten die Protestschreie der Gemeinde in ihren Ohren, die ausser sich darüber war, dass man ihr ihren Pastor wegnahm, und allen in Hörweite dies laut mitteilte. Doch mehr noch: Die Polizisten gingen mit ihrem Gefangenen in die falsche Richtung; Hildebrandt und seine Gemeinde wussten das, aber sie waren nicht bereit, der Gestapo zu helfen, die mit jedem Schritt lächerlicher aussah.

Man brachte Hildebrandt schliesslich in die Gestapozentrale am Alexanderplatz. Am nächsten Tag führte man ihn zurück in seine Wohnung, wo die Beamten

ein weiteres Geldversteck der Bekennenden Kirche entdeckten. Doch während der Hausdurchsuchung bekam einer der Beamten so heftige Zahnschmerzen, dass er die Durchsuchung abbrechen musste, und das zweite Geldversteck der Bekennenden Kirche in Hildebrandts Haus wurde nicht entdeckt.

Danach kam Hildebrandt in das Gefängnis Plötzensee. Bonhoeffer und seine anderen Freunde fürchteten um sein Leben, denn für einen Juden war die Gefahr von Misshandlungen viel grösser. Die Familie Bonhoeffer setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn freizubekommen. Hans von Dohnanyi gelang es schliesslich, ihn zwei Tage vor den vorgeschriebenen achtundzwanzig Tagen freizubekommen, was es ihm erlaubte, sich unbemerkt in die Schweiz abzusetzen.

Ohne diese Intervention hätte er im Land bleiben müssen und wäre sehr wahrscheinlich, wie Niemöller, erneut verhaftet worden. Als Nichtarier hätte er die Haft kaum überlebt. Aus der Schweiz begab Hildebrandt sich nach London, wo er sogleich bei seinem alten Freund Julius Rieger in der St. Georgskirche Hilfspastor wurde, sich in der Flüchtlingsarbeit engagierte und mit Bischof Bell und seinen anderen Bekannten aus der Ökumene zusammenarbeitete. Aber Bonhoeffer würde seinen Freund vermissen.

Das Ende von Finkenwalde

Für den 8. August plante die Bekennende Kirche einen Fürbittgottesdienst in Niemöllers Kirche in Dahlem. Die Kirche wurde von der Polizei abgeriegelt, doch Niemöllers Gemeinde war, wie ihr Pastor, aus anderem Holz geschnitzt als die meisten Zeitgenossen. Es kam zu einer weiteren Demonstration gegen die Nazis. Stundenlang weigerte sich die Menge einfach, nach Hause zu gehen. Zweihundertfünfzig Gläubige wurden verhaftet und zum Alexanderplatz gebracht.

Im Sommer 1937 leitete Bonhoeffer den fünften Sechsmonatskurs in Finkenwalde. Er legte auch letzte Hand an das Manuskript eines Buches über die Berg-

predigt, das in ihm seit etwa 1932 Gestalt gewonnen hatte. Das Buch erschien im November 1937 unter dem Titel *Nachfolge*. Es sollte eines der einflussreichsten christlichen Bücher des 20. Jahrhunderts werden.

Als das Sommersemester vorbei war, reiste Bonhoeffer mit Bethge in Urlaub an den Königssee und anschliessend nach Grainau (bei Ettal). Danach fuhren sie nach Göttingen, um Sabine, Gerhard und ihre Kinder zu besuchen. Dort in Göttingen kam der Anruf aus Stettin, der Bonhoeffer informierte, dass die Gestapo Finkenwalde geschlossen hatte. Die Türen des Seminars waren versiegelt. Eine Ära ging zu Ende.

Die nächsten sechs Wochen verbrachten Bonhoeffer und Bethge in Berlin, im Haus der alten Bonhoeffers in der Marienburger Allee. Sie hausten in Bonhoeffers Mansardenzimmer, in dem zwei Betten und viele Bücherregale standen.⁴⁸³ Durch das Fenster sah man das Nachbarhaus, in dem Bonhoeffers Schwester Ursula und ihr Mann, Rüdiger Schleicher, wohnten. Bethge wurde ein Teil der Bonhoefferfamilie; er nahm alle Mahlzeiten mit den Bonhoeffers ein und genoss diese kultivierten Menschen, die allesamt und hundertprozentig gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren. Abends tauschten Bethge und Bonhoeffer sich über die neuesten Nachrichten von Dohnanyi aus. Die Lage spitzte sich immer weiter zu, vor allem was die Juden betraf.

Viele Abende verbrachten sie im Haus der Schleichers, wo der grosse Flügel stand. Bethge, Dietrich und die anderen sangen, während Dietrich sie meist auf dem Instrument begleitete. Auch Dietrichs elf Jahre alte Nichte Renate bekam eine Aufgabe. – Sie sollte die Noten umblättern. Wie ihr Onkel hatte sie von ihrer Grossmutter Paula Bonhoeffer das flachsfarbene Haar und die durchdringend blauen Augen der von Hases geerbt. Weder sie noch der damals achtundzwanzigjährige Bethge hatten den blassesten Schimmer, dass sie in sechs Jahren heiraten würden.

Das Sammelvikariat

In diesen sechs Wochen versuchte Bonhoeffer alles in seiner Macht stehende, um die Schliessung von Finkenwalde rückgängig zu machen. Aber gegen Jahresende war klar, dass das Seminar nicht wieder öffnen würde. Doch Bonhoeffer wusste auch, dass dies nicht automatisch das Ende illegaler Predigerseminare überhaupt bedeuten musste. Sie wurden schliesslich in der Form des sogenannten *Sammelvikariats* weitergeführt.

Was war das Sammelvikariat? Man suchte eine Gemeinde, deren Pfarrer der Bekennenden Kirche gewogen war, und unterstellte ihm mehrere «Lehrvikare». Theoretisch waren sie seine Assistenten, aber in Wirklichkeit wurden sie auf die Finkenwaldische Art ausgebildet. Jeder der Kandidaten wurde bei der örtlichen Polizeibehörde als Vikar des örtlichen Pfarrers registriert, wohnte aber mit anderen Kandidaten in einer sieben bis zehn Personen starken Wohngemeinschaft. 1938 gab es zwei solche Sammelvikariate, beide auf dem flachen Land in Hinterpommern, – das eine, Köslin, lag ungefähr hundertsechzig Kilometer nordöstlich von Stettin, das zweite, Schlawe, noch einmal vierzig Kilometer weiter östlich.

Der Superintendent des Bezirks Köslin war der Vater des Finkenwalder Schülers Fritz Onnasch. Er brachte zehn Pfarramtskandidaten bei fünf bekennenden Pfarrern in seinem Bezirk unter. Alle wohnten sie in seinem Pfarrhaus, in dem auch Bonhoeffer zu Besuchen weilte. Onnasch leitete die Gruppe als Studieninspektor. Der Superintendent in Schlawe war Eduard Block, der Bethge und Bonhoeffer als Hilfsprediger beschäftigte. Dort übte Bethge die Funktion des Studieninspektors aus, und die Seminaristen zogen in «das langgestreckte, windschiefe Pfarrhaus von Gross-Schlönwitz» ein, im äussersten Osten des Kreises.⁴⁸⁴

Bonhoeffer teilte seine Arbeitswochen auf diese beiden idyllisch gelegenen Orte auf und pendelte (bei gutem Wetter mit dem Motorrad) zwischen ihnen hin und her. In der zweiten Wochenhälfte unterrichtete er in Schlawe, wo er auch das Wochenende verbrachte. Oft fuhr er die gut dreihundert Kilometer nach Berlin,

und fast täglich rief er bei seinen Eltern an; meist sprach er mit seiner Mutter, seiner bewährten Hauptinformationsquelle über Kirche und Politik.

Bonhoeffer war stets voller Zuversicht, weil er fest an das glaubte, was Gott in der Bibel sagte. Er wusste: Was immer ihm oder den treuen Brüdern geschah, würde nur neue Türen für Gott und seine Fürsorge öffnen. In seinem Jahresendrundbrief 1937 an die Finkenwalder Brüder schrieb er: «Und schon heute dürfen wir sagen, dass auch die neuen Wege, die wir geführt werden, uns Grund zu grosser Dankbarkeit geben.»⁴⁸⁵ Ein Brief, den einer der Kandidaten nach dem Kurs an Bonhoeffer schrieb, gibt uns einen Einblick in das Leben in Gross-Schlönwitz:

Ich bin nicht gern und hoffnungsfroh nach Schlönwitz gekommen ... Ich habe mit Schaudern dieser Zeit körperlicher und geistiger Enge entgegengesehen. Sie war mir ein notwendiges Übel, in das man mit Anstand zu gehen und aus Gründen der Selbstdisziplin mit Anstand hinter sich zu bringen hatte.

... Es ist dann alles anders gekommen, als ich gefürchtet hatte. Statt in die muffige Luft theologischen Muckertums kam ich in eine Welt, die vieles vereinte, was ich liebe und brauche: saubere theologische Arbeit in einer kameradschaftlichen Gemeinsamkeit, die das eigene Unvermögen nie verletzend merken liess, sondern die Arbeit zur Freude machte, – wahrhafte Bruderschaft unter dem Wort, die alle einte «ohne Ansehung der Person» – dabei doch Aufgeschlossenheit und Liebe zu allem, was auch diese gefallene Schöpfung noch liebenswert macht: Musik, Literatur, Sport und die Schönheit der Erde, – ein grosszügiger Lebensstil ...

Wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, so liegt sie vor mir wie ein schönes klares Bild ... die Brüder sitzen schon beim Nachmittagskaffee und Marmeladenbrot. – Der Chef ist nach längerer Abwesenheit wieder zurückgekehrt ... Und nun gibt es die neuesten Nachrichten, schlägt die Welt in die Stille und Einfachheit eines pommerschen Gutslebens.

... Trübt es die Objektivität Ihrer theologischen Schau, wenn ich schreibe, dass es die peripheren Dinge waren, die meine Freude für das Zentrale erhöhten?⁴⁸⁶

1939 stand das Pfarrhaus in Schlawe nicht mehr zur Verfügung. Die Kandidaten, unverdrossen, zogen in den noch abgelegeneren Sigurdshof um. Es war, als ob ein verzauberter Vogel sie immer weiter von den Sorgen des Alltags fortlockte, hinein in eine Welt wie aus einem Wintermärchen der Gebrüder Grimm. Bethge beschreibt die neue Unterkunft:

Drei Kilometer südlich des Gutsdorfes gelegen, übertraf dieses Häuschen alles Bisherige an Abgeschlossenheit. Unter tief hinabreichendem Dach und aus üppigen Ranken blickten vier sehr kleine Fenster der Vorderfront auf einen wenig benutzten Hof. Dahinter floss die idyllische Wipper vorbei. Die Wasserpumpe stand bereits unter den ersten Bäumen des unabsehbaren Forstes, welcher im Süden in die Varziner Wälder der Bismarcks überging. Elektrischen Strom gab es nicht ... Wem es immer noch nicht ruhig genug war, der konnte sich tiefer in den Forst in ein Jagdblockhaus zurückziehen. Im Sommer standen der gräfliche Fischerkahn auf dem Weiher und der Tennisplatz am Schloss in Tychow zur Verfügung.⁴⁸⁷

Am 19. Januar 1940 notierte Bethge: «Unsere Kohlen machen uns Sorgen. Dazu bekommen wir kein Petroleum, so dass wir nur mit Kerzen leben. Abends hocken alle in einem Raum. So wird gespielt oder vorgelesen.»⁴⁸⁸

Bonhoeffer selber beschrieb diesen Winter in mehreren Briefen an seine Eltern:

Gestern kam ich hier an ... Gestern Nachmittag konnte ich mich doch nicht enthalten, gleich auf die Schier zu gehen und in den verschneiten Wald zu laufen. Es war ganz wunderschön, eine solche Ruhe, dass einem alles andre

wie Spuk vorkommt. Ich finde ja überhaupt mehr und mehr, dass doch die Existenz auf dem Land, besonders in solchen Zeiten, viel menschenwürdiger ist als in der Stadt. Alle Massenwirkungen fallen eben hier fort. Der Gegensatz zwischen Berlin und diesem abgelegenen Hof ist nun wohl besonders gross.⁴⁸⁹

Wir sind seit Sonnabend nun gänzlich eingeschneit und abgeschnitten. Es kommt auch kein Postauto mehr durch. Nur durch gelegentliche Schlitten können wir etwas herankommen ... Die Arbeit geht unter diesen Umständen gut weiter. Wir haben vom Förster 2 m Holz und auch 2 Zentner Kohlen bekommen. So geht es wieder für ein paar Tage. Die Verpflegung ist natürlich auch etwas erschwert, aber noch wird man satt ... Wenn es nach mir geht, so würde ich, glaube ich, nie mehr für immer in der Stadt leben wollen⁴⁹⁰

Hier ist unbeschreibliches Glatteis, nachdem vorher starkes Hochwasser eingetreten war. Die Wiesen um unser Haus sind bis auf 10 m Nähe zur herrlichsten Eisbahn geworden ... Wir haben wieder für eine Woche Feuerung.⁴⁹¹

Seit zwei Tagen sind wir wieder in tiefem Schnee und fast ununterbrochenem Schneegestöber.⁴⁹²

20. KAPITEL

AM VORABEND DES KRIEGES

1938

Konfirmanden sind heute wie junge Soldaten, die in den Krieg ziehen, in den Krieg Jesu Christi gegen die Götter dieser Welt. Dieser Krieg fordert den Einsatz des ganzen Lebens. Sollte Gott, unser Herr, dieses Einsatzes nicht wert sein?

DIETRICH BONHOEFFER

Gnädige Frau, wir sind Verbrechern in die Hände gefallen. Wk hätte ich das ahnen können!

HJALMAR SCHACHT, REICHSBANKPRÄSIDENT

Hitlers Kriegspläne

Das Jahr 1938 war für Deutschland wie für Europa ein höchst bewegtes Jahr. Nicht zuletzt auch für die Bonhoeffers und insbesondere für Dietrich begann es überhaupt nicht gut. Am 11. Januar wurde er auf einer Versammlung der Bekennenden Kirche in Dahlem verhaftet. Die Gestapo kam, nahm alle dreissig Anwesenden mit zum Alexanderplatz und verhörte sie sieben Stunden lang, bevor sie sie wieder freiliess. Doch ihre Freiheit wurde begrenzt: Die auswärtigen Teilnehmer, darunter auch Bonhoeffer, erhielten ein Aufenthaltsverbot für Berlin. Die Gestapo setzte ihn und Fritz Onnasch am Abend in einen Zug nach Stettin.

Das erste Semester des Sammelvikariats hatte begonnen, und Bonhoeffer war dankbar, dass er diese Arbeit noch ausüben konnte, denn sie war ja durch die Form der Sammelvikariate den politischen Behörden gegenüber getarnt. Aber nicht mehr

nach Berlin zu dürfen, war ein besonders harter Schlag, weil ein politischer Hoffnungsschimmer am Horizont auftauchte. Seit 1935 war er frei zwischen Berlin und Pommern hin- und hergependelt. Das elterliche Haus war der Nabel seiner Welt, und gerade in diesen Monaten sah es so aus, als ob das Naziregime möglicherweise vor dem Aus stand.

Doch Bonhoeffer hatte nicht umsonst seine Beziehungen. Er beschloss, als Erstes einen «Kriegsrat» mit seinen Eltern abzuhalten. Da er nicht mehr zu ihnen reisen konnte, kamen sie Anfang Februar nach Stettin, wo man sich im Hause von Ruth von Kleist-Retzow traf. Karl Bonhoeffer konnte schliesslich erwirken, dass das Aufenthaltsverbot nur für dienstliche Angelegenheiten galt, nicht jedoch für Familienbesuche.

Bonhoeffer hatte damals die begründete Hoffnung, dass Hitler sich nicht mehr lange halten würde. In seiner Position im Reichsjustizministerium sah und hörte Hans von Dohnanyi manches, was später von der Propagandamaschinerie vertuscht wurde, und teilte es seinen Verwandten mit. Im Herbst 1937 war es zur Krise gekommen, als Reichswirtschaftsminister Hjalmar Schacht, der Architekt des deutschen Wirtschaftsaufschwungs, aus Protest gegen Hitlers Kurs auf seine Entlassung drängte. Im Januar 1938 bahnte sich die nächste Krise an. Vielleicht würde es nicht mehr lange dauern, bis der «Führer», der das Land seit fünf Jahren Richtung Abgrund führte, abtrat ...

Hitlers Probleme begannen am 5. November 1937, als er seine führenden Militärs zu einer Besprechung lud, in der er seine Kriegspläne unmissverständlich offenlegte.

Wer von Anfang an aufgepasst hatte, wusste natürlich, dass Hitler Krieg wollte. Jetzt war es so weit. Er erklärte seinen schockierten Oberbefehlshabern, dass er sich als erstes Österreich und die Tschechoslowakei vorknöpfen würde, um die Ostflanke Deutschlands zu sichern. Dann sei es wichtig, England für den Augenblick ruhigzustellen, da es eine ernste militärische Gefahr darstelle. Früher oder später sei jedoch wohl ein Krieg mit England und Frankreich unvermeidbar. Vier Stunden spielte der Grössenwahnsinnige das militärische Genie, über dessen Taten die Welt noch staunen würde.⁴⁹³

Die Generäle waren schockiert und wütend. Was sie da gehört hatten, war der reinste Wahnsinn. Der Aussenminister Konstantin Freiherr von Neurath war «aufs Tiefste erschüttert»⁴⁹⁴ Der Generalstabschef des Heeres Ludwig Beck empfand die Lage als niederschmetternd. Beck würde später eine führende Rolle im Mordkomplott gegen Hitler einnehmen, an dem auch Dohnanyi und Bonhoeffer beteiligt sein sollten. Was er von Hitler an diesem 5. November hörte, legte den Grundstein dazu. Aber die Mehrheit der Generäle war schockiert von Hitlers nackter, blinder Aggressionswut. Sie begannen, ihn hinter vorgehaltener Hand als blutrünstigen Geisteskranken zu bezeichnen. Was er da vorhatte, kam dem nationalen Selbstmord gleich.

Doch diese Herren aus der alten preussischen Offiziersgarde waren buchstäblich zu wohlgezogen, um zu wissen, wie man einem so ordinären Charakter wie Hitler am besten begegnete. Einerseits war dieser «Führer» eine Peinlichkeit, ein Clown der Macht, doch andererseits der völlig rechtmässige Staatschef ihres geliebten Deutschlands, dem sie den Treueid geschworen hatten. Für die meisten dieser Männer war er eine Art hässliches Puzzlespiel; sie liebten ihr Vaterland und hassten Hitler und sahen das Böse und Törichte in seinen Kriegsplänen nur zu deutlich. Sie sahen, dass dieser Verrückte imstande war, ihr grosses Land kaputt zu machen. Ab dieser Besprechung war es ihr Ziel, ihn zu entmachten.

Beck tat, was er konnte, um die anderen Generäle zu einem Staatsstreich zu bewegen. Schliesslich entschloss er sich, als deutlichste aller Gesten, zum Rücktritt. Eigentlich hätte dieser Schritt die Nation – und die Nazis – bis in die Wurzeln erschüttern und aufwecken müssen. Aber dadurch, dass er seine aristokratische Contenance bewahrte, nahm Beck seinem Abgang viel von der geplanten Wirkung. Stets ein Offizier der alten Schule, wollte er nicht zu sehr im Rampenlicht stehen, – dies wäre nicht schicklich gewesen. Und so trat er so leise ab, dass kaum jemand es bemerkte.

Hans Gisevius kommentiert: «Damals lebte er [Beck] noch viel zu stark in den Traditionen des Offizierskorps, als dass er die Staatsautorität als solche hätte antasten wollen.»⁴⁹⁵ Erst später sollte Beck erkennen, dass er in einer neuen Welt lebte. Hier war der Staat, so wie er ihn kannte, abgeschafft.

Doch noch sah er das nicht. Sein Nachfolger im Generalstab, Franz Halder, war nicht halb so passiv und beschrieb Hitler als Anwalt des «bösen Prinzips überhaupt».⁴⁹⁶

Die Fritsch-Affäre

Einer dieser ehrenhaften Offiziere stand im Zentrum der Krise, die Hitler bedrohte und Dohnanyi und Bonhoeffer aufhorchen liess: Generaloberst Werner Freiherr von Fritsch.

Die Probleme begannen, als Fritsch einen grossen Fehler beging, indem er Hitler die Kriegspläne auszureden versuchte. Hitler hatte keine Geduld mit diesen adligen Feiglingen, wie er sie empfand. Für ihn war die Frage nicht, ob Fritsch nicht vielleicht recht habe, sondern wie man solche lästigen Stimmen zum Schweigen bringen könnte.

Luftwaffenchef Hermann Göring war nicht um eine Idee verlegen. Er hatte schon seit Längerem ein wachsames Auge auf die obersten Etagen des Militärs und erst vor Kurzem Generalfeldmarschall Werner von Blomberg ausbooten können. Von Blomberg musste wegen seiner neuen Frau gehen, die Göring (zu Recht) beschuldigt hatte, eine Exprostituierte zu sein. Der fesche alte Gentleman hatte nicht damit gerechnet, dass die Vergangenheit seiner Sekretärin ans Licht kommen würde, – sie kam ans Licht, er nahm seinen Hut und trat ab.

Genau damit hatte Göring gerechnet. Es brauchte nicht viel, um Rufmord an solch einem Ehrenmann der alten Schule zu begehen. Würde es ein weiteres Mal funktionieren? Bei Fritsch gab es keine kompromittierenden Fakten, aber man konnte ja etwas erfinden. Und er erfand etwas: Himmler beschaffte die belastenden Informationen. Ein mehrfach vorbestrafter Mann, der mit Vorliebe reiche Homosexuelle erpresste, gab an, Fritsch einmal «in einer dunklen Strasse nahe beim Potsdamer Bahnhof mit einem in der Unterwelt unter dem Namen ‚Bayernsepp‘ bekannten Homosexuellen in flagranti ertappt» zu haben. Fritsch war sprachlos.⁴⁹⁷

Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass die führenden Nazis, Hitler eingeschlossen, keine moralischen Bedenken gegenüber Homosexualität hatten. Viele Nazis der ersten Stunde, allen voran Ernst Röhm und seine Gesellen, waren Homosexuelle, möglicherweise sogar Hitler selbst.⁴⁹⁸ Doch im Dritten Reich allgemein war die Behauptung homosexueller Aktivitäten so ziemlich das Rufschädigendste, was es gab, und mit dem ihnen eigenen Zynismus setzten Hitler und Konsorten diese Taktik unzählige Male gegen ihre politischen Gegner ein. Die KZs waren voll von tragischen Fällen, bei denen der wirkliche Grund für die Inhaftierung keine Rolle spielte, solange sie das Stigma eines rosa Dreiecks trugen.

General von Fritsch ging daran, seine Ehre gegen diese ebenso ungeheuerliche wie unwahre Anschuldigung zu verteidigen. Mit der Untersuchung des Falles war an zentraler Stelle Dohnanyi betraut. Es zeigte sich rasch, dass man Fritsch ganz bewusst mit einem pensionierten Rittmeister namens Achim von Frisch verwechselt hatte, der sich in der Tat in der erwähnten dunklen Strasse einschlägig betätigt hatte.

Himmler und die Gestapo, die Fritsch loswerden wollten, hatten ihr Heil in einem absichtlichen Schreibfehler gesucht. Was war schon ein kleines «t» im Tintenozean des Dritten Reiches? Fast wäre ihnen der Coup gelungen. Aber nur fast.

Als Fritsch von der Intrige erfuhr, schwor er, sich Genugtuung zu holen. Das militärische Ehrengericht würde ihn freisprechen, und Himmlers Machenschaften würden ans Licht kommen und jedermann zeigen, wer er und die SS wirklich waren. Auch Heydrich würde man entlarven und aus Amt und Würden jagen. Die Schuld von Gestapo und SS war so offenkundig und so gross, dass ein Sturz Hitlers greifbar nahe schien. Und falls Hitler versuchen würde, die Fakten zu vertuschen, stand die Armee zum Eingreifen bereit. Pläne für einen Staatsstreich wurden geschmiedet, und Dohnanyi und Bonhoeffer schauten mit angehaltenem Atem zu.

Aber wie wir wissen, stürzte Hitler nicht und der Staatsstreich fand nicht statt. Hitler hatte seinen Kopf aus der Schlinge gezogen. Aber wie? Einmal mehr, weil das deutsche Offizierskorps zauderte und zögerte und sich durch seine törichten

Skrupel lähmen liess. Die Zeit würde kommen, wo die Teufel, denen sie jetzt auf den Fersen waren, sie mit den Stricken ihres aristokratischen Ehrenkodex erdrosseln würden. So unglaublich es von heutiger Warte aus auch erscheint: Fritsch hielt es für unschicklich, wenn ein Mann seiner gehobenen Stellung sich öffentlich gegen die ungeheuerlichen Anschuldigungen wehrte.

Joachim Fest kommentiert: «Wie wenig er [Fritsch] die neue raue Welt begriff, in die er unversehens geraten war, geht auf halb bewegende, halb ins Komische entgleitende Weise aus dem von ihm, mit Zustimmung Becks, verfolgten Plan hervor, ... den als Drahtzieher hinter dem Skandal vom Januar vermuteten Reichsführer SS, Heinrich Himmler, zum Duell zu fordern.»⁴⁹⁹ Er hätte genauso gut eine Partie Schach mit einem Haifisch vorschlagen können. Ein anderer Zeitgenosse hatte einmal gesagt: Hitler habe «etwas ganz Fremdes» an sich, «etwas wie eine ausgestorbene Urrasse, die völlig amoralisch noch geartet ist».⁵⁰⁰ Der Mann war ein Rätsel und spielte nicht nach den geläufigen Regeln. Als sie ihn endlich im Fadenkreuz hatten, war es zu spät. In diesem Jahr 1938 sagte Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht zu einer Tischnachbarin: «Gnädige Frau, wir sind Verbrechern in die Hände gefallen. Wie hätte ich das ahnen können!»⁵⁰¹

Am Morgen des 4. Februars (Bonhoeffers 32. Geburtstag) machte Hitler reinen Tisch durch einen Erlass, der nicht weniger als eine Neuordnung des gesamten Militärapparates bedeutete: «Die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht übe ich von jetzt an unmittelbar persönlich aus.» An die Stelle des Wehrmachtsamts im Reichskriegsministerium trat das «Oberkommando der Wehrmacht» (OKW).⁵⁰²

Der Posten, auf den Göring spekuliert hatte, existierte nicht mehr, – Hitler schenkte ihm als Trostpreis den bombastischen Titel *Generalfeldmarschall*. Zum Chef des OKW ernannte er Wilhelm Keitel, der keine grossen Führungsqualitäten besass und sich Hitlers Wünschen nicht widersetzen würde. (Gegenüber Goebbels hatte Hitler einmal geäussert, dass Keitel das «Gehirn eines Kinoportiers» besitze.⁵⁰³) Und damit war die Krise beendet, durch die Hitler hätte gestürzt werden können.

Wenn es je eine Gelegenheit gegeben hatte, Hitler und die Nazis loszuwerden und Deutschland vor seinem bevorstehenden unsagbaren Schicksal zu bewahren, dann war es die verpfuschte Fritsch-Affäre. Aber aus diesem tiefsten aller Tiefpunkte sollte letztlich auch der Widerstand gegen Hitler erwachsen. Der wichtigste militärische Kopf der verschiedenen Oppositionsgruppen, die jetzt entstanden, war Hans Oster, der Chef des Stabes der Abwehr im OKW unter den Zivilisten sollte Carl Goerdeler sich am meisten hervortun.

1933 hatte Goerdeler sich als Oberbürgermeister von Leipzig geweigert, die Hakenkreuzfahne vor dem Rathaus zu hissen, vier Jahre später weigerte er sich, eine Statue des jüdischstämmigen Komponisten Felix Mendelssohn zu entfernen. Die Nazis liessen sie auch ohne seine Zustimmung entfernen, woraufhin er zurücktrat – und hinfort unermüdlich gegen Hitler und die Nazis arbeitete.

Der Anschluss Österreichs

Nachdem er die Fritsch-Krise erfolgreich hinter sich gebracht hatte, konnte Hitler sich wieder in Ruhe dem Projekt der Eroberung Europas widmen. Sein erstes Ziel war, vielleicht nicht ganz überraschend, sein Geburtsland Österreich. Im März 1938 holte er mit dem «Anschluss» Österreichs ein ganzes Land in den nationalsozialistischen Machtbereich. Für viele Deutsche war der Anschluss ein Freudentag; endlich erhielt das Reich das mit Zinsen zurück, was Versailles ihm genommen hatte – dank des «Führers». Prominente Persönlichkeiten überboten einander mit Ergebenheitsbekundungen gegenüber dem beliebten Diktator. In der Kirche gehörte der thüringische Landesbischof Martin Sasse zu den ersten, der von seinen Pastoren den persönlichen Treueid auf Hitler verlangte. Sein Telegramm an Hitler ist uns überliefert: «Mein Führer, ich melde: in grosser geschichtlicher Stunde haben sämtliche Pfarrer der Thüringer Evangelischen Kirche, einem inneren Befehl gehorchend, den Treueid auf Führer und Reich freudigen Herzens geleistet...

Ein Gott – ein Gehorsam im Glauben. Heil Ihnen, mein Führer!»⁵⁰⁴ Als bald folgten weitere Bischöfe, die in dem allgemeinen Dankbarkeitstaumel nicht aussen vor sein wollten, und legten ihren Schäfchen ebenfalls den «inneren Befehl» ans Herz.

Der neue juristische Leiter der Reichskirche, Dr. Friedrich Werner, wollte hier nicht zurückstehen. Mit dem ihm eigenen Riecher für den richtigen Augenblick wählte er als Tag für seine Unterwürfigkeitsgeste den Geburtstag des «Führers». Am 20. April veröffentlichte er im Gesetzblatt einen Erlass, der von jedem Pastor in Deutschland den Treueid auf Adolf Hitler verlangte. Es war ein Befehl, und diesmal kein «innerer»:

Aus der Erkenntnis, dass auch im kirchlichen Dienst Amtsträger nur sein kann, wer in unverbrüchlicher Treue zu Führer, Volk und Reich steht, wird ... verordnet:

Wer in ein geistliches Amt ... berufen wird, hat seine Treuepflicht durch folgenden Eid zu bekräftigen: «Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflicht gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.» ...

Wer sich weigert, den Treueid zu leisten, ist zu entlassen.⁵⁰⁵

Für viele bekennende Pastoren kam die Ablegung dieses Eides einem Akt des Götzendienstes gleich. So wie die ersten Christen sich geweigert hatten, dem Kaiser als Gott zu huldigen, und Juden sich geweigert hatten, das Bildnis Nebukadnezars anzubeten, so verweigerten sie den Treueid auf Adolf Hitler. Aber viele andere sahen in Hitler immer noch den Messias der Deutschen, und kaum jemand wagte es, dagegen Stellung zu beziehen. Mit jedem neuen Sieg Hitlers wuchs der Druck, sich dem Führerkult anzuschließen. In diesem April war Bonhoeffer in Thüringen gewesen und dabei an der berühmten Wartburg bei Eisenach vorbeigekommen. Hier hatte der frisch exkommunizierte Luther 1521 das Neue Testament ins Deutsche übersetzt. Schockiert blickte Bonhoeffer zur Burg, auf der nach dem «Anschluss»

das grosse vergoldete Kreuz durch ein riesiges, von Scheinwerfern angestrahltes Hakenkreuz ersetzt worden war. *

Werners Treueid-Erlass stellte in einer Lage, die schon prekär genug war, die Bekennende Kirche vor eine zusätzliche Zerreißprobe. Viele ihrer Pastoren waren des Kämpfens müde und hielten den Eid für eine Formsache, die es nicht wert war, Arbeit und Brot zu riskieren. Andere legten ihn mit einem zerrissenen und gequälten Gewissen ab. Bonhoeffer und andere, die in dem Eid-Erlass einen zynischen Schachzug Werners erkannten, forderten die Bekennende Kirche auf, offen gegen ihn Stellung zu nehmen – doch erfolglos. Karl Barth schrieb damals aus der Schweiz an den Altpreussischen Bruderrat in Berlin:

Ich bin über diesen Beschluss und seine Begründung, nachdem ich sie wieder und wieder gelesen habe, aufs Tiefste erschrocken ... Konnte, durfte, musste es zu dieser Niederlage kommen? War und ist denn wirklich gar niemand unter Ihnen, um Sie zu der Einfalt des graden Weges zurückzuführen? ... Niemand, der Sie anflehte, die künftige Glaubwürdigkeit der Bekennenden Kirche nicht in dieser furchtbaren Weise aufs Spiel zu setzen?⁵⁰⁶

Doch es gab auch schöne Momente. In diesem April konfirmierte Bonhoeffer drei der Enkel Ruth von Kleist-Retzow: Spes von Bismarck, Hans-Friedrich von Kleist-Retzow und Max von Wedemeyer. Der Gottesdienst fand in der Kirche in Kieckow statt, und der Kultur der preussischen Offizierskreise entsprechend benutzte Bonhoeffer in seiner Predigt ein Bild aus dem militärischen Bereich:

* Einen Monat später, am 13. Mai 1938, wurde das Hakenkreuz wieder gegen das Kreuz ausgetauscht, weil es einen Proteststurm im In- und Ausland gegeben hatte, Etienne François, Die Wartburg, in: Ders. und Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, S. 167.

Konfirmanden sind heute wie junge Soldaten, die in den Krieg ziehen, in den Krieg Jesu Christi gegen die Götter dieser Welt. Dieser Krieg fordert den Einsatz des ganzen Lebens. Sollte Gott, unser Herr, dieses Einsatzes nicht wert sein? ... Abgötterei und Menschenfurcht stehen allenthalben gegen uns ... Es ist ein Kampf mit Zittern und Zagen, – denn der schwerste Feind steht ja nicht uns gegenüber, sondern in uns selbst ... Ich glaube, lieber Herr, ... hilf meinem *Unglauben*⁵⁰⁷

Ruth von Kleist-Retzow nahm natürlich am Gottesdienst teil, voller Stolz auf ihre Enkel und auf Dietrich. Ihre Kinder und deren Ehegatten sowie ihre anderen Enkel nahmen ebenfalls teil, unter ihnen Maria von Wedemeyer, der Bonhoeffer vier Jahre später den Heiratsantrag machen würde. Die beiden Jungen, die an diesem Tag konfirmiert wurden, würden beide im Krieg fallen: Friedrich 1941, Max 1942. Auch Max' Vater, der ebenfalls zugegen war, würde fallen. Aber Bonhoeffers Beziehung zu diesen im wahrsten Sinne des Wortes edlen Familien war ein helles Licht in einer ansonsten dunklen Zeit.

Flucht aus Deutschland

Am 30. Mai 1938 eröffnete Hitler seinen militärischen Befehlshabern seine Pläne, in die Tschechoslowakei einzumarschieren, um das Land von den Landkarten zu entfernen. Im Juni wurde die zivile Dienstpflicht eingeführt, und den ganzen Sommer über zeigten die Signale in Richtung Krieg. Der Zeitpunkt für den Staatsstreich der Generäle war gekommen. Im August traf sich Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin, ein Freund des Finkenwalder Seminars, mit Winston Churchill, der damals noch ein einfacher Parlamentsabgeordneter war, um die Chancen auszuloten: Wäre England bereit, Deutschland bei der Schaffung einer neuen Regierung zu helfen? «Ihr könnt alles haben», sagte Churchill, «aber vorher bringt uns den Kopf Hitlers.»⁵⁰⁸ Die Generäle arbeiteten darauf hin.

Die Familie Leibholz fragte sich, ob angesichts des drohenden Krieges ihre Tage in Deutschland nicht gezählt seien. Bald würde ein Gesetz verabschiedet werden, nach welchem die Pässe von Juden, deren Vornamen nicht eindeutig jüdisch war, geändert werden müssten: bei Männern sollte der Vorname durch «Israel» ergänzt werden, bei Frauen durch «Sara». Hans von Dohnanyi riet der Familie zu gehen, solange es noch möglich sei, denn wenn es zum Krieg käme, würden die Grenzen geschlossen. Sabine und Gerhard hatten genug Geschichten von Juden gehört, die bei Nacht und Nebel entführt worden waren, und jedes Mal, wenn es an der Tür klingelte, schreckten sie auf. Sie hatten Urlaubsreisen in die Schweiz und nach Italien gemacht und wussten die Freiheit ausserhalb Deutschlands zu schätzen. Sabine erinnert sich: «Wenn wir wieder nach Göttingen zurückfahren, legte sich mir jedesmal mit jedem Kilometer, der uns Göttingen näherbrachte, etwas wie ein eiserner Reifen um das Herz.»⁵⁰⁹

Sie bereiteten schliesslich ihre Flucht vor. Es war eine tiefgreifende und herzerreissende Entscheidung. Als Erstes fuhren Sabine und Gerhard nach Berlin, wo sie die Einzelheiten des Plans mit ihren Verwandten besprachen, die bereits angefangen hatten, in Briefen und Telefonaten einen geheimen Code zu benutzen. Sie hatten immer noch die Hoffnung, dass sie nach dem Staatsstreich, von dem Dohnanyi sprach, bald wieder würden zurückkehren können. Vielleicht wären sie nur ein paar Wochen fort; aber fortgehen mussten sie, sie durften kein Risiko eingehen.

Als sie am 8. September nach Göttingen zurückfahren, folgten Bethge und Bonhoeffer ihnen in Bonhoeffers Auto. Die beiden hatten vor, die Familie am folgenden Tag einen Teil der Strecke zu begleiten. Alles musste unter äusserster Geheimhaltung geschehen, – selbst das Kindermädchen durfte nichts ahnen.

Der nächste Tag war ein Freitag. Das Kindermädchen weckte die Mädchen wie immer um halb sieben und begann, sie für die Schule fertig zu machen. Plötzlich trat die Mutter ins Zimmer und sagte, sie gingen heute nicht zur Schule, sondern machten einen Ausflug nach Wiesbaden. Der elfjährigen Marianne kam das spanisch vor, aber sie war klug genug, um zu merken, dass sie besser den Mund

hielt und keine Fragen stellte. Sabine teilte dem Kindermädchen mit, sie seien bis Montag wieder da.

Normalerweise ging Marianne zusammen mit ihrer besten Freundin, Sybille, zur Schule. An diesem Morgen sagte sie ihr, dass sie für das Wochenende nach Wiesbaden fahren. Als Sybille sich verabschiedete, merkte Sabine, dass sie Sybille ja vielleicht nie mehr sehen würde, und versuchte, sich einzuprägen, wie sie aussah.⁵¹⁰

Das Leibholz'sche Auto war vollgepackt, doch nicht bis unters Dach. Es musste so aussehen, als ob sie nur über das Wochenende fortfahren; alles andere würde beim Grenzübergang bei Basel verdächtig wirken. So fuhren sie mit den zwei Autos am 9. September 1938 los – mit dem Ziel, noch vor Mitternacht in die Schweiz einzureisen.

Als sie den Eindruck hatte, dass sie jetzt offen reden konnte, eröffnete Sabine den Mädchen, dass sie nicht nach Wiesbaden fahren, sondern in die Schweiz, und dass es möglich war, dass bald die Grenzen wegen der Krise geschlossen würden.

Viele Jahre später erinnerte Marianne sich an diesen Tag:

Das Rolldach unseres Autos war offen, der Himmel sah tief blau aus und die Landschaft wunderbar golden in der Sonne. Ich fühlte, dass die vier Erwachsenen völlig füreinander einstanden, und dass wir Kinder ganz dazugehörten. Ich wusste, dass von nun an ungewöhnliche Dinge von uns Kindern verlangt werden würden und war stolz, dass wir nun die wirklichen Sorgen der Erwachsenen würden teilen können. Ich dachte, wenn man als Kind schon nichts gegen die Nazis tun kann, wollte ich den Eltern wenigstens von nun an alles so leicht wie möglich machen. Wie immer sangen Christiane und ich im Auto Volkslieder und die Lieblingslieder «Die Gedanken sind frei»

' und «Freiheit, die ich meine». Onkel Dietrich, meine Mutter und Onkel Bethge sangen mit, Christiane meist zweite Stimme. Onkel Dietrich brachte uns einen Kanon bei «Über die Wellen gleitet der Kahn».

Onkel Dietrich erschien mir während dieser Fahrt, so wie ich ihn immer in Erinnerung habe: sehr stark und zuversichtlich, sehr freundlich und bestimmt. Bei Giessen hielten wir und hatten ein Picknick am Wegrand. Es war kein trauriges Picknick. Die Erwachsenen schienen mir nicht deprimiert, aber dann ganz plötzlich sagten sie, dass es spät würde, dass wir uns beeilen müssten. Die Grenze konnte jederzeit geschlossen werden. Wir Kinder setzten uns hinten in unser Auto. Unsere Eltern stiegen vorn ein. Onkel Dietrich und Onkel Bethge blieben da und standen und winkten, bis sie winzig wurden und hinter einem Hügel verschwanden. Von nun an war die Fahrt nicht mehr fröhlich. Unsere Eltern fuhren, so schnell sie konnten. Sie redeten nicht, sie mussten sich konzentrieren. Die Atmosphäre war gespannt. Spät nachts kamen wir an die Grenze. Christiane und ich taten, als ob wir schliefen und böse wurden, dass man uns weckte, um die deutschen Grenzbeamten davon abzuhalten, unser Auto zu sehr zu durchsuchen. Meine Mutter hatte einen sehr braunen Wildledermantel angezogen, um die deutschen Beamten zu beruhigen. Sie liessen unser Auto durch, und die Schweizer liessen uns herein. Meine Eltern sollten die deutsche Grenze bis nach Kriegsende nicht mehr überqueren.⁵¹¹

Bonhoeffer und Bethge fuhren nach Göttingen zurück, wo sie mehrere Wochen im Leibholz'schen Haus wohnten. Hier schrieb Bonhoeffer die letzten Zeilen zu seinem Klassiker *Gemeinsames Leben*. (Teile davon hatte er bereits in Gross-Schlönwitz diktiert; der Seminarist Hans-Werner Jensen erinnert sich, dass er sie mit der Schreibmaschine tippte.)

Laut Bethge sass Bonhoeffer meist an Gerhards Schreibtisch und arbeitete an seinem Manuskript, während Bethge Barths *Kirchliche Dogmatik* studierte. In den Pausen spielten die beiden Tennis. Bonhoeffer hatte mit dem kleinen Buch ursprünglich etwas für seine Seminaristen zu Papier bringen wollen, solange das gemeinsame Erleben und seine Gedanken dazu noch frisch waren, doch dann merkte

er, dass seine Gedanken über christliche Gemeinschaft vielleicht eine grössere Leserschaft finden würden. Das Buch wurde ein Klassiker der geistlichen Literatur.

Während Bonhoeffer schrieb, beherrschte die tschechoslowakische Krise die Schlagzeilen. Hitler erklärte öffentlich, dass alle deutschsprachigen Gruppen in Europa heim ins Reich gehörten. In Hitlers öffentlichen Reden war der «Anschluss» Österreichs kein Akt der Aggression, sondern die Heimkehr von Kindern zu ihrem liebenden Vater. In der Tat hatten bei Weitem die meisten Österreicher den Anschluss ans Reich begrüsst.⁵¹² Die Situation im Sudetenland stellte er genauso dar. Aber dieser Fall war komplizierter. Die deutschen Generäle wussten, dass Hitlers Pläne einen nackten Angriffskrieg bedeuteten, der Deutschland in einen Weltkrieg stürzen konnte. Und den würde es verlieren. Bonhoeffer wusste, dass ein Militärputsch kurz bevorstand, und er und Bethge blieben in engem Kontakt mit der Familie in der Marienburger Allee.

Um diese Zeit schrieb Karl Barth seinem Prager Kollegen und Freund Hromádka einen Brief, in dem es unter anderem hiess: «Jeder tschechische Soldat, der dann kämpft und leidet, wird dies auch für uns tun und – ich sage es jetzt ohne Rückhalt – er wird es auch für die Kirche Jesu tun, die in dem Dunstkreis der Hitler und Mussolini nur entweder der Lächerlichkeit oder der Ausrottung verfallen kann.»⁵¹³ Der Brief geriet an die Öffentlichkeit und verursachte einen Aufschrei. Für viele in der Bekennenden Kirche war Barth hier zu weit gegangen, und von nun an distanzieren sie sich von ihm.

Friede in unserer Zeit: München 1938

Viele von Hitlers Generälen konnten es kaum erwarten, dass er in die Tschechoslowakei einmarschierte – nicht, weil sie es für richtig gehalten hätten, sondern weil es so verrückt gewesen wäre, dass es ihnen endlich die Gelegenheit geben würde, auf die sie warteten. Sie würden Hitler gefangensetzen und die Regierung übernehmen. Danach gab es mehrere Möglichkeiten. Eine war, ihn für geistesgestört und amtsunfähig erklären zu lassen, und das erste Glied in der Beweiskette wäre sein

Plan eines Überfalls auf die Tschechoslowakei zu einer Zeit, wo dies Deutschland mit Sicherheit in die Katastrophe geführt hätte. Aber sie hatten auch Beziehungen zu einem hochangesehenen Psychiater, der ihre Diagnose des «Führers» und ihre politischen Überzeugungen teilte. Karl Bonhoeffer wartete auf seinen Einsatz. Sein Expertengutachten wäre genau das, was sie bräuchten, und er war auch als Arzt ehrlich davon überzeugt, dass Hitler ein pathologischer Fall war. Die Generäle dachten: Ein solches Vorgehen, streng nach Recht und Gesetz, würde Hitlers Verbrechen offenlegen. Ausserdem würde es einen Bürgerkrieg vermeiden und vor allen Dingen verhindern, dass Hitler, dessen Beliebtheit gerade neue Höhen erklimm, zum Märtyrer wurde. Aber den ersten Schachzug in diesem Spiel musste Hitler selbst machen – und dann würde die Armee putschen, und mit einem Mal wäre alles anders.

Für die Familie Bonhoeffer würde Hitlers Sturz als Erstes bedeuten, dass die Familie Leibholz zurück nach Deutschland kommen könnte. Letztere hatte dies sowieso geplant, und aus diesem Grund hüteten Bonhoeffer und Bethge wahrscheinlich auch ihr Haus in Göttingen. Sie alle wussten durch Dohnanyi von den Putschplänen des Militärs, – jeden Augenblick konnte der verhinderte Künstler aus Wien vor die Tür gesetzt werden. Aber was dann in den folgenden Wochen tatsächlich im weltpolitischen Kino lief, war der falsche Film.

Anfang September stand Hitler kurz davor, in die Tschechoslowakei einzumarschieren. Ganz Europa rechnete damit, und England und Frankreich stellten sich darauf ein, ihn mit militärischen Mitteln zu stoppen – was ihnen damals auch gelungen wäre, denn auf einen Krieg dieser Grössenordnung war Deutschland schlicht noch nicht vorbereitet.

Es war, als ob ein Verrückter durch das offene Fenster auf einen Mauervorsprung geklettert wäre, seine Forderungen in die Luft geschrien hätte und sich jetzt weigerte, zurück ins Haus zu kommen. Das Ausland stand unten und starrte wie gebannt zu Hitler hoch, und seine Generäle hatten sich drinnen versammelt und beobachteten ihn durch das Fenster. Sie wussten, dass seine Lage unhaltbar war.

Der Mann musste abstürzen. Wenn nötig, würden sie ihm einen kleinen Schubs geben, und die ganze Welt würde Beifall klatschen.

Und dann kam der englische Premierminister, Neville Chamberlain, und machte das ganze schöne Drama zunichte. Um in dem Bild des Verrückten auf dem Mauervorsprung zu bleiben: Er stieg in einen Ballon, flog herbei und bot Herrn Hitler höflich an, ihn sicher mit auf den Boden zu nehmen.⁵¹⁴

Und Hitler nahm das so gänzlich unerwartete, ja unerwünschte Angebot an, auch wenn es ihn sprachlos machte. Aber er war nicht halb so sprachlos wie seine Generäle, die kurz vor dem Losschlagen gestanden hatten und beim besten Willen nicht wussten, wie Chamberlain so etwas machen konnte. Chamberlain war sogar bereit, sich persönlich mit Hitler zu treffen, an jedem Ort. Der neunundsechzigjährige Premierminister, der noch nie in einem Flugzeug gesessen hatte, nahm den langen Flug von London nach Berchtesgaden auf sich, um mit dem Diktator zu sprechen.

Seine zur Unzeit ausgestreckte Friedenshand sollte auf Generationen hinaus zum Musterbeispiel «billiger Gnade» im geopolitischen Sinne werden, – sie bedeutete Frieden auf Kosten des Hauses, mit einem kleinen Schmankerl für Hitler. Nach einem weiteren, weniger einmütigen Treffen mit Hitler in Bad Godesberg musste sich Hitlers Freund Mussolini als Vermittler einschalten. Es wird ein Treffen in München anberaumt. Dort unterzeichneten England, Frankreich, Italien und Deutschland am 29. September 1938 einen Vertrag, der die Kriegsgefahr abwenden sollte. – Die Sudetengebiete überliess man Deutschland, das seinerseits versicherte, die übrige Tschechoslowakei nicht anzutasten. Goerdeler bezeichnete dieses Münchener Abkommen prompt als platte Kapitulation. Im fernen London nannte Winston Churchill es «den ersten Vorgeschmack eines bitteren Kelches». Das Abkommen rettete nicht nur Hitlers eigene Haut, es gab ihm nicht zuletzt die nötige Zeit, um die deutsche Militärmaschinerie weiter aufzubauen. Schon ein knappes halbes Jahr später, als deutsche Truppen in Richtung Prag marschieren sollten, würde er Chamberlain auslachen.

Als im Oktober das nationalsozialistische Regime anordnete, Pässe von Juden mit einem «J» zu kennzeichnen, war klar, dass Familie Leibholz nicht zurück nach

Deutschland konnte. Sie war inzwischen aus der Schweiz nach London ausgewandert, wo Bonhoeffer sie der Obhut von Bischof Bell und Julius Rieger anbefohlen hatte, der schon viele jüdische Flüchtlinge aus dem Dritten Reich willkommen geheissen hatte. Auch Franz Hildebrandt, den sie gut kannten, half ihnen beim Einleben. Gerhard bekam einen Lehrauftrag am Magdalen College in Oxford, an dem damals unter anderem der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler C.S. Lewis lehrte.

Judenpogrom «Reichskristallnacht»

Bonhoeffer war jeder Antisemitismus fremd. Er war überzeugt:

Die abendländische Geschichte ist nach Gottes Willen mit dem Volk Israel unlöslich verbunden, nicht nur genetisch, sondern in echter unaufhörlicher Begegnung. Der Jude hält die Christusfrage offen ... Eine Verstossung der Juden aus dem Abendland muss die Verstossung Christi nach sich ziehen, denn Jesus war Jude.⁵¹⁵

Diese Überzeugung vertiefte sich durch die Ereignisse in der Nacht vom 9. zum 10. November. Durch diese Nacht wurde sein Blick auf eine bisher nicht gekannte Weise von seinen eigenen Nöten wegelenkt – hin zu den Prüfungen des Gottesvolkes der Juden.

Die furchtbaren Ereignisse dieser Woche begannen am 7. November, als ein siebzehnjähriger deutscher Jude einen Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Paris erschoss. Der Vater des jungen Mannes war erst vor Kurzem in einem überfüllten Güterwaggon nach Polen deportiert worden, und dafür und für die anderen Verbrechen der Nazis gegen die Juden wollte er sich rächen. Aber der Erschossene war nicht der deutsche Botschafter Graf Johannes von Welczeck, auf den der Täter es abgesehen hatte, sondern ein Sekretär der Botschaft, Ernst vom Rath, der das Pech gehabt hatte, ihm zur falschen Zeit über den Weg zu laufen, und der ironischer-

weise ein Gegner der Nazis gewesen war – unter anderem wegen ihres extremen Antisemitismus. Wie schon beim Reichstagsbrand war die Mordtat genau der Vorwand, den Hitler und seine Helfershelfer brauchten. In einer Serie «spontaner» Demonstrationen würde sich eine wahre Orgie der Wut gegen die Juden entladen.

Es war Hitler höchstpersönlich, der das Pogrom gegen die Juden befahl, aber die Ausführung überliess er Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich, dem zweiten Mann in der SS. Eine der finstersten Figuren in der Schurkengalerie des Dritten Reiches, besass Heydrich einen eisigen Gesichtsausdruck, der aus der lichtlosen Welt der Tiefsee stammen könnte. Kurz nach der Ermordung Ernst vom Raths schickte er um 1.20 Uhr morgens ein dringendes Fernschreiben an alle Gestapostationen in Deutschland, das detaillierte Anweisungen zur Durchführung von «Demonstrationen gegen die Juden» gab. Jüdische Privathäuser und Geschäfte wurden zerstört und geplündert, Synagogen in Brand gesteckt, Juden verprügelt und getötet.

Bonhoeffer war in dieser Nacht weit weg in Hinterpommern. Die Gestapo in Köslin hatte ebenfalls Heydrichs Fernschreiben erhalten, und auch dort brannte die Synagoge. Doch das wusste Bonhoeffer nicht, da er sich schon nach Gross-Schlönwitz begeben hatte, um in der zweiten Wochenhälfte die dortigen Seminaristen zu unterrichten. Erst am folgenden Tag erfuhr er, was da überall in Deutschland geschehen war. Als er mit seinen Seminaristen darüber sprach, brachte einer von ihnen die damals durchaus gängige Auffassung zur Sprache, dass ein «Fluch» auf den Juden liege. Die jungen Männer billigten die Geschehnisse der Pogromnacht keine Minute lang, ja sie waren entsetzt, aber sie fragten sich ernsthaft, ob der Grund für diese furchtbaren Dinge nicht der «Fluch» war, unter dem die Juden standen, weil sie Christus abgelehnt hatten. Bonhoeffer wusste, dass seine Pfarramtskandidaten keine hasserfüllten Antisemiten waren, aber er wies ihre Deutung scharf zurück.

Bonhoeffer las damals in seiner Bibel den 74. Psalm. Das packte ihn, und mit seinem Bleistift markierte er die Stelle am Rand mit einer senkrechten Linie und einem Ausrufezeichen. Er unterstrich auch die zweite Hälfte des achten Verses:

«Sie verbrennen alle Häuser Gottes im Lande.» Neben diesen Vers schrieb er. – «9.11.38.» Bonhoeffer war überzeugt, dass hier Gott zu ihm, ja zu allen Christen in Deutschland sprach. An diesem Tag wurde es Bonhoeffer so klar wie nie zuvor: Wer seine Hand gegen die Juden erhebt, erhebt sie gegen Gott selbst. Die Nazis griffen Gott selbst an, indem sie sein Volk angriffen.

In seinem Rundbrief an die Finkenwalder Brüder vom 20.11.1938 erwähnte Bonhoeffer dieses Thema und ergänzte dabei die Stelle in Psalm 74 durch weitere Bibeltexte: «In den letzten Tagen habe ich viel über Psalm 74, Sach 2,12, Rö 9,4f. und 11,11-15 nachgedacht. Das führt sehr ins Gebet.»⁵¹⁶ In diesen beiden Sätzen lag eine vollständige, hochprovokative Predigt. Sacharja 2,12 lautet:

Denn so spricht der HERR Zebaoth, der mich gesandt hat, über die Völker, die euch beraubt haben: Wer euch antastet, der tastet meinen Augapfel an.

Römer 9,4-5:

... die Israeliten sind, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und die Bundesschlüsse und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheissungen, denen auch die Väter gehören und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.

Und Römer 11,11-15:

So frage ich nun: Sind sie gestrauchelt, damit sie fallen? Das sei ferne! Sondern durch ihren Fall ist den Heiden das Heil widerfahren, damit Israel ihnen nacheifern sollte. Wenn aber schon ihr Fall Reichtum für die Welt ist und ihr Schade Reichtum für die Heiden, wie viel mehr wird es Reichtum sein, wenn ihre Zahl voll wird. Euch Heiden aber sage ich: Weil ich Apostel der Heiden

bin, preise ich mein Amt, ob ich vielleicht meine Stammverwandten zum Nacheifern reizen und einige von ihnen retten könnte. Denn wenn ihre Verwerfung die Versöhnung der Welt ist, was wird ihre Annahme anderes sein als Leben aus den Toten!

Bonhoeffer zitiert hier die Worte von Juden – Asaf, Sacharja, Paulus –, um zu zeigen, dass die Juden Gottes Volk sind und dass der Messias aus ihnen und zuerst für sie gekommen ist. Gott hat die Juden nicht verlassen, sondern er sehnt sich danach, die zu erreichen, die sein «Augapfel» sind. Wenn das Christentum auch zu den Heiden gekommen ist, dann nicht zuletzt auch deswegen, damit so die Juden ihren Messias erkennen und annehmen. Für Bonhoeffer war das Böse, das man den Juden zufügte, gegen Gott selbst gerichtet. Allerdings vollzog er nicht den an dieser Stelle möglichen nächsten theologischen Sprung zu behaupten, die Christen dürften die Juden nicht zum Glauben an Jesus Christus rufen. Im Gegenteil: Mit den von ihm zitierten Bibelversen stellte er sich gegen eine solche Auffassung. Für ihn war es ein Skandal, dass die Nazis es getauften Juden verbieten wollten, Glieder der deutschen Landeskirchen zu sein.

Eine solche theologische Einstellung zu den Juden war damals ausgesprochen selten. Doch Bonhoeffer wusste, dass an jenem Morgen Gott selbst zu ihm gesprochen hatte. Laut Bethge hat Bonhoeffer sonst nie Anmerkungen über zeitgenössische Ereignisse in seiner Bibel notiert. Dies war die einzige Ausnahme.

Hans-Werner Jensen, einer der Pfarrer aus dem Sammelvikariat, berichtet über die Tage nach der Pogromnacht:

Grosse Unruhe, heiliger Zorn trieb damals Dietrich Bonhoeffer um ... Nicht für menschliche Rache gewannen wir in jenen hässlichen Tagen Verständnis, wohl aber für das Gebet der sog. Rache psalmen, die ganz allein Gott die Sache der Unschuldigen «um seines Namens willen» anheimstellen.⁵¹⁷

Das ganze Jahr 1938 hindurch litt Bonhoeffer an dem Unvermögen der Führer der Bekennenden Kirche zur eindeutigen, mutigen Stellungnahme. Die Pastoren bekamen nicht die Ermutigung und Unterstützung, die sie so dringend brauchten. In dem bereits erwähnten Rundbrief an die Finkenwalder Brüder schrieb er:

Wir sind, ich weiss nicht recht wodurch, weithin in ein Denken hineingeraten, das geradezu gefährlich wird. Wir meinen besonders verantwortlich zu handeln, wenn wir alle paar Wochen aufs Neue die Frage prüfen, ob auch der angefangene Weg der rechte gewesen sei. Dabei ist es besonders auffallend, dass solche «verantwortliche Prüfung» immer gerade dann einsetzt, wenn sich ernste Schwierigkeiten zeigen. Wir reden uns dann ein, wir hätten nicht mehr «die rechte Freudigkeit und Gewissheit zu diesem Weg» oder, was noch schlimmer ist, Gott sei nicht mehr mit seinem Wort in der alten Klarheit bei uns, und im Grunde versuchen wir mit alledem doch nur um das herumzukommen, was das Neue Testament «Geduld» und «Bewährung» nennt. Paulus hat jedenfalls nicht angefangen, über die Richtigkeit seines Weges zu reflektieren, wenn Widerstände und Leiden drohten, Luther auch nicht, sondern sie sind wohl grade darin ganz gewiss und froh geworden, in der Nachfolge und Gemeinschaft ihres Herrn zu stehen. Liebe Brüder, unsre wirkliche Not ist gar nicht der Zweifel an unserem angefangenen Weg, sondern unser Versagen in der Geduld, im Drunter-bleiben. Wir können es uns immer noch nicht denken, dass Gott heute wirklich von uns nichts Neues will, sondern ganz allein die Bewährung in dem Alten. Das ist uns zu wenig, zu monoton, zu anspruchslos. Wir können uns auch einfach noch nicht damit abfinden, dass die Sache Gottes nicht immer die Sache des Erfolges ist und dass wir wirklich auch mit unserem rechten Wege «erfolglos» sein können. Aber eben hier entscheidet es sich, ob wir im Glauben oder in der Begeisterung angefangen haben.⁵¹⁸

Bonhoeffer selbst tat alles, um seine verfolgten Brüder in Christus zu ermutigen und zu stützen. 1938 waren viele Pastoren verhaftet worden. An Weihnachten traf es Fritz Onnasch. In dem Weihnachtsrundbrief an die Finkenwalder Brüder schrieb Bonhoeffer:

Die Jahresbilanz ist diesmal ziemlich klar und eindeutig. 27 aus Eurem Kreise haben im Gefängnis gesessen, bei manchen waren es mehrere Monate. Einige sitzen bis zur Stunde und haben den ganzen Advent im Gefängnis zugebracht. Von den übrigen wird nicht ein einziger sein, der nicht von dem immer ungeduldiger werdenden Angriff der antichristlichen Gewalten etwas in seiner Arbeit und in seinem persönlichen Leben erfahren hätte.⁵¹⁹

Bonhoeffer fragte sich allmählich, ob der Kampf der Bekennenden Kirche vorbei sei. Er hatte schon immer den Eindruck gehabt, dass Gott ihn in einen anderen Kampf rief. Doch eines wusste er: An keiner Front würde er mit dem Gewehr kämpfen. Er war nicht der prinzipielle Pazifist, zu dem einige ihn haben machen wollen, aber er sah: Der Krieg, in den Hitler Deutschland führte, war ein ungerechter Krieg. Er sah auch, dass dieser Krieg bald beginnen würde – und dass dann auch er zum Kriegsdienst einberufen würde. Und dann?⁵²⁰

Die Verschwörung gegen Hitler

Es lässt sich nicht genau sagen, wann Bonhoeffer der Verschwörung gegen Hitler beitrat; im Grunde war er immer schon dabei gewesen, schon lange bevor man von einer «Verschwörung» reden konnte. Die Bonhoeffers hatten Beziehungen zu zahlreichen einflussreichen Personen in der Regierung, von denen die meisten ihre Abneigung gegen Hitler teilten. Karl Bonhoeffer war ein Freund des berühmten Berliner Chirurgen Ernst Ferdinand Sauerbruch, der ein Gegner der Nazis war und der auch den katholischen Prälaten Georg Schreiber in seiner Klinik versteckte. Dort

traf Schreiber den deutschen Diplomaten und Regimegegner Fritz Kolbe und redete ihm aus, Deutschland zu verlassen. Kolbe wurde daraufhin Amerikas wichtigster Spion gegen Hitler.

Paula Bonhoeffer verstand sich gut mit ihrem Vetter Paul von Hase, dem späteren Wehrmachtsskommandanten von Berlin, der Hitler hasste und in dem Komplott vom 20. Juli 1944 eine zentrale Rolle spielen sollte. Als Dietrich verhaftet wurde und in das Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis in Tegel kam, hatte von Hase einigen Einfluss darauf, wie Bonhoeffer behandelt wurde. Bonhoeffers Bruder Klaus, Hausjurist der Lufthansa, hatte beste Beziehungen zu führenden Personen der Wirtschaft und anderen «hohen Tieren», und Klaus' und Dietrichs Schwager Rüdiger Schleicher, der ebenfalls Jurist war, war mit dem Chefrichter des Heeres, Dr. Karl Sack, bekannt.

Und dann natürlich Hans von Dohnanyi, einer der führenden Köpfe der Verschwörung. 1933 zum Mitarbeiter des Reichsjustizministers Franz Gürtner berufen, hatte er tiefe Einblicke in die Maschinerie der Nazis und ihrer Führer. Es gelang ihm, sich von der Partei fernzuhalten, was nicht immer einfach war und ihn mehr als einmal in Schwierigkeiten brachte. 1938 konnte er dem wachsenden Druck in Berlin entgehen, indem er den Posten eines Reichsgerichtsrats beim Reichsgericht in Leipzig annahm. Aus Leipzig kam er einmal die Woche nach Berlin, um eine Vorlesung zu halten und die Beziehungen zum Widerstand gegen Hitler zu pflegen, vor allem zu General Hans Oster und Carl Goerdeler. Er übernachtete dann im elterlichen Hause in der Marienburger Allee, wo er oft mit seinem vier Jahre jüngeren Schwager Dietrich zusammen war.

1938 war Dohnanyi Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin beim Zuspielen von Informationen über Hitler und die Nazis an den englischen Geheimdienst behilflich in dem Bemühen, die Engländer zu einer harten Linie gegenüber Hitler zu bewegen, bevor er in Österreich und das Sudetenland einmarschierte. Ihr Hauptkontakt war Churchill, der damals noch nicht Premierminister war. Im Oktober stieg Dohnanyis Engagement in der Anti-Hitler-Verschwörung sprunghaft an, als

Hitler sich daranmachte, die «Rest-Tschechei», die Chamberlain ihm in München nicht gegönnt hatte, dem Deutschen Reich mit Gewalt einzuverleiben.

Der Chef der Abwehr war damals Wilhelm Canaris. Canaris, der von Dohnanyis Einstellung gegenüber Hitler wusste, nahm ihn in seinen Stab auf. In dieser Position legte Dohnanyi eine Akte über die Greuelaten der Nazis an. Als ein Jahr später der Krieg gegen Polen begann, dokumentierte Dohnanyi die Brutalität der SS-»Einsatzgruppen«, von der selbst viele Generäle nichts ahnten. Canaris wusste, dass die Dokumentation dieser Verbrechen von grösster Wichtigkeit war, wenn es darum ging, zu gegebener Zeit diese Generäle und andere für den Staatsstreich zu gewinnen. Sie würde auch dem deutschen Volk Hitlers Verbrechen zeigen und damit seinen Nimbus brechen. Und sie würde der neuen deutschen Regierung die erforderliche Autorität geben.

Ein grosser Teil der von Dohnanyi zusammengetragenen Informationen fand ihren Weg zu seinen Schwägern und deren Familien. Die Bonhoeffers waren mit die Ersten in Deutschland, die von den Massenmorden in Polen, der systematischen Einäscherung der dortigen Synagogen und vielem anderen hörten. Dinge, die über Jahre hinaus unbekannt blieben, waren im Hause Bonhoeffer bekannt, kaum dass sie geschehen waren. Dohnanyi dokumentierte alles in seiner «Skandalchronik», später ein Teil der «Zossener Akten», da sie in Zossen versteckt wurden. Als die Nazis sie schliesslich entdeckten, führte dies zur Hinrichtung von Dohnanyi und vielen anderen, darunter seinen drei Schwägern Rüdiger Schleicher und Klaus und Dietrich Bonhoeffer.

Schon bevor Bonhoeffer sich der Verschwörung anschloss, stellte er Dohnanyi und etlichen anderen seinen Rat zur Verfügung. Er war damals noch nicht bereit, weiter zu gehen, – um sich endgültig darüber klar zu werden, wo sein Platz war und was Gott von ihm wollte, musste er erst ein zweites Mal in die Vereinigten Staaten reisen.

21. KAPITEL

DIE GROSSE ENTSCHEIDUNG

1939

Während ich hier in Dr Coffins Garten sitze, habe ich Zeit gehabt, über meine Lage und die Lage meiner Nation im Gehet nachzudenken und Gottes Willen für mich zu klären. Ich bin jetzt überzeugt, dass mein Kommen nach Amerika ein Fehler war. Diese schwierige Epoche unserer nationalen Geschichte muss ich bei den Christenmenschen Deutschlands durchleben. Ich habe kein Recht, an der Wiederherstellung des christlichen Lebens in Deutschland nach dem Kriege mitzuwirken, wenn ich nicht die Prüfungen dieser Zeit mit meinem Volk teile. Meine Brüder in der Bekenntnissynode wünschten, dass ich ging. Vielleicht hatten sie recht, mich dazu zu drängen; aber von mir war es falsch, fortzugehen. Eine derartige Entscheidung muss jeder Mensch für sich selbst treffen. Die Christen in Deutschland werden vor der furchtbaren Alternative stehen, entweder die Niederlage ihrer Nation zu wollen, damit die christliche Zivilisation überlebe, oder den Sieg ihrer Nation zu wollen und damit unsere Zivilisation zu zerstören. Ich weiss, welches von beiden ich wählen muss; aber ich kann diese Wahl nicht treffen, [während ich] in Sicherheit [bin].

DIETRICH BONHOEFFER AN REINHOLD NIEBUHR, ENDE JUNI 1939⁵²¹

Fluchtmöglichkeit

Am 23. Januar 1939 sprach Bonhoeffers Mutter mit ihrem Sohn: Sie habe Plakate gesehen, die alle 1906 und 1907 geborenen Männer zur Musterung beim Militär aufforderten. Bonhoeffer musste sich entscheiden. Sollte er den Kriegsdienst verweigern? Dies konnte seine Verhaftung, ja Hinrichtung bedeuten, und zöge weitere Folgen nach sich: Wenn ein führender Kopf der Beken-

nenden Kirche sich weigerte, seinem Vaterland an der Waffe zu dienen, würde dies die ganze Bekennende Kirche in ein denkbar schlechtes Licht rücken. Die übrigen bekennenden Pastoren würden glauben, dass Bonhoeffer sie dazu auffordere, seinem Beispiel zu folgen. Doch das war überhaupt nicht seine Absicht. Die Lage war sehr verwickelt.

Doch es gab eine Lösung: Was, wenn Bonhoeffer einen einjährigen Aufschub der Einberufung erwirken konnte? Dann könnte er vielleicht wieder nach Amerika reisen und dort in der ökumenischen Bewegung arbeiten. Er dachte darüber nach und kam zu dem Schluss, dass er mit Reinhold Niebuhr sprechen müsse, der am *Union Theological Seminary* sein Professor gewesen war. Niebuhr hielt sich gerade in Edinburgh auf, wo er seine berühmten Vorträge (*Gifford Lectures*) hielt, und würde bald nach Sussex in Südengland fahren. Bonhoeffer wollte sowieso Sabine und Gerhard Leibholz besuchen, für die das Einleben im Ausland nicht einfach war, sowie Bischof Bell. Also gut: Er würde nach England fahren.

Nun drohte Hitler wieder damit, in Prag einzumarschieren. Sollte er dies tatsächlich tun, wäre der Kriegsfall eingetreten und damit ein Aufschub der Einberufung nicht mehr möglich. Am 10. März fuhren Bonhoeffer und Bethge mit dem Nachtzug nach Ostende. Bonhoeffer konnte erst schlafen, als sie die Grenze hinter sich hatten, – hätte Hitler den Einmarsch in die Tschechoslowakei befohlen, wäre der Zug noch vor der Grenze gestoppt worden. Am folgenden Tag fuhren sie über den Kanal. Am 15. März brach Hitler das Münchener Abkommen und riss auch die «Resttschechei» an sich, worauf der britische Premierminister, um sein Gesicht zu wahren, mit der Kriegserklärung drohte, sollte Hitler auch Polen angreifen.

Krieg lag in der Luft, und Bonhoeffer wusste schier nicht, was er machen sollte. Am 24. Mai schrieb er an Bischof Bell:

Ich denke daran, Deutschland eine Zeitlang zu verlassen. Der Hauptgrund ist die allgemeine Wehrpflicht, zu der Männer meines Alters (1906) dieses Jahr einberufen werden. Es scheint mir vom Gewissen her unmöglich, bei einem Krieg unter den gegenwärtigen Umständen mitzumachen. Andererseits hat die

Bekennende Kirche als solche in dieser Hinsicht keine bestimmte Stellung bezogen und kann das wahrscheinlich nach Lage der Dinge auch nicht. So würde ich einen ungeheuren Schaden für meine Brüder verursachen, wenn ich mich an diesem Punkt widersetzen würde, was das Regime als typisch für die Feindseligkeit unserer Kirche gegen den Staat ansähe. Vielleicht das schlimmste von allem ist der militärische Eid, den ich schwören müsste. So bin ich in dieser Lage ziemlich unschlüssig, und das vielleicht noch mehr, weil ich glaube, dass ich es wirklich nur aus christlichen Gründen schwer finde, unter den gegenwärtigen Bedingungen Militärdienst zu leisten, und dennoch würden nur sehr wenige Freunde meiner Einstellung zustimmen. Trotz vielen Lesens und Nachdenkens über diese Sache bin ich mir noch nicht klargeworden, was ich unter anderen Umständen täte. Aber im Augenblick, so wie die Dinge liegen, müsste ich meiner christlichen Überzeugung Gewalt antun, wenn ich «jetzt und hier» zu den Waffen griffe. Ich habe an Ausreise auf das Missionsfeld gedacht, nicht als Flucht aus der Situation, sondern weil ich irgendwo dienen möchte, wo Dienst wirklich begehrt wird. Aber auch hier macht die deutsche Devisenlage es unmöglich, Arbeiter ins Ausland zu schicken. In Bezug auf die britischen Missionsgesellschaften habe ich keine Ahnung von den Möglichkeiten dort. Andererseits verlangt es mich noch immer sehr danach, der Bekennenden Kirche zu dienen, solange ich nur kann.⁵²²

Das war Bonhoeffers Problem, und es veranschaulicht seine Überzeugung, dass man als Christ nicht bloss nach Prinzipien und Grundsätzen leben konnte. Prinzipien waren schön und gut, aber irgendwann kam der Punkt, wo man auf Gottes Stimme hören und erkennen musste, was Gottes Wille war – sein Wille hier und jetzt für *mich*, und nicht für die anderen. Bonhoeffer war überzeugt, dass er sich nicht an einem Angriffskrieg beteiligen durfte, aber er erkannte auch, dass er aus

dieser persönlichen Überzeugung keine allgemeine Regel für die Bekennende Kirche ableiten durfte und dass er nicht das Recht hatte, die Bekennende Kirche durch seine Überzeugungen in Schwierigkeiten zu bringen. Und deswegen suchte er nach einem Ausweg, der es ihm erlauben würde, seinem eigenen Gewissen zu folgen, ohne *andere* zu zwingen, so zu handeln wie er.

Bei anderen Themen war er nur zu bereit, Stellung zu beziehen und andere zu drängen, dies ebenfalls zu tun, – der Arierpragraf war ein Beispiel. Aber für Deutschland zu den Waffen zu greifen, das war komplizierter, und Bonhoeffer durfte es in der Bekennenden Kirche nicht zu einer Alles-oder-nichts-Frage machen. Welchen Weg sollte er gehen? Die Frage trieb ihn ins Gebet. Von Mitchristen wie Bischof Bell erhoffte er sich guten freundschaftlichen Rat.

In England gab es ein herzliches Wiedersehen mit Franz Hildebrandt und Julius Rieger. Dazu kamen Begegnungen (die meisten wenig ermutigend) mit Kollegen aus der Ökumene. Am 29. März reiste er mit den Leibholz nach Oxford, am 3. April zusammen mit Julius Rieger und Gerhard Leibholz nach Sussex, um sich mit Niebuhr zu treffen. Bonhoeffer erklärte ihm, dass eine hochoffizielle Einladung zu einer einjährigen Gastdozentur am *Union Theological Seminary* sein Dilemma lösen würde, aber dass diese Einladung schnell erfolgen müsse. Niebuhr begriff und setzte alle Hebel in Bewegung.

Am 4. April veröffentlichte die Reichskirche die sogenannte Godesberger Erklärung, unterzeichnet vom Leiter der Kirchenkanzlei, Dr. Friedrich Werner, die den Nationalsozialismus zur Weiterführung des Werkes Martin Luthers erklärte und feststellte: «Der christliche Glaube ist der unüberbrückbare religiöse Gegensatz zum Judentum ... Überstaatliches und internationales Kirchentum römisch-katholischer oder weltprotestantischer Prägung ist politische Entartung des Christentums.»⁵²³

Das *Provisional Committee* des Weltkirchenrats gab als Reaktion darauf ein von Karl Barth entworfenes Manifest heraus, das jegliche Vorstellungen zurückwies, Rasse, Nation oder ethnische Herkunft hätten etwas mit dem christlichen Glauben zu tun, und erklärte: «Das Evangelium von Jesus Christus ist die Erfüllung der jüdischen Hoffnung ... Die christliche Kirche ... freut sich der Aufrechterhaltung

der Gemeinschaft mit denen aus der jüdischen Rasse, die das Evangelium angenommen haben.»⁵²⁴ Der Mann, der dieses Manifest gefordert hatte, war Willem Adolf Visser 't Hooft, ein Niederländer, den Bonhoeffer aus der Ökumene kannte und der mittlerweile eine wichtige Schlüsselposition in ihr ausübte. Als Bonhoeffer hörte, dass er in London war, bat er Bell, eine Zusammenkunft mit ihm zu arrangieren. Er traf sich schliesslich am Londoner Bahnhof Paddington mit ihm. Jahre später erinnerte sich Visser 't Hooft:

Wir hatten viel voneinander gehört, aber es war nun doch eine Überraschung, dass wir so schnell durch die Zone der ersten Fühlungnahme hindurch in die tieferen Zonen des wirklichen Gesprächs vorstossen konnten, ja dass er mich bald wie einen alten Freund behandelte ... Wir spazierten dann lange hin und her auf dem Bahnsteig. Er beschrieb die Lage seiner Kirche und seines Landes. Merkwürdig illusionslos und manchmal fast hellseherisch sprach er von dem kommenden Krieg, der bald, wohl im Sommer losgehen werde ... War nun die Stunde nicht gekommen, um einer bewusst auf Krieg lossteuernden Regierung, die alle Gebote übertritt, den Dienst zu verweigern? Aber welche Konsequenzen würde eine solche Haltung für die BK haben?⁵²⁵

Bonhoeffer fuhr auch nach Chichester, um sich mit Bell zu treffen. Bevor er England wieder verliess, schrieb er Bell, um ihm für seinen Rat und sein Verständnis zu danken: «Ich weiss nicht genau, was das Ergebnis aus dem allen sein wird, aber es bedeutet mir sehr viel zu wissen, dass Sie die grossen Gewissensnöte, denen wir gegenüberstehen, erkennen.»⁵²⁶ Am 18. April kehrte Bonhoeffer nach Berlin zurück, voller Hoffnung, dass sein Treffen mit Niebuhr zu einem Ergebnis führen würde. Während seines fünfwöchigen Englandaufenthalts war die Kriegsgefahr erheblich gewachsen.

Zwei Tage später feierte Deutschland Hitlers Geburtstag, und Friedrich Werner liess sich nicht lumpen und verkündigte in dem offiziellen Organ der Reichs-

kirche die nächste Lobeshymne auf den «Führer»: «[Wir feiern] in jubelnder Freude den fünfzigsten Geburtstag unseres Führers. In ihm hat Gott dem deutschen Volke einen wahren Wundermann geschenkt ... Der entschlossene und unbeugsame Wille, unseren Führer und die grosse geschichtliche Stunde ... nicht zu enttäuschen, das sei der Dank.»⁵²⁷

Doch damit nicht genug. Eine andere Kirchenzeitschrift, die *Junge Kirche*, einst Rufer in der Wüste gegen die Auswüchse der Nazis, war diesmal eingeknickt und stellte Hitler ebenfalls als den Messias der Deutschen dar:

Es ist heute dem Letzten offenbar geworden, dass die Gestalt des Führers, mächtig sich durchkämpfend durch alte Welten, Neues mit innerem Auge schauend und seine Verwirklichung erzwingend, auf den wenigen Seiten der Weltgeschichte genannt ist, die den Anfängern einer neuen Zeit vorbehalten sind ... Die Gestalt des Führers hat auch für die Kirche eine neue Verpflichtung heraufgeführt.⁵²⁸

Bonhoeffer wusste, dass er jeden Tag einberufen werden konnte, doch er konnte nichts tun ausser warten und beten. Niebuhr liess derweil seine Beziehungen spielen. Am 1. Mai schrieb er an Henry Smith Leiper in New York, empfahl ihm Bonhoeffer wärmstens und bat ihn, rasch zu handeln. Leiper kannte Bonhoeffer aus der Ökumene, – sie waren sich 1934 in Fanö begegnet. Niebuhr schrieb auch an Henry Sloane Coffin, den Rektor des *Union Theological Seminary*, sowie an Bonhoeffers Freund Paul Lehmann, der inzwischen einen Lehrauftrag am *Elmhurst College* bei Chicago hatte.⁵²⁹ Die Briefe führten zu hektischer Aktivität auf der anderen Seite des Atlantik. Telefonate wurden geführt, Besprechungen einberufen, Pläne geändert und weitere Briefe geschrieben, alles in der ängstlich-optimistischen Hoffnung, Bonhoeffer aus grosser Gefahr zu retten – und natürlich einen brillanten jungen Theologen nach Amerika zu holen. Die Aufregung und Begeisterung war gross, und Bonhoeffer hatte keine Ahnung, wie viel wirklich für ihn getan wurde.

Am 11. Mai 1939 bot Leiper Bonhoeffer hochhoffiziell eine Position sowohl am *Union Theological Seminary* als auch in Leipers eigener Organisation an, dem *Central Bureau of Interchurch Aid*. Für Leiper sollte Bonhoeffer als Pastor der deutschen Flüchtlinge in New York tätig sein. Dazu kamen Lehraufträge in dem theologischen Sommerkurs des *Union Theological Seminary* und der Columbia University und ab Herbst ein normaler Lehrauftrag am *Union Theological Seminary*. Leiper war der Ansicht, dass ihn diese auf ihn massgeschneiderte Tätigkeit mindestens die nächsten zwei oder drei Jahre beschäftigen würde.⁵³⁰

Derweil schickte Paul Lehmann, der von der Aussicht begeistert war, seinen alten Freund wiederzusehen, an über dreissig Colleges dringende Anfragen, ob sie Interesse an Bonhoeffer hätten (keine kleine Leistung in einem Zeitalter vor Einführung des Computers). Im Einleitungssatz liess er jedes Mal Reinhold Niebuhrs klangvollen Namen fallen und erklärte, dass dieser der Vorsitzende des Komitees sei, das sich erlaube, die Angeschriebenen auf Bonhoeffer aufmerksam zu machen. Bonhoeffer selbst beschrieb er als einen der fähigsten jüngeren Theologen und einen der mutigsten der jüngeren Pastoren, die sich die Aufgabe der treuen Erklärung und Bewahrung des christlichen Glaubens in der gegenwärtigen schwierigen Situation in Deutschland zu eigen gemacht hätten.

Doch während diese Fäden gesponnen wurden, war Bonhoeffer selbst sich durchaus noch nicht über seinen künftigen Weg im Klaren. Die Briefe seines Freundes Adolf Freudenberg machten die Sache nicht einfacher: Freudenberg wies ihn darauf hin, dass er, wenn er das Flüchtlingspastorat übernehme, nicht mehr zurück nach Deutschland könne.⁵³¹ Bonhoeffer gefiel es überhaupt nicht, keinen Plan B in der Tasche zu haben.

Andererseits sah die Lage in der Bekennenden Kirche immer hoffnungsloser aus. Die heftigen Reaktionen auf den Brief Karl Barths machten Bonhoeffer zu schaffen: Barth hatte jeden tschechischen Soldaten, der im Kampf gegen Hitler fiel, praktisch zum Märtyrer erklärt. Dass die Bekennende Kirche sich von dem Autor der Barmer Theologischen Erklärung distanzieren konnte, betrübte ihn. Zusam-

mengenommen entstand für ihn der Eindruck, dass es für ihn in Deutschland nicht mehr viel zu tun gab. Gott wollte, dass er nach Amerika ging – oder vielleicht doch nicht?

Bevor er nach Amerika ging, traf er sich mit etwa zehn Studenten und Freunden, darunter Albrecht Schönherr, Winfried Maechler, Gerhard Ebeling und Bethge, in Dudzus' Wohnung. Dudzus erinnert sich:

Bonhoeffer erklärte uns, warum er nach Amerika ging, und wir unterhielten uns darüber, wie wir seine Arbeit, die Arbeit von Finkenwalde, fortführen konnten. Das Seminar war verboten, aber es existierte illegal in Form von Untertreffen weiter. Wir sprachen darüber, wie wir das weiterführen könnten, sowie über viele andere wichtige Themen. Und dann fragte er uns auf einmal ganz unvermittelt, ob wir dem Mörder eines Tyrannen die Absolution erteilen würden.⁵³²

Damals wusste ausser Bethge niemand, dass Bonhoeffer sich im Widerstand gegen Hitler betätigte. In späteren Gesprächen verwendete er manchmal das Bild eines betrunkenen Autofahrers, der auf einer Hauptstrasse wie dem Kurfürstendamm in Berlin wahllos Fussgänger überfährt. Er sagte: Jeder habe die Pflicht zu tun, was er könne, um zu verhindern, dass dieser Fahrer noch mehr Menschen umbringe. Ein oder zwei Jahre später wusste Bonhoeffer, was nur wenigen bekannt war: dass der Mord an den Juden unvorstellbare Ausmasse angenommen hatte. Und ihm wurde klar, dass es dringend nötig war, diese himmelschreiende Ungerechtigkeit aufzuhalten. Doch jetzt, am Vorabend der Ausreise nach Amerika, musste er sich zuerst noch über seine eigene Rolle klar werden.

Als er am 22. Mai den Einberufungsbescheid erhielt, wusste er, dass es schnell zu handeln galt. Er teilte den zuständigen Behörden mit, dass Leiper und das *Union Theological Seminary* ihn eingeladen hatten. Am 2. Juni machte er sich auf den Weg nach Amerika.

Wieder nach Amerika

Bonhoeffer führte über seine zweite Amerikareise ein Tagebuch und schrieb zahlreiche Briefe und Postkarten. Die meisten gingen an Bethge, der dann die anderen informierte. Er flog zunächst von Berlin mit Zwischenlandung in Amsterdam nach London. «Nun fliegen wir über den Kanal bei wunderbarer Abendröte», schrieb er an Bethge. «Es ist 10 Uhr und noch sehr hell. Es geht mir gut.»⁵³³ Am 7. Juni schiffte er sich in Southampton ein:

Mit dieser Karte will ich Euch allen nur den letzten treuen Gruss senden, bevor wir auf den Atlantik kommen und keine Post mehr geht. Wir sind grade von Southampton abgefahren und landen in ein paar Stunden in Cherbourg. Die Kabine ist sehr geräumig und auch sonst ist wunderbar viel Platz auf dem Schiff. Das Wetter ist herrlich und die See ganz still.⁵³⁴

In seinem Reisetagebuch vom 8. Juni notierte er:

Gestern Abend ... wurde ich mit einem jungen amerikanischen Theologen bekannt, einem ehemaligen *Union-Mann*. Das war wie eine Erhörung. Wir sprachen von Christus in Deutschland und in Amerika und in Schweden, woher er gerade kam. Die Aufgabe in Amerika wurde mir wieder gross.⁵³⁵

Hier schaut er nach vorne, aber bereits einen Tag später, am 9. Juni, lässt er schon ein erstaunliches Heimweh nach Deutschland und den Brüdern dort durchblicken, als er an Bethge schreibt:

Ob Ihr drüben oder ich in Amerika arbeite, wir sind beide nur, wo Er ist. Er nimmt uns mit. Oder bin ich doch dem Ort ausgewichen, an dem Er ist? an dem Er *für mich* ist? Nein, Gott sagt: Du bist mein Knecht.⁵³⁶

Der 11. Juni 1939 war ein Sonntag, doch auf dem Schiff fand keine Gottesdienstfeier für die Passagiere statt.

Bonhoeffer und Bethge hatten vereinbart, jeden Tag zur gleichen Zeit ihre persönliche Andacht zu halten. Dies gehörte zu den Gewohnheiten, die ihn in Finkenwalde gefesselt hatten: die tägliche Bibellese in der persönlichen Stillen Zeit und das Verbundenheitsgefühl mit all denen, die zur gleichen Zeit über denselben Vers nachdachten.

Doch das grosse Passagierschiff *Bremen* näherte sich dem New Yorker Hafen, und die Zeitverschiebung von mehreren Stunden machte die gleichzeitige Andacht schwierig. «Aber ich bin ganz bei Euch, heute mehr denn je», schrieb Bonhoeffer, und dann hielt ihn nichts mehr und schonungslos legte er seinen inneren Kampf um seine verborgenen Motive und um Gottes Willen offen:

Wenn nur die Zweifel am eigenen Weg überwunden wären. Das eigene Suchen nach des Herzens Grund, der doch unergründlich ist – «Er kennt ja unsers Herzens Grund». – Wenn das Durcheinander der Anklagen und Entschuldigungen, der Wünsche und Ängste alles in uns undurchsichtig macht, dann sieht Er in aller Klarheit bis auf den Grund. Dort aber findet Er einen Namen, den Er selbst eingeschrieben hat: Jesus Christus. Und so in aller Klarheit werden wir einmal in den Grund des göttlichen Herzens sehen und dort wird dann ein Name zu lesen sein, nein, zu sehen sein: Jesus Christus. – So wollen wir Sonntag feiern. Einst werden wir erkennen und schauen, was wir heute glauben, einst werden wir in Ewigkeit gemeinsam Gottesdienst halten.

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein. Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein. Und irrt ich im Dunkeln und fand mich nicht aus, Bei dir, Herr, ist Klarheit und Licht ist dein Haus. *Reuter*

Noch eine kleine Zeit, dann ist es gewonnen, dann ist der ganze Streit in nichts zerronnen. Dann will ich laben mich an Lebensbächen und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.*

Sechszwanzig Tage

Am 12. Juni 1939, fast auf den Tag acht Jahre nach dem Ende seines ersten Amerika-Aufenthalts, fuhr Bonhoeffer zum zweiten Mal in den Hafen von New York ein. Aber die Zeiten hatten sich geändert, für ihn wie für die Stadt. Diesmal schien die Skyline von Manhattan ihm nicht entgegenzulächeln. Die Bauwut und vibrierende Hektik der Jazz-Jahre waren vorbei. Die Weltwirtschaftskrise, die damals begonnen hatte, hatte ihre Spuren hinterlassen.

Am Hafen wurde Bonhoeffer von Pastor Macy vom *Federal Council of Churches* begrüßt, der ihn ins Parkside Hotel brachte. Am nächsten Morgen, einem Dienstag, frühstückte er mit Leiper, «der mich aufs Herzlichste begrüßt und mich abholt. Erste Besprechungen über die Zukunft. Ich mache zum klaren Ausgangspunkt für alles, dass ich zurück will in spätestens einem Jahr. Überraschung. Aber mir ist es ganz deutlich, dass ich zurück muss.»⁵³⁷

Er war noch keine vierundzwanzig Stunden in New York und schon tief verunsichert. Leiper, der davon ausging, dass sich Bonhoeffer länger in Amerika aufhalten würde, war verwundert. Im weiteren Verlauf des Tages, nach vielen Telefonaten, fuhr Bonhoeffer zum *Union Theological Seminary*, wo er sich in der soge-

* DBW 15, Sammelvikariate, S. 219. Die erste Strophe ist ein Zitat der Inschrift auf dem Grab des Schriftstellers Fritz Reuter in Eisenach. Reuter hat die Inschrift für sich selbst verfasst. Die zweite Strophe ist eine Übersetzung aus dem Dänischen der Grabinschrift, die der Theologe und Philosoph Soren Kierkegaard für sich selbst ausgesucht hat. Sie stammt vom Liederdichter und Bischof Hans Adolf Brorson, dessen Kirchenlieder Kierkegaard sehr geliebt hat. – Bonhoeffer hat wohl beide Strophen auswendig gekannt.

nannten *Prophecy Chamber* (deutsch: Prophetiezimmer) einrichtete, einer Gästesuite direkt über dem Haupteingang. Das grosszügige Zimmer mit hoher Decke und holzvertäfelten Wänden hatte nach Osten mehrere Fenster, die auf den Broadway und die 21. Strasse gingen, und im Westen Fenster «mit schönem Ausblick auf das Quadrangle». ⁵³⁸ Bonhoeffer war der Stargast. Aber eine noch grössere Ehre wartete auf ihn, – um 16 Uhr traf er sich am Grand Central Bahnhof mit Dr. Coffin, der ihn in sein Landhaus in den Hügeln von Berkshire nahe der Grenze zu Massachusetts einlud.

Henry Sloane Coffin verkörperte das liberale Establishment der Ostküstenstaaten der USA. Das Mitglied der berühmten Studentenverbindung *Skull and Bones* an der Universität Yale wurde 1910 Pastor der hochangesehenen *Madison Avenue Church* in Manhattan. Als er 1926 Präsident des *Union Theological Seminary* wurde, brachte das Magazin *Time* ihn auf seiner Umschlagseite. ⁵³⁹ Coffin erinnerte sich gut an den vierundzwanzigjährigen Bonhoeffer von 1930, den hochbegabten Sloane-Fellow mit einem Dokortitel der Universität Berlin, der die Bibel und sich selbst so ernst nahm, ein Fan von Barth und Luther. Doch der Bonhoeffer, dem er jetzt begegnen würde, hatte sich verändert. Er kam mit den wärmsten Empfehlungen von Niebuhr, der unverblümt wie korrekt gesagt hatte: Wenn man ihm in Amerika keine Arbeit verschaffen könne, würde er wahrscheinlich im KZ'enden. Coffin war ein liberaler Theologe ohne Wenn und Aber, aber er respektierte Bonhoeffer und seine Barth'schen Ansichten.

Auf der zweieinhalbstündigen Eisenbahnfahrt nach Norden unterhielten sich der vornehme neunundfünfzigjährige Amerikaner und der vornehme dreiunddreissigjährige Deutsche über die kirchliche Situation in Amerika. Doch während sie miteinander sprachen, wanderten Bonhoeffers Gedanken ständig zur Situation zu Hause in Deutschland. Wie lange sollte er in Amerika bleiben? Hätte er überhaupt kommen sollen? Aber stets der Herr seiner Gefühle, verriet er seinem Gastgeber nichts von diesem inneren Kampf, weder im Zug noch in den drei Tagen, die er mit ihm und seiner Familie auf seinem Landsitz verbrachte. Doch sein Tagebuch verrät uns seine Gedanken:

13. Juni 1939: ... Das Landhaus in Lakeville/Connecticut liegt in den Bergen, es ist kühl und üppige Vegetation. Abends Tausende von fireflies im Garten, fliegende Leuchtkäfer. Ich hatte sie niemals gesehen. Ganz phantastischer Anblick. Sehr herzliche und «informal» Aufnahme. – Bei allem fehlt nur Deutschland, die Brüder. Die ersten einsamen Stunden sind schwer. Ich begreife nicht, warum ich hier bin, ob es sinnvoll war, ob das Ergebnis sich lohnen wird. Abends das Letzte: die Losungen und der Gedanke an die heimatliche Arbeit. Es sind nun fast zwei Wochen, ohne dass ich etwas von drüben weiss. Das ist kaum zu ertragen.⁵⁴⁰

14. Juni 1939: Frühstück auf der Veranda um acht Uhr. Es hat nachts gegossen. Alles ist frisch und kühl. Danach Andacht. Das kurze Gebet – die ganze Familie kniet nieder – in dem wir an die deutschen Brüder dachten, hat mich fast überwältigt. Dann Lesen, Schreiben, Ausfahrt um Einladungen für den Abend auszutragen. Abends etwa 25 Leute, Pfarrer, Lehrer mit Frauen und Freunden. Sehr freundliche Begegnungen ohne besonderen Ertrag.⁵⁴¹

15. Juni 1939: Seit gestern Abend kommen meine Gedanken von Deutschland nicht los. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass man in meinem Alter nach so vielen Jahren im Ausland so qualvolles Heimweh kriegen kann. Fast unerträglich wurde mir ein an sich wunderschöner Autoausflug am Morgen zu einer befreundeten Dame auf dem Land, d.h. im Gebirge. Man sass eine Stunde und schwatzte, gar nicht einmal das Dümme, aber über Dinge, die mir so vollständig gleichgültig waren, ob in New York gute Musikausbildung möglich ist, über Kindererziehung etc. etc., und ich dachte, wie nützlich könnte ich diese Stunden in Deutschland verwenden. Am liebsten hätte ich das nächste Schiff genommen. Diese Untätigkeit beziehungsweise Tätigkeit an gleichgültiger Stelle ist uns wohl einfach nicht mehr erträglich im Gedanken an die Brüder und die

kostbare Zeit. Die ganze Wucht der Selbstvorwürfe wegen einer Fehlentscheidung kommt wieder auf und erdrückt einen fast. Ich war sehr verzweifelt.⁵⁴²

Hin- und hergerissen zwischen seiner Abneigung gegen unnütze Worte und seinem untadeligen Anstandsgefühl fühlte Bonhoeffer sich denkbar unwohl in seiner Haut. Als er von dem Besuch zurückkam, suchte er sein Heil im Arbeiten.

Prompt kam die nächste Einladung, auf eine weitere Ausfahrt in die Berge von Massachusetts. Er nahm sie an – und machte sich wieder Vorwürfe. «Ich hatte noch nicht mal Ruhe zum Bibellesen und Gebet gefunden.»⁵⁴³ Aber es war ein sehr schöner Ausflug. Sie fuhren durch einen ganzen Wald voller Lorbeerbäume und kamen an eine Aussicht, die Bonhoeffer an Friedrichsbrunn erinnerte. Aber der Gedanke an Deutschland und ob er nicht zurückkehren sollte, liess ihn nicht los.

Am Abend fuhr man in ein Kino. Es wurde gerade *Juarez* gegeben, ein historischer Film mit Bette Davis und Paul Muni. Falls Bonhoeffer gehofft hatte, hier endlich Zerstreung zu finden, hatte er sich getäuscht. Muni spielte Benito Juarez, den edelmütigen, demokratisch gewählten Präsidenten von Mexiko, der gegen Claude Rains als Napoleon III. kämpfte, einen zynischen europäischen Diktator, der ein neues Weltreich schaffen wollte. Zwischen diesen beiden Stühlen sass der idealistische junge Habsburger Kaiser Maximilian I., der sich von Frankreich dazu überreden liess, König von Mexiko zu werden, aber der mit seiner Liebe zu dem mexikanischen Volk das Musterbild eines wahrhaft edlen Monarchen war. Das eher akademische Thema des Films, was denn ein rechtmässiger Herrscher sei, muss in Bonhoeffers Gedanken etwas berührt haben. In seinem Tagebuch notierte er einfach: «Ein guter Film.»⁵⁴⁴

Am Abend dieses Tages, wieder allein in seinem Zimmer, schrieb er an Henry Smith Leiper/ er wiederholte den Gedanken, dass er «spätestens in einem Jahr» wieder zurück nach Deutschland müsse, und erklärte dies im Detail; offenbar hatte er Gewissensbisse, jemandem falsche Erwartungen gemacht zu haben. Und dann

fand er endlich doch noch den Frieden in der Bibel, nach dem er sich den ganzen Tag gesehnt hatte: «Wie froh war ich, als ich abends die Losungen noch einmal aufschlug und las: ‚Mein Herz freut sich, dass du so gerne hilfst.‘» (Ps. 13,6)⁵⁴⁵

Am nächsten Morgen kehrte er nach New York zurück und besuchte die Weltausstellung 1939 in Queens, wo er den ganzen Nachmittag verbrachte. Am Abend kehrte er in die Stille seines Zimmers zurück, wo er endlich für sich sein und nachdenken und beten konnte. In seinem Tagebuch notierte er. – «Man ist weniger einsam, wenn man allein ist.» Über New York schrieb er: «Wie viel sauberer ist New York als London. Es wird weder in der Bahn, noch auf der Strasse geraucht. Auch technisch fortschrittlicher oder anspruchsvoller (Ventilation in jeder U-Bahn). Aber auch wie viel internationaler ist New York als London. Von den Leuten, die ich heute ansprach, sprachen mindestens die Hälfte ein ganz schauderhaft gebrochenes Englisch.»⁵⁴⁶

Am nächsten Tag, einem Samstag, war er wieder allein. Die meiste Zeit sass er in der Bibliothek des *Union Theological Seminary* und sah für einen Artikel, an dem er gerade arbeitete, die Zeitschrift *Christian Century* durch. Doch die ganze Zeit sehnte er sich nach Post aus Deutschland. So unruhig und niedergeschlagen war er noch nie gewesen. Es war, als ob er durch einen Ozean von sich selbst getrennt war. Wie ein Schatten seiner selbst ging er durch die Strassen der Stadt:

Es ist kaum auszuhalten. Ich werde wohl nicht lange bleiben. Gottes Wort sagt heute: «Siehe, ich komme bald –». Es ist keine Zeit zu verlieren, und hier verliere ich Tage, vielleicht Wochen. Jedenfalls sieht es im Augenblick so aus. Dann sage ich mir wieder: es ist Feigheit und Schwäche, jetzt hier wegzulaufen. Aber werde ich hier jemals wirklich sinnvolle Arbeit tun können? – Beunruhigende politische Nachrichten aus Japan. Wenn es jetzt unruhig wird, fahre ich bestimmt nach Deutschland. Ich kann nicht allein draussen sein. Das ist mir ganz klar. Ich lebe ja doch drüben.⁵⁴⁷

Der nächste Tag war ein Sonntag. Bonhoeffers Ruhelosigkeit und Suchen nach einer Antwort gingen weiter. Von den Westfenstern seines Zimmers konnte er hoch oben, gleich hinter dem Dach des Seminars, eine Skulptur des Engels Gabriel mit seiner Trompete sehen, welche die Turmspitze über dem Altar der *Riverside Church* krönte. Bonhoeffer wusste, wie lauwarmliberal die Predigten in *Riverside* waren, und erwartete nicht, dass Gott ihm durch sie etwas für seine Situation sagen konnte. Doch konnte er natürlich nicht hundert Meter entfernt wohnen, ohne einen einzigen Gottesdienst zu besuchen, – früher oder später müsste er höflichkeitshalber einmal hin. Aber an diesem Morgen brannte er darauf, etwas von Gott zu hören.

Die *Riverside Church* war die Kirche, die Rockefeller extra für Harry Emerson Fosdick gebaut hatte und die 1930 mit grossem Trara eingeweiht worden war. Jetzt, 1939, war Fosdick nach wie vor der berühmteste liberale Prediger in Amerika und *Riverside* die führende Kanzel des theologischen Liberalismus.* Bonhoeffer war bereit für Gottes Wort, selbst wenn es die falsche Verpackung hatte, aber was er an diesem Morgen in *Riverside* hörte, stiess ihn ab. Der Predigttext kam nicht aus der Bibel, sondern aus den Schriften des amerikanischen Philosophen William James, die Bonhoeffer vor neun Jahren studiert hatte. Bonhoeffer sah sich im falschen Film wieder. Der gewöhnlich sehr höfliche und tolerante Bonhoeffer liess seinen Gefühlen freien Lauf in seinem Tagebuch:

Einfach unerträglich ... Mit solcher Religionsvergötzung lebt das Fleisch auf, das gewöhnt ist, mit den Worten Gottes in Zucht gehalten zu werden. Solche Predigt macht libertinistisch, egoistisch, gleichgültig. Wissen denn die Leute wirklich nicht, dass man gut und besser ohne «Religion» auskommt, – wenn nur Gott selbst und sein Wort nicht wäre? Vielleicht sind die Angelsachsen

* Was Bonhoeffer wahrscheinlich nicht wusste: Fosdick war auch einer der führenden Vertreter einer Beschwichtigungspolitik gegenüber Hitler. Für ihn war das Phänomen Hitlers und des Faschismus die Schuld Amerikas und seiner falschen Politik.

wirklich religiöser als wir, christlicher sind sie wohl nicht, wenn sie sich noch solche Predigten gefallen lassen. Es ist mir unzweifelhaft, dass in diesen religiösen hand-out der Sturm einmal kräftig hineinblasen wird, wenn Gott selbst überhaupt noch auf dem Plan ist ... Die Aufgaben für einen echten Theologen hier drüben sind unermesslich. Aber diesen Schutt kann nur ein Amerikaner selbst wegräumen. Bis jetzt scheint keiner da zu sein.⁵⁴⁸

Auf der Suche nach einem Wort Gottes an ihn persönlich kehrte Bonhoeffer auf sein Zimmer zurück und schlug sein Lösungsbuch auf. «Wie gut sind die Losungen heute», schrieb er. Die Verse für den Tag trösteten ihn. Es waren Psalm 119,105 («Dein Wort ist meines Fusses Leuchte und ein Licht auf meinem Wege») und Matthäus 13,8 («Einiges fiel auf gutes Land und trug Frucht, einiges hundertfach, einiges sechzigfach, einiges dreissigfach»)⁵⁴⁹.

Wieder war er den ganzen Tag allein und vermisste die Brüder in Christus. «Ich muss jetzt erst wieder lernen, wie gut es mir bisher gegangen ist, immer in der Gemeinschaft der Brüder zu sein. Und Niemöller ist seit zwei Jahren allein. Unausdenkbar. Was für ein Glaube, was für eine Zucht und was für ein spürbares Handeln Gottes!»* Auch Bonhoeffer sollte zwei Jahre lang allein im Gefängnis sein, und Niemöller würde bis Kriegsende auf acht Jahre kommen. Aber das lag noch in der Zukunft. Jetzt sehnte Bonhoeffer sich nach innerem Frieden. Wann würde Gott zu ihm sprechen? Wieder ging er hinaus und auf dem Broadway sieben Strassen nach Süden, in eine andere Kirche, deren Prediger, Dr. McComb, bei Fosdick und den anderen in der *Riverside Church* als rückständiger Fundamentalist verschrien war. Doch was Bonhoeffer hier hörte, packte ihn:

Nun ist der Tag doch noch gut zu Ende gegangen. Ich war nochmal in der Kirche. Solange es einsame Christen gibt, so lange wird es auch noch Gottes-

* DBW 15, Sammelvikariate, S. 225f. Martin Niemöller war seit dem 1. Juli 1937 in Haft, seit Februar 1938 im Konzentrationslager Sachsenhausen.

dienste geben. Es ist doch eine grosse Hilfe, nach ein paar völlig einsamen Tagen in die Kirche zu gehen und dort mitzubeten, mitzusingen, mitzuhören. Die Predigt war erstaunlich ... über «our likeness with Christ». Eine ganz biblische Predigt – besonders gut die Abschnitte: «*tre are blameless like Christ*», «*we are tempted like Christ!*»*

Eine biblische Predigt in New York City ausgerechnet an diesem Tag war eine Gebetserhörung. Hier, in dieser «fundamentalistischen» presbyterianischen Kirche am Broadway, wurde Gottes Wort gepredigt. An dieser kritischen Wegscheide tat Bonhoeffer etwas, was er noch nie zuvor getan hatte: Er ergriff Partei für die sogenannten Fundamentalisten und gegen ihre Widersacher in der *Riverside Church* und im *Union Theological Seminary*: In der Kirche von McComb, so erklärte er, «wird später einmal ein Widerstandszentrum sein, wenn Riverside Church längst zum Götzentempel geworden ist. Ich war über diese Predigt sehr froh.»⁵⁵⁰

Er distanzierte sich von dem in ihm keimenden Antiamerikanismus der vergangenen paar Tage und setzte die Fundamentalisten kühn mit der Bekennenden Kirche gleich. Hier in New York war der Kampf gegen das theologische Gift vom *Union Theological Seminary* und der *Riverside Church* gerichtet, zu Hause in Deutschland gegen die Reichskirche. Beide Male, so schien er zu sagen, stand die wahre Kirche mit dem Rücken zur Wand.

Mit dieser Predigt tut sich mir ein bisher ganz unbekanntes Amerika auf. Fast wäre ich übrigens in diesen Tagen undankbar geworden für alle Bewahrung, die Gott mir hat zuteil werden lassen. Über der Absicht und dem innersten Bedürfnis, unablässig an die Brüder drüben und ihre Arbeit zu denken, wäre

* DBW 15, Sammelvikariate, S. 226. – Übersetzung der Predigtunkte: «Unsere Ähnlichkeit mit Christus» – «Wir sind untadelig wie Christus» – «Wir sind versucht wie Christus».

ich der Aufgabe hier fast entflohen. Es wäre mir fast wie eine Untreue erschienen, wenn ich nicht mit all meinen Gedanken drüben bin. Ich muss da noch den rechten Ausgleich finden. Paulus schreibt doch auch, dass er seiner Gemeinde «ohne Unterlass» im Gebet gedenkt und hat sich zugleich der jeweiligen Aufgabe ganz hingeeben. Das muss noch gelernt werden. Es wird wohl nur durch das Beten gehen. Gott, schenke mir in der nächsten Woche Klarheit über meine Zukunft und erhalte mich in der Gemeinschaft des Gebetes der Brüder.⁵⁵¹

Am Montag gab es immer noch keine Nachrichten aus Deutschland. Am Dienstag stand das wichtige Treffen mit Leiper an. Aber Bonhoeffer sehnte sich so danach, von den Brüdern daheim zu hören: «Ich will wissen, was die Arbeit drüben macht, ob alles gut geht oder ob man mich braucht. Ich will für die morgige entscheidende Unterredung einen Wink von drüben haben. Vielleicht gut, dass er nicht gekommen ist.»⁵⁵²

Er musste auch an die internationale Situation denken:

Die Nachrichten über China sind beunruhigend. Wird man noch rechtzeitig nach Hause können, wenn es einmal ernst wird? – Den ganzen Tag in der Bibliothek. Englische Vorlesungen geschrieben. Die Sprache macht mir viel Not. Man sagt, ich spreche gut englisch, und ich finde es so völlig unzulänglich. Wie viel Jahre, Jahrzehnte hat man gebraucht, um deutsch zu lernen, und man kann es bis jetzt noch nicht. Ich werde nie englisch lernen. Schon das ist ein Grund, bald wieder nach Hause zu gehen. Ohne Sprache ist man verloren, hoffnungslos einsam.⁵⁵³

Noch nie hatte er sich einsamer gefühlt. Und noch nie deutscher. Mitten im warmen Juni war er allein in New York City. Paul Lehmann hielt sich in Chicago auf. An diesem Abend, nachdem er den ganzen Tag versucht hatte, auf Englisch zu schreiben, nahm er die U-Bahn zum Times Square. Eine Stunde lang sah er sich die Wochenschau im Kino an, dann fuhr er mit der U-Bahn zurück, schlenderte den Broad-

way zum *Union Theological Seminary* hoch, bog nach links durch den grossen Eingang und stieg dann hinauf zu seinem riesigen Zimmer. Er schrieb in sein Tagebuch, las die Bibel und betete. Aber das Gefühl, sich selbst und den Brüdern in Deutschland entfremdet zu sein, wollte nicht weichen. Bevor er zu Bett ging, klagte er sogar über den Zeitunterschied: «Es stört mich, dass wir nicht die gleiche Zeit mit Deutschland haben. Es erschwert und hindert das gemeinsame Gebet. Es ist jeden Abend dasselbe. Aber: ‚Wir danken dir, Gott, dass dein Name so nahe ist‘ (Ps. 75,2).»⁵⁵⁴

Am Morgen des 20. Juli kam endlich ein Brief von seinen Eltern. Aber immer noch nichts von den Brüdern. An diesem Tag würde er seinen wichtigen Lunch-Termin mit Henry Leiper haben. Sie trafen sich im *National Arts Club (Gramercy Park)*. Anschliessend schrieb er in sein Tagebuch: «Damit ist wohl die Entscheidung gefallen. Ich habe abgelehnt. Man war sichtlich enttäuscht und wohl etwas verstimmt. Für mich bedeutet es wohl mehr, als ich im Augenblick zu übersehen vermag. Gott allein weiss es.»⁵⁵⁵

Jahre später erinnerte Leiper sich an dieses Mittagessen unter der berühmten Holzdecke des exklusiven Klubs. Er hatte sich so auf diesen Termin gefreut, wie Bonhoeffer ihn gefürchtet hatte, und erwartete nichts anderes, als dass sie sich über die Details ihrer Zusammenarbeit unterhalten würden. «Wie gross war nun meine Überraschung und mein Schrecken, als ich von meinem Gast erfuhr, dass er gerade von seinen Freunden aus Deutschland einen dringenden Ruf erhalten hatte, sofort für wichtige Aufgaben zurückzukehren.»⁵⁵⁶ Wir wissen nicht, was für Aufgaben dies waren. Möglicherweise enthielt der Brief seiner Eltern einen verdeckten Hinweis auf die Verschwörung gegen Hitler – irgendetwas, das seine Entscheidung bestimmte. Wie auch immer, er war entschlossen, Gott zu gehorchen, und glaubte, dass dazu gehörte, nach Deutschland zurückzukehren. Die Folgen dieses Gehorsamsschritts, das wusste er, waren Gottes Sache. Leiper weiter: «Ich drängte nicht weiter in ihn, was für Aufgaben dies im Einzelnen wären. Es war nun völlig klar bei seiner Wesensart und Beherrschtheit, dass er spürte, er könne sich der Aufgabe nicht entziehen.»⁵⁵⁷

Schauen wir weiter in Bonhoeffers Tagebucheintrag zu diesem Tag:

Es ist merkwürdig, ich bin mir bei allen meinen Entscheidungen über die Motive nie völlig klar. Ist das ein Zeichen von Unklarheit, innerer Unehrlichkeit oder ist es ein Zeichen dessen, dass wir über unser Erkennen *hinausgeführt* werden, oder ist es beides? ...

Die Losung spricht heute furchtbar hart von Gottes unbestechlichem Gericht. Er sieht gewiss, wie viel Persönliches, wie viel Angst in der heutigen Entscheidung steckt, so mutig wie sie aussehen mag. Die Gründe, die man für eine Handlung vor anderen und vor sich selbst ausgibt, sind gewiss nicht ausreichend. Man kann eben alles begründen. Zuletzt handelt man doch aus einer Ebene heraus, die uns verborgen bleibt. Darum kann man nur bitten, dass Gott uns richten und uns vergeben wolle ...

Am Ende des Tages kann ich nur bitten, dass Gott ein gnadenvolles Gericht üben möge über diesen Tag und alle Entscheidungen. Es ist nun in seiner Hand.⁵⁵⁸

Er hatte wieder Frieden. Der nächste Tag war sehr heiss. Den Morgen hindurch arbeitete er, am Nachmittag ging er durch den Central Park in die Marmorkühle des grossen Metropolitan-Kunstmuseums und gönnte sich einen erfrischenden Schluck europäischer Kultur. Besonders gefielen ihm die Ansicht von Toledo von El Greco und der Christuskopf von Hans Memling.

Den Abend verbrachte er bei deutschen Freunden, den Bowers – eine Begegnung, die wie zusätzlicher Balsam für sein Heimweh wirkte. J.W Bower war ein Alttestamentler, den Bonhoeffer in seinem Jahr am *Union Theological Seminary* kennengelernt und der gerade ein Buch über den Propheten Micha veröffentlicht hatte. «Es war so gut, wieder deutsch zu sprechen und zu denken», schreibt Bonhoeffer in sein Tagebuch. «Ich habe den Widerstand der englischen Sprache gegen meine Gedanken nie so stark empfunden wie hier in New York. Ich fühle mich im Gewand dieser Sprache immer unbefriedigt über mich selbst.»⁵⁵⁹

Und dann wenden seine Gedanken sich wieder seiner Zukunft zu:

Zu meiner Entscheidung kommen natürlich immer noch Gedanken. Man hätte ja auch ganz anders begründen können: man ist einmal hier (vielleicht war gerade das Missverständnis eine Führung?); es wird einem gesagt, es sei wie eine Gebetsanhörung gewesen, als ich angemeldet worden sei; man möchte gerade mich haben, – man versteht mich nicht, dass ich ablehne, – es wirft alle Zukunftspläne um, ich habe keine Nachricht von zu Hause, ob vielleicht alles ohne mich ebenso gut geht etc. Oder man könnte fragen: habe ich einfach aus Verlangen nach Deutschland und der Arbeit dort heraus gehandelt? Und ist das mir fast unbegreifliche und bisher fast ganz fremd gebliebene Heimweh ein begleitendes Zeichen von oben, das mir die Ablehnung leichter machen soll? Oder: ist es nicht unverantwortlich im Blick auf so viele andere Menschen, einfach nein zu sagen zu seiner eigenen Zukunft und der vieler anderer? Werde ich es bereuen? Ich darf es nicht, das ist sicher ... Wieder spricht die Losung so hart: «Er wird das Silber prüfen und reinigen» (Mal. 3,3). Es ist auch nötig. Ich kenne mich nicht mehr aus. Aber Er kennt sich aus, – und am Ende wird alles Handeln und Tun klar und • 560 rein sein.

Am folgenden Tag, dem 22. Juni, erhielt er von seinen Verwandten, den Boerickes, auf die kommende Woche eine Einladung nach Philadelphia. Aber immer noch keine Post von den Brüdern in Sigurdshof. (Es ging ihnen gut, und sie hatten Hellmut Traub zum neuen Leiter gewählt.) Bonhoeffer las Niebuhr, aber fand das Buch enttäuschend. Am Abend ging er wieder in eine Wochenschau: «nichts Besonderes.» Doch dann las er in den Abendzeitungen «sehr aufgeregte Nachrichten über Japan». Das Tagebuch fährt fort:

Bewer beruhigt mich. Es ist doch für einen Deutschen hier drüben nicht auszuhalten; man wird einfach zerrissen ... Aber selbst daran schuld zu sein, sich

selbst Vorwürfe machen zu müssen, unnötig herausgegangen zu sein, ist gewiss vernichtend. Wir können uns von unserem Schicksal doch nicht trennen, – hier draussen erst recht nicht, – hier liegt es einem allein auf den Schultern, und man hat keine Stimme und kein Recht im fremden Land ... Es ist so seltsam, wie stark mich in diesen Tagen gerade diese Gedanken bewegen und wie alles Denken an die *Una Sancta** sich nur schwer Bahn bricht ...

Ich schreibe seit gestern abends im Bett... Nun fehlen nur noch die Losenungen und die Fürbitte. Keine Nachricht aus Deutschland. Vormittag Besprechungen mit Bewer, Van Dusen über Zukunft. Ich will im August zurückfahren. Man redet mir zu, länger zu bleiben. Aber wenn nichts anderes dazwischenkommt, bleibe ich beim 12. August. Ich werde dann noch bei Sabine bleiben.⁵⁶¹

Beim Mittagessen mit David Roberts und seiner Frau sprach man über die Rassensituation («Negerfrage») in den USA sowie über den wachsenden Antisemitismus. Roberts berichtete von einem Strassenschild, auf dem stand: «1'000 Fuss – zu hoch für Juden» und einer Annonce mit dem Satz: «Nichtjuden bevorzugt.»⁵⁶²

Am 23. Juni las Bonhoeffer in seinem Zimmer und machte dann einen Spaziergang an den *Hudson River*, wo er an das jetzt so ferne Sigurdshof dachte. «Warum höre ich nichts?» Er las Niebuhr fertig, nach wie vor unzufrieden mit dem, was am *Union Theological Seminary* als Theologie durchging. «Es ist kein Denken von der Bibel her, darum zutiefst unproduktiv.» Er beschloss das Tagebuch für diesen Tag mit einem musikalischen Qualitätsurteil: «Unten wird gerade eine Tagung zur

* Kurzform für die Formel aus dem Glaubensbekenntnis des Konzils von Konstantinopel (381), «Nicaenum» oder «Nicaeno-Constantinopolitanum» genannt: «Credo ... *un am, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam*». («Ich glaube ... eine einige, heilige, christliche, apostolische Kirche»; Hervorhebung durch den Verlag.) Es geht um die weltweite Einheit der wahren Kirche Jesu Christi.

Gesangbuchrevision abgeschlossen. Sie spielen Choräle mit schrecklichem Nachklappen und Pedal. Da ist das Klavichord besser. – Losungen und Fürbitte.»⁵⁶³

Am Samstag, den 24., dann: «Endlich Post. Das ist eine grosse Befreiung.»⁵⁶⁴ Bonhoeffer denkt über die amerikanischen Kirchen nach und ist überrascht, dass hier Toleranz über Wahrheit geht. Seine Analyse ist ganz ähnlich wie die vom Sommer 1931:

Ich überlege jetzt oft, ob es wahr ist, dass Amerika das Land ohne Reformation ist. Wenn Reformation die von Gott gewirkte Erkenntnis des Scheiterns aller Wege zum Aufbau eines Reiches Gottes auf Erden ist, dann trifft es wohl zu. Aber gilt das nicht auch für England? In Amerika ist die Stimme des Luther­tums ja auch da, aber eben eine unter anderen, – sie hat nie vermocht, die anderen Denominationen wirklich zu stellen. Es kommt scheint's überhaupt kaum zur «Begegnung» in diesem grossen Land, in dem einer dem anderen immer ausweichen kann. Wo es aber zu keinen Begegnungen kommt, wo nur die liberty das Vereinende [ist], dort weiss man natürlich auch nichts von der Gemeinschaft, die durch die Begegnung geschaffen wird. Das ganze Zusammenleben wird dadurch anders. Gemeinschaft in unserem Sinne, weder kultu­rell noch kirchlich, kann hier [nicht] wachsen. Ist das wahr?⁵⁶⁵

Am Abend schrieb er Postkarten und notierte: «Die Zeitungen sind heute wieder grässlich. Losungen: ‚Wer glaubt, der flieht nicht.‘ Ues 28,16] Ich denke an die Arbeit zu Haus.»⁵⁶⁶ Später hiess es, dass dieser Losungstext der Schlüssel zu seiner Entscheidung gewesen sei, nach Deutschland zurückzukehren, das Wort, das lauter sprach als alle anderen. «Wer glaubt, der flieht nicht.» Jetzt in Amerika bleiben hiess fliehen, und aus Amerika fliehen hiess glauben, auf Gott vertrauen.

Als Allerletztes an diesem Tag notierte Bonhoeffer sarkastisch: «Morgen ist Sonntag. Ob ich morgen eine *Predigt* höre?»⁵⁶⁷ – Am Sonntagmorgen besuchte er dann eine lutherische Kirche am *Central Park*:

25. *Juni 1939 – Sonntag ...* Predigt Luk. 15, über die Überwindung der Furcht. Sehr gezwungene Textanknüpfung. Sonst lebendig und originell, aber zu viel Analyse und sehr wenig Evangelium. Es traf mich, als er vom Leben des Christen sagte, dass es der täglichen Freude dessen gliche, der auf dem Weg nach Hause ist. – Wieder keine eigentliche Textauslegung. Es ist sehr armselig.⁵⁶⁸

Nach dem Gottesdienst ass er bei den Bewers zu Mittag. Den Nachmittag und Abend verbrachte er mit Felix Gilbert, einem Historiker etwa in seinem Alter. Sein Tagebucheintrag über diesen Tag endet mit den Worten: «Heute ist der Augustanatag. Dabei denke ich an die Brüder zu Hause. Röm. 1,16.»*

26. *Juni 1939: ...* Heute las ich zufällig aus 2. Tim. 4,[21] «komme noch vor dem Winter» – die Bitte des Paulus an Timotheus. Timotheus soll das Leiden des Apostels teilen und sich nicht schämen. «Komme noch vor dem Winter» – es könnte sonst zu spät sein. Das geht mir den ganzen Tag nach. Es geht uns wohl so wie den Soldaten, die vom Feld in den Urlaub kommen und trotz allem, was sie erwarteten, wieder ins Feld zurückdrängen. Wir kommen nicht mehr davon los. Nicht als wären wir nötig, als würden wir gebraucht (von Gott! ?), sondern einfach weil dort unser Leben ist und weil wir unser Leben zurücklassen, vernichten, wenn wir nicht wieder dabei sind. Es ist gar nichts Frommes, sondern etwas fast Vitales. Aber Gott handelt nicht nur durch fromme, sondern auch durch solche vitalen Regungen. «Komm[e] noch vor dem Winter» – Es ist nicht Missbrauch der Schrift, wenn ich das *mir* gesagt sein lasse. Wenn mir Gott Gnade dazu gibt.⁵⁶⁹

* DBW 15, Sammelvikariate, S. 233. Der Augustanatag ist der Gedenktag an das Augsburgische Bekenntnis vom 25. Juni 1530. Römer 1,16 lautet: «Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen.»

27. Juni 1939: Brief von den Eltern. Grosse Freude, ganz überraschend. Mittags und nachmittags Arbeit in der Bibliothek ... Abends Besuch von Professor Richardson, langes Gespräch. Er ist Engländer. Es kommt mir vor, als stünde man ihm näher als den Amerikanern. Ob die Amerikaner uns darum so gar nicht verstehen, weil sie sich aus solchen zusammensetzen, die aus Europa weggingen, um ihren Glauben für sich frei leben zu können? d.h. weil sie der letzten Entscheidung in Glaubensfragen nicht standgehalten haben? Sie würden, glaube ich, den Flüchtling besser verstehen, als den, der bleibt. Von hier aus wird die amerikanische Toleranz oder richtiger: Gleichgültigkeit in dogmatischen Fragen verständlich. Die Begegnung im Kampf ist ausgeschlossen, darum aber auch die echte leidenschaftliche Sehnsucht nach der Einheit im Glauben.⁵⁷⁰

28. Juni 1939: ... Die Zeitungsnachrichten werden immer beunruhigender. Sie ziehen die Gedanken ab. Ich kann mir nicht denken, dass es Gottes Wille ist, dass ich ohne besondere Aufgabe im Kriegsfall hier bleiben soll. Ich muss am erstmöglichen Termin reisen.⁵⁷¹

Am gleichen Tag erhielt Bonhoeffer einen Brief von seinem Freund am *Elmhurst College*, Paul Lehmann, der immer noch von der ursprünglichen Voraussetzung ausging, dass er bleiben würde. Lehmann hatte sich nach Kräften bemüht, Einladungen für Bonhoeffer zu bekommen:

Sie können gar nicht wissen, mit welcher Freude und Erleichterung Ihr Brief empfangen wurde ... Seit damals haben Marion und ich gespannt auf Nachricht von Ihrer Ankunft im Union gewartet. Nun wo Sie dort sind, können wir kaum warten, bis Sie hier bei uns sind ...

Es ist undenkbar, dass Sie zurückkehren, bevor Amerika die vollste Gelegenheit bekommen hat, in seiner theologischen Schicksalsstunde von Ihrem Beitrag bereichert zu werden. Wenigstens denke ich gern so darüber ... So dass

Sie auch dies als eine ebensolche Verantwortung sehen müssen wie das deutsche Bedürfnis nach Lehrern.⁵⁷²

Bonhoeffer begriff, dass er Lehmann sofort über seine neue Entscheidung in Kenntnis setzen musste, und schickte ihm eine Postkarte, auf der er seine Motive offenlegte:

Die Dinge haben sich für mich völlig verändert. Ich kehre am 2. August oder schon am 25. Juli zurück nach Deutschland. Die politische Lage ist so furchtbar. Aber natürlich hätte ich gern ein Wort von Ihnen, ehe ich abreise. Ich genieße hier ein paar Wochen in Freiheit, aber andererseits habe ich das Gefühl, ich muss zurück in die «Schützengräben» (ich meine die des Kirchenkampfes).⁵⁷³

Am folgenden Tag, dem 29. Juni, denkt Bonhoeffer weiter über den Zustand der Kirche in den USA nach:

Trennung von Kirche und Staat hat jedenfalls offenbar nicht zur Folge, dass die Kirche ihrer eigenen Aufgabe zugewandt bleibt, ist keine Sicherung gegen Säkularisierung. Nirgends ist die Kirche mehr säkularisiert, als wo sie wie hier grundsätzlich [vom Staat] getrennt ist. Gerade die Trennung kann ein Gegenüber schaffen, das die Kirche viel stärker in die politisch-säkularen Dinge hineintreibt. Das ist wohl wichtig für unsere eigenen Entscheidungen drüben.⁵⁷⁴

Am 30. Juni erklärte Bonhoeffer sich in einem Brief an Lehmann ausführlicher:

My dear Paul, thank you so much for your good letter which is so full of friendship and hope for the future.* Ich bringe es nur schwer über das Herz,

Ihnen zu sagen, dass ich mich inzwischen habe entschliessen müssen, schon in den nächsten Wochen nach Deutschland zurückzufahren. Es lag meiner Einladung hierher das Missverständnis zugrunde, als beabsichtigte ich, ganz in Amerika zu bleiben. So hat man mir hier die Fürsorge für die christlichen Refugees [Flüchtlinge] übertragen wollen, eine Arbeit, die mich an jeder Rückkehr nach Deutschland gehindert hätte, so nötig wie sie an sich ist. Sie muss aber von einem Refugee getan werden. Nun ist inzwischen alles entschieden und auch mit der Bekennenden Kirche geregelt; ich fahre im Juli oder August zurück. Zwar tut es mir aus verschiedenen Gründen leid, aber ich bin andererseits auch froh, sehr bald wieder drüben mithelfen zu dürfen. Es zieht mich zu den kämpfenden Brüdern.⁵⁷⁵

Doch am gleichen Tag erhielt Bonhoeffer ein Telegramm von seinem Bruder Karl-Friedrich aus Chicago, das ihn bewog, seine Heimreise noch zu beschleunigen. Er würde jetzt schon in einer Woche fahren:

30. Juni 1939: ... Um 11 Uhr meldet sich Karl Friedrich, der von Chicago kommt. Es gibt viel zu besprechen. Er hat dort eine ausgezeichnete Professur angeboten bekommen, – es bedeutet eine Entscheidung für immer. Dann meine Fragen. Da ich sonst bei der gegenwärtigen Lage sowieso nach spätestens vier Wochen gefahren wäre, entschliesse ich mich unter den gegebenen Umständen am 8. mit Karl Friedrich zu fahren. Ich will für den Kriegsfall nicht hier sein, und es ist objektiv hier nichts über die Lage zu erfahren. Das war eine grosse Entscheidung.⁵⁷⁶

* Übersetzung: «Mein lieber Paul, haben Sie vielen Dank für Ihren guten Brief, der so voller Freundschaft und Hoffnung für die Zukunft ist.» – Der Brief geht im Original auf Deutsch weiter.

Am nächsten Tag kam Karl-Friedrich an. Bonhoeffer schlüpfte in die Rolle eines Touristen, und die beiden Brüder verbrachten den Tag in Manhattan.-

1. Juli 1939. ... Dann mit Karl Friedrich in die Stadt, Geschenke besorgt, Music Hall, Kino, das grösste. Schauerhaft. Aufdringlich, protzig, schwelgerisch in Farben, Musik und Fleisch. Solche Phantasie kann man nur in einer solchen Grossstadtatmosphäre aufbringen. Karl Friedrich ist anderer Meinung ... Mich hat den ganzen Tag die Lage Deutschlands und der Kirche nicht losgelassen. Die Losungen sind wieder so gut! Hiob 41,3 «Gott spricht: Wer hat mir zuvor etwas getan, dass ich's ihm vergelte? Es ist mein, was unter allen Himmeln ist.» Röm. 11,36:»... von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.» Die Ehre, die Völker, Deutschland und vor allem die Kirche kann nicht aus seiner Hand fallen. Es fällt mir ungeheuer schwer, angesichts der heutigen Lage das «Dein Wille geschehe» zu denken und zu beten. Aber es muss sein. Morgen ist Sonntag. Gott lasse sein Wort Gehör finden in aller Welt.⁵⁷⁷

Sonntag, 2. Juli 1939: Kirche, Park Av[enue] Rev. Gorkmann (Radioprediger!) über «today is ours»,* ohne Text, ohne Anklang an christliche Verkündigung. Eine Enttäuschung mehr ...

Die Amerikaner reden in ihren Predigten so viel von Freiheit. Freiheit als Besitz ist für eine Kirche eine zweifelhafte Sache, Freiheit muss erworben werden unter dem Zwang eines Muss. Freiheit der Kirche kommt aus dem Muss des Wortes Gottes. Sonst wird sie zur Willkür und endet in vielen neuen Bindungen. Ob die Kirche in Amerika wirklich «frei» ist, ist mir sehr fraglich. Es sind einsame Sonntage hier drüben. Nur das Wort schafft die rechte Gemeinde. Es verlangt mich nach einer gemeinsamen guten Andacht in der ei-

* «Heute ist unser Tag».

genen Sprache. – Die Nachrichten sind nicht gut. Werden wir zur Zeit kommen? Losung: Jes. 35,10!!* Fürbitte.⁵⁷⁸

Am Montag hörte Bonhoeffer Vorlesungen von Coffin und Niebuhr. Den Rest des Tages schrieb er einen Artikel und führte ein Gespräch mit einem Studenten. In sein Tagebuch notierte er: «Die Morgenandacht von Coffin war sehr armselig. Ich muss mich in Acht nehmen, dass ich im Bibellesen und Gebet nicht nachlässig werde. – Brief von Paul Lehmann.»⁵⁷⁹ Lehmann, der Bonhoeffers Brief bekommen hatte, schrieb: «... ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie tiefes uns beide, Marion und mich, bekümmert. Ich schreibe jetzt, glauben Sie mir, sehr beschwerten Geistes.»⁵⁸⁰

Am folgenden Morgen traf Bonhoeffer sich mit Coffin, danach mit Niebuhr, der ihn zum Dinner einlud. An diesem Tag, dem einzigen 4. Juli (amerikanischen Unabhängigkeitstag), den er in den USA verbrachte, ass er mit Karl-Friedrich im *Empire State Building* zu Mittag.

5. Juli 1939: Je näher die Abreise rückt, desto voller werden die Tage ... Mittags Gespräch mit zwei Studenten aus den Südstaaten über Negerprobleme ... Es wäre gut, noch vier Wochen zu bleiben. Aber der Einsatz ist zu hoch. – Brief von Eberhard, grosse Freude.⁵⁸¹

Die folgenden beiden Tage waren so voll, dass Bonhoeffer keine Zeit für sein Tagebuch hatte. Am 6. Juli ging er in die Stadt, um seine Schiffspassage zurück nach Deutschland zu buchen. Auf dem Rückweg besuchte er die Börse. Um 14.30 Uhr traf er sich in seinem Zimmer mit Paul Lehmann, den er seit 1933 nicht mehr gesehen hatte. Es war ein herzliches Wiedersehen.

Am Morgen des 7. Juli, Bonhoeffers letztem Tag in Amerika, versuchte Paul

Jesaja 35,10: «Die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und nach Zion kommen mit Jauchzen, – ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, – Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen.»

Lehmann noch einmal, seinem Freund die Rückreise auszureden, wusste er doch, in was für eine Situation er zurückkehrte. Aber die Entscheidung war gefallen: Bonhoeffers Blick war nach Berlin gerichtet. Er war ganze sechsundzwanzig Tage in New York gewesen. Am Abend brachte Paul ihn auf sein Schiff und verabschiedete sich von ihm.

7. Juli 1939-. Halb zwölf Abschied, halb eins Abfahrt. Manhattan bei Nacht, der Mond steht über den skyscrapers [Wolkenkratzern]. Es ist sehr heiss. Die Reise ist zu Ende. Ich bin froh, dass ich drüben war, und froh, dass ich wieder auf dem Heimweg bin. Ich habe vielleicht mehr gelernt in diesem Monat als in dem ganzen Jahr vor neun Jahren, – mindestens habe ich für alle künftigen persönlichen Entscheidungen Wichtiges eingesehen. Wahrscheinlich wird sich diese Reise sehr bei mir auswirken.⁵⁸²

9. Juli 1939 – Sonntag-. ... Unterhaltung mit Karl Friedrich über Theologisches. Viel gelesen. Die Tage sind durch die Verkürzung von einer Stunde spürbar kürzer. – Seit ich auf dem Schiff bin, hat die innere Entzweiung über die Zukunft aufgehört. Ich kann ohne Vorwürfe an die abgekürzte Zeit in Amerika denken. – Losung: «Ich danke dir, dass du mich gedemütigt hast und lehrst mich deine Rechte» [Ps 119,71]. Aus meinem liebsten Psalm eins der mir liebsten Worte.⁵⁸³

Bonhoeffer machte zehn Tage in England Station. Er besuchte nicht Bischof Bell, dafür jedoch Franz Hildebrandt und Julius Rieger sowie seine Lieben. – Sabine, Gerhard und die Mädchen. Sie alle wussten, dass der Krieg vor der Tür stand, dass sich die Welt jeden Tag schlagartig verändern konnte.

Dort bei den Leibholz bekam Bonhoeffer einen Vorgeschmack auf das, was vor ihm lag. Er brachte Marianne und Christiane gerade englische Kinderreime bei, als ihn die Nachricht erreichte, dass Paul Schneider, einer der mutigsten Pastoren der Bekennenden Kirche, im KZ Buchenwald zu Tode misshandelt worden war.

Aber Bonhoeffer wusste: Es war richtig, dass er zurückging. Er würde sich von Sabine und den Ihren verabschieden und nach Deutschland zurückfahren.

Am 27. Juli traf Bonhoeffer wieder in Berlin ein, von wo aus er sofort weiter zum Sigurdshof fuhr, um seine Arbeit wieder aufzunehmen. Was er nicht wusste, war, dass in seiner Abwesenheit Hellmut Traub die Leitung des Seminars übernommen hatte. Traub erinnert sich an die allgemeine Überraschung, als Bonhoeffer plötzlich vor ihnen stand:

Ich war glücklich, Bonhoeffer draussen und so in Sicherheit zu wissen vor der Schreckensherrschaft, die nun einsetzen musste, und der völligen Katastrophe, von der ich fest überzeugt war. Er durfte nicht in ihr zugrunde gehen. Er kannte den Aufbruch der Kirche, die innere (und nicht nur durch die Deutschen Christen äussere) Notwendigkeit der Bekennenden Kirche, deren Geschicke er mitbestimmt hatte, – in ihm war die Verbindung der besten liberalen Theologie von Harnack her bis in alle jetzigen Bewegungen der dialektischen Theologie lebendig, eine ungemein breite, allgemeine, philosophische, literarische, künstlerische Bildung war in ihm gesammelt und wach. Sein offener Blick und freier Wille zu neuer kirchlicher Gestaltung verbanden sich mit dem Vertrauen, das er bei ausländischen Kirchen ... genoss. Er war förmlich prädestiniert für einen Wiederaufbau der evangelischen Kirche nach dem völligen Ende, das uns doch, dessen war ich ganz gewiss, bevorstand ... Darüber hinaus war für Bonhoeffer – ganz abgesehen von seiner sonstigen schon grossen Gefährdung – überhaupt keine Schonung zu erwarten, da er gewiss den Kriegsdienst hätte verweigern müssen. In diesem Deutschland war jetzt nicht der Platz für ihn, weil wir ihn *dann*, später, meinten wirklich zutiefst gebrauchen zu müssen, – *dann* wäre seine Zeit hier.

Und dann stand eines Tages – nach kurzer Benachrichtigung, er käme zurück – Bonhoeffer vor uns. Das war, wenn ich so sagen darf, völlig programm-

widrig. Sein Auftreten war letztlich immer ausserordentlich, gerade wo es ganz selbstverständlich erschien. Ich griff ihn sofort förmlich an und fuhr heraus: Wie könne er denn zurückkommen? Wo er mit so viel Mühe endlich in Sicherheit – für uns doch, für unsere Sache in Sicherheit gewesen wäre! Hier sei doch alles verloren. Er zündete sich sehr ruhig eine Zigarette an. Dann sagte er: Er habe einen Fehler gemacht, als er nach Amerika gegangen sei. Er begreife es auch jetzt eigentlich nicht mehr, weshalb er das getan habe ... Eben dies, die bewusste Preisgabe vieler und wahrscheinlich grosser Möglichkeiten zu eigener Entfaltung in den freien Ländern und das Heimkehren in die finstere Knechtschaft und die dunkle Zukunft, aber in seine Wirklichkeit, gab allem, was er dann sagte, eine kräftige und fröhliche Bestimmtheit, wie sie nur aus verwirklichter Freiheit erwächst. Er wusste, dass er einen klaren Schritt getan hatte, obwohl alles Konkrete vor ihm noch ganz unklar war.⁵⁸⁴

Das Leben in den beiden Sammelvikariaten in Hinterpommern ging weiter in diesem August. Aber das Nahen des Krieges war förmlich spürbar, und sie waren hier so nah an Polen, wo er sicher beginnen würde, dass Bonhoeffer es für zu gefährlich befand, weiter hierzubleiben. Er beendete die Sommerkurse in Köslin und Sigurdshof vorzeitig, und am 26. August war er wieder in Berlin.

22. KAPITEL

DAS ENDE DEUTSCHLANDS

Mit Heilsarmee-Methoden führt man keinen Krieg.

ADOLF HITLER

Hitler braucht einen Kriegsvorwand

Als Hitler im März in Prag einmarschiert war, setzte Neville Chamberlain seine Teetasse ab, rieb sich die Augen, ersetzte eines seiner Zuckerbrote durch die Peitsche: Sollte Hitler Krieg gegen Polen beginnen, würde Grossbritannien Polen verteidigen. Dieser Krieg stand jetzt kurz bevor. Doch Hitler konnte ihn nicht einfach vom Zaun brechen, – es musste so aussehen, als ob er ein Akt der Notwehr war. Am 22. August 1939 teilte er seinen Generälen mit: «Ich werde propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht.»⁵⁸⁵

Hitlers Plan sah vor, dass SS-Männer in polnischen Uniformen den deutschen Radiosender Gleiwitz an der polnischen Grenze angreifen sollten. Damit die Sache echt aussah, brauchte man auch ein paar deutsche «Opfer». Dazu würde man narкотisierte KZ-Insassen verwenden (Codewort: «Konserven»), die in deutschen Uniformen sterben würden. Es wurde schliesslich nur ein einziger Mann zu diesem Zweck durch eine Injektion getötet und anschliessend mit mehreren Schusswunden versehen, damit es so aussah, als ob polnische Soldaten ihn getötet hätten.⁵⁸⁶

Dieser Auftrag wurde am 31. August durchgeführt. Im Morgengrauen des 1. September stiessen deutsche Truppen in einem «Vergeltungsangriff» über die

polnische Grenze vor, und Görings Luftwaffe liess den Tod vom Himmel regnen, bewusst auch auf zivile Ziele. Auf dem Boden wurden Zivilisten sorgfältiger und systematischer ermordet. Es handelte sich um einen geplanten Massenmord und den ersten bitteren Vorgeschmack der Polen auf die Schreckensherrschaft der Nazis. Es würde einige Zeit dauern, bis der Rest der Welt die Einzelheiten der deutschen Kampagne erfuhr. Fürs Erste drang nur nach aussen, dass die deutschen Panzerdivisionen durch Polen schnitten – wie das sprichwörtliche heisse Messer durch die Butter, 50 bis 70 Kilometer pro Tag.

In einer Rede an den Reichstag kleidete Hitler sich in die Rolle des gekränkten Opfers: «Sie kennen die endlosen Versuche, die ich zu einer friedlichen Verständigung über das Problem Österreich unternahm und später über das Problem Sudetenland, Böhmen und Mähren. Es war alles vergeblich.» Polen hatte seine grosszügigen Friedensangebote kaltschnäuzig abgelehnt und seine Gutmütigkeit mit Gewalt beantwortet! «Meine Friedensliebe und meine endlose Langmut soll man nicht mit Schwäche oder gar Feigheit verwechseln! ... Ich habe mich daher nun entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu reden, die Polen seit Monaten uns gegenüber anwendet!» Die Geduld des friedliebenden «Führers» war zu Ende. «Polen hat nun heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen, und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.»⁵⁸⁷

Es war die Stunde, die Admiral Canaris, der Chef der Abwehr, schon seit Langem gefürchtet hatte. An diesem Tag war Hans Bernd Gisevius im OKW ein Diplomat, den Canaris für den Widerstandskreis gegen Hitler hatte gewinnen können. Als sie sich auf dem Flur über den Weg liefen, zog Canaris Gisevius beiseite und sagte mit von Bewegung erstickter Stimme: «Das ist das Ende Deutschlands.»⁵⁸⁸

Würde Grossbritannien Deutschland jetzt den Krieg erklären? Hitler und sein Aussenminister von Ribbentrop glaubten nicht daran, – sicher würden die Briten, wie schon bei Österreich und der Tschechoslowakei, eine «diplomatische» Lösung vorziehen. Und zwei Tage lang spielten die Briten auch die diplomatische Karte,

bis Chamberlain sich einen Ruck gab und Grossbritannien – entgegen Hitlers Kalkül – Deutschland am Sonntag, den 3. September, den Krieg erklärte.

An diesem Vormittag waren Dietrich und Karl-Friedrich in Berlin, ein paar Minuten vom elterlichen Haus entfernt, und sprachen über die Ereignisse der letzten Tage. Es war ein schwülwarmer Tag mit tiefhängenden Wolken. Plötzlich ertönten Sirenen. Es war zwölf Uhr. Dietrich fuhr auf seinem Fahrrad rasch zurück zur Marienburger Allee. Was war passiert? Doch keine Flugzeuge erschienen über der Stadt; noch gab es keine Vergeltung aus der Luft. Es war alles etwas unwirklich. Aber der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

September 1939

In den ersten Kriegswochen dachte Bonhoeffer über seine Situation nach. Er hatte einen Aufschub seiner militärischen Einberufung um ein Jahr erreicht, und seine Beziehungen zur Obrigkeit in Schlawa waren gut. Aber was würde geschehen, wenn das Jahr vorbei war? Sollte er Militärpfarrer werden, vielleicht sogar in einem Lazarett? Seine Mutter traf sich mit ihrem Vetter Paul von Hase, dem Stadtkommandanten von Berlin, um über diese Option zu sprechen, und Bonhoeffer reichte einen entsprechenden Antrag ein. Die Antwort kam erst im Februar und fiel negativ aus, – Militärg Geistlicher werden konnte nur, wer bereits Dienst an der Front geleistet hatte.

Derweil waren zahlreiche der Seminaristen von Finkenwalde, Köslin, Schlawa und Sigurdshof bereits einberufen worden. Am dritten Kriegstag fiel der erste, – als der Krieg zu Ende war, waren über 80 der 150 Seminaristen aus Finkenwalde und den Sammelvikariaten tot. Am 20. September 1939 schrieb Bonhoeffer den Finkenwalder Brüdern in seinem Rundbrief:

Als Antwort auf eine Feldpostkarte bekam ich die Nachricht, die ich Euch heute weitergeben muss, dass unser lieber Bruder Theodor Maass am 3.9. in

Polen gefallen ist. Es wird Euch wie mir diese Nachricht unfasslich sein. Aber ich bitte Euch, lasst uns Gott danken in der Erinnerung an ihn. Wir hatten in ihm einen guten Bruder, einen stillen, treuen Pastor der Bekennenden Kirche, der selbst vom Wort und Sakrament lebte, den Gott auch gewürdigt hat, für das Evangelium leidend einzustehen. Ich bin gewiss, er war bereit zu gehen. Wo Gott Lücken reisst, da sollen wir sie nicht mit Menschenworten zu füllen versuchen. Sie sollen offen bleiben. Unser einziger Trost ist der Gott der Auferstehung, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der auch sein Gott war und ist. Bei ihm wissen wir unsern Bruder und in ihm ist die bleibende Gemeinschaft derer, die vollendet haben und die noch ihrer Stunde entgegengehen. Gott sei gelobt über unserm gefallenem Bruder und sei uns allen barmherzig an unserm Ende.⁵⁸⁹

Der Krieg brachte Bonhoeffer in eine merkwürdige Lage. Er war schon immer ein scheinbar widersprüchlicher Mann gewesen. Der Krieg würde dies noch unterstreichen. Er wusste: Er konnte nicht für Hitlers Deutschland kämpfen, hatte jedoch grosses Verständnis für die jungen Männer, die die Dinge anders sahen. Er wusste darum, dass er selbst Wahlmöglichkeiten besass, die sie nicht hatten. Albrecht Schönherr erinnert sich an die damalige Stimmung:

Aufgrund der Nazi-propaganda, die uns die Situation nur verschwommen wahrnehmen liess, hatten wir den Eindruck, dass wir – ja, das Vaterland verteidigen mussten. Wir hatten natürlich kein sehr gutes Gewissen dabei, und begeistert war schon gar niemand ... Es war auch ganz einfach so, dass jeder, der im Kriegsfall die militärische Dienstpflicht verweigerte, mit der Hinrichtung rechnen musste. War hier schon der Punkt erreicht, wo wir unser Leben drangeben mussten und damit auch die Fürsorge für unsere Familien und alles, was uns wichtig war, oder war er noch nicht erreicht? Bonhoeffer sagte niemandem: «Du darfst nicht gehen.» ... Aus dem Rückblick sieht man das alles na-

türlich viel kritischer, aber heute wissen wir, was damals alles geschah, während wir es damals nicht deutlich sehen konnten. Ich erinnere mich noch, wie betroffen Bonhoeffer selbst war, dass er einem Mann den Rücken gestärkt hatte, der den Kriegsdienst strikt verweigerte und daraufhin exekutiert wurde. Es war eine sehr merkwürdige Situation, in der wir damals alle standen.⁵⁹⁰

Teufelswerk

Als Mitte Oktober die Kämpfe in Polen vorüber waren, konnte man es wagen, die Sammelvikariate wieder aufzunehmen, zumindest das in Sigurdshof. Acht Seminaristen kamen, und Bonhoeffer machte dort weiter, wo er aufgehört hatte – mal in der Idylle der pommerschen Wälder, mal in der gärenden Hektik Berlins. Der Winter war einer der strengsten seit Menschengedenken. Doch es war eine Freude, sich in diese verschneite Märchenwelt zu flüchten, in der die Uhren langsamer gingen als in der brutalen Wirklichkeit von Politik und Krieg.

Doch Bonhoeffer konnte dieser Wirklichkeit nie vollständig entfliehen. In Berlin traf er sich mit Dohnanyi, der ihm wie immer alles sagte. Doch was er jetzt zu sagen hatte, hatte Bonhoeffer noch nie gehört und würde sein Denken von Grund auf verändern. Dohnanyis Neuigkeiten übertrafen seine schlimmsten Alpträume. Was er jetzt wusste, machte ihn noch einsamer – einsamer als je zuvor. Denn viele in Kirche und Ökumene setzten sich mit aller Kraft für eine Beendigung des Krieges ein, – doch nicht Bonhoeffer. Er war nun davon überzeugt, dass es das Hauptziel sein musste, Hitler zu beseitigen, – erst danach könnte Deutschland in Friedensverhandlungen eintreten. Ein Friedensschluss mit einem Mann wie Hitler war nicht besser als ein Krieg. Aber das konnte Bonhoeffer nicht offen sagen, selbst in ökumenischen Kreisen nicht. Um diese Zeit muss ihm allmählich aufgegangen sein, dass er eigentlich schon zu der Anti-Hitler-Verschwörung dazugehörte. Was

er wusste, konnte er nicht einmal seinen besten Freunden erzählen, – es war zu gefährlich geworden. Mehr denn je war er jetzt allein mit Gott und bei allem, was er tat, ganz auf ihn geworfen.

Doch von welchen geheimen Informationen wusste Bonhoeffer?

Dohnanyi berichtete ihm, dass Hitler unter der dunklen Decke des Krieges unsagbare Gräueltaten beging, gegen welche sich die üblichen Schrecken des Krieges wie Ammenmärchen ausnahmen. Nach den Berichten aus Polen beging die SS dort Verbrechen, die man aus der zivilisierten Welt nicht kannte. So hatten am 10. September mehrere SS-Leute eine Gruppe von fünfzig polnischen Juden beaufsichtigt, die in unmenschlicher Zwangsarbeit den ganzen Tag lang eine Brücke reparieren mussten. Als sie fertig waren, trieb die SS sie in eine Synagoge: Dort wurden sie alle ermordet. Und dies war nur ein Beispiel. Dem Vorrücken der Wehrmacht in Polen folgte auf breiter Front der systematische Massenmord an Zivilisten.

Dohnanysis Hauptquelle war sein Chef, Admiral Canaris. Die Nachrichten waren so beunruhigend, dass Canaris auf einem Treffen mit Wilhelm Keitel bestand, dem Chef des OKW. Das Treffen fand am 12. September in Hitlers Privatzug statt, und Canaris befragte Keitel über die Verbrechen, die da geschahen und die Deutschland zerstören würden. Was Canaris bei diesem höflichen Gespräch noch nicht wissen konnte: Es würden noch weitaus grausamere Verbrechen geschehen und Deutschland würde noch weitaus gründlicher zerstört werden – so etwas hatte er sich in seinen schlimmsten Alpträumen nicht ausgemalt. Die deutsche Kultur und Zivilisation, die er kannte und liebte, würde aus den Geschichtsbüchern ausgeradiert werden. Künftige Generationen würden es nicht glauben können: Hatte es in diesem Land je etwas Gutes gegeben, wo Deutschland doch so viel Böses hervorgebracht hatte? Das abgrundtief Böse würde alles andere verdecken. Wie Teufel waren die finsternen Mächte auf ihren toten Pferden rückwärts durch den Krater der Zeit geritten und hatten auch die Vergangenheit Deutschlands zerstört.

Canaris und die anderen in der deutschen Militärführung sahen das Bestialische in Hitlers Wesen. Sie konnten nicht wissen, dass er dieses Wesen hätschelte

und tätschelte. Es war eine Triebfeder seiner Ideologie, die nur auf die Gelegenheit gewartet hatte, jedem Juden und Polen, Priester und Aristokraten an die Gurgel zu springen und ihn in Stücke zu reissen. Die deutschen Generäle hatten den dunkelroten Blutstrom nicht gesehen, der schon geraume Zeit unter der Oberfläche des neuen Deutschlands brodelte. Jetzt brach er plötzlich hervor wie ein Geysir. Trotz aller warnenden Zeichen – das hier schien zu schrecklich, um wahr zu sein.

Hitlers Stunde war gekommen. Am 1. September 1939 ergoss sich ein brutaler neuer Sozialdarwinismus über Europa: Der Triumph der Starken über die Schwachen à la Nietzsche konnte beginnen. Die Schwachen, von denen man sich noch einen Nutzen versprach, würden brutal versklavt, die unnützen ermordet werden. Dass Hitler in einem Angriffskrieg Polen an sich riss, war nicht zu vergleichen mit dem, was die Nazis jetzt taten. Ihre Rassenideologie verlangte mehr als den Anschluss von einzelnen Gebieten, – Polen sollte ein gigantisches Arbeitslager werden. Seine Bewohner sollten als «Untermenschen» gebrochen und schlimmer als Tiere behandelt werden. Ein Scheitern dieses Planes war ebenso wenig vorgesehen wie auch nur das kleinste Stückchen Gnade und Nachsicht; die neuen Tugenden hiessen Brutalität und Rücksichtslosigkeit.

Auch Stalin trug sein Teil dazu bei und marschierte am 17. September 1939 in Ostpolen ein. Denn am 23. August hatten zuvor beide Diktatoren, Hitler und Stalin, ihre Interessengebiete in einem geheimen Zusatzabkommen zu einem Nichtangriffspakt abgesteckt. Deutschland erklärte sich an Estland, Lettland, Finnland, Bessarabien und an Ostpolen jenseits der Flüsse Pissa, Narew, Weichsel und San für nicht interessiert. Die Sowjetunion erklärte sich ihrerseits für nicht interessiert an Litauen und den polnischen Gebieten westlich dieser Flüsse.

Canaris schrieb damals in sein Tagebuch: «Ich machte Generaloberst Keitel darauf aufmerksam, dass ich davon Kenntnis habe, dass umfangreiche Füsilierungen in Polen geplant seien und dass insbesondere der Adel und die Geistlichkeit ausgerottet werden sollten.» Canaris bezog sich hier auf die von der SS sogenannten «Flurbereinigungs»pläne, die «Judentum, Intelligenz, Geistlichkeit, Adel» in

Polen betrafen.⁵⁹¹ Die gesamte polnische Elite sollte ausgeremert werden. Der Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, erklärte kurz nach seiner Ernennung, dass die Polen «die Sklaven des grossdeutschen Weltreiches» werden sollten.⁵⁹²

Es hatte Warnzeichen gegeben, die lautesten in Hitlers Buch *Mein Kampf*. Die westliche Welt hätte sich das Rätselraten über Hitlers Vorhaben sparen können. Aber wer hatte so etwas im Ernst erwartet? Am 22. August erklärte Hitler seinen Generälen, im Laufe des kommenden Krieges würden Dinge geschehen, die ihnen missfallen würden. Ein anderes Mal sprach er «vom ‚Teufelswerk‘, das im Osten zu verrichten»⁵⁹³ sei, und erklärte: «... mit Heilsarmee-Methoden führt man keinen Krieg.»⁵⁹⁴ Es war alles von ihm geplant, und in jener Besprechung am 22. August forderte er die Generäle auf, sich nicht in solche Sachen einzumischen, sondern sich auf die Ausübung ihrer militärischen Pflichten zu beschränken.

Es lag etwas in der deutschen Psyche, das nur zu offen für solch eine Argumentation war. Doch einige tapfere Köpfe dachten noch selbstständig. Einer von ihnen war der Kirchenmann Niemöller, ein anderer war jetzt der auch in politischen Zusammenhängen denkende Canaris. Er wurde bei Keitel vorstellig, doch ohne Erfolg. Canaris begriff nicht: Die Brutalität gehörte zum Wesen der finsternen Vision, die Hitler jetzt umsetzte. Und Keitel war es nicht gewohnt, über Dinge nachzudenken, die seine Gehaltsklasse überstiegen, – er antwortete Canaris, dass «diese Sache bereits vom Führer entschieden sei».⁵⁹⁵

Da die schlimmsten Gräuere von der SS verübt wurden, konnte Hitler sie vor seinen Generälen verbergen. Manches sickerte trotzdem durch, und viele Generäle waren zutiefst empört. Generaloberst Johannes Blaskowitz schickte Hitler eine Denkschrift, in der er beschrieb, was er gesehen hatte, und fragte, was für eine Wirkung es auf die deutschen Soldaten haben würde. (Wenn selbst kampfprobierte Militärführer schockiert waren, kann man sich vorstellen, was in den jungen Soldaten vorging, die noch nie in einen Krieg gezogen waren.) General Bock las Blaskowitz' Denkschrift und fand die Schilderungen «haarsträubend». Die Generäle

Petzel und von Kuchler forderten ein Ende der Massaker an Zivilpersonen. General Ulex fand, dass die sogenannte «Volkstumspolitik» «die Ehre des ganzen deutschen Volkes beflecke», und General Lemelsen liess einen SS-Mann, der die Erschiessung von fünfzig Juden angeordnet hatte, kurzerhand verhaften.⁵⁹⁶

Zur Verantwortung gezogen wurde letztlich niemand; Hitler sorgte höchstpersönlich für eine Generalamnestie. Doch in dem Masse, wie die Berichte über die Gräueltaten die Runde machten und sich als wahr erwiesen, erklärten sich mehr und mehr in der deutschen Militärführung endlich bereit, sich einem Coup gegen Hitler anzuschliessen.

Doch nicht alle. Als im Januar 1940 Blaskowitz General Walther von Brauchitsch eine neue Denkschrift zuschicken liess, in der er darlegte, dass die Einstellung der Truppe zur SS «zwischen Abscheu und Hass» schwanke und «jeder Soldat sich angewidert und abgestossen» fühle «durch diese Verbrechen, die in Polen von Angehörigen des Reiches und Vertretern der Staatsgewalt begangen werden»,⁵⁹⁷ zuckte Brauchitsch die Achseln. Er wollte nicht, dass die Armee sich mit diesen Untaten beschmutzte, aber solange die schmutzige Arbeit von der SS gemacht wurde, würde er keinen Krach schlagen. Andere Generäle schlugen Krach, aber mussten erkennen, dass dies nichts fruchtete. Täglich wurden mehr Juden und Polen abgeschlachtet. War ein Militärputsch eine Lösung? Viele der hohen Militärs waren Christen, – sie nannten das Böse beim Namen und fühlten sich verpflichtet, es aufzuhalten. Viele waren der Auffassung, dass ein guter Deutscher und treuer Christ die Pflicht hatte, sich gegen den Mann zu wenden, der ihr Land führte.⁵⁹⁸

Doch sie wussten: Wenn sie ihren Putsch nicht sorgfältig planten, konnte der Schuss nach hinten losgehen. Zweierlei war äusserst wichtig: Erstens mussten sie sich mit der britischen Regierung in Verbindung setzen, um sicherzustellen, dass sie, die Verschwörer, nicht mit Hitler und den Nazis gleichgesetzt würden. Wenn Hitlers Tod die Briten nur dazu brachte, Deutschland zu zerstören, wäre wenig gewonnen. Und zweitens mussten sie genügend viele der Armeeführer auf ihre Seite ziehen, um das Nazisystem komplett kippen zu können. Wenn sie lediglich Adolf

Hitler umbrächten, würde womöglich eine neue Dolchstosslegende entstehen angesichts der grossen bisherigen militärischen Erfolge, die Hitler zugerechnet wurden.

Die Naziweltanschauung zu Hause

Hitlers Pläne sahen nicht nur die Versklavung Polens und die Ausrottung der Juden vor, sondern auch die Ausmerzung von Deutschen mit einer Behinderung. Jetzt konnte er damit beginnen. Schon 1929 hatte er sich auf einem Parteitag positiv über den Gedanken geäussert, pro Jahr 700'000 der «schwächsten» Deutschen zu «beseitigen».⁵⁹⁹ Vor dem Krieg hätte die Durchführung solcher Pläne einen Aufschrei der Entrüstung ausgelöst. Jetzt, wo alles wie gebannt auf die Kampfhandlungen startete, sollte dieser Albtraum im eigenen Land wahr werden, – der durch den Krieg aufgewirbelte Staub würde auch zu Hause viele Gräuelpfade verdecken.

Die Vorbereitungen zur «Euthanasie» – das griechische Wort bedeutet «schöner Tod» – liefen bereits seit mehreren Jahren, – jetzt begann die Umsetzung. Kurz vor Kriegsbeginn, im August 1939, waren alle Hebammen und leitenden Ärzte der Entbindungsanstalten aufgefordert worden, jedes einzelne, seit 1936 mit Behinderung geborene Kind an die Behörden zu melden. In den folgenden Jahren wurden 5'000 behinderte Säuglinge und Kleinkinder 600 getötet.

Doch die Aufmerksamkeit der Nazis wandte sich auch den anderen «unheilbar Kranken» zu. In ihrem exzellenten Buch *For the Soul of the People* erzählt Victoria Barnett die Geschichte dieser sogenannten «Aktion T4»*:

Es ist unwahrscheinlich, dass die ersten Anstalten, die die Formulare erhielten, sich über ihren Zweck im Klaren waren. Für jeden Patienten war ein Formular auszufüllen, das detailliert die Art seiner Krankheit oder Behinderung, die

* Der Deckname «Aktion T4» steht für den Sitz der Aktionszentrale in der «Tiergartenstrasse 4» in Berlin. M. Zimmermann-Acklin, *Euthanasie*, S. 69.

Dauer seines bisherigen Verweilens in Anstalten und seine rassische Zugehörigkeit angab. Im Begleitschreiben erklärte man den Anstaltsleitern, dass das Ausfüllen der Formulare zu statistischen Zwecken erforderlich sei und dass aufgrund von kriegsbedingten Lazarettengpässen grössere Verlegungen von Patienten in andere Anstalten notwendig werden könnten. Drei staatliche Experten würden die ausgefüllten Formulare durchgehen, die zu «verlegenden» Patienten ermitteln und ihren Abtransport aus ihrer Anstalt organisieren.⁶⁰¹

Kurz nach Beginn des Polenfeldzugs wurden die ersten als besonders «lebensunwert» erachteten erwachsenen Patienten in Busse verfrachtet, um sie zu «verlegen» – in Heime, wo sie systematisch ermordet wurden. Die Tötung geschah bis 1941 durch Kohlenmonoxid in sechs Gasmordanstalten. Ab 1942 wurden Kranke direkt in ihrem Heim umgebracht, oft durch die Giftspritze.⁶⁰² Die Eltern und sonstigen Verwandten der Opfer bekamen von all dem nichts mit, bis sie durch ein amtliches Schreiben vom Ableben des Betroffenen informiert wurden, der bereits eingäschert worden war. Als Todesursache wurde meist Lungenentzündung oder eine andere gängige Krankheit angegeben. Auf Verlangen wurde die Urne mit der Asche überstellt. Erst nach und nach wurden manche Angehörige oder Anstaltsleiter wie Bodelschwingh misstrauisch.*

Hitlers geheime Anordnung dieser Massnahme wurde auf den 1. September rückdatiert, sodass sie mit dem Kriegsbeginn zusammenfiel.⁶⁰³ So konnte man die Tötungen damit begründen, dass diese Patienten den Soldaten, die im Kampf für

So weigerten sich die Anstalten in Bethel, die im Juni 1940 erhaltenen Meldebögen auszufüllen, und Pastor Paul Gerhard Braune veröffentlichte einen Monat darauf eine Denkschrift mit Untersuchungsergebnissen zu den Todesfällen. Vgl. Von Bodelschwingh-sche Stiftungen Bethel, 1940 bis 1960 – Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen, in: Bethel Chronik, 15. August 2011

<http://www.bethel.de/ueber-uns/bethel-chronik/1940-bis-1960.html> ,

Volk und Vaterland verwundet worden waren, Lazarettbetten und Pflegeeinrichtungen wegnähmen. Ein Reich, das im Krieg gegen seine Feinde stehe, könne sich das Durchfüttern unheilbar Kranker nicht leisten. Diese Kranken hätten geradeso ihr Leben für die Sache des Reiches einzusetzen wie alle anderen auch, und so wie die Eltern der jungen Soldaten diese für das Reich zu opfern hätten, so müssten die Eltern dieser Behinderten auch ihr Opfer beitragen. Das «T-4-Programm» wurde von Reichsleiter Philipp Bouhler und Hitlers Leibarzt, Karl Brandt, geleitet, dem Mann, dem Erwin Sutz in den Alpen begegnet war.

Die Tötungen und Einäscherungen in diesen «Euthanasie»-Zentren waren die ersten Versuche der Nazis auf dem Gebiet der Massentötungen. Die hier gesammelten Erfahrungen wurden zur Perfektionierung der Mordmaschinerie verwendet, die später in den zahlreichen Todeslagern gipfeln sollte, in denen Hunderttausende, ja Millionen unschuldiger Menschen umgebracht wurden.

Erneute Putschpläne

Ende September 1939 war man sich in Deutschland sicher, dass jetzt bald wieder Frieden einkehren würde. Hitler hatte bekommen, was er wollte, und damit war die Sache erledigt. Aber am 27. September, dem Tag der Kapitulation Warschaus, holte Hitler frühere Pläne aus seiner privaten Schublade: nämlich den Krieg im Westen zu beginnen, um «Frankreich zu zerschlagen» und England «auf die Knie zu zwingen». ⁶⁰⁴ Wieder waren die Generäle wie vom Donner gerührt, und die Pläne, den Wahnsinnigen zu beseitigen, wurden erneut aktuell.

Beck bat Dohnanyi auch, seine «Skandalchronik» fortzuführen (sie würden beide für sie an den Galgen kommen). ⁶⁰⁵ Dohnanyi beschaffte sich zu diesem Zweck Foto- und Filmmaterial über zahlreiche SS-Verbrechen in Polen. Wenn man nach der Beseitigung Hitlers und der «Niederlage» Deutschlands eine Wiederauflage der «Dolchstosslegende» vom Ersten Weltkrieg vermeiden wollte, musste

man die Naziverbrechen dokumentieren. Es gab weitere Gespräche und Treffen, und an einigen nahm Bonhoeffer teil.

Doch während das Militär sich auf weitere Kriege vorbereitete (und die Verschwörer auf den nächsten Putschversuch), geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte. Der «Führer» zog einen vertrockneten Olivenzweig aus der Tasche wie ein Zauberer das berühmte Kaninchen aus dem Zylinderhut und schwenkte ihn vor den erstaunten Augen der Welt. In einer Reichstagsrede am 6. Oktober gab er sich wieder als der grossmütige Staatsmann und schlug – einen Friedensschluss vor: «Ich habe es vor allem unternommen, das Verhältnis zu Frankreich zu entgiften und für beide Nationen tragbar zu gestalten ... Deutschland erhebt keine Forderungen mehr gegen Frankreich ... Nicht geringer waren meine Bemühungen für eine deutschenglische Verständigung, ja darüber hinaus für eine deutsch-englische Freundschaft . . .»⁶⁰⁶

Es war eine reife schauspielerische Leistung. Hitlers unausgesprochene Bedingung für einen Frieden war natürlich, dass niemand ein Wort über die blutgetränkte Erde Polens verlor, die nun von deutschen Truppen besetzt war, auch kein Wort über die Tschechoslowakei. Wenn niemand so dumm wäre, diese Dinge zur Sprache zu bringen, könnten sie gerne Frieden haben. Aber Chamberlain glaubte, wie eine verschmähte Geliebte, dem Süssholzraspeln nicht mehr. Wenn Hitler wirklich Frieden wünsche, so sagte er, müsse er das durch «Taten, nicht allein durch Worte» zeigen.⁶⁰⁷ Am 12. Oktober lehnte er Hitlers Vorschlag ab.

Die deutschen Generäle begriffen, dass sie rasch handeln mussten. Sie mussten putschen, *bevor Hitler den Westen angriff*. Marschierten erst einmal deutsche Armeen gegen Belgien und Holland, wäre es noch schwieriger, die Briten dazu zu bringen, die Verschwörer ernstzunehmen, von denen zudem viele an dem Polenfeldzug beteiligt gewesen waren. Und Hitler würde nicht lange die Hände in den Schoss legen. Wenn er die Briten nicht dazu bewegen konnte, ihm den Frieden zu geben, den er wollte, würde er es «mit Gewalt zum Frieden zwingen», wie Generaloberst Franz Halder in seinem Kriegstagebuch notiert.⁶⁰⁸ Während die deutsche

Führung die Pläne für einen baldigen Angriff auf den Westen schmiedete, schmiedeten die Verschwörer ebenfalls in aller Eile eigene Pläne.

Zu diesen Plänen gehörte nicht nur ein erfolgreiches Attentat auf den «Führer». Zunächst einmal mussten die Verschwörer sicherstellen, dass die Briten und anderen ausländischen Mächte überhaupt von ihrer Existenz wussten und bereit waren, sie am Tag X zu unterstützen. Sie wollten nicht, dass Grossbritannien und Frankreich Hitlers plötzlichen Tod nutzten, um sich an Deutschland zu rächen. Sie brauchten Friedenszusagen von diesen Ländern. Und im Osten durften sie auch die Sowjetunion nicht vergessen. Stalin lauerte unablässig auf eine günstige Gelegenheit, das nächste Stück Europa risikolos an sich zu reißen. Für die Verschwörer kam alles darauf an, freundschaftliche Kontakte zum Ausland zu suchen und zu pflegen und das Ausland davon zu überzeugen, dass auf sie als Verschwörer Verlass war.

Genau dafür benötigten sie Bonhoeffer. Seine Kontakte zu den Briten würden in den kommenden Jahren eine tragende Rolle spielen. Seine Beziehungen zu Bischof Bell und anderen (und Bells Beziehungen zu führenden Leuten in der britischen Regierung) waren äusserst wichtig, und ausserdem besass er Kontakte nach Norwegen und Amerika. Aber würde dieser Pastor wirklich auch den letzten Schritt gehen und die Verschwörer nicht nur moralisch und theoretisch unterstützen, sondern aktiv an der Verschwörung teilnehmen?

23. KAPITEL

VOM BEKENNER ZUM VERSCHWÖRER

Durch diese Begegnung mit Bonhoeffer im Jahr 1935 trat für manche unter uns nun auch das Problem, das wir heute mit politischem Widerstand bezeichnen, zunehmend stärker in den Vordergrund ... Die eskalierende Judenverfolgung erzeugte eine mehr und mehr unerträgliche Situation, vor allem für Bonhoeffer seihst. Alle tapfere confessio ging für uns von da an einher mit unausweichlichem Komplizentum mit den Mördern.

EBERHARD BETHGE

Wir müssen durch ein sehr tiefes Tal, ich glaube noch viel tiefer als wir jetzt ahnen, bevor wir wieder bergauf gehen können.

DIETRICH BONHOEFFER

Gescheiterte Pläne

Bonhoeffer befand sich mitten in der Verschwörung gegen Hitler. Er stand denen zur Seite, die direktere Rollen in ihr spielten. Seinem Bruder Klaus und seinem Schwager Hans von Dohnanyi stärkte er ohne Bedenken moralisch den Rücken. Doch es war etwas ganz anderes, sich dem Verschwörerkreis gleichsam offiziell anzuschliessen.

Bonhoeffers Lage war kompliziert. Als einer der Leiter der Bekennenden Kirche war er in seinen Entscheidungen weniger frei, als wenn er ein Einzelgänger gewesen wäre. Er musste bei allem, was er tat, an die Auswirkungen auf andere denken. Aus dieser Überlegung heraus hatte er sich beispielsweise gegen die offene

Kriegsdienstverweigerung entschieden. Bonhoeffer tat sich nie leicht mit seinen Entscheidungen, aber sobald ihm etwas ganz klar geworden war, konnte ihn nichts mehr bremsen. Nach seiner Rückkehr aus New York war er sich noch nicht sicher, was Gott weiter mit ihm vorhatte.

Es muss irgendwann nach New York gewesen sein, dass seine Schwägerin Emmi Bonhoeffer (Klaus' Ehefrau) ziemlich direkt versuchte, ihn zu einem verbindlicheren Engagement zu bringen. Emmi und Klaus waren Christentum und Kirche gegenüber distanziert, und es lag nahe, dass sie den Eindruck hatte, ihr Schwager, der Herr Pastor, mache es sich etwas zu bequem, während ihr Mann Kopf und Kragen riskierte; War er vielleicht so «geistlich gesinnt», dass er irdisch zu nichts taugte? Sie dachte genügend hoch von Dietrich, um ihn persönlich darauf anzusprechen. «Ihr Christen freut euch», sagte sie ihm, «wenn andere das tun, was ihr für nötig haltet, aber irgendwie habe ich den Eindruck, dass ihr nicht bereit seid, euch selber die Hände schmutzig zu machen und zu handeln.» Sie forderte Bonhoeffer nicht auf, ein Attentäter zu werden, aber sie fand, dass er nicht so viel tat wie ihr Ehemann oder Dohnanyi.

Das brachte Bonhoeffer zum Nachdenken. Er antwortete: Man solle sich niemals freuen, wenn jemand einen Menschen umbringe. Doch er wusste genau, was sie meinte, und verstand ihre Argumente. Doch sein Weg war ihm noch nicht klar.⁶⁰⁹

In der Zwischenzeit arbeiteten die Verschwörer mit neuer Kraft. Dohnanyi setzte sich mit Dr. Josef Müller in Verbindung, einem Münchner Rechtsanwalt mit engen Verbindungen zum Vatikan. Der in den Verschwörerkreisen manchmal als «Herr X» bezeichnete Müller war ein enorm kräftiger Mann, den Freunde seit seiner Kindheit *Ochsensepp* nannten. Im Oktober 1939 reiste er nach Rom – offiziell im Auftrag der Abwehr, in Wirklichkeit, um den britischen Botschafter am Heiligen Stuhl zu kontaktieren und Friedenszusagen von den Briten zu erhalten für den Fall, dass es gelänge, Hitler zu stürzen. Dies gelang Müller. Eine Bedingung der Briten bestand allerdings darin, dass Deutschland die in den vergangenen beiden

Jahren annektierten Gebiete wieder abtrete. Doch Müller ging noch weiter: Er wirkte die Zusage von Papst Pius XII., als Vermittler zwischen Grossbritannien und der nach Hitler zu bildenden neuen deutschen Regierung zu fungieren. Die Lage sah vielversprechend aus. Bonhoeffer und Müller verstanden sich auf Anhieb, und ein Jahr später ermöglichte Müller Bonhoeffer den Aufenthalt im Kloster Ettal. Doch zunächst pendelte Bonhoeffer weiter zwischen Sigurdshof und Berlin.

Die Verschwörer planten ihren Staatsstreich für den Augenblick, in dem Hitler den Befehl zum Angriff auf den Westen gab. Doch immer wieder nannte Hitler einen Termin, alle Beteiligten gingen in die Startlöcher – und dann verschob der «Führer» den Angriff einfach wieder. Im Laufe mehrerer Monate tat er dies nicht weniger als neunundzwanzigmal; es war zum Verrücktwerden.

Die Befehlskette zum Auslösen eines gross angelegten Militärputsches war hochkompliziert, und unglücklicherweise war es General Brauchitsch, der das endgültige grüne Licht geben musste. Es war nicht leicht gewesen, ihn von der Notwendigkeit eines Staatsstreichs zu überzeugen, und Hitlers ständige entnervenden Aufschübe nahmen ihm das bisschen Mut, das er zeigte. Etliche Gelegenheiten zum Losschlagen blieben ungenutzt, und als Hitler den endgültigen Angriffsbefehl gab (im Mai 1940), stolperte der Putschplan über sein eigenes Gewicht und es geschah – nichts. Die Verschwörer waren gescheitert.

Vom Bekenntnis zum Widerstand

Am 15. März 1940 beendete die letzte Seminaristengruppe ihren Kurs, – drei Tage später schloss die Gestapo den Sigurdshof. Sie hatte das illegale Seminar endlich aufgespürt, und die goldene Ära, die im Frühjahr 1935 in Zingst begonnen hatte, war zu Ende. Bonhoeffer konnte keine Pfarramtskandidaten mehr unterrichten. Was sollte er jetzt machen? Er besass immer weniger Möglichkeiten. Es zog ihn

unausweichlich immer tiefer in die Verschwörung gegen Hitler hinein, doch zeichnete sich noch nicht ab, was genau das für ihn bedeuten würde.

Niemand hat besser versucht, das scheinbare Paradox eines Christen zu erklären, der sich in einen Plan zum Tyrannenmord verwickeln liess, als Eberhard Bethge. Er zeigt uns, dass Bonhoeffers Weg in den politischen Widerstand mitnichten ein Bruch mit seinem bisherigen Denken war, sondern eher eine natürliche, unvermeidliche Folge dieses Denkens. Bonhoeffer war es immer ein Anliegen, mutig zu sein und die Wahrheit zu sagen – zu «bekennen» –, komme, was wolle, – aber es kam der Punkt, wo das blosses Aussprechen der Wahrheit nach «billiger Gnade» schmeckte. Doch hören wir Bethge selbst:

Durch diese Begegnung mit Bonhoeffer im Jahr 1935 trat für manche unter uns nun auch das Problem, das wir heute mit politischem Widerstand bezeichnen, zunehmend stärker in den Vordergrund.

Die Ebene des Bekennens rückte näher an die Stelle, wo sich Anlässe zur Resistenz abzeichneten. Die eskalierende Judenverfolgung erzeugte eine mehr und mehr unerträgliche Situation, vor allem für Bonhoeffer selbst.

Alle tapfere confessio ging für uns von da an einher mit unausweichlichem Komplizentum mit den Mördern, auch wenn immer neue Akte von Verweigerungen der Gleichschaltung erfolgten, auch wenn Sonntag um Sonntag das «Christus allein» gepredigt wurde.

In der ganzen Zeit hat der NS-Staat ein Verbot solcher Predigt nicht für nötig erachtet. Warum auch?

So konnte man wohl an den Punkt kommen, an dem die Grenzlinie zwischen Bekenntnis und Widerstand erreicht und zu überschreiten war. Mit einem Mal wurde deutlich: Wenn diese Grenze nicht überschritten wird, steht die confessio nicht besser da als die Kooperation mit den Verbrechern. Und so wurde offenbar, wie es um die Bekennende Kirche stand: *Wir haben widerstanden mit dem Bekenntnis, aber wir haben nicht bekannt mit dem Widerstand.*⁶¹⁰

Sein ganzes Leben lang war Bonhoeffer theologische Fragen mit der gleichen ganzheitlichen Logik angegangen, mit der sein Vater wissenschaftliche Fragen bearbeitete. So gab es auch für Dietrich nur *eine* Realität, der wir Menschen allerdings im «Vorletzten», nämlich in den Dingen dieser Welt, und im «Letzten», nämlich der Wirklichkeit Gottes, begegnen. In Jesus Christus gehören «Vorletztes» und «Letztes» jedoch zusammen und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Ein Hauptthema Bonhoeffers war, dass jeder Christ «ganz Mensch» zu sein hatte, indem er Gott in sein ganzes Leben hineinnahm, nicht nur in irgendeine «religiöse» Abteilung. Abgehoben von Gott zu reden, sich aber zu weigern, sich die Hände mit der wirklichen Welt schmutzig zu machen, in die Gott einen ja gestellt hatte, war schlechte Theologie. Durch Christus hatte Gott gezeigt, dass wir in dieser Welt zu sein und ihm durch unser Handeln in dieser Welt zu gehorchen haben. Und so machte Bonhoeffer sich schliesslich die Hände schmutzig – nicht, weil er ungeduldig geworden wäre, sondern weil Gott zu ihm redete und weitere Gehorsamsschritte verlangte.

Der Schritt über den Rubikon

Nach Monaten des Zögerns und Verschiebens ordnete Hitler, wie gesagt, im Mai 1940 den Angriff im Westen an. Am 10. Mai besetzten deutsche Luftlandtruppen die Maasbrücke bei Moerdijk und ermöglichten den Einmarsch deutscher Truppen in die Niederlande, die sich fünf Tage später ergaben. Dann kam Belgien, und bald ratterten die deutschen Panzer durch Frankreich. Am 14. Juni marschierten deutsche Truppen in Paris ein, und drei Tage danach kapitulierte Frankreich. Es war ein Zusammenbruch erster Ordnung.

Zur gleichen Zeit besuchten Bonhoeffer und Bethge das Pastorat eines der ehemaligen Finkenwalder im ostpreussischen Memel (im heutigen Litauen). Nach einem Pastorentreffen am Vormittag stiegen sie auf eine Fähre, die sie hinaus auf die gegenüberliegende Kurische Nehrung brachte, einen achtundneunzig Kilometer langen Dünenstreifen. Dort genossen sie die Sonne in einem Café. Plötzlich ver-

kündete eine Trompetenfanfare im Radio eine Sondermeldung: *Frankreich hat kapituliert!* Zweiundzwanzig Jahre nach der bitteren Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte Hitler den Spiess umgedreht.

Die Menschen spielten vor Begeisterung beinahe verrückt. Sie sprangen auf, stiegen auf Stühle und Tische. Die Arme reckten sich zum Hitlergruss, man sang «Deutschland, Deutschland über alles» und das Horst-Wessel-Lied. Mittendrin, wie zwei aufgespiesste Käfer, sassen Bonhoeffer und Bethge. Dann hob Bonhoeffer ebenfalls den Arm zum vorgeschriebenen Hitlergruss. Bethge verstand die Welt nicht mehr. Bonhoeffer flüsterte ihm zu: «Nimm den Arm hoch! Bist du verrückt? Wir werden uns jetzt für ganz andere Dinge gefährden müssen, aber nicht für diesen Salut!»⁶¹¹ Bethges erstaunlicher Freund und Mentor hatte ihm in den vergangenen fünf Jahren vieles beigebracht, doch das war neu für ihn.

In dieser Minute erkannte Bethge, dass Bonhoeffer ein Doppelspiel begonnen hatte: Er verhielt sich zwar wie ein Verschwörer, wollte aber doch nicht als Gegner Hitlers erkannt werden, jedenfalls nicht offen gegen ihn auftreten. Er wollte unauffällig bleiben, weil er grössere Pläne schmiedete. Laut Bethge lässt sich kein genaues Datum nennen, an dem Bonhoeffer dem Verschwörerkreis beitrug, aber in jener Cafészene in Memel begriff er, dass sein Freund den Schritt getan hatte – den Schritt vom Bekenntnis zum Widerstand.⁶¹²

Hitlers grösster Triumph

Ein paar Tage später, am 21. Juni 1940, entspann sich eine denkwürdige Szene. Hitler, für den Gnade ein Zeichen von Schwäche war, übergab den Franzosen die Waffenstillstandsbedingungen im Wald von Compiègne nordöstlich von Paris, den diese einen Tag darauf unterzeichneten, also an eben dem Ort, an dem die Deutschen den Waffenstillstand von 1918 hatten unterzeichnen müssen. Diesen schwarzen Tag der Demütigung hatte Hitler nicht vergessen, – jetzt drehte er den Spiess

um! Dass er den besiegten Gegner zwang, an die Stelle der Demütigung Deutschlands zurückzukehren, war das eine. Nicht genug damit, liess Hitler den Eisenbahnwagen aus dem Museum holen, in welchem damals die Unterzeichnung erfolgt war, und auf die Waldlichtung fahren. Die Mauer des Museums wurde dazu mit Pressluftbohrern geöffnet. Damit nicht genug, liess Hitler auch den Stuhl holen, auf dem Marschall Foch 1918 gesessen hatte, damit er selbst auf ihm Platz nehmen konnte. Es ist ein Wunder, dass er nicht auch noch den Vertrag von Versailles in einen Safe stecken und im Atlantik versenken liess.

Hitler und Deutschland hatten dreiundzwanzig Jahre auf diesen Augenblick des Triumphes gewartet, und wenn Hitler je als der Retter des deutschen Volkes auftrat, dann jetzt. Viele Deutsche, die ihm bis jetzt misstrauisch gegenübergestanden hatten, änderten ihre Meinung. Hatte er nicht die blutende Wunde des Ersten Weltkriegs und des Diktats von Versailles geheilt und einem gebrochenen Deutschland seine alte Grösse wiedergegeben? Das Alte war vergangen, Hitler hatte alles neu gemacht. In den Augen vieler Menschen war er plötzlich geradezu ein Gott, der Messias, auf den sie so gewartet und um den sie gebetet hatten und dessen Herrschaft tausend Jahre dauern würde ...

In seinem Buch *Ethik*, an dem er damals arbeitete, schrieb Bonhoeffer unter anderem über die Vergötzung des Erfolges – ein Thema, das ihn faszinierte. Er hatte es bereits viele Jahre zuvor in jenem Brief aus Barcelona angesprochen, in welchem er den Wankelmut der Menge bei den Stierkämpfen beobachtete, die im einen Augenblick den Torero anfeuerten und im nächsten den Stier. Was die Zuschauer mehr als alles andere sehen wollten, war Erfolg. In *Ethik* schrieb Bonhoeffer:

Die Gestalt des Gerichteten und Gekreuzigten bleibt einer Welt, in der der Erfolg das Mass und die Rechtfertigung aller Dinge ist, fremd und im besten Falle bemitleidenswert. Die Welt will und muss durch den Erfolg überwunden werden. Nicht Ideen oder Gesinnungen, sondern die Taten entscheiden. Der Erfolg allein rechtfertigt geschehenes Unrecht ... Keine irdische Macht kann

es wagen den Satz, dass der Zweck die Mittel heilige, so freimütig und selbstverständlich für sich in Anspruch zu nehmen wie die Geschichte dies tut ...

Die Gestalt des Gekreuzigten setzt alles am Erfolg ausgerichtete Denken ausser Kraft ...,⁶¹³

Gott sucht nicht den Erfolg, sondern den Gehorsam. Dem Gehorsamen, der bereit ist, die Niederlage und was auch immer ihn erwartet, hinzunehmen, wird Gott einen «Erfolg» zeigen, den die Welt sich nicht vorstellen kann. Doch der Weg ist schmal, und nur wenige gehen ihn.

Für die deutschen Widerständler waren es entmutigende Zeiten. Doch sie gaben nicht auf, sondern arbeiteten an mehreren Fronten weiter. Es gab immer mehrere Gruppen und Pläne gleichzeitig. Damals tat sich zum Beispiel Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg mit einem Mitglied des Kreisauer Kreises zusammen. Er hatte Verbindungen zu mehreren oppositionellen Gruppen und gewann auch Graf von Stauffenberg für die Verschwörer. Andere hatten vor, den grossen Feldherrn während der Siegesparade auf den Champs-Élysées durch Scharfschützen zu ermorden. Doch die Parade fand nicht statt.

Die siegestrunkenen Nazis nutzten die Gunst der Stunde und Hans Frank, Generalgouverneur von Polen, ordnete weitere kaltblütige Massenhinrichtungen in Polen an.

Der missverstandene Bonhoeffer

Hitlers Erfolg in Frankreich hatte eine neue Situation geschaffen. Bonhoeffer und viele andere im Widerstand waren überzeugt gewesen, dass Hitler Deutschland durch eine militärische Niederlage ruinieren würde. Wer hätte sich träumen lassen, dass er es durch Siege ruinieren würde, durch eine immer ungezügeltere Orgie der Selbstliebe und Selbstanbetung? In seiner abgebrochenen Rundfunkansprache über

den Führerbegriff vom 1. Februar 1933⁶¹⁴ hatte Bonhoeffer das Thema im Grunde bereits angesprochen. Er wusste: Ein Deutschland, das einen Götzen anbetete, zerstörte seine eigene Zukunft, so wie einst die Molochanbeter ihre eigenen Kinder verbrannten.

Nach der Kapitulation Frankreichs begriffen viele im Widerstand: Hitler ruinierte Deutschland durch seinen grossen Erfolg. Im Juli hatte Bonhoeffer dies im Kopf, als er auf einer Sitzung des altpreussischen Bruderrats in Potsdam sprach.⁶¹⁵ Aber was er sagte, wurde weithin missverstanden.

Bonhoeffer sagte, dass Deutschland den Nationalsozialismus und Hitler voll bejaht habe. Er sprach von einem «geschichtlichen Ja», meinte damit aber nicht, dass man Hitler nun anerkennen solle, sondern dass man sich im Widerstand aufgrund von Hitlers Erfolgen von nun an auf einen längeren und schwierigeren Weg einstellen müsse.⁶¹⁶ Vor dem Frankreichfeldzug hatten grosse Aussichten auf eine rasche Niederlage Hitlers und das Ende des Nationalsozialismus bestanden. Jetzt hatte sich die Lage geändert. Die Gegner Hitlers mussten sich darauf einstellen und entsprechend handeln. Ein langer Weg lag vor ihnen, und neue Taktiken waren gefragt. Bonhoeffer spitzte die Dinge rhetorisch gerne zu, und manchmal wurde das nicht begriffen. So auch jetzt.

Er hatte einmal einem Studenten gesagt, zu jeder Predigt gehöre ein «Schuss Häresie»,⁶¹⁷ will sagen: dass wir, um die Wahrheit zum Ausdruck zu bringen, manchmal etwas übertreiben oder auf eine Art formulieren müssen, die ketzerisch klingt (aber natürlich nicht ist). Und das sagte Bonhoeffer, obwohl ihm so viel daran lag, dass Theologen, Synoden und Pfarrer endlich wieder wagten, von Irrlehren zu sprechen und sie deutlich zu verwerfen. Doch Bonhoeffer wollte Menschen aufwecken und herausfordern und nahm dabei Missverständnisse in Kauf. Viele behaupteten deswegen, dass für Bonhoeffer die richtige Theologie zweitrangig sei. Doch er drückte sich nur pointiert aus und ist aus diesem Grunde womöglich der am häufigsten fehlgedeutete Theologe aller Zeiten.

So auch an jenem Tag in Potsdam. Er versuchte, seinen Zuhörern die neue Lage vor Augen zu malen. Seine Aussage, dass Hitler gewonnen habe, war ein Versuch, seine Zuhörer dazu zu bringen, aufzuwachen und ihren Kurs zu ändern.

Doch es war ein überspitzter Versuch. Einige seiner Zuhörer glaubten allen Ernstes, dass er Hitlers Sieg bejahte und ihnen empfahl, zum Gegner überzulaufen. Als er in den folgenden Jahren begann, für die Abwehr zu arbeiten (offiziell als Agent des deutschen Staates, in Wirklichkeit natürlich als Mitglied des Widerstands), erinnerten sich viele an seine Worte in Nowawes und glaubten, dass er tatsächlich übergelaufen sei und jetzt für Hitler arbeite.

Was ist Wahrheit?

Heute ist klar, was Bonhoeffer meinte. Er gab seine bisherige Position der offenen Gegnerschaft auf und tat plötzlich so, als unterstütze er Hitler – aber natürlich nur, damit er auf einer anderen, noch grundlegenderen Ebene umso wirkungsvoller gegen ihn arbeiten konnte.

Dazu aber musste er zum Mittel der Täuschung greifen. Viele der frommen christlichen Zeitgenossen Bonhoeffers waren theologisch unfähig, ihm hier zu folgen, und er verlangte es auch gar nicht von ihnen. Für sie war Täuschung ein Fall von Lüge. Doch Bonhoeffers Bereitschaft zur Täuschung entsprang nicht einem leichtfertigen Umgang mit der Wahrheit, sondern einem Respekt vor der Wahrheit, der so tief ging, dass er ihn zwang, über das formale und gesetzliche Befolgen von Regeln («ein Christ darf nicht lügen») hinauszugehen.

Später, in der Haft in Tegel, schrieb Bonhoeffer den Aufsatz «Was heisst: die Wahrheit sagen?» Er beginnt mit den Worten: «Von dem Zeitpunkt unseres Lebens an, in dem wir der Sprache mächtig werden, lehrt man uns, dass unsere Worte wahr sein müssen. Was heisst das? Was heisst ‚die Wahrheit sagen‘? Wer fordert es von uns?»⁶¹⁸

Gottes Messlatte für die Wahrheit liegt höher und umfasst mehr, als «nicht zu lügen». In der Bergpredigt sagt Jesus: «Ihr habt gehört, dass gesagt ist ... Ich aber sage euch ...» Jesus gab dem alttestamentlichen Gesetz eine tiefere Ebene der Bedeutung und des Gehorchens, vom «Buchstaben des Gesetzes» hin zum «Geist».

Das blosses Befolgen der Buchstaben war die tote «Frömmigkeit», von der unter anderem Barth geschrieben hatte. Es war der Versuch des Menschen, Gott vorzugaukeln, er sei gehorsam – was eine weitaus grössere Lüge wäre. Gott fordert mehr als religiöse Paragrafenreiterei.

In seinem Aufsatz nennt Bonhoeffer das Beispiel eines Kindes, dessen Vater ein Alkoholiker ist. Von seinem Lehrer wird es vor der ganzen Klasse danach befragt. Das Kind, das den Vater nicht blossstellen möchte, antwortet mit Nein. Bonhoeffer kommentiert: «Man kann nun zwar die Antwort des Kindes eine Lüge nennen, – trotzdem enthält diese Lüge mehr Wahrheit, d.h. sie ist der Wirklichkeit gemässer als wenn das Kind die Schwäche des Vaters vor der Schulklasse preisgegeben hätte.»⁶¹⁹ Denn für Bonhoeffer hat der Lehrer kein Recht, öffentlich in den Zusammenhalt einer Familie einzudringen. In seiner «Ethik» hatte Bonhoeffer dazu seine sogenannte Mandatenlehre entwickelt. Mit dieser zeigte er Spuren gottgewollter Ordnungen in der Alltagswirklichkeit auf, die Orientierung ermöglichen. Man kann «die Wahrheit» nicht um den Preis der Zerstörung solcher Ordnungen fordern. Bonhoeffer war sich darüber im Klaren, dass die «lebendige Wahrheit», wie er sie nannte, gefährlich war, – sie «erweckt den Verdacht, die Wahrheit könne und dürfe der jeweiligen Situation angepasst werden, wobei sich dann der Begriff der Wahrheit gänzlich auflöst und Lüge und Wahrheit einander ununterscheidbar naherücken.»⁶²⁰

Bonhoeffer wusste, dass die andere Seite die zynische Vorstellung war, dass es gar keine Wahrheit gebe, sondern nur «Fakten». Als Gegenreaktion dazu folgern religiös Gesetzliche, dass man bei seinen Worten nicht auf solche Dinge wie Anstand, Feingefühl oder Zurückhaltung achten dürfe und dass solches Feingefühl automatisch «Heuchelei» sei:

Es ist der Zyniker, der unter dem Anspruch überall und jederzeit und jedem Menschen in gleicher Weise «die Wahrheit zu sagen», nur ein totes Götzenbild der Wahrheit zur Schau stellt. Indem er sich den Nimbus des Wahrheitsfanatikers gibt, der auf menschliche Schwachheiten keine Rücksicht nehmen kann,

zerstört er die lebendige Wahrheit zwischen den Menschen. Er verletzt die Scham, entheiligt das Geheimnis, bricht das Vertrauen, verrät die Gemeinschaft, in der er lebt, und lächelt hochmütig über das Trümmerfeld, das er angerichtet hat, über die menschliche Schwäche, die «die Wahrheit nicht ertragen kann».⁶²¹

Für Bonhoeffer war es die Beziehung zu Gott, an der sich alles andere auszurichten hatte. Mehr als einmal verglich er die Beziehung zu Jesus Christus mit dem *cantus firmus*, der Grundmelodie in einem Musikstück, die alle anderen Stimmen zusammenhält und ihnen ihren Sinn und Platz gibt. Gott im tiefsten Sinne treu zu sein bedeutet, eine Beziehung zu ihm zu haben, die nicht durch das mechanisch-gesetzliche Befolgen von «Regeln» oder «Prinzipien» gekennzeichnet ist. Der Mensch kann das, was er tut, nie von seiner Gottesbeziehung trennen. Es geht hier um eine anspruchsvollere, reifere Art von Gehorsam. Bonhoeffer hatte erkannt: Das Böse in Hitler zwingt die Christen dazu, in ihrem Gehorsam tiefer zu gehen, – tiefer darüber nachzudenken, was Gott von ihnen verlangt. Eine bloss gesetzliche Frömmigkeit war hier völlig unzureichend.

Für General Oster, den Chef von Bonhoeffers Schwager Dohnanyi, war der Nationalsozialismus «eine Ideologie von so unheimlicher Amoralität, dass alle hergebrachten Gültigkeiten davor zu nichts zergingen».⁶²² Bonhoeffer versuchte zu begreifen, was Gott ihm jetzt über diese neue Situation sagen wollte. Er war über das bloss «Bekenntnis» hinausgegangen in die Verschwörung, zu der ein Mass an Täuschung gehörte, das viele seiner Kollegen in der Bekennenden Kirche nicht verstanden. Bald, als er unter Admiral Canaris ein Doppelagent für den deutschen militärischen Geheimdienst wurde, würde er ein sehr einsamer Mann werden.

Das Gebetbuch der Bibel

Auch während seiner Jahre als Verschwörer gegen Hitler setzte Bonhoeffer seine Arbeit als Theologe und Autor fort. Er schrieb bis in die letzten Monate seines Lebens, aber die letzte Schrift, die er zu seinen Lebzeiten veröffentlichte, war *Das Gebetbuch der Bibel. Eine Einführung in die Psalmen*, das 1940 erschien. Dass damals eine Veröffentlichung über die Psalmen im Alten Testament überhaupt erscheinen konnte, ist ein Zeugnis für Bonhoeffers Bereitschaft, zugunsten der Wahrheit die Führer des Dritten Reiches zu täuschen.

Geffrey Kelly schreibt in der englischen Ausgabe der Werke Dietrich Bonhoeffers: «Kein Zweifel: Vor dem Hintergrund der heftigen Ablehnung jeglicher Anerkennung des Alten Testaments im nationalsozialistischen Deutschland war das Erscheinen dieser Schrift eine Bombe, politisch wie theologisch.»⁶²³ Der Text war ein leidenschaftliches Plädoyer für die Bedeutung des Alten Testaments für die Christenheit und die Kirche und eine ebenso mutige wie treffsichere Ohrfeige für die Versuche der Nazis, gegen jegliche jüdischen Wurzeln vorzugehen.

Bonhoeffer bekam es denn auch im nächsten Jahr mit der Reichsschrifttumskammer zu tun. Wie später in vielen Gefängnisverhören, stellte er sich dumm und behauptete, dass die Schrift lediglich ein Werk wissenschaftlicher Exegese (Bibelauslegung) sei. Er wusste natürlich, dass alle wahre Wissenschaft und Bibelauslegung ein Wegweiser zur Wahrheit und damit für die Nazis schlimmer war als eine Maschinengewehrsalve. Er schrieb weiter, dass *Das Gebetbuch der Bibel* nur sechzehn Seiten umfasse und daher als «Schrift mit geringfügigem Umfang» nicht anmeldepflichtig sei.⁶²⁴

Dieser Vorfall veranschaulicht Bonhoeffers Verständnis davon, was es heißt, «die Wahrheit zu sagen». Wahrhaftig sein – das heißt, Gott zu gehorchen, indem er diese projüdische Schrift veröffentlichte und dann so tat, als habe er nicht geahnt, dass die Nationalsozialisten etwas gegen ihren Inhalt haben könnten. Er wusste natürlich: Hätte er das Manuskript der Reichsschrifttumskammer geschickt, es wäre niemals veröffentlicht worden.

Und er wusste auch, dass Gott wollte, dass die Wahrheit mit dieser kleinen Schrift unter die Leute kam. Er schuldete den Nazis die Wahrheit über das Manuskript genauso wenig, wie das Schulkind – in seinem Aufsatz über die Wahrheit – seinen Klassenkameraden die Wahrheit über die Trunksucht des Vaters schuldete.

In seinem Büchlein führt Bonhoeffer aus, dass wir Menschen das Beten lernen müssen wie Kinder das Sprechen. An den Gebeten der Bibel, den Psalmen und dem uns von Jesus gelehrt Vaterunser lernen wir die Sprache des Vaters im Himmel kennen und als seine Kinder mit ihm zu reden. Wir dürfen nicht das, was wir von Natur aus tun – «Wünschen, Hoffen, Seufzen, Klagen, Jubeln» – mit Beten verwechseln. Beten können wir von Natur aus eben *nicht*. Das rechte Beten ist unnatürlich für uns und muss von aussen angestossen werden, von Gott. Wenn wir diese beiden Dinge, nämlich unsere Wünsche und unser Begehren, mit Gottes Willen und Plänen verwechseln, «verwechseln wir Erde und Himmel, Mensch und Gott». Das Gebet kann nicht von uns ausgehen, sondern zum Beten brauchen wir Jesus Christus.⁶²⁵ Wenn wir die Psalmen beten, stimmen wir in das Gebet Christi ein «und dürfen darum gewiss und froh sein, dass Gott uns hört. Wenn unser Wille, unser ganzes Herz eingeht in das Gebet Christi, dann beten wir recht. Nur in Jesus Christus können wir beten, mit ihm werden wir auch erhört.»⁶²⁶

Für einen Nationalsozialisten war dies unerträglich «jüdisch», und für viele fromme Christen, für die das Aufsagen vorformulierter Gebete ein «Plappern wie die Heiden» darstellte, war es zu «katholisch». Doch Bonhoeffer wollte einfach biblisch sein. In den Predigerseminaren in Finkenwalde und danach betete man täglich die Psalmen. Bonhoeffer war hier rigoros:

Der Psalter erfüllte das Leben der jungen Christenheit. Wichtiger als dies alles aber ist, dass Jesus mit Worten der Psalmen auf den Lippen am Kreuz gestorben ist.

Mit dem Psalter geht einer christlichen Gemeinde ein unvergleichlicher Schatz verloren, und mit seiner Wiedergewinnung werden ungeahnte Kräfte in sie eingehen.⁶²⁷

Mit diesem kleinen Buch zeigte Bonhoeffer, dass Jesus selbst den Psalmen und dem Alten Testament sein Imprimatur gegeben hatte, dass das Christentum zwangsläufig jüdische Wurzeln hatte, dass das Alte Testament vom Neuen nicht abgeschafft, sondern unauflöslich mit ihm verwoben war, und dass Jesus eindeutig Jude war. Er stellte auch klar, dass die Psalmen von Jesus reden und sein Kommen prophezeien. Im März 1941 sollte er erleben, wie die Herausgabe dieses handlichen exegetischen Traktats sowie der anderen in der Zeit der Predigerseminare erschienenen Schriften ihm für den Rest seines Lebens ein Schreibverbot einbrachte.

Abwehrgent Bonhoeffer

Am 14. Juli 1940 hatte Bonhoeffer auf einer Freizeit in Bloestau in Ostpreussen gerade den Gottesdienst beendet, als die Gestapo auftauchte und die Zusammenkunft auflöste, da sie aufgrund einer neuen Anordnung nicht erlaubt sei. Niemand wurde verhaftet, doch Bonhoeffer erkannte, dass er diese Art pastoraler Arbeit nicht mehr lange würde tun können. Doch zunächst fuhren er und Bethge mit ihrer Reise fort und besuchten Gemeinden in Stallupönen, Trakehnen und Eydtkuhnen.

Stalins Truppen lagen direkt hinter der Grenze, und die Bevölkerung war entsprechend beunruhigt. Bonhoeffer kehrte nach Berlin zurück, um sich mit Dohnanyi zu beraten.

Es bestand damals eine grosse Rivalität zwischen Abwehr und Gestapo, die verschiedene Aufgabenbereiche hatten, ähnlich wie heute CIA und FBI in den USA. Dohnanyi kalkulierte, dass dann, wenn Bonhoeffer offiziell im Dienste der Abwehr stand, die Gestapo ihn in Ruhe lassen müsste. Er hätte auch grosse Reisefreiheit (womit er seine Arbeit als Pastor fortsetzen könnte) und die nötige Deckung, um seine Aktivitäten für die Verschwörer auszuweiten. Und nicht zuletzt wurden die so unersetzlichen Mitarbeiter des militärischen Geheimdienstes selten zum Kriegsdienst eingezogen. Denn als Abwehrgent würde Bonhoeffer ja bereits

dem Vaterland dienen. Das war ein grosses Plus, denn er wusste immer noch nicht, wie er sich im Falle einer Einberufung verhalten sollte.

Dohnanyi, Bethge, Bonhoeffer, Gisevius und Oster besprachen die Details bei einem Treffen im Bonhoefferschen Haus im August. Sie beschlossen, es zu wagen. Als Erstes würde man Bonhoeffer nach Ostpreussen schicken. Der Krieg mit Russland warf seine Schatten voraus, und in Ostpreussen hatte er jede Menge pastorale Aufgaben, sodass eine Reise dorthin ganz natürlich wirken würde. Sollte die Gestapo einen Pastor der Bekennenden Kirche im Dienst der Abwehr merkwürdig finden, könnte man ihr entgegenhalten, dass ja auch Kommunisten und Juden für die Abwehr arbeiteten (was stimmte). Eine Tätigkeit in der Bekennenden Kirche war die perfekte Tarnung für die Abwehr. Und überhaupt: Dies war der Geheimdienst des Militärs, der hochkomplexe Missionen durchführte. Und wer war die Gestapo, dass sie hier Fragen stellte?

Es war so weit. Bonhoeffer war dem Kreis der Verschwörer offiziell beigetreten. Künftig stünde er unter dem Schutz der Abwehr und würde von Oster und Canaris gedeckt. Die Täuschung war eine mehrfache. Einerseits würde Bonhoeffer tatsächlich pastorale Tätigkeiten ausüben und weiter seine geliebten theologischen Schriften verfassen. Offiziell war diese Arbeit die Tarnung für seine Arbeit als Agent des militärischen Nachrichtendienstes der Nazis. Inoffiziell war seine Arbeit für die Abwehr dagegen der Deckmantel für seine eigentliche Tätigkeit in der Verschwörung gegen Hitler und das Naziregime.

Bonhoeffer tat so, als arbeite er als Pastor – aber er tat nur so, als ob er so tat. Denn er war ja tatsächlich als Pastor tätig. Und er tat so, als arbeite er im militärischen Geheimdienst für Hitler. Doch tatsächlich arbeitete er (wie Dohnanyi, Oster, Canaris und Gisevius) *gegen* Hitler. Bonhoeffer flunkerte kein bisschen, er täuschte massiv. Mit Luthers berühmten Worten: Er «sündigte kräftig». Er spielte ein Verwechselfpiel mit doppeltem Boden, in dem es um alles oder nichts ging, aber in alldem (das wusste er genau) gehorchte er Gott, und dieser Gehorsam war für ihn der *cantus firmus*, der dem ganzen verwickelten Unternehmen seinen Sinn gab.

Doch im September 1940 gab es neuen Ärger mit dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA), das ein erbitterter Rivale der Abwehr war und von Reinhard Heydrich geleitet wurde, der direkt Heinrich Himmler unterstand. Das RSHA informierte Bonhoeffer, dass er aufgrund «volkszersetzender Tätigkeit» Redeverbot habe und sich künftig regelmässig bei der Gestapo in Schlawe melden müsse (Schlawe in Hinterpommern war nach wie vor sein offizieller Wohnort).

Damit sanken seine Möglichkeiten, für die Bekennende Kirche zu arbeiten, gegen null. Sie hatte ihn immer noch ganz legal als Prediger einsetzen können, aber nach dieser Einschränkung beschloss die Bekennende Kirche, ihn für die «wissenschaftliche Arbeit» freizustellen.

Bonhoeffer nahm die Anordnung des RSHA nicht schweigend hin. Es war wichtig, zu protestieren und so den Schein aufrechtzuerhalten, dass er ein loyaler Untertan des Dritten Reiches sei. Wieder stellte er sich dumm und schrieb einen Protestbrief an das RSHA. Wie konnte jemand auf die Idee kommen, ihn nicht für einen guten Patrioten zu halten? Entgegen seiner Abneigung gegen alles Theatralische wies er sogar auf seine illustren Vorfahren und Verwandten hin und beendete den Brief mit einem zünftigen «Heil Hitler!»

Doch der Brief löste sein Problem nicht, und er wandte sich erneut an seinen Schwager Hans von Dohnanyi. Das Ergebnis war, dass seine Rolle in der Abwehr ernster wurde und das Katz-und-Maus-Spiel mit Hitlers Spiessgesellen nun richtig begann. Als Erstes musste Dohnanyi ihn aus dem Visier des RSHA herausbringen. In Pommern konnte er nicht mehr bleiben, doch Berlin wäre noch auffälliger gewesen. Wie wäre es also mit einem Auftrag der Abwehr in München?

Im Oktober fuhr Dohnanyi nach München, um sich mit seinen Kollegen dort zu besprechen. Derweil verhielt Bonhoeffer sich in Klein-Krössin unauffällig, arbeitete an seiner *Ethik* und wartete auf seine Order. Ende Oktober war es so weit; er fuhr nach München, wo er sich im Rathaus offiziell anmeldete. Seine Tante, die Gräfin von Kalckreuth, nahm ihn in ihr Haus auf. Dieses Haus war seine offizielle

Adresse, so wie das Haus von Superintendent Block seine offizielle Adresse in Schlawe gewesen war. Wie viele beziehungsweise wie wenige Nächte er in den beiden Häusern verbrachte, steht auf einem anderen Blatt.

Sobald er als Münchener Bürger registriert war, konnte die dortige Abwehr seine Dienste in Anspruch nehmen, was sie auch nutzte. Bonhoeffer wurde ein sog. V-Mann («Vertrauensmann»), der verdeckt arbeitete. Offiziell war er nach wie vor Zivilist, der alle Freiheiten hatte. Die polizeiliche Meldepflicht wurde von Schlawe nach München verlegt und Ende Januar 1941 für die Dauer der Abwehrtätigkeit ganz aufgehoben. Er schrieb weiter an seiner *Ethik*, diente als Pastor und arbeitete für die Bekennende Kirche. Er predigte freilich nicht mehr öffentlich, führte jedoch eine reiche Korrespondenz mit ehemaligen Seminaristen, die an der Front standen. Wenn sie fielen, und es fielen im Laufe des Krieges sehr viele von ihnen, schrieb er Trostbriefe an die Angehörigen.

Im Kloster

In München setzte Bonhoeffer sich wieder mit Josef Müller in Verbindung, der zum dortigen Abwehr-Büro gehörte und ein aktives Mitglied der Verschwörung war. Müller erreichte, dass Bonhoeffer in die malerische Benediktinerabtei Ettal bei Garmisch-Partenkirchen eingeladen wurde. Für Bonhoeffer wurde hier ein kleiner Traum wahr. In diesem katholischen Widerstandsnest gegen Hitler, weit vom umtriebigen Berlin entfernt, fand er echte Stille und Frieden. Die Abtei wurde 1330 gegründet, doch die meisten Gebäude sind im Barockstil des 18. Jahrhunderts erbaut. Bonhoeffer freundete sich mit dem Prior und dem Abt an, die ihn einluden, so lange ihr Gast zu sein, wie er wolle. Er traf im November 1940 ein und verbrachte den ganzen Winter dort.

Am 18. November schrieb er an Bethge: «Seit gestern bin ich hier, aufs Freundlichste aufgenommen, esse im Refektorium, schlafe im Hotel, kann die Bibliothek benutzen, habe eignen Schlüssel zur Klausur, hatte gestern ein langes, gu-

tes Gespräch mit dem Abt.»⁶²⁸ Er war ein Ehrengast der Abtei – und das als Nichtkatholik. Das Kloster liegt etwa vier Kilometer von Oberammergau mit seinen berühmten Passionsspielen entfernt.

Bonhoeffer genoss den klösterlichen Tagesablauf und machte gute Fortschritte mit dem Schreiben. In Finkenwalde hatte er die klösterliche Praxis eingeführt, dass jemand während der Mahlzeiten laut vorlas. Den Seminaristen hatte dies nicht gefallen, und er hatte es wieder eingestellt. Doch hier in Ettal war es seit Jahrhunderten üblich, und Bonhoeffer genoss es, auch wenn er es merkwürdig fand, dass auch nichtkirchliche Werke (zum Beispiel Geschichtsbücher) in dem singenden Ton der Kirchenliturgie verlesen wurden. «Zumal wenn der Inhalt humoristisch wird», schrieb er seinen Eltern, «kann man sich manchmal ein Lächeln nicht verkneifen.»⁶²⁹ Während er sich in Ettal aufhielt, lasen der Abt, Pater Angelus Kupfer, und mehrere der Priester Bonhoeffers Buch *Gemeinsames Leben*, sie hatten vor, es abschliessend mit dem Autor zu besprechen.

Bonhoeffers lange Gespräche mit dem Abt und anderen Priestern gaben ihm eine neue Wertschätzung des Katholizismus. Die in der Ettaler Zeit verfassten Kapitel der *Ethik* behandeln «das Letzte und das Vorletzte» sowie «das natürliche Leben». In diesen Abschnitten betont Bonhoeffer das Recht des Natürlichen, das heisst, er bezeichnet das diesseitige weltliche Leben als «Vorletztes» für einen Christen, der auf die Ewigkeit («das Letzte») zugeht. Solange wir leben, darf das «Vorletzte» nicht übersprungen werden. Es hat ein eigenes Gewicht.

Ohne die nationalsozialistische Ideologie direkt zu nennen, nimmt er damit auch Stellung gegen deren Todesverherrlichung und kritisiert, dass das Kollektiv dem Einzelnen grundsätzlich vorgeordnet wird – nach dem Motto «Du bist nichts, dein Volk ist alles».

München war mit dem Zug etwa eineinhalb Stunden entfernt. In diesem Jahr erledigte Bonhoeffer dort seine Weihnachtseinkäufe. Er gab sich Mühe und war grosszügig bei der Auswahl. Mehreren Freunden und Verwandten schenkte er gerahmte Drucke der *Geburt Christi* von Stephan Lochner, einem Maler des 15. Jahrhunderts. Mittlerweile hatte er vor jedem Weihnachtsfest die zusätzliche, selbst auf-

erlegte Aufgabe, Päckchen an die über ganz Deutschland verstreuten Finkenwalder Brüder zu schicken. Er versandte zahlreiche Bücher, und in einem Münchner Laden erstand er hundert Postkarten der *Heiligen Nacht* von Albrecht Altdorfer (gestorben 1538), die er den Päckchen beilegte. «Das Bild auf dieser Karte finde ich schön», schrieb er an seine Eltern, «auch unter Trümmern ist Weihnachten.»⁶³⁰

In diesen Päckchen und zahlreichen Briefen ging Bonhoeffers Dienst an den Finkenwalder Brüdern weiter. An jenem Weihnachten verschickte er neunzig Päckchen und Briefe. Den Rundbrief musste er in der Zeit vor Computer und Kopiergeräten etliche Male von Hand tippen, – die einzige Vervielfältigungsmethode waren Kohlenpapier-Durchschläge. Der Weihnachtsrundbrief 1940 war eine Auslegung zur zweiten Strophe von «O du fröhliche» über das Thema «Welt ging verloren, Christ ward geboren». Bonhoeffers schrieb über die Zeitenwende, die der Erste Weltkrieg gebracht hatte, und dass man unmöglich die Uhr zurückdrehen konnte. Doch war nicht überhaupt die Vorstellung falsch, in eine gute alte Zeit zurückkehren zu können? Der Krieg zeigte ihnen nur eine tiefere Wirklichkeit, die es immer schon gegeben hatte:

Wie beim Film der Zeitraffer Bewegungen in eindringlicherer Konzentration sichtbar macht, die sonst von unserm Blick so nicht erfasst werden, so lässt der Krieg in besonders drastischer und unverhüllter Form anschaulich werden, was uns seit Jahren als Wesen der «Welt» immer unheimlicher deutlich wurde. Nicht erst der Krieg bringt den Tod, nicht erst der Krieg erfindet die Schmerzen und Qualen menschlicher Leiber und Seelen, nicht erst der Krieg entfesselt Lüge, Unrecht und Gewalt. Nicht erst der Krieg macht unser Dasein so völlig ungesichert und den Menschen zu dem Ohnmächtigen, der seine Wünsche und Pläne durchkreuzt und zerrissen sehen muss von «höherer Gewalt». Aber der Krieg macht dieses alles, was schon ohne ihn und vor ihm da ist, uns allen unübersehbar, die wir doch so gern dieses alles übersehen möchten.⁶³¹

Der Krieg, so Bonhoeffer, ermöglicht es uns, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und dadurch weckt und nährt er die Sehnsucht nach dem verheissenen Christus.

Am 13. Dezember schrieb er an Bethge: «Hier schneit es nun seit über 48 Stunden ohne Unterbrechung und es türmen sich Schneemassen auf, wie wir sie selbst im vorigen Jahr nicht sahen, übrigens auch für hier aussergewöhnlich.»⁶³² Wegen der ständigen Fliegeralarme in Berlin beschlossen Bonhoeffers Schwager Dohnanyi mit seiner Frau Christine, ihre Kinder Barbara, Klaus und Christoph in die Schule in Ettal zu schicken. Christine kam oft zu Besuch. Die Berglandschaft fand Bonhoeffer «physisch nicht leicht zu verdauen. Das Unübersteigliche legt sich manchmal wie eine Last auch auf die Arbeit.»⁶³³

Zu Weihnachten kam auch Bethge auf Besuch. Bonhoeffer probierte seine Schneeschuhe aus, und alle fuhren Ski. Am Heiligabend war Bescherung. Ein Geschenk kam von Bonhoeffers Freund Erwin Schutz in den Wäldern von Gross-Schlönwitz. Am 2. Januar schrieb er ihm zurück: «Lieber Bruder Schutz! Das war wirklich eine sehr grosse Überraschung und eine Begeisterung sondergleichen, als Ihr Paket unter den Augen mehrerer meiner Neffen und Nichten geöffnet [wurde] und ihm ein leibhaftiger Hase entstieg.»⁶³⁴ Nach der Bescherung gingen alle in das Hochamt in der prächtigen Abteikirche.

Bonhoeffers Eltern hatten ihm ein französisches Wörterbuch geschenkt. Er hatte es sich gewünscht, da er wusste, dass er bald nach Genf reisen würde. Sie schickten ihm auch ein Vergrösserungsglas, das seinem im Ersten Weltkrieg gefallenen Bruder Walter gehört hatte, dem Naturforscher in der Familie. Am 28. Dezember schrieb er ihnen. Er dankte ihnen für die Geschenke und dachte darüber nach, dass sich die Dinge zumindest in der nächsten Zeit nicht ändern würden. Dabei war er entschlossen, die in dieser schweren Situation verborgene tiefere Wahrheit zu suchen:

Als wir im vorigen Jahr ... an das Jahresende kamen, glaubten wir wohl alle, dass wir in diesem Jahr um ein entscheidendes Stück weiter sein und klarer se-

hen würden. Nun ist es doch mindestens fraglich, ob sich diese Hoffnung schon erfüllt hat... Mir scheint es fast, dass wir uns für lange Zeit damit abfinden müssen, stärker von der Vergangenheit und von der Gegenwart, und das heisst ja wohl von der Dankbarkeit, zu leben als von der Sicht der Zukunft.⁶³⁵

Ähnlich schrieb er an Schutz:

Wir müssen durch ein sehr tiefes Tal, ich glaube noch viel tiefer als wir jetzt ahnen, bevor wir wieder bergauf gehen können. Die Hauptsache ist, dass wir uns ganz führen lassen und nicht widerstreben und ungeduldig werden. Dann wird alles recht.⁶³⁶

In Ettal traf sich Bonhoeffer oft mit anderen Mitgliedern der Verschwörung, zum Beispiel mit Carl Friedrich Goerdeler, dem ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig. Josef Müller kam zeitweise jeden Tag. An Weihnachten 1940 trafen Bonhoeffer und Bethge sich auch mit Dohnanyi und Vertretern aus dem Vatikan, darunter dem persönlichen Sekretär von Papst Pius XII., Robert Leiber.⁶³⁷ Auf einem langen Spaziergang mit Reichsjustizminister Franz Gürtner, dessen Sohn im Internat des Klosters die Schule besuchte, unterhielten sich Bethge und Bonhoeffer mit ihm über die Möglichkeit einer Freistellung von Pfarrern der Bekennenden Kirche vom Kriegsdienst.*

Im Januar 1941 fuhr Bonhoeffer nach München, wo er sich mit Friedrich Justus Perels traf, dem Rechtsberater der Bekennenden Kirche. Auch dieser versuchte mit aller Kraft, bei der Reichsregierung eine bessere Behandlung der Pastoren der Bekennenden Kirche zu erreichen, von denen so viele an die Front einberufen wurden, dass sich die Pfarrerschaft deutlich verringerte.

* Gürtner hatte damals eine leichte Grippe, – einen Monat später starb er, möglicherweise als Folge dieses Spaziergangs durch die Winterkälte, vgl. DBW 16, Konspiration und Haft, S. 121.

Die Nazis verfolgten bewusst diese Strategie, und Perels hoffte, sie dazu zu bringen, die Bekennende Kirche genauso wie die Reichskirche zu behandeln.

Zusammen mit Perels ging Bonhoeffer in eine pantomimische Aufführung der Oper «Die Geschöpfe des Prometheus» von Beethoven. Er war «nicht sehr begeistert». Sie sahen auch einen Film über Schiller, – Bonhoeffer fand ihn «pathetisch, phrasenhaft, unecht, unwirklich, ungeschichtlich, schlecht gespielt, Kitsch! Also sieh ihn Dir an! So habe ich mir Schiller in Quarta vorgestellt.»⁶³⁸

Zum ersten Mal in fünf Jahren waren Bonhoeffer und Bethge längere Zeit voneinander getrennt. Bonhoeffer verliess sich immer mehr auf Bethge. Er brauchte ihn als Diskussionspartner und Kritiker bei der Entwicklung seiner Theologie. Als er an seiner *Ethik* arbeitete, vermisste er schmerzlich die Möglichkeit, seine Gedanken mit dem Freund durchzusprechen. Jahrelang hatten sie im «Bruderhaus», einer Art Kommunität im Rahmen des Predigerseminars, zusammengelebt, zusammen Andacht gehalten und gebetet. Der eine wusste um die inneren Kämpfe des anderen und trat in der Fürbitte für ihn ein. Am 1. Februar schickte Bonhoeffer Bethge einen Brief in Erinnerung an seine früheren Geburtstage, die er jeweils am 4. Februar zusammen mit Bethge gefeiert hatte. Darin schrieb er Folgendes über ihre Freundschaft:

Und dass wir beide 5 Jahre lang durch Arbeit und Freundschaft verbunden sein konnten, ist, glaube ich, ein ziemlich einzigartiges Glück in einem menschlichen Leben. Einen Menschen zu haben, der einen sowohl sachlich wie persönlich versteht und an dem man in beiderlei Hinsicht einen treuen Helfer und Ratgeber hat, das ist doch schon sehr viel. Und beides bist Du für mich immer gewesen. Du hast auch die Belastungsproben einer solchen Freundschaft, besonders durch meine gewisse Gewalttätigkeit (die ich selber an mir verabscheue und an die Du mich glücklicherweise immer wieder einmal offen erinnert hast), mit aller Geduld ausgehalten und Dich dadurch nicht verbittern lassen. Dafür muss ich Dir besonders dankbar sein. In unzähligen

Fragen hast Du mir durch Deine grössere Klarheit und Einfachheit des Denkens und Urteilens entscheidend geholfen, und ich weiss aus Erfahrung, dass Dein Gebet für mich eine wirkliche Kraft ist.⁶³⁹

Nach Genf

Am 24. Februar 1941 schickte die Abwehr Bonhoeffer nach Genf. Sein eigentlicher Auftrag: Kontaktaufnahme mit protestantischen Kirchenmännern ausserhalb Deutschlands, um sie über die Verschwörung in Kenntnis zu setzen, und die Sondierung von Friedensbedingungen für die deutsche Regierung, die Hitler ablösen sollte. Müller führte im Vatikan ähnliche Gespräche mit führenden Katholiken. Die Reise begann mit einem Problem: Die Schweizer Grenzbeamten wollten Bonhoeffer nicht einreisen lassen und verlangten einen Bürgen mit Wohnsitz in der Schweiz. Bonhoeffer nannte Karl Barth, der schliesslich die Bürgschaft, wenn auch mit Bedenken, übernahm.

Barth war – wie andere auch – über Bonhoeffers Mission verwundert. Wie konnte ein Pastor der Bekennenden Kirche mitten im Krieg in die Schweiz einreisen? Hatte Bonhoeffer sich mit den Nazis arrangiert? Auch das gehörte zur Zerstörungswut des Krieges: Das Vertrauen schien einen tausendfachen Tod zu sterben.

Diese Zweifel und Fragen seiner Mitmenschen schmerzten Bonhoeffer, aber er konnte natürlich niemandem ausserhalb seines engsten Kreises erklären, was für ein Spiel er da spielte. Dies war für ihn der nächste «Tod» seines Ichs; er musste seinen guten Ruf in der Kirche dahingeben. Die Menschen fragten sich, wie es ihm gelang, weiter zu schreiben und zu reisen, Besuche zu machen, in Kinos und Restaurants zu gehen und ein privilegiertes, relativ freies Leben zu führen, während andere litten und starben oder in schmerzlichen Gewissenskonflikten kamen.

Und für diejenigen, die wussten, dass Bonhoeffer für die Abwehr arbeitete, war es noch schlimmer. Hatte er schliesslich doch kapituliert, dieser edelmütige

und ethisch gesinnte Theologe, der immer Rückgrat bewiesen und dies auch von den anderen erwartet hatte? War dies noch derselbe Mann, der gesagt hatte: «Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen»? Ja, der sich schier göttliche Autorität angemasst hatte, als er erklärte: «Wer sich wissentlich von der Bekennenden Kirche in Deutschland trennt, trennt sich vom Heil»?⁶⁴⁰

Selbst dann, wenn Bonhoeffer ihnen hätte erklären können, dass er in Wirklichkeit weiter gegen Hitler arbeitete, wären viele in der Bekennenden Kirche verwirrt und andere empört gewesen. Dass da ein Pastor sich an einem Komplott beteiligte, das die Ermordung des Staatsoberhauptes mitten in einem Krieg zum Ziel hatte, während Brüder und Söhne und Väter ihr Blut für ihr Vaterland vergossen, schien undenkbar. Um Bonhoeffer war es sehr, sehr einsam geworden. Aber es war Gott, der ihn in diese Einsamkeit geführt hatte, und wie einst Jeremia versuchte er nicht, dieser Situation zu entfliehen. Dies war sein Leben, seine Aufgabe, sein Gehorsam gegenüber Gott, dem er nachfolgte und bei dem er Freude auch im Leid erlebte.

Aus der Schweiz schrieb Bonhoeffer an seine Zwillingsschwester Sabine und ihren Ehemann Gerhard in Oxford, was ihm aus Deutschland nicht möglich gewesen wäre. Er vermisse sie. Er schrieb auch an Bischof Bell. Von Zürich aus fuhr er zu Erwin Sutz, dem er angeblich sagte: «Sie können sich darauf verlassen, wir werden Hitler stürzen!»⁶⁴¹ Er traf sich auch mit Karl Barth, doch selbst nach einem längeren Gespräch war diesem Bonhoeffers Beziehung zur Abwehr nicht geheuer.

Bonhoeffer traf sich auch mit zwei Männern aus der Ökumene: Adolf Freudenberg und Jacques Courvoisier. Aber die wichtigste Begegnung in Genf war die mit Willem Visser 't Hooft, den er seit dem Gespräch auf dem Bahnhof Paddington in London nicht mehr gesehen hatte und den er jetzt umfassend über die Lage in Deutschland aufklärte. Visser 't Hooft würde die Informationen an Bischof Bell weitergeben, der sie wiederum der Regierung von Churchill weitergeben würde. Bonhoeffer sprach über den fortgesetzten Kampf der Bekennenden Kirche mit den Nazis, über die Verhaftung und Verfolgung der Pastoren und über die Euthanasie-

Massnahmen. Seit Kriegsbeginn war über diese Dinge nur sehr wenig ins Ausland gedrungen, und wenn es Bell gelang, sie bei jemandem wie dem britischen Ausenminister Anthony Eden zu Gehör zu bringen, wäre Bonhoeffers Reise ein Erfolg gewesen.

Bonhoeffler hielt sich einen Monat in der Schweiz auf. Als er Ende März nach München zurückkehrte, fand er zwei Briefe der Reichsschrifttumskammer vor, – in einem davon hiess es, dass ihm ab sofort «jede Betätigung als Schriftsteller untersagt» sei.⁶⁴² Er hatte tapfer versucht, dies zu verhindern, und hatte zu diesem Zweck sogar seine Mitgliedschaft in der Kammer beantragt, um sich als «guter Deutscher» zu erweisen. Sogar den vorgeschriebenen Nachweis der «arischen Abstammung» hatte er erbracht. Doch selbst dieses Manöver, das ihm selbst zuwider war, hatte nicht genügt.

Wie bei dem Redeverbot legte Bonhoeffler auch diesmal heftigen Protest ein: Seine Schriften seien doch rein wissenschaftlich und fielen nicht in die Kategorien, an welche die Reichsschrifttumskammer dachte. Die Kammer nahm schliesslich die ebenfalls gegen Bonhoeffler verhängte Geldbusse zurück (ein kleines Wunder), schloss sich jedoch dem Wissenschaftlichkeitsargument nicht an: «[Es sind] nur solche Theologen freigestellt, welche Inhaber von Lehrstühlen an staatlichen Hochschulen sind. Im übrigen kann ich Geistliche wegen überwiegender dogmatischer Bindung nicht ohne weiteres als Wissenschaftler in diesem Sinne anerkennen.»⁶⁴³ Das Publikationsverbot sollte Bonhoeffler nicht besonders treffen. Er veröffentlichte zu seinen Lebzeiten kein Buch mehr, schrieb jedoch weiter viel; noch eine ganze Zeit lang setzte er die Arbeit an seiner *Ethik* fort.

Die Ostertage verbrachte Bonhoeffler im Familienkreis in dem Feriendomizil in Friedrichsbrunn, das sie vor dem Ersten Weltkrieg erworben hatten, in der unberührten Schönheit des Harz. Alle, vor allem aber Dietrich, der sieben gewesen war, als sie das ehemalige Forsthaus gekauft hatten, verband es zu der zeitlosen Welt jenseits der Mühen und Probleme der Gegenwart. In diesen Wäldern, die aus den Grimm'schen Märchen entsprungen zu sein schienen, hatte sich nichts verändert seit der goldenen Zeit der Kindheit. Damals hatte Dietrichs älterer Bruder Wal-

ter noch gelebt und zusammen hatten sie Walderdbeeren oder Pilze gesammelt. Drei Jahre später, nach einem Jahr Haft in Tegel, schrieb Bonhoeffer über Friedrichsbrunn:

In meinen Phantasien lebe ich viel ... in den Waldwiesen bei Friedrichsbrunn ... Ich liege dann auf dem Rücken im Grase, sehe bei leichtem Wind die Wolken über den blauen Himmel ziehen und höre die Geräusche des Waldes. Es ist merkwürdig, wie stark Kindheitseindrücke dieser Art gestaltend auf den ganzen Menschen einwirken, so dass es mir geradezu unmöglich und meinem Wesen widersprechend erschiene, dass wir etwa ein Haus im Hochgebirge oder auch am Meer gehabt haben könnten! Das Mittelgebirge ist für mich die Natur, die zu mir gehört – Harz, Thüringer Wald, Weserberge – bzw. die mich mit gebildet hat.⁶⁴⁴

Aber noch war es nicht nur eine Erinnerung. Noch war er da, konnte durch die Wälder streifen und in den Wiesen liegen und bei seinen Lieben sein. Der Ostersonntag war der 13. April, und die ganze Familie hatte sich versammelt, um ihn zu feiern. Als dann die anderen wieder fort waren, blieb Bonhoeffer, um in der Stille des Hauses weiter an seiner *Ethik* zu arbeiten. Es gab immer noch keinen elektrischen Strom (das sollte sich erst in zwei Jahren ändern), doch es gab den Kohleofen, der in dieser Jahreszeit noch nötig war. Doch leider gab es keine Kohlen, – aus irgendeinem Grund waren sie nicht geliefert worden. Bonhoeffer heizte den Ofen also mit Holz, das er in den Pausen zwischen dem Schreiben draussen hackte. Als die Familie zu Ostern angekommen war, hatte sie bemerkt, dass ein Teil des vor dem Haus aufgeschichteten Feuerholzes verschwunden war. Der Dieb liess sich nie ermitteln, aber als Bonhoeffer abreiste, brachte er an der Wand eine kleine Markierung an, die zeigte, wie hoch das Holz bei seiner Abreise gestapelt war, und gab seinen Eltern entsprechend Bescheid, damit sie es merkten, falls das nächste Mal wieder etwas fehlte.

24. KAPITEL

KOMPLOTT GEGEN HITLER

... dann wird dem deutschen Volk eine Schuld aufgeladen, die die Welt uns in Hunderten von Jahren nicht vergessen wird.

HENNING VON TRESCKOW

Der Tod zeigt an, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte, sondern dass sie der Erlösung bedarf. Christus allein ist die Überwindung des Todes.

DIETRICH BONHOEFFER

Ich bin mir ganz sicher, es gibt viele in Deutschland, die jetzt durch Gestapo und Maschinengewehre zum Schweigen genötigt sind, die sich aber nach der Befreiung von der gottlosen Naziherrschaft sehnen, ebenso danach, dass es zu einer christlichen Ordnung kommt, an der sie und wir Anteil nehmen.

BISCHOF GEORGE BELL

Der Kommissarbefehl

Seit dem Fall Frankreichs waren die Putschpläne ins Stocken geraten. Hitler siegte so schnell und beeindruckend, dass die meisten Generäle sich keinen Widerstand mehr zutrauten. Seine Beliebtheit erklimmte immer neue Höhen. 1941 wurden Jugoslawien und Griechenland erobert. Zur gleichen Zeit triumphtierte General Rommel in Nordafrika. Hitler schien nicht zu bremsen zu sein, und die meisten Generäle schwammen mit auf der Flutwelle der deutschen Erfolge und verspürten keine Lust, einen Finger gegen den «Führer» zu rühren.

Dohnanyi und Oster wussten, dass ohne die Unterstützung der Spitzen des Militärs an einen Sturz Hitlers nicht zu denken war. In früheren Jahren hatte man gehofft, ihn durch eine vom Volk ausgehende breite Oppositionsbewegung zu Fall zu bringen. Doch diese Möglichkeit war nun nach Hitlers Siegen vollends undenkbar geworden. Jetzt musste der Umsturz «von oben» kommen, und das hiess von den Generälen.

Manche Generäle waren heldenhafte Köpfe der Verschwörung, jederzeit zum Handeln bereit. Doch viele andere verhielten sich weniger heldenhaft beziehungsweise weniger weise. Ihre Abneigung, ja ihr Abscheu gegen Hitler war stark, doch ihr Wunsch, sich aus der Demütigung von Versailles zu erheben, war noch stärker. Viele spekulierten darauf, dass Hitler, nachdem er seine Rolle zu Ende gespielt hatte, müde werden und durch einen weniger brutalen Nachfolger ersetzt werden würde, – falls nötig, konnten sie da nachhelfen. Doch nicht jetzt, wo das Reich von einem Sieg zum nächsten eilte und Versailles im Papierkorb der Geschichte verschwand. Viele befürchteten auch, dass ein ermordeter Hitler nur zum Märtyrer würde, – dann entstünde die nächste Dolchstosslegende und sie, die Generäle, würden sich in der Rolle der Cäsarmörder Brutus und Cassius wiederfinden. Nein, besser nichts riskieren. Der wankelmütige Brauchitsch sprach auch für die anderen, die sich entschlossen hatten, mit dem Wind zu segeln: Er selbst würde zwar nichts gegen Hitler unternehmen, jedoch sich auch nicht wehren, «wenn ein anderer es tut».⁶⁴⁵

Beck, Dohnanyi, Oster, Canaris, Goerdeler und die anderen Verschwörer taten, was sie konnten in Hitlers Erfolgjahr. Doch sie kamen nicht weiter.

Dann kam der 6. Juni und der berüchtigte «Kommissarbefehl». Hitler stand kurz vor seinem Feldzug gegen Russland («Fall Barbarossa»), und wieder sollte sich seine abgründige Verachtung für die slawischen Rassen austoben. Der Kommissarbefehl bestand in der Anweisung, alle gefangen genommenen politischen Kommissare der Sowjets ohne Verfahren zu erschiessen – eine Anweisung, die jahrhundertealten militärischen Gepflogenheiten zuwiderlief.

In Polen hatte Hitler die Armee aus den grössten Gräueltaten herausgehalten und diese den Einsatzgruppen der SS überlassen. Der Kommissarbefehl betraf zwar vor allem die SS, diesmal jedoch auch die Armee. Die Generäle merkten auf. Jetzt sahen auch die Willensschwächsten unter ihnen, dass sie auf dem Rücken eines Tigers ritten.

Alle festgenommenen Führer der Roten Armee zu töten, war undenkbar. Aber Hitler scherte sich nicht um irgendeinen altmodischen Ehrenkodex. «Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen», erklärte er seinen Militärs in einer Rede am 30. März 1941. «Im Osten ist Härte mild für die Zukunft. Die Führer müssen von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden.»⁶⁴⁶ Die Kommissare, so erklärte er, waren als «Urheber barbarisch asiatischer Kampfmethoden ... grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen.»⁶⁴⁷ Henning von Tresckow war ein typisch preussischer General mit einem hohen Ehr- und Traditionsbewusstsein, der Hitler schon frühzeitig verachtete. Er trat als erster Frontoffizier an die Verschwörer heran. Als er von dem Kommissarbefehl hörte, sagte er General Gersdorff: «Wenn es uns nicht gelingt, den Feldmarschall [von Bock] dazu zu bewegen, umgehend zu Hitler zu fliegen und die Aufhebung dieser Befehle durchzusetzen, dann wird dem deutschen Volk eine Schuld aufgeladen, die die Welt uns in Hunderten von Jahren nicht vergessen wird. Diese Schuld betrifft nicht nur Hitler, Himmler, Göring und Genossen, sondern ebenso Sie und mich, Ihre Frau und meine Frau, Ihre Kinder und meine Kinder ...»⁶⁴⁸ Für viele Generäle war dies der Wendepunkt. Brauchitsch war von dem Kommissarbefehl so geschockt, dass er mehrfach bei Hitler vorstellig wurde, der ihm schliesslich ein Tintenfass hinterwarf.⁶⁴⁹

Das «Unternehmen Barbarossa» begann am 22. Juni 1941. Jetzt befand sich Deutschland im Krieg mit der Sowjetunion. In Hitlers Umgebung war der Nimbus der Unbesiegbarkeit immer noch stark, aber jetzt kam zum ersten Mal die Frage auf, ob er nicht abtreten sollte, solange es noch Zeit war. Würde seine Siegessträhne nicht irgendwann abreißen? Russland war nicht Frankreich, – die schier unendli-

che Weite seines Gebietes machte viele nachdenklich. Doch alle Argumente prallten an Hitler ab. Der Marsch der deutschen Armeen auf Moskau begann.

Die Verschwörer warteten auf den richtigen Augenblick. Hitlers Kommissarbefehl führte ihnen viele Generäle zu, und in dem Masse, wie sich seine ganze Brutalität zeigte, würden sich noch weitere der Verschwörung anschliessen. Oster und Dohnanyi setzten inzwischen ihre Arbeit fort, gedeckt durch Admiral Canaris. Wenn je einer ein Doppelleben geführt hatte, dann Canaris. Am Vormittag ritt er zusammen mit Heydrich im Berliner Tiergarten aus, während er gleichzeitig auf Schritt und Tritt gegen Heydrich und die Nazis arbeitete. Hitlers Gangstermethoden widerten ihn an. Joachim Fest berichtet: «So oft er auf einer seiner Spanienreisen im offenen Auto an einer Schafherde vorbeikam, nahm er Haltung an und hob die Hand zum Hitlergruss. Man könne nie wissen, meinte er erläuternd, ob sich nicht eine der Grössen des Regimes in der Menge befinde.»⁶⁵⁰

Bonhoeffer sollte erst wieder Ende August im Auftrag der Abwehr reisen – erneut in die Schweiz. Bis dahin schrieb er weiter an seiner *Ethik* und arbeitete als Pastor für die Bekennende Kirche. Mit der Hilfe Osters und Dohnanyis erwirkte er Kriegsdienstfreistellungen und -aufschübe für verschiedene Pastoren der Bekennenden Kirche – um sie vor Gefahr zu schützen, aber auch, damit sie weiter ihren Pastorenpflichten nachkommen konnten, denn ihre Gemeinden brauchten sie jetzt mehr denn je. Es war letztlich ein aussichtsloser Kampf, wie so viele, aber Bonhoeffer kämpfte unverdrossen und war dankbar für jeden noch so kleinen Sieg.

Seine pastorale Arbeit beschränkte sich nun zum Grossteil auf Briefe. Im August schrieb er wieder einen Rundbrief an seine gut hundert ehemaligen Seminaristen. In ihm finden wir Sätze, die Licht auf Bonhoeffers eigenen Tod werfen:

Heute muss ich Euch mitteilen, dass unsere Brüder Konrad Bojack, F.A. Preuss, Ulrich Nithack und Gerhard Schulze im Osten gefallen sind ...

Sie sind uns vorangegangen auf dem Weg, den wir alle einmal gehen müs-

sen. Euch, die Ihr draussen im Felde seid, erinnert Gott in besonders gnädiger Weise daran, Euch bereit zu halten ... Von Gott gerufen freilich werdet Ihr und werden wir allein zu der Stunde, die Gott ersehen hat. Bis zu dieser Stunde, die allein in Gottes Hand liegt, werden wir alle auch in höchster Gefahr bewahrt werden, und aus der Dankbarkeit für solche Bewahrung entspringt wohl immer neues Sichbereiten für den letzten Ruf.

Wer begreift die Auswahl derer, die Gott früh zu sich nimmt? Scheint es uns nicht bei dem frühen Tod junger Christen immer wieder, als beraube sich Gott selbst seiner besten Werkzeuge in einer Zeit, in der er sie am nötigsten brauchte? Aber Gott macht keine Fehler. Braucht Gott etwa unsere Brüder zu irgendeinem verborgenen Dienst für uns in der himmlischen Welt? Wir sollen unseren menschlichen Gedanken, die immer mehr wissen wollen, als sie wissen können, Einhalt gebieten und uns an das halten, was gewiss ist. Wen Gott zu sich ruft, den hat er geliebt. «Seine Seele gefällt Gott wohl, darum eilt er mit ihm aus diesem bösen Leben» (Weisheit 3).*

Wir wissen wohl, dass Gott und Teufel in der Welt miteinander in Streit liegen, und dass der Teufel auch beim Tod ein Wort mitredet. Wir können angesichts des Todes nicht in fatalistischer Weise sprechen: «Gott will es», wir müssen das andere hinzusetzen: «Gott will es nicht». Der Tod zeigt an, dass die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte, sondern dass sie der Erlösung bedarf. Christus allein ist die Überwindung des Todes. Hier kommt das «Gott will es» und «Gott will es nicht» zur schärfsten Zuspitzung und zum Austrag. Gott willigt ein in das, was Gott nicht will, und von nun an muss der Tod dennoch Gott dienen. Von nun an umfasst das «Gott will es» auch das «Gott will es nicht». Gott will die Überwindung des Todes durch den Tod Jesu Christi. Allein in Kreuz und Auferstehung

Jesu Christi ist der Tod in Gottes Gewalt gekommen, muss er den Zielen Gottes dienen. Nicht eine fatalistische Ergebung, sondern der lebendige Glaube an den für uns gestorbenen und auferstandenen Jesus Christus vermag ernstlich mit dem Tode fertig zu werden.

Im Leben mit Jesus Christus tritt dem Tod als allgemein von aussen an uns herantretendem Geschick der Tod von innen, der eigene Tod, der freie Tod des täglichen Sterbens mit Jesus Christus gegenüber. Wer mit Christus lebt, stirbt täglich seinem eigenen Willen ab. Christus in uns gibt uns in den Tod, damit er in uns leben könne. So wächst unser inneres Sterben dem Tod von aussen entgegen. So empfängt der Christ seinen eigenen Tod, so wird der leibliche Tod im echten Sinne nicht zum Ende, aber zur Vollendung des Lebens mit Jesus Christus. Hier treten wir in die Gemeinschaft dessen, der bei seinem Tode sprechen konnte «Es ist vollbracht».⁶⁵¹

Neben den Rundbriefen unterhielt Bonhoeffer privaten Briefkontakt zu verschiedenen Brüdern. So erhielt Bonhoeffer einen Brief von einem Finkenwalder Bruder, der sich im Seminar gegen das Betrachten von Bibeltexten gesträubt hatte, die Praxis dann aber im Krieg für sich entdeckte. Wo die Zeit zur persönlichen Stillen Zeit fehlte, lernte er einfach die Texte auswendig, was eine ähnliche Wirkung hatte: «So haben sie sich oft in einer Tiefe erschlossen, die man nicht vermutete. Man muss mit den Texten leben, dann erschliessen sie sich. Ich bin nun dankbar, dass Sie uns dazu anhielten .. »⁶⁵²

Bonhoeffers Korrespondenz mit so vielen ist ein Zeugnis seiner Treue als Pastor. Er war nicht selber an der Front, hörte aber von vielen Brüdern, die dort waren, und er machte ihnen in Antwortbriefen Mut und betete für sie. Einer von ihnen, Erich Klapproth, schrieb: «Tagelang kommen wir nicht einmal zum Händewaschen, sondern gehen von den Toten zum Essen und von da aus wieder ans Gewehr. Alle Energie muss zum Kampf gegen die Gefahr des Verfrierens, zu Bewegungen trotz aller Todmüdigkeit aufgebracht werden.»⁶⁵³ Er fragte sich, ob sie je wieder zurück nach Hause kämen. Kurz nach diesem Brief hörte Bonhoeffer, dass er gefallen war.

Besonders hart traf ihn die Nachricht vom Tod seines lieben Freundes Gerhard Vibrans: «Ich glaube, der Schmerz und jenes Gefühl der Leere, die sein Tod in mir zurücklässt, könnte kaum anders sein, wenn er mein leiblicher Bruder gewesen wäre.»⁶⁵⁴

Bonhoeffers Einsatz für die Bekennende Kirche hörte nicht auf. Der Krieg gab den Nationalsozialisten reichlich Gelegenheiten, den Kirchen zu schaden. Ende 1941 half Bonhoeffer Perels bei der Abfassung einer Eingabe an die Wehrmacht:

Die Hoffnung der evangelischen Christen, dass wenigstens für die Dauer des Krieges die kirchenfeindlichen Massnahmen eingestellt würden, ist schwer enttäuscht worden. Während viele tausend evangelische Geistliche dem Vaterland mit der Waffe dienen, ... nehmen die kirchenfeindlichen Massnahmen in der Heimat immer schärfere Formen an, und es entsteht allmählich in den Gemeinden der Eindruck, dass hier die Notlage des Krieges und die Abwesenheit der Geistlichen von Partei und Gestapo bewusst dazu missbraucht wird, die evangelische Kirche noch während des Krieges zu zerstören.⁶⁵⁵

Die Eingabe nennt dafür zahlreiche Beispiele. Himmler tat, was er konnte, um die Bekennende Kirche zu zerstören. Die Pastoren der Bekennenden Kirche, die nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden waren, «wurden auf Befehl des Reichsführers SS durch die Arbeitsämter dienstverpflichtet, „um sie so einer nutzbringenden Tätigkeit zuzuführen“. Die Behandlung von Pfarrern durch die Gestapo bei Vernehmungen etc. ist jetzt allgemein die von Verbrechern.»⁶⁵⁶ Besonders deutlich wird der glühende Christenhass der Nazis in folgendem Beispiel:

Grosse Beschimpfung durch anonyme Zuschrift musste ein hervorragender Laie der evangelischen Kirche, dessen Sohn im Osten gefallen war, über sich ergehen lassen. Er hatte den Tod seines Sohnes mit den Worten angezeigt:

«Im Glauben an seinen Herrn und Heiland fiel ...». In der Zuschrift heisst es «Schande über die blutentartete, frömmelnde Sippe», die dem Sohn den Glauben an einen «obskuren Wanderprediger» nachgesagt hat.⁶⁵⁷

Und schliesslich kämpften überall in Deutschland Christen gegen die Euthanasie-massnahmen der Regierung:

Die Tötung des sogenannten unwerten Lebens, die nun breiter in den Gemeinden bekannt geworden ist und ihre Opfer gefordert hat, wird von den Christen aller Konfessionen im Zusammenhang mit der allgemeinen Auflösung der 10 Gebote und jeder Rechtssicherheit gesehen und damit als Zeichen der anti-christlichen Haltung leitender Stellen im Reich mit tiefster Beunruhigung und mit Abscheu aufgenommen.⁶⁵⁸

Zweite Reise in die Schweiz

Ab Ende August war Bonhoeffer erneut im Auftrag der Abwehr in der Schweiz. Im September traf er sich wieder mit Visser 't Hooft. Es sah nicht gut aus für den Widerstand gegen Hitler, denn der Russlandfeldzug hatte mit militärischen Erfolgen begonnen. Doch Bonhoeffer hatte einen anderen Eindruck. «Nun ist es aus, nicht wahr?», sagte er zur Begrüssung. Visser 't Hooft war bestürzt. Sah Bonhoeffer den deutschen Sieg voraus? Bonhoeffer erklärte sich: «Nein, ich meine, dass wir beim Anfang vom Ende stehen. Denn da kommt Hitler niemals mehr heraus.»⁶⁵⁹

Doch im Herbst 1941 hatten sich alle Hoffnungen zerschlagen, dass die Verschwörer von den Briten Zusicherungen über einen Verhandlungsfrieden erhalten würden. Der Krieg ging schon zu lange, und jetzt, wo Deutschland auch noch Russland angegriffen hatte, ging es für Churchill um alles oder nichts. Er interessierte sich nicht für die Verschwörung, wenn es denn wirklich eine gab. Für ihn waren

jetzt alle Deutschen Nazis. Bischof George Bell tat trotzdem, was er konnte, um seinen Landsleuten zu zeigen, dass es in Deutschland Menschen gab, die nichts sehnlicher wünschten als Hitlers Abgang. Am 10. Mai 1941 hatte er auf einer Kundgebung gesprochen, welche die britische Regierung kritisierte, die nur vom militärischen Sieg sprach, aber nicht von Barmherzigkeit für die Menschen, die ausserhalb Grossbritanniens litten. Nicht zuletzt aufgrund seiner Gespräche mit Bonhoeffer und den beiden Leibholzens wusste Bell, wovon er sprach: «Ich bin mir ganz sicher, es gibt viele in Deutschland, die jetzt durch Gestapo und Maschinengewehre zum Schweigen genötigt sind, die sich aber nach der Befreiung von der gottlosen Naziherrschaft sehnen, ebenso danach, dass es zu einer christlichen Ordnung kommt, an der sie und wir Anteil nehmen. Kommt denn kein Fanfarenstoss aus England, um sie aus ihrer Verzweiflung zu wecken?»⁶⁶⁰

Dergleichen Appelle rührten Churchill und seinen Aussenminister Eden nicht. Doch Bonhoeffer gab nicht auf. Er schrieb ein ausführliches Memorandum, in dem er unter anderem darlegte, dass die Gleichgültigkeit der Alliierten gegenüber den Verschwörern diese womöglich von einem Umsturz abhalten würde. Wenn diejenigen, die unter Einsatz ihres Lebens Hitler stürzten, davon ausgehen mussten, dass sie anschliessend von den Briten und ihren Verbündeten nicht besser als die Nazis behandelt würden, war der Anreiz zum Handeln gering:

... man muss sich der Frage stellen, ob eine deutsche Regierung, die völlig mit Hitler bricht und mit allem, wofür er steht, hoffen kann, derartige Friedensbedingungen zu erhalten, dass sie einige Aussicht hat, zu überleben ... Es ist deutlich, dass eine Beantwortung dieser Frage jetzt dringlich ist, da die Einstellung der Oppositionsgruppen in Deutschland von der Antwort, die man gibt, abhängt.⁶⁶¹

Bonhoeffer glaubte allen Ernstes, dass dieses Memorandum, wenn es nur an die richtigen Stellen käme, zu einer Antwort der britischen Regierung führen würde.

Doch es herrschte Funkstille. Visser 't Hooft berichtet, dass Bonhoeffer auf seiner ersten Schweizer Reise bei einem abendlichen Zusammensein mit Genfer Freunden einmal gefragt wurde. – «Wie beten Sie in dieser Situation?» Er hatte ohne zu zögern geantwortet: «Da Sie mich fragen, gestehe ich, dass ich für die Niederlage meines Vaterlandes bete. Nur durch eine Niederlage können wir Sühne leisten für die furchtbaren Verbrechen, die wir gegen Europa und die Welt begangen haben.»⁶⁶² Ständig kamen neue Berichte von der Front, und was Bonhoeffer durch Dohnanyi erfuhr, war ungeheuerlich. Hitler musste um jeden Preis gestoppt werden!

Während die deutschen Armeen sich auf Moskau zubewegten, tobte sich die Barbarei der SS erneut aus, als ob der Teufel und seine Dämonenhorden losgelassen waren. In Litauen trieben SS-Kommandos wehrlose Juden zusammen, schlugen sie mit Stangen tot und tanzten zu Musik auf den Leichen herum, – nachdem diese fortgeschafft waren, begann die nächste Runde des makabren Spiels.⁶⁶³

Die Gewaltexzesse führten weitere Militärs ins Lager des Widerstands. Einmal kamen hohe Offiziere zu Generalfeldmarschall von Bock und baten ihn «mit Tränen in den Augen», die «Hinrichtungsorgie» eines SS-Kommandos in Borissow zu beenden. Als von Bock darauf den zuständigen Zivilkommissar Kube zu sich beorderte, antwortete dieser ihm, dass er nicht daran denke, den SS-Einsatzleiter auszuliefern.⁶⁶⁴ Hitler hatte der SS einen Blankoscheck ausgestellt, gegen den selbst ein Feldmarschall nichts ausrichten konnte.

Etwa um diese Zeit überwand Peter Graf Yorck von Wartenburg und sein Vetter Claus Schenk Graf von Stauffenberg ihre tiefsitzenden Bedenken gegen eine Verschwörung. Denn beide waren christlich geprägt und nicht ohne Weiteres zu einem Tyrannenmord bereit. Ausserdem waren sie in der deutschen Militäraristokratie aufgewachsen und hatten von Anfang an gelernt, dass ein Soldat seinen militärischen Befehlshabern zu gehorchen hat. Doch was sie hier miterlebten, sprach ihren tiefsten Überzeugungen und Werten Hohn. Es sollte Stauffenberg sein, der den berühmten Anschlag auf Hitler vom 20. Juli 1944 ausführte.

«Unternehmen 7»

Als Bonhoeffer Ende September aus der Schweiz zurückkehrte, erfuhr er von neuen Ungeheuerlichkeiten, und diese geschahen *in* Deutschland. Eine neue Anordnung verlangte von allen Juden, in der Öffentlichkeit einen gelben Stern zu tragen.

Bonhoeffer wusste, dass dies nur ein Vorgeschmack auf weitaus Schlimmeres war. In diesem September machte er im Hause der Dohnanyis seine berühmte Aussage, dass er notfalls bereit wäre, Hitler zu töten. So weit würde es nicht kommen, doch Bonhoeffer war klar: Er konnte nicht bei der Ausführung einer Tat helfen, zu der er selbst nicht bereit wäre. Seine Bedingung lautete allerdings, dass er zuvor aus der Bekennenden Kirche austreten müsse. Er wusste, dass die meisten ihrer Glieder seine Ansicht nicht teilten, vor allem aber wollte er sie nicht in die Folgen seiner höchst persönlichen Tat verwickeln. Seine Rolle in der Verschwörung musste er allein mit Gott abmachen. Wie einst die Juden und die Propheten fühlte er sich von Gott selbst berufen, und er wusste um das Geheimnis einer solchen Berufung. Solch eine Berufung war die höchstmögliche Ehre – eine schreckliche Ehre, die kein Mensch von sich aus suchte.

Etwa um diese Zeit wurde Bonhoeffer in einen komplizierten Plan der Abwehr zur Rettung von sieben Juden vor dem sicheren Tod hineingezogen. Es sollte sein erster riskanter Auftrag für die Abwehr werden. Der Plan trug den Decknamen «U 7», nach der ursprünglichen Anzahl der betroffenen Juden, die sich schliesslich verdoppeln sollte. Admiral Canaris wollte zwei jüdische Freunde und ihre Angehörigen retten, Dohnanyi zwei befreundete Rechtsanwälte. Sie sollten in die Schweiz gebracht werden – offiziell, um dort als Agenten der Abwehr tätig zu werden.

Den Leuten in Himmlers Umfeld wurde die Sache schmackhaft gemacht: Diese Juden würden für die Sache der Nazis arbeiten und dafür auf freien Fuss gesetzt. Einige der beteiligten Juden nahmen diesen Vorwand anfangs für bare Münze und weigerten sich. Dohnanyi musste sie erst davon überzeugen, dass es sich um eine Aktion *gegen* die Nazis handele, womit er sich selbst in grosse Gefahr

brachte. Er erklärte ihnen, dass er, Oster, Canaris, Moltke und andere zu einer Verschwörergruppe gegen Hitler gehörten.

Doch die Operation erwies sich als kompliziert und zeitraubend. Dohnanyi musste als Erstes die Juden aus den Deportationslisten herausbekommen und sie darauf hochoffiziell – wie bei Bonhoeffer – zu Agenten der Abwehr machen. Und drittens musste er die Genehmigung der Schweizer einholen, sie einreisen zu lassen. Dies war der schwierigste Teil, da die Schweiz als neutrales Land sich weigerte, deutsche Juden aufzunehmen. Wenn aber diese Juden nicht aus Deutschland fliehen konnten, erwartete sie ein furchtbares Schicksal. An diesem Punkt spielten Bonhoeffer, der Rechtsberater der Bekennenden Kirche Perels und der ehemalige Finkenwalder Studieninspektor Wilhelm Rott ihre ökumenische Karte und wandten sich in dieser an sich aussichtslosen Situation an die Kirche in der Schweiz. Rott schickte einen Bittbrief an den Präsidenten des Schweizer Kirchenbundes Koechlin, in dem er schrieb: «Unsere Frage an Sie ist heute nun die, ob sich bei einer dringenden Vorstellung und einem offiziellen Schritt der Schweizer Kirchen nicht doch vielleicht eine Tür für einige Wenige oder wenigstens für einen einzigen von uns besonders befürworteten Fall auftun könnte ...»⁶⁶⁵ Um der Sache Nachdruck zu verleihen, schrieb Bonhoeffer gleichzeitig an Barth und bat auch diesen um Unterstützung.

Die Aktion hatte ihren Preis. Da die «Agenten» der Abwehr keine Arbeitserlaubnis für die Schweiz besaßen, musste Dohnanyi einen grossen Geldbetrag in ausländischer Währung in der Schweiz bereitstellen. Gerade die finanzielle Seite erregte schliesslich bei den Erzfeinden der Abwehr Misstrauen, dem berüchtigten Duo Himmler und Heydrich, die 1943 nachforschen sollten, was schliesslich zu Bonhoeffers Verhaftung führte. Es waren massgeblich die Verbrechen gegen die Juden, die Bonhoeffer und viele andere in den Kreis der Verschwörer führten. Als sie 1945, zum Tode verurteilt, endlich reden konnten, ohne andere zu gefährden, erklärten sowohl Bonhoeffers Bruder Klaus als auch sein Schwager Rüdiger Schleicher den schockierten Verhörbeamten ganz offen, dass sie der Verschwörung gegen Hitler vor allem um der Juden willen beigetreten waren.

Hitler stolpert

Im Oktober trafen sich Dohnanyi und Oster mit Leutnant Fabian von Schlabrendorff und Generalmajor Henning von Tresckow, die glaubten, dass die Lage wieder reif für einen Putsch war. Die Generäle an der Ostfront waren immer verärgerter über Hitlers Einmischungen, – dazu kamen die anhaltenden Berichte über die Grausamkeit der SS. Und (wie Bonhoeffer prophezeit hatte): Hitlers Erfolgssträhne riss endlich ab.

Im November 1941 stiessen deutsche Truppen unter dem Befehl von Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt Richtung Stalingrad vor. Am 20. November eroberten sie Rostow, nur um es acht Tage später wieder an die Russen zu verlieren und sich eilig zurückziehen zu müssen. Es war die erste ernsthafte deutsche Niederlage und eine persönliche Beleidigung für den grössenwahnsinnigen «Führer». Von seinem circa tausendfünfhundert Kilometer entfernten Führerhauptquartier in Ostpreussen, der «Wolfsschanze», kabelte er Rundstedt die Order, die Stellung um jeden Preis zu halten. Rundstedt kabelte zurück, dies sei «Wahnsinn»: «Sie müssen den Befehl zurücknehmen oder sich einen anderen Kommandeur suchen.» Worauf Hitler ihn umgehend entliess.⁶⁶⁶

Das Blatt begann sich gegen Hitler zu wenden. Seine Armeen an der Ostfront hatten es jetzt mit dem berüchtigten russischen Winter zu tun, der mit jedem Tag heftiger zubiss. Tausende Soldaten starben an Erfrierungen. Treibstofftanks froren ein, unter den Panzern musste man erst ein Feuer anzünden, um sie starten zu können. Maschinengewehre und Zielfernrohre funktionierten nicht mehr.

Doch allen Warnungen seiner Generäle zum Trotz trieb Hitler seine Armeen rücksichtslos weiter nach vorne, bis am 2. Dezember ein deutsches Bataillon aus gut zwanzig Kilometer Entfernung die berühmten goldenen Zwiebeltürme des Kreml erblickte.

Doch weiter kamen sie nicht. Am 4. Dezember herrschte schon eisige Kälte, tags darauf sank das Thermometer weiter auf mehr als minus zwanzig Grad.⁶⁶⁷ Die Generäle Bock und Guderian waren am Ende ihrer Möglichkeiten, sie mussten den

Rückzug antreten. Von Brauchitsch, der Oberbefehlshaber des Heeres, trat von seinem Posten zurück. Am 6. Dezember griffen die Russen mit einer solchen unvorhergesehenen Wucht an, dass die scheinbar unbesiegbaren Armeen Hitlers den Rückzug antraten. Die Rote Armee jagte sie meilenweit zurück über die endlose Ebene. Doch sie überstanden den Rückzug einigermaßen – im Gegensatz zu Napoleons Armee knapp hundertdreissig Jahre vorher.

Dies war ein harter Schlag für Hitler. Neuen Auftrieb erhielt er durch die Nachricht vom verheerenden japanischen Überraschungsangriff auf Pearl Harbour am 7. Dezember. Er deutete ihn als ermutigenden Wink der Vorsehung in der Stunde, wo er ihn am meisten brauchte. Was ihm vor allem gefiel, war die Hinterhältigkeit des Angriffs, was ganz seinem «eigenen System» entsprach. Die USA reagierten mit der Kriegserklärung an Japan, worauf Hitler und Mussolini am 11. Dezember den USA den Krieg erklärten. Dies war der Anfang vom Ende für Hitler, der von jetzt an bis zu seinem Selbstmord einen Zweifrontenkrieg führen musste. Aber dies sah er damals noch nicht; sein Blick war weiter auf Russland gerichtet.

Als Erstes würde er die militärischen Führer feuern, die seiner Ansicht nach schuld an dem Desaster waren, – er hätte es, so fand er, schon längst machen sollen. Fedor von Bock wurde abgelöst, Heinz Guderian seines Postens enthoben. Erich Hoepner wurde ohne kriegsgerichtliche Untersuchung «unehrenhaft» aus der Wehrmacht ausgestossen, nachdem er einen unsinnigen Durchhaltebefehl ignoriert hatte. Über Hans von Sponeck wurde wegen eines eigenmächtigen Rückzuges, durch den viele Soldaten gerettet wurden, sogar die Todesstrafe verhängt, die dann in eine sechsjährige Haftstrafe umgewandelt wurde. Dennoch wurde Sponeck auf Befehl Himmlers am 23. Juli 1944 im Gefängnis ermordet. Der herzkrankte, überlastete Brauchitsch trat im Oktober 1941 von seinen Ämtern zurück und wurde im Dezember von Hitler entlassen.

Brauchitschs Entlassung war eine Katastrophe für die Verschwörer, die nach langen Bemühungen endlich seine Zustimmung zu ihren Plänen erhalten hatten. Sie mussten so schnell wie möglich seinen Nachfolger gewinnen! Doch Brauchitschs

Nachfolger war – Adolf Hitler. Der «Führer» gab seinem Faible für direktes Führen nach und ernannte sich kurzerhand selbst zum «Oberbefehlshaber des Heeres». Künftig würde er höchstpersönlich allen militärischen Operationen vorstehen.

Die Verschwörer formieren sich neu

Ohne Brauchitsch mussten die Verschwörer umplanen. Und es war ja nicht nur Brauchitsch. Es lag nicht zuletzt auch an den zerschlagenen Aussichten auf einen Verhandlungsfrieden mit Grossbritannien und den Alliierten. Doch die Uhr tickte. Immer mehr Juden wurden in den Osten deportiert. Wenn sie nicht schon vor vier Jahren geflohen wären, wären jetzt vielleicht auch Bonhoeffers Schwester Sabine und ihre Familie dabei – eingepfercht in einem Viehwagen auf dem Weg in den sicheren Tod. Bonhoeffer dachte auch an Franz Hildebrandt, an jüdische Freunde an der Universität Berlin und an Kindheitsfreunde aus Grunewald.

Die Vernichtung des «Weltjudentums» im Rahmen der sogenannten «Endlösung» hatte begonnen. Im Januar 1942 wurde auf der «Wannsee-Konferenz» das Schicksal der Juden in Hitlers Machtbereich besiegelt. Es war dringender denn je, Hitler zu beseitigen und seine teuflischen Zukunftsvisionen aufzuhalten. Die grosse Frage war nur: wie?

Die Pläne der Verschwörer hatten sich im Grossen und Ganzen nicht gewandelt: Man würde Hitler ermorden. Generaloberst Beck, der 1938 aus Protest gegen Hitlers Kriegspläne zurückgetreten war, würde den Putsch anführen und sollte als Staatsoberhaupt die neue Regierung führen. Nach Gisevius stand Beck als einziger General mit einem unbeschädigten Ruf, der freiwillig zurückgetreten war, gleichsam über den Parteien. Die Aussicht auf Beck als Kopf einer neuen deutschen Regierung gab vielen Generälen den Mut zu handeln.

Unterdessen ging die Verschwörung an verschiedenen Fronten weiter. Die Abwehr plante, Bonhoeffer Anfang April auf eine Mission in Norwegen zu schicken,

doch dann erfuhr Dohnanyi im Februar, dass die Gestapo ihn und Bonhoeffer beobachtete. Dohnanyis Telefon war abgehört worden, seine Briefe wurden abgefangen. Dahinter steckten wahrscheinlich der Leiter der Parteikanzlei, Martin Bormann, sowie Reinhard Heydrich. Bonhoeffer schrieb angesichts der wachsenden Gefahr ein Testament, das er Bethge übergab, um nicht seine eigene Familie zu beunruhigen.

Bonhoeffer traf sich in dieser Zeit regelmässig mit seinem Bruder Klaus, der als Syndikus der Deutschen Lufthansa viele Kontakte in den Chefetagen der Wirtschaft besass. Es gelang Klaus, seinen Kollegen Otto John für die Verschwörung zu gewinnen, der wiederum Prinz Louis Ferdinand von Preussen ins Boot holte. Der Verschwörerkreis wuchs zusehends. Dabei bildeten sich hauptsächlich zwei Gruppen heraus. Im Zentrum der ersten standen Canaris, Oster und die Abwehr. Diesem Zentrum näherte sich nun immer mehr eine zweite, die von Helmuth Graf von Moltke angeführt wurde – der sogenannte *Kreisauer Kreis*.

Der Kreisauer Kreis

Der Kreisauer Kreis ist nach dem Ort seines ersten Treffens benannt, dem Gut Kreisau von Helmuth James Graf von Moltke. Letzterer blickte auf illustre Vorfahren zurück. Sein Onkel war zu Beginn des Ersten Weltkrieges deutscher Generalstabschef gewesen. Sein Urgrossonkel, Helmuth Graf von Moltke, war das militärische Genie hinter den preussischen Siegen etwa im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, die den Weg zum zweiten deutschen Kaiserreich bahnten, und gleichzeitig Sprachgenie und Schweiger, dem man nachsagte, in sieben Sprachen schweigen zu können.

Wie viele im Kreisauer Kreis, war auch Moltke gläubiger Christ. Canaris hatte den Juristen zu Beginn des Polenfeldzugs für die Verschwörung gewinnen können, als er als Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht im OKW zahlreiche Menschenrechtsverstösse dokumentierte. Im Oktober 1941 schrieb er seiner Frau:

So werden täglich sicher mehr als tausend Menschen ermordet und wieder Tausende deutscher Männer werden an den Mord gewöhnt ... Was sage ich, wenn man mich fragt: und was hast Du während dieser Zeit getan?

Seit Sonnabend werden die Berliner Juden zusammengetrieben ... Dann geht es mit dem, was sie in der Hand tragen können, ab nach Litzmannstadt und Smolensk ...

Wie kann jemand so etwas wissen und dennoch frei herumlaufen?⁶⁶⁸

Vor seiner Hinrichtung Anfang 1945 sandte er folgende Zeilen an seine Frau, dass er «als Christ und als garnichts anderes» vor Gericht stand⁶⁶⁹ und dass das Dritte Reich Angst hatte, weil er mit protestantischen und katholischen Geistlichen über «Fragen der praktisch-ethischen Forderungen des Christentums» gesprochen hatte. «Nichts weiter, – dafür allein werden wir verurteilt.»⁶⁷⁰ Und in demselben Brief an anderer Stelle: «Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig, ... sondern vor Dankbarkeit und Erschütterung über diese Dokumentation Gottes.»⁶⁷¹ Seinen Söhnen schrieb er, er habe versucht, die Folgen des Nationalsozialismus für dessen Opfer zu mildern und einer Wandlung den Weg zu bereiten: «Dazu hat mich mein Gewissen getrieben, und schliesslich ist das eine Aufgabe für einen Mann.»⁶⁷² Er war überzeugt, dass jemand, der an Gott glaubte, ein entschiedener Gegner der Nazis sein musste.⁶⁷³ Er hatte anfangs versucht, die Nazis dazu zu bringen, die Genfer Konvention zum Schutz von Verwundeten, Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung in Kriegen einzuhalten, was der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Wilhelm Keitel, jedoch als Ritterlichkeitsideal aus einer vergangenen Zeit abgetan hatte. Später verhalf Moltke Juden zur Flucht aus Deutschland.

Die zweite Hauptfigur im Kreisauer Kreis war Peter Graf Yorck von Wartenburg, dessen Vetter Claus Schenk Graf von Stauffenberg den Anschlag vom 20. Juli 1944 leiten würde. Doch Moltke war strikt gegen Mordanschläge. Seine Verschwörung beschränkte sich im Wesentlichen auf Überlegungen und Gespräche

darüber, wie Deutschland nach Hitler regiert werden sollte, was die Kontakte zu den Verschwörern der Abwehr begrenzte. Man traf sich auf Moltkes Gut und in Yorcks Wohnung in Berlin-Lichterfelde. Im Gegensatz zu Moltke hatte Yorck ein Attentat nie ganz ausgeschlossen und wurde zunehmend in dieser Meinung darin bestärkt. Er sollte eine zentrale Figur in Stauffenbergs Plan werden.

25. KAPITEL

EIN SIEG FÜR BONHOEFFER

Wenn es Menschen in Deutschland gibt, die ebenfalls bereit sind, gegen diese ungeheuerliche Tyrannei der Nazis von innen Krieg zu führen, ist es dann recht, sie zu entmutigen oder zu übersehen? Können wir es uns leisten, ihre Beihilfe zur Erlangung unseres Zieles zu verwerfen?

BISCHOF GEORGE BELL AN DEN BRITISCHEN AUSSENMINISTER ANTHONY EDEN

Die Reise nach Norwegen: Stärket die Brüder

Zum ersten Mal begegneten sich Helmuth James Graf von Moltke und Bonhoeffer auf ihrer gemeinsamen Reise nach Norwegen, das 1940 von deutschen Truppen besetzt worden war und von einer Marionettenregierung unter Führung von Vidkun Quisling regiert wurde. Der Name «Quisling» ist als Fremd- «Quisling» ist als Fremdwort für «Verräter», «Kollaborateur» in verschiedene Sprachen eingegangen. Quisling trat sein Amt als Premierminister am 1. Februar 1942 an. Gleich an diesem Tag legte er sich mit der norwegischen Kirche an und untersagte Propst Fjellbu von Trondheim einen Gottesdienst im symbolträchtigen Nidarosdom. Dies löste einen Sturm der Entrüstung aus, der die norwegische Kirche auf eine Weise mit der Widerstandsbewegung gegen die Deutschen verband, der für Quislings Regierung und für die Nazis allgemein eine Katastrophe war. Im April beschloss die Abwehr deswegen, Bonhoeffer nach Norwegen zu schicken, offiziell, weil der Unmut der Bevölkerung der deutschen Kriegsführung schade, inoffiziell, um die Pfarrer in ihrem Widerstand zu bestärken. Bonhoeffer und Helmuth Graf Moltke, der zur Abwehr abkommandiert worden war, wurden nach Norwegen geschickt.

Am 20. Februar wurde Fjellbu seines Amtes enthoben. Doch anders als ihre deutschen Kollegen standen die norwegischen Kirchenführer einig und fest. Sämtliche Bischöfe legten ihre staatskirchlichen Ämter nieder. Im März machte Quisling seinen nächsten Fehler und gründete eine Art norwegische Version der Hitlerjugend; über tausend Lehrer traten zurück.

Der nächste Schlagabtausch mit der Kirche kam am Gründonnerstag, als Bischof Eivind Berggrav, der tapfere Anführer des kirchlichen Widerstands, unter Hausarrest gestellt wurde. Am 5. April (Ostersonntag) taten alle norwegischen Pastoren das, was die Bischöfe sechs Wochen zuvor getan hatten und worum Bonhoeffer im Juli 1933 die deutschen Pastoren vergeblich gebeten hatte: Sie traten in den Streik. Bonhoeffer war den März hindurch in Kieckow und Klein-Krössin gewesen, um weiter an seiner *Ethik* zu arbeiten, – als Berggrav ins Gefängnis kam, beorderte Dohnanyi Bonhoeffer nach Berlin und informierte ihn über seinen neuen Auftrag.

Die Tapferkeit der norwegischen Kirche gab Bonhoeffer neuen Auftrieb. Er konnte es kaum erwarten, dorthin zu reisen und den norwegischen Brüdern mit seiner Erfahrung zu helfen. Am 10. April holten er und Dohnanyi Helmuth James Graf von Moltke in seiner Wohnung ab. Dann fuhren er und Moltke gemeinsam mit dem Zug von Stettin nach Sassnitz, um mit der Fähre ins schwedische Trelleborg überzusetzen.

Von Moltke gehörte zu denen, die eine Ermordung Hitlers für moralisch nicht zu rechtfertigen hielten, und die Angst hatten, dass ein solcher Schritt ihn nur zum Märtyrer machen und zu einer womöglich noch schlimmeren Regierung unter seinen Nachfolgern führen würde. Ihm ging es vor allem darum, für die Zeit nach einem Zusammenbruch des NS-Regimes Pläne für eine sozialistische, demokratische Regierung zu schmieden. In vier Wochen würde sich auf Moltkes Gut in Kreisau der «Kreisauer Kreis» zum ersten Mal zu Gesprächen darüber treffen. Vielleicht hat Moltke Bonhoeffer dazu sogar eingeladen. Auf jeden Fall konnte Bonhoeffer nicht teilnehmen, da er wieder in die Schweiz musste. Aber dafür hatten er und Moltke jetzt viel Zeit, miteinander zu reden, weil ihre Fähre ausblieb. Treibende Eisschollen verzögerten ihre Abfahrt. Sie assen zusammen zu Abend und gingen ins Kino.

Am folgenden Morgen machten sie einen langen Spaziergang, um sich auf einen «Schlachtplan» für Norwegen zu einigen. Sechs Kilometer wanderten sie bis zu den Kreidefelsen bei Stubbenkammer und dann wieder die sechs Kilometer zurück, ohne eine Menschenseele zu sehen (bis auf einen Waldarbeiter). Nach dreieinhalb Stunden erreichten sie wieder ihr Hotel. Keine Nachrichten von der Fähre. Sie beschlossen, zu Mittag zu essen. Von Moltke war ein Jahr jünger als Bonhoeffer, aber bereits seit zehn Jahren verheiratet. In einem Brief an seine Frau Freya schrieb er:

Wir assen auf die Nachricht hin Mittag und wie wir bei der Speise (!) sassen, erschien plötzlich im Fenster aus dem Nebel das Fährschiff. Es war wirklich herrlich. Wir eilten also zum Hafen, wo uns gesagt wurde, das Schiff werde 2 Stunden später abfahren, wir sollten uns beeilen, – es werde versucht werden, den Anschluss in Trelleborg nach Oslo noch zu erreichen.⁶⁷⁴

Sie erreichten diese Fähre, die sich jedoch durch starken Eisgang weitere zwei Stunden verspätete, sodass sie den letzten Zug von Trelleborg nach Oslo verpassten. Sie erreichten einen Extrazug nach Malmö, übernachteten darauf in Malmö und fuhren am Morgen weiter. Mit seinen Erfahrungen im deutschen Kirchenkampf war Bonhoeffer für die norwegischen Kirchenführer ein nicht unbedeutendes Vorbild. Er sagte ihnen, dies sei die Gelegenheit, der Welt und Norwegen zu zeigen, wie brutal die Nazis seien. Sie dürften jetzt nicht klein beigeben! Berggrav berichtete Jahre später: «Bonhoeffer bestand auf bitterlichen Widerstand – bis ins Martyrium hinein.»⁶⁷⁵

Weder Bonhoeffer noch Moltke konnten Bischof Berggrav im Gefängnis besuchen, aber sie liessen ihm eine Botschaft zukommen. An dem Tag, an dem sie Stockholm verliessen, kam er aus dem Gefängnis frei und wurde in eine einsame Waldhütte bei Asker verbannt. Ohne dass Bonhoeffer und Moltke davon wussten, hatte Heinrich Himmler am 15. April die Entlassung Berggravs aus dem Gefängnis angeordnet, ihn aber gleichzeitig unter Hausarrest gestellt.⁶⁷⁶

Bonhoeffer und Moltke kehrten nach Berlin zurück, um Dohnanyi zu berichten. Sie waren gerne zusammen gewesen. Doch als sich ein paar Wochen später der Kreisauer Kreis zum ersten Mal traf, war Bonhoeffer, wie gesagt, auf seiner dritten Abwehr-Reise in die Schweiz unterwegs.

Dritte Reise nach Genf: Friedensziele

Bei seiner Ankunft in Genf musste Bonhoeffer enttäuscht feststellen, dass Willem Visser 't Hooft, mit dem er gerne über seine Norwegenreise gesprochen hätte, nicht da war. Dieser war vierzehn Tage vorher nach Spanien und England abgereist. In England legte er unter anderem einer Gemeinschaft, die sich *Peace Aims Group* («Gruppe für Friedensziele») nannte, das Memorandum vor, das Bonhoeffer im vergangenen September aufgesetzt hatte und das eigentlich nicht mehr dem aktuellen Stand der Dinge entsprach. Doch vor allen Dingen wollte Visser 't Hooft sich mit Sir Stafford Cripps treffen, einem wichtigen Mitglied in Churchills Kriegskabinett. Er überreichte ihm ein Memorandum von Adam von Trott zu Solz, Legationsrat im Auswärtigen Amt in Berlin, der ein wichtiger Name im Kreisauer Kreis werden sollte.* Das Memorandum sollte über Cripps auf Churchills Schreibtisch gelangen. Bonhoeffer wusste wenig über Trotts Memorandum und Visser 't Hoofts Kontaktaufnahme mit Cripps, da diese Dinge aus der Sphäre des Kreisauer Kreises kamen und nicht von den Abwehr-Verschwörern. Die mangelhafte Kommunikation zwischen den beiden Gruppen lag nicht daran, dass man die jeweils anderen besonders misstrauisch beäugte. In der Welt der militärischen Nachrichtendienste und Verschwörungen war sie vielmehr etwas durchaus Normales.

In Genf traf Bonhoeffer sich erneut mit Erwin Sutz, dazu mit Adolf Freudenberg, der seit vergangenem Jahr das Sekretariat für ökumenische Flüchtlingshilfe

* Trott zu Solz war ein Nachfahre von John Jay, dem ersten Obersten Bundesrichter der USA.

des Ökumenischen Rats der Kirchen in Genf (ÖRK) leitete. An einem der Abende bei den Freudenburgs traf Bonhoeffer sich mit Frau Visser 't Hooft und anderen aus der Ökumene. Aber nicht alle seine Termine in Genf waren «geschäftlich». So ging er an einem Nachmittag mit Frau Freudenberg shoppen. Weniger erfolgreich war der Besuch eines Gartenlokals. Adolf Freudenberg erinnert sich:

Wir hatten bei anderen Gästen grossen Erfolg mit einem romantischen, aber reichlich schmutzigen Gartenlokal über den rauschenden Wassern der Arve gehabt. Nicht so mit Dietrich: Die Bedienerin, die Darreichung des Essens, zudringlich bettelnde Tiere wie Katze, Hund, eine alte Ente, dazu ein halb nackender Truthahn, die nicht von dem Gast liessen – all das beleidigte sein ästhetisches Herrengefühl, und wir brachen bald auf.⁶⁷⁷

Die Schwedenreise: Stärkung durch die Brüder

Während dieses nicht besonders ertragreichen Besuchs in Genf erfuhr Bonhoeffer am 23. Mai etwas, das zu seinem grössten Erfolg in dem für ihn neuen Feld der «Aussenpolitik» führen sollte: Bischof Bell würde drei Wochen lang in Schweden sein. Dergleichen Informationen waren im Krieg nur schwer zu bekommen, zumal für einen Deutschen. So war es unmöglich, seine Pläne mit jemandem wie Bell abzustimmen. Dass Bell demnächst in einem neutralen Land sein würde, wo man sich mit ihm treffen könnte, war eine Gelegenheit, die Bonhoeffer sich nicht entgehen lassen durfte. Dies war *die* Chance, die britische Regierung von der Verschwörung zu unterrichten, hatte Bell doch einen direkten Draht zum Kabinett Churchill. Bonhoeffer musste ihn erreichen, bevor er Schweden wieder verliess!

Er begab sich sogleich zurück nach Berlin, um sich mit Dohnanyi und Oster zu besprechen. Auch diese Reise musste von der Abwehr eingefädelt werden, was nie einfach und manchmal gefährlich war. Canaris besorgte Bonhoeffer einen Ku-

rierausweis des Auswärtigen Amtes, und am 30. Mai bestieg er ein Flugzeug nach Stockholm.

In dem Labyrinth der Geheimdienstmissionen wusste vielfach die eine Hand nicht, was die andere tat, und es war oftmals nicht klar, wem man trauen konnte. Damals war gerade Hans Schönfeld in Schweden, ein Theologe der Ökumene und früherer Gegner Bonhoeffers, und hatte sich am 26. Mai mit Bischof Bell getroffen. Bonhoeffer war im Laufe der Jahre immer wieder mit Schönfeld in Konflikt geraten, der nicht zur Bekennenden Kirche gehörte und mit dem perfiden Bischof Heckel zusammengearbeitet hatte. In Fanö hatte er sich über Bonhoeffers Friedensrede aufgeregt, die ihm nicht «deutsch» genug gewesen war; seiner Meinung nach hätte Bonhoeffer die Gelegenheit zu einer Verteidigung der «völkischen» Theologie nutzen sollen, die viele Deutsche sich zu eigen gemacht hatten. Doch Bonhoeffer hatte diese Theologie als Antisemitismus im Talar entlarvt und wich nicht von seiner Meinung ab. Und jetzt also fanden sich die Gegenspieler Bonhoeffer und Schönfeld plötzlich beide im Lager der Verschwörer gegen Hitler wieder.

In dem Gespräch mit Schönfeld war Bell zurückhaltend, wusste er doch von dessen Verbindung zur Reichskirche. Schönfelds allgemeine Haltung entsprach ein wenig dem, was Churchill zynisch «deutsche Friedensfüher» nannte: Wieder so ein Deutscher, der wollte, dass Grossbritannien nach Kriegsende nett zu Deutschland war, natürlich ohne die eroberten Gebiete alle wieder herauszugeben ... Nein, mit den Deutschen redete Churchill nicht mehr, auch nicht mit denen, die behaupteten, Verschwörer gegen Hitler zu sein. Sie waren doch alle gleich ... Schönfeld hatte sich zwar verändert, aber Bell kannte ihn nicht, und so begegnete er ihm höflich, aber letztlich kühl und unverbindlich.

Jetzt war Bonhoeffer unterwegs zu Bell. Am Pfingsttag, den 31. Mai, erreichte er Stockholm, wo er erfuhr, dass sich Bell in Sigtuna im *Nordischen Ökumenischen Institut* aufhielt. Bonhoeffer begab sich sofort dorthin, und dann stand er plötzlich vor seinem alten Freund, den er seit Frühjahr 1939, kurz vor seiner New-York-Reise, nicht mehr gesehen hatte. Eine halbe Ewigkeit schien seitdem vergangen zu

sein, und doch unterhielten sie sich nun, als ob sie sich erst gestern das letzte Mal gesehen hätten.

Bell wartete mit hochwillkommenen Nachrichten von Sabine und Gerhard Leibholz auf. Die Bonhoeffers hatten sich Sorgen um sie gemacht, und die Familie Leibholz um die Bonhoeffers. Sie hatten seit etwa drei Jahren nichts mehr voneinander gehört. Bell erzählte Bonhoeffer, dass die letzte Nachricht über ihn (Bonhoeffer) gelaftet habe, dass er jetzt Soldat und auf dem Weg nach Norwegen sei! Ein gemeinsamer Freund, der von Bonhoeffers Aufenthalt in Schweden wusste, hatte dieses Gerücht in die Welt gesetzt. Denn was machte ein Deutscher in Schweden, wenn er nicht in Norwegen kämpfen wollte?

Nach dem persönlichen Austausch kam man schnell auf die Verschwörung zu sprechen. Jetzt erfuhr Bonhoeffer, dass auch Schönfeld in Sigtuna war. Anfangs verwirrend, erwies sich dies als glücklicher Zufall, da Bonhoeffer aus einer etwas anderen Perspektive das meiste von dem, was Schönfeld gesagt hatte, bestätigen konnte. Und nicht nur dies, er konnte es sogar ergänzen. Vorsicht war freilich auch hier geboten. Schönfeld war nicht anwesend, als Bonhoeffer viele Namen aus dem Widerstand nannte. Über Oster und Schlabrendorff wusste Bonhoeffer, dass die beiden Generäle, von Bock und von Kluge, den Umsturz an der Heimatfront leiten sollten. Dergleichen Details zeigte Bell (und durch ihn hoffentlich auch seinen Kontaktpersonen in London), dass die Verschwörung kein leeres Gerede war.

Wir wissen nicht, wieso sich sowohl Schönfeld als auch Bonhoeffer im Auftrag der Verschwörer mit Bell trafen. Bonhoeffer merkte, dass trotz ihrer unterschiedlichen Auffassungen Schönfeld ein anderer geworden und im Wesentlichen vertrauenswürdig war. Auch Schönfeld riskierte Kopf und Kragen, indem er hier war und mit einem Vertreter einer feindlichen Nation heimliche Gespräche über ein Mordkomplott gegen Hitler führte. Schönfeld schien mit dem Kreisauer Kreis verbunden zu sein, da er von einer künftigen deutschen Regierung sprach, die eher sozialistisch orientiert wäre. Im erweiterten Gesprächskreis wurde auch erwogen, ob England die Rückkehr einer Monarchie in Deutschland bevorzugen würde.

Prinz Louis Ferdinand von Preussen würde sich dafür als Kandidat anbieten. Bonhoeffer kannte ihn als einen Christen mit ausgesprochen sozialen Interessen.⁶⁷⁸

Bonhoeffer und Schönfeld gingen von unterschiedlichen Voraussetzungen aus. Schönfeld setzte ein «starkes» Deutschland voraus, für das man möglichst günstige Friedensbedingungen aushandeln musste. Er behauptete z.B., dass Grossbritannien den Krieg nicht gewinnen könne, sodass es in seinem ureigenen Interesse sei, sich mit den Verschwörern zu arrangieren. Bonhoeffer argumentierte von einer Position der Schuld aus, die an das Gefühl der Briten für Gerechtigkeit und Gnade appellierte. Er äusserte tiefe Reue über die Sünden Deutschlands und war der Meinung, dass er und alle anderen Deutschen bereit sein müssten, für diese Sünden Busse zu tun. Deutschland müsse der Welt zeigen, dass es ihm ernst sei mit einem moralischen Neuanfang! Bonhoeffer wollte der Welt die Echtheit der Trauer von Deutschen zeigen, die wie er selbst eingestellt waren, und Solidarität dieser Deutschen mit denen, die gelitten hatten und noch litten. Er hatte nicht die geringste Absicht, das im Namen seines Landes verübte Böse kleinzureden: «Christen wünschen nicht der Busse zu entkommen, oder dem Chaos, falls Gott es über uns bringen will. Wir müssen dieses Gericht als Christen annehmen.»⁶⁷⁹ Auch politisch lehnte Bonhoeffer also den Gedanken an «billige Gnade» ab. Eine wirkliche Erneuerung geschehe stets über den Weg der ehrlichen und tiefen Busse. Christen müssten, das war seine Überzeugung, darin Vorbild sein. Bonhoeffer glaubte, dass Deutschland anderenfalls nie wieder heil werden würde.

Bell sagte klar und deutlich, sie sollten nicht zu grosse Hoffnungen auf eine positive Reaktion Churchills setzen. Trotzdem unterhielt man sich über solche Details wie die Art der Kommunikation mit London (falls die Briten denn Gespräche wünschten) und legte sogar Codewörter und Verhandlungsorte fest. Zuerst dachte man daran, etwaige Verhandlungen in Schweden zu führen, doch Bischof Manfred Björkquist, der Leiter des *Nordischen Ökumenischen Instituts*, war der Meinung, dass Schwedens Neutralität dem entgegenstand. Nicht Schweden, sondern die Schweiz müsse der Treffpunkt für Vertreter Grossbritanniens und des deutschen

Widerstandes sein. Laut Bethge hing Björkquists Nein möglicherweise damit zusammen, dass Bonhoeffer ihm seit der Schwedenreise 1936 mit den Finkenwalder Seminaristen nie ganz geheuer gewesen war.⁶⁸⁰ Björkquist stand der Reichskirche und Bischof Heckel insofern nahe, als er der schwedischen «Jungkirchenbewegung» angehörte und ein religiös motiviertes «Volkskirchentum» vertrat. Er hatte Verständnis für eine Nationalkirche. Bonhoeffer und die Bekennende Kirche betrachtete er vielleicht so, wie heute ein römisch-katholischer Bischof den Prediger einer radikalen Freikirche. Vor solch einseitigen Theologen, ja Fanatikern, musste man sich in Acht nehmen ...

Aus dem neutralen Schweden konnte Bonhoeffer endlich wieder Sabine und Gerhard schreiben. Er schrieb auf Englisch, möglicherweise damit der Brief, falls er in die falschen Hände geriet, nicht zu viel Verdacht erregte. Hier die deutsche Übersetzung:⁶⁸¹

1. Juni 1942

Meine Lieben,

welch unbeschreibliche Freude, von Euch durch George gehört zu haben! Es erscheint mir noch wie ein Wunder ...

Ihr werdet natürlich, wie wir hier in Schweden, gehört haben, dass alle Personen nichtarischer Abstammung, die sich ausserhalb Deutschlands befinden, generell ausgebürgert worden sind. Soweit ich die Zukunft Eures Vaterlandes voraussagen kann, ist das etwas Gutes für Euch und wird Eure Heimkehr nur erleichtern an jenem Tag, nach dem wir uns alle sehnen. So hoffe ich, Ihr beunruhigt Euch nicht darüber.

Mein Herz ist voller Dank für diese letzten Tage. George ist eine der sehr grossen Persönlichkeiten, die ich in meinem Leben getroffen habe. Bitte, richtet meine herzlichen Grüsse den Mädchen aus ... Karl und seine Frau werden für einige Wochen in den Norden aufs Land zu Freunden von mir gehen. Das wird ihnen guttun.

Alles Liebe von

Dietrich

«Karl und seine Frau» («Charles and his wife») war einer der Decknamen, die die Familie Bonhoeffer im Krieg benutzte. Er stand für Bonhoeffers Eltern, die gerade vorhatten, Ruth von Kleist-Retzow auf ihrem Gut in Klein-Krössin in Pommern zu besuchen. Bonhoeffer hätte sich nicht träumen lassen, dass der in einer Woche bevorstehende Aufenthalt dort sein Leben für immer verändern würde.

Ebenfalls am 1. Juni schrieb er Bischof Bell.⁶⁸²

1. Juni 1942

My Lord Bishop,

lassen Sie mich meine tiefe und aufrichtige Dankbarkeit ausdrücken für die Stunden, die Sie mit mir verbracht haben. Es erscheint mir noch wie ein Traum, Sie gesehen, zu Ihnen gesprochen, Ihre Stimme gehört zu haben. Ich glaube, diese Tage werden unter den grössten meines Lebens in meiner Erinnerung bleiben. Dieser Geist der Gemeinschaft und christlicher Brüderlichkeit wird mich durch die dunkelsten Stunden tragen, und selbst wenn die Dinge schlimmer kommen, als wir hoffen und erwarten, wird das Licht dieser wenigen Tage in meinem Herzen nie verlöschen. Die Eindrücke dieser Tage waren so überwältigend, dass ich sie nicht in Worte fassen kann. Ich fühle mich beschämt, wenn ich an all Ihre Güte denke, und zugleich fühle ich mich voller Hoffnung für die Zukunft.

Gott sei mit Ihnen auf Ihrem Heimweg, bei Ihrer Arbeit und immer. Ich werde am Mittwoch an Sie denken. Bitte, beten Sie für uns. Wir brauchen es.

Sehr dankbar Ihr Dietrich

Bell wusste nur zu gut um Churchills Zynismus gegenüber den deutschen «Friedensfühlern», aber sein Gespräch mit Bonhoeffer hatte ihn noch entschlossener gemacht zu tun, was er konnte. Dass Visser 't Hooft in London gewesen war, um

Trotts Memorandum zu übergeben, war eine weitere Ermutigung. Und so schrieb er am 18. Juni Aussenminister Sir Robert Anthony Eden einen Brief, in dem er vom Treffen in Sigtuna berichtete und um eine Unterredung bat:

Sehr geehrter Herr Eden!

Ich bin eben aus Schweden zurückgekommen mit, wie mir scheint, sehr wichtiger vertraulicher Information über Vorschläge von einer grossen Widerstandsbewegung in Deutschland. Zwei deutsche Pfarrer, beide mir seit zwölf oder mehr Jahren gut bekannt (einer von ihnen ein enger Freund), kamen eigens aus Berlin, um mich in Stockholm zu sehen. Die Bewegung hat Rückhalt durch Führer sowohl der protestantischen als auch der katholischen Kirche. Sie gaben mir ziemlich ausführliche Einzelheiten und Namen von leitenden Personen in der Zivilverwaltung, in der Arbeiterbewegung und der Armee, die beteiligt sind. Die Beglaubigungen dieser Pfarrer sind derart, dass ich von ihrer Integrität und von den Risiken, die sie eingegangen sind, überzeugt bin...⁶⁸³

Am 30. Juni traf Bell sich mit Eden, dem er ein detailliertes Memorandum über seine Gespräche mit Schönfeld und Bonhoeffer übergab. Zwei Wochen später, in denen er nichts hörte, lief ihm Sir Stafford Cripps über den Weg, der ihm sehr positiv über seine eigene Unterredung mit Visser 't Hooft und über die allgemeine Aufnahme von Trotts Memorandum berichtete und ihm versprach, bei Eden ein gutes Wort einzulegen.

Doch was Bischof Bell vier Tage später in einem Schreiben von Eden las, war denkbar negativ:

Diese interessanten Dokumente sind nun auf das Sorgfältigste geprüft worden, und ohne dass irgendein Schatten auf die Gewissenhaftigkeit Ihrer Informanten fiel, bin ich überzeugt, es läge nicht im nationalen Interesse, ihnen irgendeine wie auch immer geartete Antwort zu schicken. Mir ist bewusst, dass diese

Entscheidung Ihnen wohl ziemliche Enttäuschung bereitet, aber angesichts des heiklen Problemfeldes empfinde ich, dass ich Sie bitten muss, sie hinzunehmen ...,⁶⁸⁴

Diese für die deutschen Verschwörer so bittere Weigerung der Briten, sie in ihrem Kampf gegen Hitler zu unterstützen, hatte ohne Zweifel nicht zuletzt mit Churchills Bemühen zu tun, Stalin bei Laune zu halten, mit dem er erst im Mai einen Bündnisvertrag geschlossen hatte. Wie Bethge kommentiert: «Sorgsam hütete sich London davor, auch nur den Anschein einer mangelnden Bündnistreue zu erwecken.»⁶⁸⁵ Der Schöpfer des Ausdruckes «eiserner Vorhang» nahm grosse Rücksicht auf die Gefühle des Mannes, der ihn erbauen sollte.

Doch Bell gab nicht auf. Am 25. Juli schrieb er in einem erneuten Brief an Eden:

Ich fand, zusätzlich zu meiner Information von den beiden Pfarrern, viel Beweismaterial auf vielen Seiten in Schweden für die Existenz einer scharfen Unterscheidung zwischen den Nazis als solchen und einer sehr grossen Gruppe anderer Deutscher. Dass dieses Unterscheiden (mit seinen Konsequenzen) von Seiten der [britischen] Regierung aufs Nachdrücklichste vorgenommen werde, das ist es, was vom Widerstand so sehnlich erwartet wird ...

Herr Churchill hat in seiner ersten Rede als Premierminister im Unterhaus am 13. Mai 1940 gesagt, unsere Politik wäre, «Krieg zu führen gegen eine ungeheuerliche, in dem finsternen und bejammernswerten Verzeichnis menschlichen Verbrechens niemals übertroffene Tyrannei», und unser Ziel wäre «Sieg, er koste, was es wolle». Wenn es Menschen in Deutschland gibt, die ebenfalls bereit sind, gegen diese ungeheuerliche Tyrannei der Nazis von innen Krieg zu führen, ist es dann recht, sie zu entmutigen oder zu übersehen? Können wir es uns leisten, ihre Beihilfe zur Erlangung unseres Zieles zu verwerfen? Wenn wir durch unser Schweigen sie glauben lassen, es sei keine

Hoffnung für irgendein Deutschland, ob hitlerisch oder anti-hitlerisch, dann tun wir das in der Tat.⁶⁸⁶

Gerhard Leibholz, der in engem Kontakt mit Bell stand, wusste um diese Schwierigkeiten. In einem Brief an Sutz vom 11. Juli 1942 klagt er darüber, dass «viele seiner [Bells] und unserer Freunde leider nicht die Weite seines Urteils besitzen und von irrigen Vorurteilen sich nur schwer los machen werden.»⁶⁸⁷ Eines dieser Vorurteile war der auch in Grossbritannien verbreitete Antisemitismus, den Leibholz als Jude deutlich spürte. Und so fielen auch die Reaktionen auf das Los der europäischen Juden eher verhalten aus. Und als Deutscher wusste Leibholz nur zu gut um den britischen Antigermanismus, der manchmal an Rassismus grenzte. Joachim Fest bemerkt, wie «keineswegs auf die Leser billiger Massenblätter beschränkt» «die Vorstellung von der angeborenen oder jedenfalls in weit entlegene, historische und kulturelle Bedingungen zurückreichenden Veranlagung der Deutschen zum Bösen» auftauchte.⁶⁸⁸

Leibholz drängte Bell, das Memorandum dem amerikanischen Botschafter in Grossbritannien, John Gilbert Winant, vorzulegen. Bell befolgte am 30. Juli diesen Rat, und Winant zeigte sich aufgeschlossener und versprach, die Information an Roosevelt weiterzuleiten. Bell hat nie mehr etwas von ihm gehört. Roosevelt hatte bereits andere Gesprächsangebote aus dem Umfeld des deutschen Widerstands schroff abgelehnt.

Am 4. August kam Sir Edens Antwort an Bell:⁶⁸⁹

My dear Lord Bishop, sehr vielen Dank für Ihren Brief vom 25. Juli über das deutsche Problem.

Ich bin mir der Wichtigkeit dessen sehr bewusst, was Sie über das Nicht-Entmutigen irgendwelcher Elemente des Widerstands in Deutschland gegen das Naziregime sagen. Sie werden sich erinnern, dass ich in meiner Rede in Edinburgh am 8. Mai Deutschland einen recht langen Abschnitt widmete und

zum Schluss sagte, wenn irgendein Teil des deutschen Volkes wirklich eine Rückkehr zu einem auf Achtung vor dem Gesetz und den Rechten des einzelnen gegründeten Staat erleben möchte, dann müssten diese Menschen verstehen, dass niemand ihnen glauben würde, bis sie aktive Schritte unternommen hätten, sich ihres gegenwärtigen Regimes zu entledigen.

Gegenwärtig wäre es, denke ich, nicht ratsam, dass ich in einer öffentlichen Erklärung irgendwie weiterginge. Mir sind die Gefahren und Schwierigkeiten bewusst, denen der Widerstand in Deutschland ausgesetzt ist, aber diese Menschen haben bislang wenig Beweise ihres Vorhandenseins geliefert, und bis sie zeigen, dass sie willens sind, dem Vorbild der unterdrückten Völker Europas zu folgen, indem sie sich Risiken aussetzen und aktive Schritte unternehmen, um die Naziterrorherrschaft zu stürzen, sehe ich nicht, wie wir mit Nutzen die Verlautbarungen ausdehnen können, die durch Mitglieder der Regierung über Deutschland schon erfolgt sind. Ich denke, diese Verlautbarungen haben es ganz deutlich gemacht, dass wir nicht die Absicht haben, Deutschland einen Platz im zukünftigen Europa zu verweigern, dass aber, je länger das deutsche Volk das Naziregime duldet, seine Verantwortlichkeit für die Verbrechen, die das Regime im Namen des deutschen Volkes verübt, desto grösser wird.

Ihr ergebener

Anthony Eden

Die Regeln der Diplomatie und des Anstandes verboten es Eden, Bell zu schreiben, was er wirklich dachte. Er notierte es dafür am Rand von Bells Brief an ihn: «I see no reason whatsoever to encourage this pestilent priest!»⁶⁹⁰ («Ich sehe absolut keinen Grund, warum man diese Pest von einem Pfaffen unterstützen sollte!»)

500 + BONHOEFFER

Eine gute Nachricht gab es immerhin: Heydrich war tot. Ende Mai geriet er in seinem offenen Mercedes in einen Hinterhalt tschechischer Widerstandskämpfer. Acht Tage danach fiel der Architekt der «Endlösung» in die Hände des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs.

26. KAPITEL

NEUE LIEBE

Warum bin ich in diesen Tagen plötzlich so froh? ... Das Überwältigende ist und bleibt, dass er mich wirklich heiraten will, ich kann es ja noch immer nicht verstehen, dass das möglich ist.

MARIA VON WEDEMEYER

Liebe bricht auf

Kurz nach seiner Schwedenreise, am 8. Juni 1942, begab sich Bonhoeffer nach Klein-Krössin, um seine liebe Freundin Ruth von Kleist-Retzow zu besuchen. Ihre Enkelin Maria war auch da. Maria hatte gerade ihr Abitur gemacht, und bevor sie ihr Pflichtjahr antrat, das Frauen damals im sozialen Bereich leisten mussten, wollte sie Besuche bei ihren Verwandten machen. Sie erinnert sich:

Dazu gehörte vor allem ein Besuch bei meiner Grossmutter, zu der ich immer ein besonders nahes Verhältnis gehabt habe. Das war gegenseitig gewesen, weil sie in mir sich selbst als junges Mädchen wiederzuerkennen glaubte. Dort war ich eine Woche, und dann erschien, erstmal eigentlich ein bisschen störend, der berühmte Pastor Bonhoeffer zu Besuch. Es entwickelte sich aber sehr schnell, dass wir zu dritt überaus gut miteinander konnten. Die Unterhaltung zwischen den beiden wurde so geführt, dass ich nicht nur zu verstehen glaubte, um was es ging, sondern auch sehr ermutigt wurde mitzureden. Was ich dann auch tat.

Ich fürchte, ich hatte einen frechen Ton mit meiner Grossmutter, der ihr Spass machte und der auch weiterbehalten wurde, obgleich Dietrich erschien. Wir unterhielten uns über Zukunftspläne. Mein Plan, Mathematik zu studieren, der von meiner Grossmutter als dummer Flausen erklärt wurde, wurde aber von Dietrich, vielleicht gerade deswegen, ernstgenommen.

Wir gingen im Garten spazieren. Er erzählte, dass er in Amerika gewesen sei, und wir merkten mit Erstaunen, dass ich noch nie jemanden getroffen hatte, der dort gewesen war.⁶⁹¹

Maria reiste am folgenden Morgen ab, sodass sie nicht viel Zeit miteinander verbringen konnten, doch Bonhoeffer hatte es «erwischt». Wie immer brauchte er Zeit, um sich über seine Gefühle und Gedanken klar zu werden. Die wenigen Stunden mit dieser schönen, klugen und selbstbewussten jungen Dame hatten ihn gepackt. Sie war achtzehn Jahre alt, und bis zu diesem Juni war sie für ihn das zwölfjährige Mädchen gewesen, das er 1936 einst für zu jung für den Konfirmandenunterricht eingestuft hatte (s. o. Kapitel 18). Er hatte sie seitdem mehrere Male in Klein-Krös-sin und Kieckow gesehen – doch hatte er sie wirklich gesehen? Sie war nun zu einer hübschen, lebhaften Dame herangewachsen, die also allen Ernstes an ein Mathematikstudium dachte. Bonhoeffer hatte grosse Hochachtung vor dem pommerischen Adel, aber einen solchen Ehrgeiz unter seinen Frauen zu finden, überraschte ihn. In der höheren Gesellschaft von Berlin-Grunewald wäre es nichts Besonderes gewesen, – hier in Pommern glich es einer Offenbarung.

Bonhoeffer kannte Marias Familie gut. Er war nicht nur seit Langem mit ihrer Grossmutter befreundet, sondern war auch viel mit Marias zwei Jahre älterem Bruder Max zusammen gewesen, den sie verehrte und der gerade Soldat an der Ostfront war. Bonhoeffer kannte auch ihre Eltern, Hans und Ruth von Wedemeyer, – zwei entschiedene Christen. Überzeugtere Hitler-Gegner musste man lange suchen.

Hans von Wedemeyer war ein Mitarbeiter von Franz von Papen gewesen, dem vorletzten Reichskanzler vor Hitler. Von Papen hatte damals zu den deutschen Po-

litikern gehört, die blauäugig glaubten, Hitler bändigen zu können. Hans von Wedemeyer teilte diese Illusionen nicht. Seine Frau erinnert sich an seine Reaktion an dem Abend, als Hitler Reichskanzler wurde: «Er war in einer so völlig verzweifelten Verfassung, wie ich ihn nie zuvor und niemals nachher erlebt habe.»⁶⁹² Von Papen wurde Hitlers Vizekanzler-Wedemeyer blieb zunächst in seinem Mitarbeiterstab, doch nach gut drei Monaten konnte er die Mitarbeit nicht länger verantworten und ging, was sein Glück war, – sein Nachfolger wurde ein Jahr später, in der «Nacht der langen Messer», an seinem Schreibtisch ermordet.

1936 geriet Wedemeyer wegen seiner strikten Ablehnung des Nationalsozialismus ins Visier der Nazis. Sie entfesselten eine verleumderische Pressekampagne gegen ihn und versuchten, ihm durch ein Gerichtsverfahren die Führung seines Gutes in Pätzig zu untersagen. In einer Farce von einem Gerichtsverfahren musste er sich im Stehen eine 45-minütige Tirade des Richters gegen seine «verdammungswürdige Gesinnung und Minderwertigkeit» anhören.

Die meisten seiner Freunde rieten ihm, nicht in die Berufung zu gehen. Er tat es trotzdem und bereitete das Berufungsverfahren mit Hilfe seines Vetters Fabian von Schlabrendorff, der eine zentrale Rolle in dem Komplott gegen Hitler spielen sollte, ein Jahr lang sorgfältig vor. Er wurde schliesslich in allen Punkten freigesprochen und rehabilitiert.⁶⁹³

Wedemeyer und seine Frau gehörten auch zu den Gründern der Berneuchener Bruderschaft, einer Erneuerungsbewegung in der evangelischen Kirche. Sie trug ihren Namen nach dem Rittergut Berneuchen des betagten Generals von Viebahn, der sein Haus für die Konferenzen zur Verfügung stellte. Nach dem Tode von Viebahns wurden in den Jahren 1928 bis 1930 drei Konferenzen in Pätzig abgehalten. Die beiden ersten waren besonders geprägt durch die Teilnahme des später weltberühmten Theologen Paul Tillich.⁶⁹⁴

Nun aber, im Juni 1942, führte Hans Wedemeyer ein Infanteriebataillon bei Stalingrad. Wie so viele seiner Zeit sass er zwischen den Stühlen: Einerseits verabscheute er Hitler und andererseits liebte er sein Vaterland. Die preussische Militär-

klasse war äusserst pflichtbewusst, und doch schmerzte es Hans, wie so viele andere auch, dass der Mann, der die deutschen Armeen kommandierte, seiner Stellung so völlig unwürdig und ein Feind von allem war, was Hans als richtig und wahr erkannt hatte.

In jener Woche, in der bezaubernden Stille von Klein-Krössin, arbeitete Bonhoeffer weiter an seinem Buch. Ob er mit Ruth über Maria sprach, wissen wir nicht. Wahrscheinlich machte seine Gastgeberin sich ihre Gedanken über die beiden. Sobald sie offen darüber sprechen würden, ein Paar zu werden, würde sie auf jeden Fall Feuer und Flamme sein. Sie war eine willensstarke Frau, die sagte, was sie dachte. Es lässt sich nicht ausschliessen, dass sie Bonhoeffer einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben hat.

Der sechsunddreissigjährige Bonhoeffer war sich des grossen Altersunterschieds zu der Achtzehnjährigen bewusst. Und eigentlich hatte er sich ja längst gegen das Heiraten entschieden. Als sechs Jahre zuvor seine Beziehung zu Elisabeth Zinn endete, war er zu dem Schluss gekommen, dass seine Berufung unvereinbar mit einer Ehe war.

Zwei Wochen nach seiner Abreise aus Klein-Krössin schrieb Bonhoeffer einem der Finkenwalder Seminaristen, Gustav Seydel, der ihm seine Hochzeitsanzeige geschickt hatte, einen Glückwunsch. Der Brief gibt uns einen Einblick in seine Gedanken zum Thema «Ehe»:

Nun möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich mit Ihnen freue. Es ist der selbstverständliche Blick in die Zukunft und die Zuversicht, dass es einen Sinn hat, mit dem nächsten Tag und mit dem nächsten Jahr zu rechnen, es ist das frohe Ergreifen des Glückes, wo Gott es uns noch schenkt, das mich an solchen Nachrichten immer wieder freut. Es ist der – verstehen Sie mich recht – Protest gegen alle falsche, unechte Apokalyptik, die sich heute so gefährlich breit macht, – den ich als Zeichen echten und gesunden Glaubens begrüsse. Als irdische Menschen haben wir mit einer irdischen Zukunft zu rechnen, haben Aufgaben, Verantwortungen, Freuden und Leiden um ihretwillen hinzuneh-

men; wir brauchen das Glück nicht zu verschmähen, weil soviel Unglück da ist; wir sollen die freundliche Hand Gottes nicht hochmütig zurückstossen, weil Gottes Hand sonst so hart ist. Ich glaube, dass wir uns gerade dies heute eher zu sagen haben als manches andere, und Ihre Hochzeitsanzeige habe ich als solches gutes Zeugnis dankbar aufgenommen. Gott ... mache Sie durch seine Freundlichkeit bereit auch seine Härte zu tragen⁶⁹⁵, wenn es sein muss.

Wir wissen, dass diese Gedanken nicht bloss das Produkt der Begegnung mit Maria waren, da Bonhoeffer bereits im vergangenen September ganz Ähnliches an Erwin Sutz geschrieben hatte:

Ich habe ja in den vergangenen Jahren manchen Brief zur Hochzeit eines unserer Brüder geschrieben und manche Traupredigt gehalten. Dann lag das Hauptmerkmal dieses Ereignisses eigentlich immer in der Tatsache, dass es einer wagt, angesichts dieser «letzten» Zeiten (ich meine es garnicht so ganz apokalyptisch) einen Schritt solcher Bejahung der Erde und ihrer Zukunft zu tun. Es war mir dann immer ganz deutlich, dass man diesen Schritt als Christ wirklich nur in einem ganz starken Glauben und auf Gnade hin tun kann. Denn nun will man ja mitten in dem Abbruch der Dinge – aufbauen, mitten in dem Leben von Stunde zu Stunde und Tag zu Tag – eine Zukunft, mitten in dem Ausgetriebenwerden von der Erde – ein Stück Raum, mitten in dem allgemeinen Elend – etwas Glück. Und es ist das Überwältigende, dass Gott zu diesem seltsamen Begehren Ja sagt, dass hier Gott in unseren Willen einwilligt, während es doch sonst umgekehrt sein sollte.⁶⁹⁶

Einige Wochen später unterhielt sich Bonhoeffer mit Bethge über Maria. Wie immer, versuchte er, sich darüber klar zu werden, was Gott ihm sagen wollte. Am 25. Juni 1942 schrieb er Bethge:

An Maria habe ich nicht geschrieben. So geht es wirklich noch nicht. Wenn kein weiteres Zusammentreffen möglich ist, wird der schöne Gedanke einiger hochgespannter Minuten sich wohl wieder einmal im Reich der unerfüllten Phantasien auflösen, das sowieso schon ausreichend bevölkert ist. Andererseits sehe ich nicht, wie sich ein Zusammentreffen für sie unauffällig und nicht kränkend bewerkstelligen lassen sollte. Auch Frau von Kleist kann man das nicht zumuten, jedenfalls nicht als Gedanke von mir, – denn ich bin tatsächlich noch garnicht klar und entschlossen.⁶⁹⁷

Am 26. Juni flog Bonhoeffer mit Dohnanyi im Auftrag der Abwehr nach Venedig. Eine Woche danach war er in Rom, und am 10. Juli reiste er wieder Richtung Deutschland. Er hatte vor, kurz darauf wieder nach Klein-Krössin zu fahren, – es wurde schliesslich der 18. August. Seit der ersten Begegnung hatte er keinen Kontakt zu Maria gehabt. Aber jetzt, als er wieder in Klein-Krössin war, erreichte sie eine tragische Nachricht: Marias Vater war bei Stalingrad gefallen – im Alter von vierundfünfzig Jahren.

Hans von Wedemeyer hatte ein Regiment geführt, das wie die meisten damals erschöpft und dezimiert war. In der Nacht zum 22. August starteten die Russen einen Angriff, bei dem er von Granatensplittern getroffen wurde. Als Maria in Hannover vom Tod ihres Vaters hörte, fuhr sie sofort nach Pätzig. Als ihr Bruder Max die Nachricht hörte, schrieb er an seine Mutter: «Wenn meine Gedanken zu Dir wandern, Mutterlein, so habe ich keine Sorge um Dich. Nur, wenn ich an die liebe Maria denke, mit ihrer grossen Leidenschaftlichkeit und ihrer starken Empfindsamkeit, wie wird es ihr ergehen?»⁶⁹⁸

Bonhoeffer blieb bis zum 25. August bei Ruth von Kleist-Retzow in Klein-Krössin. Am 24. schrieb er Max:

Lieber Max!

Du hast Deinen Vater verloren. Ich glaube zu ahnen, was das für Dich bedeutet und denke sehr an Dich. Du bist noch sehr jung, um ohne Vater zu sein. Aber Du hast von ihm gelernt, Gottes Willen zu ehren, in dem was er gibt und in

dem was er nimmt. Du hast von ihm gelernt, dass die Kraft eines Menschen allein aus seiner Einheit mit dem Willen Gottes kommt. Du weisst, dass Gott Deinen Vater liebgehabt hat und dass er Dich liebhat, und dass es Deines Vaters Wunsch und Gebet war, dass Du Gott liebbehältst, was er Dir auch schickt und von Dir fordert. Lieber Max, so schwer es Dir jetzt ums Herz sein mag, lass nun in Dir stark werden, was Dein Vater durch Gottes Güte in Dich gepflanzt hat. Bitte Gott darum von ganzem Herzen, dass er Dir hilft zu bewahren und zu bewähren, was er Dir gegeben hat. Du hast Deine Mutter, Deine Grossmutter, Deine Geschwister, die Dir helfen werden, aber hilf Du nun auch ihnen. Wie sehr werden sie es brauchen. In solchen Zeiten muss jeder vieles für sich allein durchkämpfen. Du wirst es draussen haben lernen müssen, wie man vor Gott manchmal allein mit etwas fertig werden muss. Es ist oft sehr schwer, aber es sind die wichtigsten Stunden des Lebens.⁶⁹⁹

Am folgenden Tag schrieb er an Ruth von Wedemeyer:

Hochverehrte gnädige Frau!

Es war vor etwa 7 Jahren, als Ihr Gatte in meinem Finkenwalder Zimmer sass, um über den Konfirmandenunterricht, den Max damals bekommen sollte, zu sprechen. Ich habe dieses Zusammensein nie vergessen. Es hat mich durch die Zeit des Unterrichts begleitet. Ich wusste, dass Max das Entscheidende schon vom Elternhaus empfangen hatte und weiter empfangen würde. Es war mir auch klar, was es heute für einen Jungen bedeutet, einen frommen Vater zu haben, der zugleich mitten im Leben steht. Als ich dann im Laufe der Jahre fast alle Ihre Kinder kennen lernte, da bin ich von der Macht des Segens, der von einem Christusgläubigen Vater ausgeht, oft sehr beeindruckt gewesen. Es ist im Grunde der eine und selbe Eindruck, der mir in der Begegnung mit Ihrer

ganzen grossen Familie ... so wichtig geworden ist. Der Segen ist ja nicht etwas rein Geistliches, sondern etwas in das irdische Leben tief Hineinwirkendes. Unter dem rechten Segen wird das Leben gesund, fest, zukunftsfröh, tätig, eben weil es aus der Quelle des Lebens, der Kraft, der Freude, der Tat heraus gelebt wird ... Wenn ein Mensch den Segen, den er selbst empfing, an die Seinen und an Viele weitergegeben hat, dann hat er wohl das Wichtigste im Leben erfüllt, dann ist er wohl selbst ein in Gott glücklicher Mensch geworden und hat andere in Gott glücklich gemacht.⁷⁰⁰

Bonhoeffer kam am 1. September erneut auf zwei Tage nach Klein-Krössin, danach am 22. September, ebenfalls für zwei Tage. Beide Male war Maria nicht da. Aber er sah sie am 2. Oktober in Berlin, – es war die erste Begegnung seit dem Juni.

Ruth von Kleist-Retzow war für eine Augenoperation ins Franziskus-Krankenhaus gegangen und hatte Maria gebeten, mitzugehen, um sie dort zu pflegen. Und so begegneten die beiden jungen Leute sich wieder, am Krankenbett von Marias Grossmutter.

Marias Gedanken Dietrich gegenüber waren nicht die gleichen wie seine gegenüber ihr, und allzu sehr hatte er ihnen sowieso nicht die Zügel schiessen lassen. Er war strikt in seiner Rolle als Pastor in der Klinik, und Maria hatte gerade ihren Vater verloren.

Jahre später erinnerte Maria sich: «Ich wunderte mich über die vielen Besuche, und ich war beeindruckt von Dietrichs Treue. In dieser Zeit haben wir oft und lange miteinander gesprochen. Es war ein anderes Wiedersehen als im Juni. Ich stand noch stark unter der Erfahrung des Todes meines Vaters und brauchte Dietrichs Hilfe.»⁷⁰¹ Sie waren mehr zusammen, als dies unter anderen Umständen möglich gewesen wäre. Als alter Berliner übernahm Bonhoeffer die Rolle des Gastgebers. Eines Tages lud er Maria zum Mittagessen ein, in ein kleines Lokal in der Nähe des Krankenhauses. Er betonte, dass es aufgrund seines Besitzers der sicherste Ort war, um sich frei auszutauschen: Es gehörte Hitlers Bruder.

Am 15. Oktober lud Bonhoeffer Maria auf eine Familienfeier ein, die im Haus seiner Schwester Ursula Schleicher stattfand. Es war eine Abschiedsfeier für seinen Neffen Hans-Walter Schleicher, der am nächsten Tag in den Krieg musste. Einige Tage zuvor hatte Bonhoeffer, der geglaubt hatte, demnächst abreisen zu müssen, ihm einen Brief geschrieben. Als jemand, der über Hitlers Krieg Bescheid wusste, hatte er gewisse Beschützerinstinkte gegenüber seinem Neffen. Der Brief gibt uns einen Einblick in seine Haltung gegenüber den Menschen, denen er bald im Gefängnis begegnen würde:

Du gehst ja anders in Deine Soldatenzeit hinein, als die meisten Deiner Altersgenossen. Du hast einen Bestand von Werten, Du hast bestimmte Grundbegriffe vom Leben mitbekommen, Du weißt – vielleicht zum Teil noch unbewusst, aber das macht hier nichts aus – was ein gutes Familienleben, was gute Eltern, was Recht und was Wahrheit, was Menschlichkeit und Bildung, was Tradition für hohe Güter sind. Du hast selbst jahrelang Musik getrieben und in den letzten Jahren viele Bücher gelesen, das alles ist nicht spurlos an Dir vorbeigegangen – und schliesslich, Du weißt auch irgendwie, was die Bibel, was das Vaterunser und was Kirchenmusik ist; aus dem allen aber hast Du ein Bild von Deutschland mitbekommen, das Dir nie mehr ganz verlorengehen kann, das Dich begleiten wird in den Krieg hinein, und für das Du eintreten wirst, wo Du auch bist und wer Dir auch gegenüberträte. Du bist als Soldat vielleicht freier dafür als wir andern. Aber es ist klar und Du weißt es auch selbst, dass Dir dadurch Konflikte bevorstehen, nicht nur mit dem von Natur aus Gemeinen, über dessen Macht Du in den nächsten Wochen erschrecken wirst, sondern einfach schon dadurch, dass Du, gerade weil Du aus einer solchen Familie kommst, anders bist als die meisten anderen Menschen, anders bis in kleinste Äusserlichkeiten hinein. Wichtig ist darum nur, dass man das, was man Anderen voraushat – und Du hast ja etwas voraus! – nicht als Verdienst, sondern als Geschenk auffasst und dass man sich mit allem, was man

hat, ganz den Anderen zur Verfügung stellt und sie trotz ihrem Anderssein gerne hat.⁷⁰²

An diesem Abend des 15. Oktober lernte Maria Bonhoeffers Eltern und Geschwister kennen. Wahrscheinlich war auch Bethge zugegen. Als der Abend vorüber und sie in das Haus ihrer Tante, wo sie untergebracht war, zurückgekehrt war, schrieb Maria in ihr Tagebuch:

Ich hatte ein sehr interessantes Gespräch mit Pastor Bonhoeffer. – Er sagte, bei uns beruhe es auf Tradition, dass die Jungen sich freiwillig als Soldaten stellten und auch ihr Leben liessen für eine Sache, die sie möglicherweise gar nicht bejahten. Es müsse aber auch Menschen geben, die nur nach ihrer Überzeugung kämpfen könnten. Bejahten sie den Kriegsgrund, dann gut. Sei dies aber nicht der Fall, so könnten sie dem Vaterland am besten mit einem Wirken an der inneren Front, vielleicht auch einem Wirken gegen das Regime nützen. Es wäre daher ihre Aufgabe, so lang wie möglich vom Dienst der Wehrmacht fernzubleiben – und sogar unter Umständen, falls sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können, Kriegs [dienst] Verweigerer zu sein. –

Ach, das ist logisch alles so klar und deutlich. Aber ist es nicht grausam, wenn ich an meinen Vater denke?⁷⁰³

Ihr Tagebucheintrag vom 16. Oktober zeigt, dass Bonhoeffer ihr offenbar Andeutungen über seine Rolle in der Verschwörung gemacht hatte. Ihr Onkel Henning von Tresckow war natürlich eine zentrale Figur in dem Komplott, und sie war noch mit etlichen anderen der Verschwörer, darunter von Schlabrendorff, verwandt.

Jetzt weiss ich, ein Mann wie Dietrich, der wirklich eine innere Mission fühlt, seinem Vaterland zu helfen und eine Persönlichkeit ist, die zu einem objektiven Urteil fähig ist, tut recht daran, wenn er auf einem anderen Weg Deutsch-

land nützt und so lange wie möglich vom Wehrdienst fortbleibt. Aber es gibt nur wenige, sehr wenige solche Menschen. Und es ist sehr verantwortungsvoll wirklich das Rechte zu finden. Der Schritt bis zum Meckerer, und zum Menschen, der von vorneherein alles verneint und bekritteln will und etwas Schlechtes dahinter sieht, ist sehr nah.⁷⁰⁴

Zwei Tage später, an einem Sonntag, besuchte Bonhoeffer wieder Ruth von Kleist-Retzow im Krankenhaus. Dort hielt er eine Morgenandacht, für die er als Text Epheser 5,15-21 nahm. Maria erinnert sich:

Kauft die Zeit aus!

Eine Morgenandacht heute von Pastor Bonhoeffer. «Die Zeit gehört dem Tod, oder noch stärker dem Teufel. Wir müssen sie ihm abkaufen und Gott wiedergeben, dem sie ja eigentlich gehören muss.» «Wenn wir ohne jeden Zweifel und jedes Misstrauen fragen nach dem Willen Gottes, so erfahren wir ihn auch.» «Saget Dank allezeit für alles.» «Alles, was wir Gott nicht danken können, werfen wir ihm vor.»⁷⁰⁵

Bonhoeffers Anstand und sein Wunsch, Maria seelsorgerlich zu helfen, müssen es ihm leichter gemacht haben, nicht zu viel an eine Zukunft mit ihr zu denken. Keiner der beiden scheint auch nur mit einer Silbe angedeutet zu haben, dass er hier mehr war als ein Familienpastor, der einer älteren Dame und ihrer Enkelin beistand, die gerade ihren Vater verloren hatte. Und doch: Sie waren gerne zusammen. Vielleicht machten gerade die Zwänge der Situation sie unbefangener in ihrem Miteinander.

Dann, am 26. Oktober, traf die nächste Schreckensnachricht ein: Marias Bruder Max war gefallen. Am 31. schrieb Bonhoeffer ihr:

Darf ich Ihnen nur dieses sagen: ich glaube zu ahnen, was der Tod von Max für Sie bedeutet. Es kann Ihnen wenig helfen, wenn ich Ihnen sage, dass auch

ich an diesem Schmerz teilnehme. In solchen Zeiten kann uns nur geholfen werden, wenn wir uns – Gott ans Herz werfen, nicht mit Worten, sondern wirklich und ganz. Das kostet schwere Stunden, bei Tag und bei Nacht, aber dann, wenn wir uns Ihm ganz ausgeliefert haben, vielmehr, wenn er uns angenommen hat – dann ist uns geholfen ‚Den Abend lang währt das Weinen, aber des Morgens ist Freude‘. (Psalm 3,6). Bei Gott, bei Christus ist wirklich Freude! Glauben Sie es.

Aber jeder muss diesen Weg allein gehen oder vielmehr Gott nimmt jeden auf diesen Weg allein. Nur Gebete und Zurufe der anderen können uns auf diesem Weg begleiten.⁷⁰⁶

Wenn es je eine Zeit gab, die ungünstig für eine Romanze war, dann waren es diese Tage. Es ist zweifelhaft, ob Bonhoeffer, ausser in seinem Austausch mit Bethge, irgendjemand in seine Gefühle einweihte.

In dieser Situation bereitete sich Bonhoeffer nun darauf vor, zu der Trauerfeier für Max nach Pommern zu fahren. Denn Marias Grossmutter, die die beiden wochenlang von ihrem Krankenbett aus beobachtet und auch das Knistern im Juni zweifellos bemerkt hatte, hatte Dietrich, ohne Marias Mutter davon zu verständigen, zu dieser Feier nach Pätzig eingeladen. Darauf schickte Letztere Bonhoeffer einen Brief, in dem sie ihn bat, *nicht* zu der Trauerfeier zu kommen. Sie meinte, dass ihre Tochter zu jung für eine Verbindung mit dem Herrn Pastor sei und dass jetzt nicht der rechte Zeitpunkt sei, über das Thema zu sprechen. Bonhoeffer war schockiert, dass andere Leute über diese Sache redeten, wo er selbst sie doch mit keiner Silbe erwähnt hatte. Am 11. November, gleich nachdem er den Brief von Marias Mutter erhalten hatte, rief er Ruth von Kleist-Retzow an, die die Gerüchte ja in die Welt gesetzt hatte.

Maria war ahnungslos. Sie sah aber, dass ihre Mutter einen Brief an Bonhoeffer abschickte. Sie stellte ihre Mutter zur Rede und erfuhr, dass sie Bonhoeffer aus- geladen hatte. Daraufhin schrieb Maria selbst an Dietrich, wahrscheinlich ohne

Wissen der Mutter. Sie betonte, dass ihre Mutter ihn gebeten habe, «nicht zur Trauerfeier zu kommen, einfach wegen einer dummen Familienquatscherei, die Grossmutter ein bisschen gefördert hatte . . .»⁷⁰⁷ Die Sache war Maria und Dietrich, beiden, sehr peinlich.

Bonhoeffer erwiderte ihren Brief am 13. November:

Liebes Fräulein von Wedemeyer!

Ihr Brief hat in eine unnötig verworrene Sache eine wohltuende Klarheit gebracht. Ich danke Ihnen dafür von Herzen, auch für die Tapferkeit, mit der Sie den Stier bei den Hörnern gepackt haben. Sie werden ja verstehen, dass mir die Bitte Ihrer Mutter nicht ganz verständlich sein konnte, gut verstanden – weil es meinem eigenen Empfinden entspricht – habe ich nur den Wunsch, in diesen schweren Tagen u[nd] Wochen nicht noch durch anderes beunruhigt und belastet zu werden. Was sonst dahinterstand, war in dem Brief nicht ausgesprochen, u[nd] ich hatte kein Recht danach zu fragen ...

Sie werden es ebenso oder vielleicht sogar noch mehr als ich als eine schwere Innere Belastung empfinden, dass Dinge besprochen worden sind, die sich zum besprechen nicht eigenen. Es fällt mir nicht ganz leicht – lassen Sie mich bitte das offen sagen – mit dem Vorgehen der Grossmutter innerlich fertig zu werden, – ich habe ihr zahllose Male gesagt, dass es mir nicht läge, über solche Dinge zu sprechen, ja dass damit für alle Teile ein Unrecht geschähe, – ich habe es ihrer Krankheit und ihrem Alter zugerechnet, dass sie das, was sie glaubte beobachten zu können, nicht in schweigendem Herzen bewahren konnte, – die Gespräche mit ihr waren oft nur noch schwer erträglich, – sie hat meine Bitte nicht geachtet. Ich habe dann Ihre frühzeitige Abreise aus Berlin damit in Zusammenhang gebracht und darunter gelitten ... Wir müssen uns grosse Mühe geben, ihr nichts nachzutragen.⁷⁰⁸

So nutzt Bonhoeffer in diesem Brief wie nebenbei und sehr behutsam die Gelegenheit, die ihm diese Wendung der Dinge ungewollt bietet:

... nur aus ruhigem, freiem, geheiltem Herzen kann etwas Gutes und Richtiges geschehen, – das habe ich immer im Leben erfahren, und ich bitte Gott darum – verzeihen Sie, dass ich das so sage – dass er uns das bald, recht bald schenken möchte, und dass er uns so wieder zusammenführt, bald, recht bald. –

Ob Sie das alles verstehen können? Ob Sie es nicht ganz ebenso empfinden – ich hoffe es, ja ich kann es mir garnicht mehr anders denken ...

Bitte verzeihen Sie mir diesen Brief, der nur so unbeholfen sagt, was ich empfinde, – ich weiss es, Worte, die etwas persönliches sagen sollen, fallen mir furchtbar schwer, das ist für meine Mitmenschen eine grosse Last. Ihre Grossmutter hat mir schon oft genug über meine Verslossenheit Vorwürfe gemacht, sie ist so ganz anders, – aber Menschen müssen sich eben nehmen und tragen, wie sie sind. – ...

An Ihre Grossmutter schreibe ich ganz kurz, dass ich sie um Schweigen und um Siegedulden bitte. Ihrer Mutter schreibe ich morgen, sie möchte sich durch etwaige Briefe Ihrer Grossmutter nicht beunruhigen lassen, – der Gedanke daran ist mir schrecklich.⁷⁰⁹

Was Maria dachte, als sie diesen Brief gelesen hatte, wissen wir nicht, aber vielleicht hat sie hier zum ersten Mal deutlich gesehen, welche grosse Gefühle Bonhoeffer für sie hegte.

Zwei Tage später, am 15. November, schrieb er ihr erneut. Es waren bewegte und verwirrende Tage. Bonhoeffer erwähnt in diesem Brief den Selbstmord des bekannten Komponisten und Kirchenmusikers Hugo Distler, der sich aus Verzweiflung über die Deportation jüdischer Freunde das Leben genommen hatte:

«Nun höre ich, dass er sich in seinem Amtszimmer im Dom mit Bibel und Kreuz in der Hand das Leben genommen hat, weil er es nicht mehr ertrug. Er war 30 Jahre alt. Ich bin darüber sehr erschüttert. Warum konnte ihm kein Mensch helfen?»⁷¹⁰

Frau von Wedemeyer, der die vielen Briefe überhaupt nicht gefielen, muss unangenehme Gespräche mit ihrer Mutter und Tochter geführt haben. Am 19. November rief sie Bonhoeffer im Haus seiner Eltern in Berlin an, um ihm mitzuteilen, Maria wünsche keine weiteren Briefe mehr. (Sehr wahrscheinlich war dies der Wunsch der Mutter, den sie ihrer Tochter in den Mund legte.)

Liebes Fräulein von Wedemeyer!

Ihre Mutter hat mich heute früh angerufen und mir Ihren Wunsch gesagt. Das Telephon ist ein sehr unvollkommenes Verständigungsmittel, zumal ich während des Gespräches nicht allein sein konnte. Verzeihen Sie mir bitte, wenn ich Sie mit meinen Briefen zu stark belastet habe, – ich habe es nicht gewollt, ich wollte Ihre Ruhe. Es scheint – so musste ich Ihre Mutter verstehen – dass wir sie uns im Augenblick einander nicht geben können. So erbitte ich sie von Gott, für Sie und für uns und warte, bis er uns unseren Weg zeigt. Nur im Frieden mit Gott, mit den Menschen und mit uns selbst werden wir seinen Willen hören und tun. Darin dürfen wir ganz zuversichtlich sein und nicht ungeduldig werden und handeln.

Glauben Sie nicht, dass ich nicht verstünde, dass Sie mir jetzt nicht antworten wollten und konnten und wohl auch keinen Brief haben wollten. Aber dass ich, wenn es sich zeitlich so ergibt, irgendwann in nicht allzu ferner Zeit wieder nach Kl. Krössin komme, soll mir doch durch Ihren Wunsch nicht verboten sein? So verstehe ich es jedenfalls.

Bitte vergessen Sie jedes Wort, das Ihnen zu der Last, die Ihnen durch Gott auferlegt wurde, noch eine weitere Last hinzufügt und Ihnen wehtut.

Ich habe Ihrer Mutter geschrieben, dass ich noch einmal kurz an Sie schreiben müsste. –

Gott behüte Sie und uns alle.

Es grüsst Sie Ihr

Dietrich Bonhoeffer⁷¹¹

Liebe muss warten

Vom 24. bis 25. November fuhr Bonhoeffer nach Pätzig, um Frau von Wedemeyer den von ihr erbetenen Besuch abzustatten. Was im Einzelnen dabei gesprochen wurde, werden wir wohl nie erfahren. Vielleicht hat Dietrich ausdrücklich um Marias Hand angehalten. Doch er wurde enttäuscht.

Zwei Tage später schrieb er seinem Freund Eberhard Bethge ganz aufgewühlt über den Besuch:

In den letzten beiden Tagen habe ich die Möglichkeit der Aussprache mit Dir sehr vermisst ... Der Eindruck des Hauses war entgegen meinen Befürchtungen über allzu viel geistlichen Stil angenehm, – sie selbst [Frau von Wedemeyer] ruhig, freundlich und nicht, wie ich befürchtet hatte, übersteigert.

Marias Mutter war nicht absolut gegen die Verbindung, doch angesichts «der Grösse der Entscheidung etc.» bat sie um «ein Jahr völlige Trennung». Bonhoeffer berichtete Bethge von seiner Antwort:

... ein Jahr könne heute ebensogut zu 5 oder 10 Jahren werden, bedeute eine Verschiebung ins Unübersehbare, – ich verstehe und anerkenne das Recht der Mutter über die Tochter, – die Zeitverhältnisse selbst aber würden lehren,

ob ein solches Gesetz durchführbar Bonhoeffer glaubte nicht, dass es wirklich ein Jahr werden würde, wollte aber die Sache nicht forcieren, zumal Frau von Wedemeyer erst vor Kurzem Witwe geworden war.

Offenbar waren Dietrich und Marias Mutter mit ganz verschiedenen Erwartungen in das Gespräch gegangen. Frau von Wedemeyer hatte Bonhoeffer eingeladen, um ihm die Beziehung zu Maria auszureden; er aber ergriff die Gelegenheit, um seine ernsthaften Absichten zu bekunden.

Im Brief an Bethge bricht es aus Bonhoeffer leidenschaftlich heraus:

Ich glaube, dass ich, wenn ich wollte, mich durchsetzen könnte, – ich kann besser argumentieren als die anderen und könnte sie wahrscheinlich überreden...

Zugleich zügelt Bonhoeffer seine Leidenschaft – und das ist typisch für ihn –, im Blick auf die anderen war er einfühlsam und rücksichtsvoll mit grosser Selbstdisziplin. Er fährt fort:

... aber das ist mir selber unheimlich, kommt mir schlecht und wie eine Ausnutzung der Schwäche der anderen vor. Frau v. Wedemeyer ist durch den Verlust ihres Mannes, also gerade in ihrer Schwäche stärker, als wenn ich es mit ihm zu tun gehabt hätte, – ich darf ihr jetzt nicht das Gefühl der Wehrlosigkeit geben, das wäre schuftig, aber es erschwert meine Situation.⁷¹³

Als sie das Gespräch beendet hatten, bat Frau von Wedemeyer Bonhoeffer, mit ihrer Mutter zu reden, um dieser den Stand der Dinge mitzuteilen. Marias Grossmutter explodierte, als sie hörte, wie streng ihre Tochter sich da verhielt, und Bonhoeffer erkannte, dass die reizbare Ruth sich nicht so leicht geschlagen geben würde. Maria sah er während seines Besuches nicht, – nach dem, was ihre Mutter ihm sagte, war sie nicht gegen die Trennung (obwohl sie offensichtlich in der Angelegenheit wenig zu sagen hatte).

Um die gleiche Zeit machte Eberhard Bethge Bonhoeffers sechzehn Jahre alter Nichte Renate Schleicher einen Heiratsantrag. Ihre Eltern waren skeptisch – auch sie wegen des Altersunterschieds (Bethge war 33). In seinem Brief an Bethge vom 27. November spricht Bonhoeffer auch dessen Situation an. Auch die Schleichers hatten eine längere Trennung gewünscht. «Wenn es für Euch bedrohlich wird», schreibt er, «... werde ich gegebenenfalls von meiner Sache sagen, – dann wird man Deine Sache einmal nicht nur von Renates sondern auch von Deinem Aspekt aus betrachten. Aber ich hebe mir das noch auf.»⁷¹⁴ – Maria aber hatte nun Gewissheit, wie sehr Bonhoeffer sie liebte. Ihre Tagebucheinträge drei Tage, einen Monat und sechs Wochen später lassen uns den Gang ihrer Gefühle mitverfolgen:

27. November 1942

Warum bin ich in diesen Tagen plötzlich so froh? Einmal sicher, weil ich jetzt alle Grübeleien, Erwägungen und quälenden Gedanken auf ein Später verschieben kann. Aber solch ein «verschoben» kann doch nicht so befreien. Seit ich mit Mutter telefonisch über ihr Zusammensein mit Dietrich sprach, ist es mir, als könne ich wieder frei atmen. Dass er auf Mutter einen gewissen Eindruck gemacht hat, ist ja klar. Es kann ja gar nicht anders sein. –

Das Überwältigende ist und bleibt, dass er mich wirklich heiraten will; ich kann es ja noch immer nicht verstehen, dass das möglich ist. –⁷¹⁵

19. Dezember 1942 zu Haus

Ich habe gemeint, dass das Nach-Hausekommen vielleicht das Einzige wäre, das meinen Entschluss zum Wanken bringen könnte. Immer glaubte ich doch noch unter dem Einfluss von Grossmutter oder noch mehr von einer eigenen übersteigerten und unwahrhaften Idee zu stehen. Aber so ist es nicht. – Das Innerste und Eigentliche steht fest – auch ohne Liebe für ihn. Aber ich weiss, dass ich ihn lieben werde. –

Ach, es gibt so viele äusserliche Gegenstände. – Er ist für sein Alter alt und weise, ist wohl ein rechter Gelehrtentyp. Wie werde ich mit meiner Freude für Tanz, Reiten, Sport, Vergnügen all dies entbehren können ... Mutter sagt, er sei ein Idealist und überlege sich das nicht so genau. Das glaube ich nicht.⁷¹⁶

10. Januar 1943

Auf der Reise hierher hatte ich *das* Gespräch mit Mutter, das lang und heiss ersehnte und doch so sehr gefürchtete Gespräch. Es hat Tränen gekostet, schwere heisse Tränen, «und doch welch Glück, geliebt zu werden ...» War es gut und fruchtbar? Ich erbitte dies, denn ich fühle, dass es für mein Leben bestimmend war und ist. Ich erbitte noch mehr: dass ich Mutter nicht überredete, sondern überzeugte. Dass sie mir nicht nachgibt, sondern es so als den rechten Weg ansehen kann.⁷¹⁷

Die Liebe siegt

Bonhoeffer hatte seit November nichts mehr von Maria gehört. Am 10. Januar sprach sie mit ihrer Mutter und ihrem Onkel Hans-Jürgen von Kleist-Retzow, der seit dem Tod ihres Vaters ihr Vormund war, und erwirkte die Erlaubnis, Bonhoeffer zu schreiben. Am 13. Januar verfasst sie folgende Zeilen:

Lieber Herr Pastor Bonhoeffer!

Seit ich zu Haus bin, weiss ich, dass ich Ihnen schreiben muss. Und ich habe mich darauf gefreut, es zu tun. –

In den letzten Tagen sprach ich mit meiner Mutter und meinem Onkel [Hans-Jürgen von Kleist-Retzow] aus Kieckow. Nun darf ich Ihnen schreiben und Sie bitten, mir auf diesen Brief zu antworten.

Es wird mir schwer, Ihnen das jetzt schriftlich sagen zu müssen, was man persönlich kaum aussprechen kann. Ich möchte jedes Wort, das darüber gesagt

sein will zurückweisen, weil es in seiner Ungeschicklichkeit die Dinge, die leise gegeben werden möchten, so hart anfasst. Aber weil ich erfahren habe, dass Sie mich so gut verstehen, hab ich den Mut, Ihnen jetzt zu schreiben auch wenn ich eigentlich gar kein Recht habe, Ihnen auf eine Frage zu antworten, die Sie gar nicht an mich richteten. –

Ich kann Ihnen heute ein von ganzem und frohem Herzen kommendes Ja sagen. –

Sie müssen jetzt bitte meine Mutter verstehen, wenn sie die uns auferlegte Wartezeit nicht aufheben will. Nach der Vorgeschichte kann sie es einfach noch nicht glauben, dass unser Entschluss dauerhaft sein kann. Und ich selbst werde immer traurig, wenn ich denke, dass Grossmutter Ihnen nur nette Dinge von mir erzählt hat, so dass Sie sich ein falsches Bild von mir machen. Vielleicht müsste ich Ihnen viel Schlechtes von mir erzählen, denn der Gedanke, dass Sie mich anders liebhaben könnten, als ich bin, macht mich unglücklich.

Dass man mich aber so gern haben kann, wie ich wirklich bin, das kann ich nicht glauben. – Ich will Ihnen jetzt sicher nicht wehtun, aber sagen muss ich es doch.

Ich bitte Sie darum, dass, wenn Sie erkannt haben, dass ich nicht ausreiche, oder dass es Ihnen kein Bedürfnis mehr ist, zu mir zu kommen, Sie mir das sagen. Jetzt kann ich Sie noch darum bitten, – und wie ungleich schwerer wird es sein, wenn ich es später einmal selbst erkennen muss. – Ganz sicher fühle ich selbst, dass ich noch eine Zeit der Bewährung für meinen Entschluss brauche. Und weil ich weiss, dass die Zeit im Roten Kreuz hart werden wird, ist sie mir notwendig.

Nicht wahr, dies sind ganz allein *unsere* Dinge, sie gehören keinem anderen. Ich fürchte mich so vor den Worten der anderen Menschen, auch vor denen von Grossmutter. Können Sie mir diese Bitte erfüllen?

Von Herzen möchte ich Ihnen danken für das, was Sie in dieser Zeit für mich getan haben. Ich kann nur ahnen, wie schwer es gewesen sein muss, denn ich habe es selbst oft kaum tragen können.

Ihre Maria⁷¹⁸

Bonhoeffer schrieb sofort zurück. In diesem Brief redete er sie zum ersten Mal mit ihrem Vornamen Maria an und ging vom «Sie» zum «Du» über, – am Ende unterschrieb er liebevoll mit «Dein treuer Dietrich».

17.1.43

Sonntag

Liebe Maria!

Vier Tage war der Brief unterwegs, ehe er eben – vor einer Stunde – hier ankam! In einer Stunde geht die Post hier wieder ab, da muss wenigstens ein erster Gruss und Dank mitgehen – wenn sich auch die Worte noch nicht einstellen, die ich jetzt sagen möchte. Darf ich nun einfach so reden, wie es mir ums Herz ist? Ich spüre und bin überwältigt von dem Bewusstsein, dass mir ein Geschenk ohnegleichen zugefallen ist – ich hatte es nach all dem Verwirrenden der letzten Wochen nicht mehr zu hoffen gewagt – und nun ist das unvorstellbar Grosse und Beglückende einfach da, und das Herz tut sich auf und wird ganz weit und übervoll in Dankbarkeit und Beschämung und kann es noch gar nicht fassen – dieses ‚Ja‘, das über unser ganzes Leben entscheiden soll. Wenn wir nun doch persönlich miteinander reden könnten, es wäre doch so unendlich viel – und imgrunde doch nur immer wieder ein und dasselbe – zu sagen! Wird das möglich sein, dass wir uns bald sehen? ohne dass wir wieder die Worte anderer Menschen zu fürchten hätten? Oder soll das doch aus irgendeinem Grunde noch nicht sein? Ich glaube, nun *müsste* es sein.

Und ich kann nicht mehr anders sprechen, als ich es in meinem Herzen in den vergangenen Wochen oft getan habe – ich möchte Dich so nennen, wie ein

Mann das Mädchen nennt, mit dem er durchs Leben gehen will und darf und das ihm sein Ja gesagt hat – liebe Maria, ich danke Dir für Dein Wort, für alles, was Du für mich durchgestanden hast und was Du für mich bist und sein willst. Lass uns nun froh aneinander sein und werden. Was Du an Zeit und Ruhe brauchst zur inneren Bewährung, wie Du schreibst, musst Du haben, ganz wie es für Dich gut ist. Das weisst Du allein. Mit Deinem ‚Ja‘ kann ich nun auch ruhig warten, – ohne das Ja war es schwer und wäre es immer schwerer geworden, – nun ist es leicht, wenn ich weiss, dass Du es willst und brauchst. Ich will Dich mit nichts drängen und erschrecken, ich will Dich schonen und Dir das anfangende Glück unseres Lebens leicht und froh machen, ich verstehe es gut, wenn Du nur eine zeitlang noch ganz allein sein willst – ich bin lange genug in meinem Leben allein gewesen, um den Segen – aber freilich auch um die Gefahren des Alleinseins zu kennen. Ich verstehe und habe es auch immer in den vergangenen Wochen verstanden – wenn auch nicht ganz ohne Schmerzen – dass es für Dich nichts Leichtes sein kann, zu mir Ja zu sagen, und ich werde das nie vergessen – und es ist dieses Dein Ja, das mir allein Mut geben kann, um auch zu mir selbst nicht mehr nur Nein zu sagen. Sag mir nichts von dem ‚falschen Bild‘, das ich von Dir haben könnte. Ich will kein ‚Bild‘, ich will Dich, so wie ich Dich von ganzem Herzen bitte, nicht ein Bild von mir, sondern mich zu wollen, und Du musst wissen, dass das zweierlei ist. Aber lass uns jetzt nicht von dem Schlechten reden, das in jedem Menschen steckt und viel Macht hat, sondern lass uns in grosser freier Vergebung und Liebe einander begegnen, lass uns einander nehmen wie wir sind – im Dank und im unbegrenzten Vertrauen zu Gott, der uns bis hierhergeführt hat und der uns liebhat.

Der Brief muss eiligst weg, damit Du ihn morgen hast. Gott behüte Dich und uns beide.

Dein treuer Dietrich.⁷¹⁹

Damit war Bonhoeffer verlobt. Der 17. Januar 1943 war hinfort für beide das offizielle Verlobungsdatum. Es sollte eine Verlobungszeit werden, wie es wohl nur wenige gegeben hat. Hätten sie gewusst, was vor ihnen lag, sie hätten es natürlich anders gemacht, aber niemand wusste oder konnte wissen, was schon bald kommen würde. Doch Bonhoeffer hatte seine Sorgen und Erwartungen alle auf Gott geworfen. Er wusste, dass er und seine Verlobung mit Maria in Gottes Hand waren.

Noch mussten sie beide warten, aber jetzt war es ein anderes Warten. In gewissem Sinne gehörten sie schon einander und konnten sich daran freuen, auch wenn sie äusserlich getrennt waren. Bonhoeffer war sehr in Anspruch genommen. Er war sich noch nicht ganz sicher, aber die Gestapo war ihm auf den Fersen. Gleichzeitig nahm der nächste Plan, Hitler zu töten, zusehends Gestalt an.

Als er nach sechs Tagen immer noch nichts von Maria gehört hatte, schrieb er ihr wieder, einfach um ihr zu sagen, dass alles gut war und keine Eile hatte. «Im Augenblick», schrieb er, «scheint es mir, als geböte uns Gott selbst darauf zu warten, dass er uns den Weg zeigt».⁷²⁰

Am nächsten Tag, am Sonntag, den 24. Januar, erhielt er endlich ihren Brief. Sie fragte ihn, ob sie sechs Monate warten könnten, bevor sie sich weiter schrieben. Wir wissen nicht, ob diese Bitte auf ihre Mutter zurückging, und Bonhoeffer schien überrascht zu sein, aber er war zu glücklich, um das sehr schwer zu nehmen. Er war verliebt.

24.1.43

Sonntag Abend

Meine liebe Maria!

Nun ist der Brief da, Dein guter Brief – ich danke Dir dafür und mit jedem neuen Lesen danke ich Dir aufs Neue, ja es ist mir fast so als ob ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben erfahre, was es heisst einem Menschen dankbar zu sein, was für eine tief umgestaltende Macht die Dankbarkeit sein kann – es ist das Ja, – dieses unter Menschen so seltene, so schwere und so wunderbare

Wort – aus dem dieses alles entspringt – dass wir dieses Ja immer so und immer mehr durch unser ganzes Leben hindurch zueinander sprechen könnten, das schenke uns Gott, aus dem alles Ja kommt.

Ich habe es aus jedem Wort Deines Briefes mit froher Gewissheit gespürt, dass es zwischen uns gut werden wird. Das gemeinsame Leben, dem wir durch Gottes Güte entgegenzugehen hofften, ist wie ein Baum, der aus tiefen Wurzeln wachsen muss, still verborgen, stark und in Freiheit ... ⁷⁷¹

Er bat Maria, ihre Grossmutter von der neuen Situation zu unterrichten und achtzugeben, dass es nicht zu neuen Missverständnissen mit dieser Willensstärken Frau käme.

Kurz darauf, am Tag nach seinem 37. Geburtstag, hörte er von Ruth von Kleist-Retzow. Maria hatte ihr die Neuigkeit erzählt.

Wie ich Sie ganz als Sohn aufnehmen will, wenn es soweit ist, das wissen Sie ganz ohne Worte. Dass es noch so lange dauern soll, wird das Prinzip der Mutter und von Hans-Jürgen sein, wie ich *vermute*. Vielleicht ist es richtig für M., damit sie ganz klar bleibt. Und wenn es ihr und Ihnen zu lange erscheint, so wird es Mittel und Wege geben, sie abzukürzen. Was bedeutet heute schon die Zeit ...

Ach, ich freue mich.

Die Grossmutter⁷²²

27. KAPITEL

ADOLF HITLER TÖTEN

Soll ich schiessen? Ich kann mit der Waffe ins Führerhauptquartier kommen. Ich weiss, wann und wo die Besprechungen stattfinden. Ich kann mir Zutritt verschaffen.

WERNER VON HAEFTEN ZU DIETRICH BONHOEFFER

Liebe in Gefahr

Frau von Wedemeyer hatte weiterhin nicht nur Bedenken wegen Bonhoeffers Alter, sondern auch wegen seiner Arbeit für die Abwehr. Vielleicht wusste sie sogar um sein Engagement in der Verschwörung. Egal, was er genau machte, es war jedenfalls gefährlich. Mit einem achtzehnjährigen Mädchen eine Beziehung zu beginnen, wenn sich die eigene Zukunft so ungewiss darstellte, war das nicht egoistisch? Jeden Augenblick konnte Dietrich Bonhoeffer eine Verhaftung, wenn nicht sogar Schlimmeres, widerfahren.

Dass Frau von Wedemeyer gerade Ehemann und Sohn verloren hatte, verstärkte ihre Unsicherheit noch. Und so gab sie der Verlobung ihren Segen, aber unter der Bedingung, dass sie bis auf Weiteres nicht bekanntgegeben würde. Bonhoeffer unterrichtete seine Eltern im Februar, doch ausser ihnen erfuhr nur noch Bethge davon.

Marias vier Jahre ältere Schwester, Ruth-Alice von Bismarck, trieben ähnliche Sorgen um. War ein Heiratsantrag von jemandem, dessen Arbeit so riskant war, überhaupt zu verantworten? War Bonhoeffer sich darüber im Klaren, was für ein Schock es für Maria wäre, wenn er verhaftet oder getötet würde? War es nicht anständiger zu warten, wie so viele andere das in diesen bewegten Zeiten machten?⁷²³

Tatsache war: Die Gestapo war bereits auf Bonhoeffer aufmerksam geworden. Im vergangenen Oktober war sie ihm im Zusammenhang mit dem «Unternehmen 7» auf die Spur gekommen (s.o. Kap. 24). Zwar hatte die Abwehr das Unternehmen erfolgreich abgewickelt, doch eines seiner zahlreichen Details hatte dennoch die Aufmerksamkeit der Gestapo erregt. Und so entdeckte ein Zollfandungsbeamter in Prag eine Unregelmässigkeit, die zu Wilhelm Schmidhuber führte, einem Abwehr-Mitarbeiter, der Bonhoeffer im Dezember 1940 in Ettal besucht hatte. Die Gestapo fackelte nicht lange und verhörte ihn. Der Anschuldigung: Devisenschmuggel ins Ausland – während des Krieges ein ernstes Vergehen, selbst wenn es durch die Abwehr geschah. Schmidhuber führte die Gestapo zu Bonhoeffers katholischem Freund Josef Müller.

Schmidhubers Festnahme war ein Schlag ins Kontor, besonders als er in das berüchtigte Gestapogefängnis in der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse kam. Er gab Informationen preis, die Josef Müller, Hans von Dohnanyi und Dietrich Bonhoeffer belasteten. Für die Verschwörer begann ein Wettlauf mit der Zeit. Der Coup gegen Hitler und sein Regime musste kommen, *bevor* die Gestapo in Aktion trat und ihre verhassten Rivalen aus der Abwehr verhaftete.⁷²⁴

«Schuldübernahme und Freiheit»

Bonhoeffer wusste theoretisch, dass ihm die Verhaftung, ja der Tod drohte. Doch machte er sich auch darüber Gedanken, was das ganz praktisch für sein Leben, zum Beispiel für eine Eheschliessung bedeutete? In seinen Briefen an seine Freunde, die Pfarrer Gustav Seydel und Erwin Sutz, bewegt er diese Frage. Er sah es als Akt des Gottvertrauens an, vorwärts zu gehen und sich nicht von Zukunftssorgen lähmen zu lassen.

Dieses Denken prägte auch sein Engagement in der Verschwörung. Im Dezember 1942 sprach er mit einem kirchlichen Kollegen, Oskar Hammelsbeck. Dieser erinnert sich:

Bonhoeffer vertraute mir in den Gesprächen unter vier Augen seine aktive Mitverantwortung in den Widerstandskreisen an – im Sinne seiner ethischen Überzeugung, «dass zur Struktur verantwortlichen Handelns die Bereitschaft zur Schuldübernahme und die Freiheit gehört» (Ethik, 186f): «Wer sich in der Verantwortung der Schuld entziehen will, löst sich aus der letzten Wirklichkeit des menschlichen Daseins, löst sich aber auch aus dem lösenden Geheimnis des sündlosen Schuldtragens Jesu Christi und hat keinen Anteil an der göttlichen Rechtfertigung, die über diesem Ereignis liegt» (187).⁷²⁵

Bonhoeffer wusste, dass es bereits Sünde ist, wenn jemand, der Verantwortung übernehmen sollte, dies nicht tut, aus lauter Angst davor, sich schuldig zu machen. Gott will, dass seine Kinder aus der Freiheit und der Freude am Rechten und Guten heraus handeln, und nicht aus Angst untätig bleiben. Ein angst- und schuldbestimmtes Leben war ein Beispiel für jene Art von Religiosität und falsche Frömmigkeit, über die er so oft sprach und predigte. Er wusste: In Freiheit handeln konnte bedeuten, dass man, ohne es eigentlich zu wollen, etwas falsch machte und Schuld auf sich lud, – ja er glaubte, es sei unmöglich, in Konfliktsituationen Verantwortung zu übernehmen, ohne sich schuldig zu machen. Wer in der Freiheit des Glaubens ein echtes, von Verantwortung geprägtes Leben führen will, der ist bereit, dieses Risiko einzugehen.

Bonhoeffers ehemaliger Student Wolf-Dieter Zimmermann erinnert sich an einen aussergewöhnlichen Abend im November 1942. Bonhoeffer war gerade bei ihm und seiner Frau in ihrem kleinen Haus in der Nähe von Berlin zu Besuch. Auch Werner von Haefen war da, der jüngere Bruder Hans-Bernd von Haefens, der vor zwei Jahrzehnten Bonhoeffers Konfirmandengruppe in Grunewald besucht hatte. Bonhoeffer hatte auf dem Weg nach Fanö Hans-Bernd in Kopenhagen besucht, und durch den Kreisauer Kreis war Hans-Bernd zu den Verschwörern gestossen. Werner war noch tiefer in die Verschwörung verwickelt; er war Adjutant von Stauffenberg, der den Anschlag vom 20. Juli 1944 anführen würde. Dort im Hause der Zim-

mermanns wollte er von Bonhoeffer wissen, ob es moralisch erlaubt sei, Hitler zu töten. Zimmermann schreibt:

Werner von Haefthen – ein langjähriger Freund der Familie – war jetzt Oberleutnant in einem Stab des OKH. Wir fragten ihn nicht genauer nach seiner Tätigkeit. Er war anfänglich auch ziemlich schweigsam. Doch dann wandte er sich plötzlich an Bonhoeffer und sagte: «Soll ich schiessen? Ich kann mit der Waffe ins Führerhauptquartier kommen. Ich weiss, wann und wo die Besprechungen stattfinden. Ich kann mir Zutritt verschaffen.» Diese Worte erschreckten uns alle. Sie wirkten so explosiv, dass jeder von uns erst einmal bemüht war, beruhigend zu wirken. Das Gespräch zog sich dann viele Stunden hin. Bonhoeffer erläuterte zuerst, dass das Schiessen an sich noch gar nichts bedeute, – es müsse auch etwas dabei herauskommen, eine Änderung der Verhältnisse, ein Wechsel in der Staatsleitung. Die Beseitigung Hitlers allein helfe bestimmt nicht weiter. Danach könne es leicht noch schlimmer werden. Deshalb sei die Widerstandsarbeit so schwierig, weil das «Nachher» so genau vorbereitet werden müsse. Werner von Haefthen, aus alter Offiziersfamilie, war an sich ein etwas weicher Typ, schwärmerisch, idealistisch, aber auch mit Tradition und christlicher Überzeugung. Er gehörte zu den Konfirmanden Niemöllers. Jetzt plötzlich entwickelte er eine enorme Energie und gab sich mit «theoretischen» Überlegungen nicht zufrieden. Er fragte weiter, er bohrte tiefer, er sah eine Chance und wusste nicht, ob er sie ausnutzen solle. Er beschrieb immer wieder, dass er – vielleicht als einer der ganz wenigen – handeln könne, eingreifen könne. Sein Leben sei dabei nicht so wichtig. Und Bonhoeffer mahnte dagegen immer zur Besonnenheit, zum klaren Planen und zum Aushalten aller unvorhergesehenen Komplikationen. Man soll nichts dem Zufall überlassen. Schliesslich wurden die Fragen von Haefthens ganz direkt: «Soll ich ..., darf ich ...?» Und Bonhoeffer antwortete, dass er ihm diese Ent-

scheidung nicht abnehmen könne. Das Risiko habe er selbst und er allein zu tragen. Wenn er schon von Schuld spreche, eine Chance nicht ausgenutzt zu haben, so sei gewiss ebenso viel Schuld dabei, leichtfertig mit der Situation gespielt zu haben. Schuldlos komme man nie aus solch einer Situation heraus, in der er sei. Aber die Schuld sei immer getragene Schuld.

Viele Stunden sprachen die beiden. Wir anderen machten eigentlich nur ab und an ein paar Randbemerkungen. Eine Entscheidung wurde nicht gefällt. Werner von Haeften ging zurück in seinen Dienst ohne konkrete Weisung. Er musste selbst entscheiden. Und er hat dann später entschieden. Als Adjutant Stauffenbergs gehörte er zu denen, die das Attentat auf Hitler durchführten. Er gehörte auch zu denen, die am Abend des 20. Juli 1944 im Hof des OKH in der Bendlerstrasse erschossen wurden. Mutig und gefasst ist er in den Tod gegangen, wie Augenzeugen berichtet haben.⁷²⁶

Zeitzündler an Bord

Bonhoeffer und Dohnanyi hofften immer noch auf die Umsturzpläne, als sie im Herbst 1942 ins Visier der Gestapo gerieten. Die Schlinge der Gestapo zog sich zusehends enger. Doch wenn der Putsch gelänge, würde alles gut. Im Februar 1943 wurde bekannt, dass Hitler einen Besuch an der Ostfront für den 13. März plane. Jetzt musste schnell gehandelt werden.

Die Hauptakteure in dem Unternehmen waren General Friedrich Olbricht, Generalmajor Henning von Tresckow und Tresckows Adjutant und Cousin, Fabian von Schlabrendorff, der mit Maria von Wedemeyers Kusine Luitgarde von Bismarck verheiratet war. Tresckow war Maria von Wedemeyers Onkel, und Olbricht hatte viele Pastoren der Bekennenden Kirche vom Frontdienst freistellen können.

Laut Plan sollte Schlabrendorff in Smolensk, wo sich Hitler am 13. März zu einem kurzen Truppenbesuch aufhalten würde, die als Spirituosenspaket getarnte

Bombe in Hitlers Flugzeug schmuggeln. Es ging darum, so Schlabrendorff später in seinem Buch, «die politischen Nachteile eines Attentats zu vermeiden und ein Flugzeugunglück vorzutäuschen».⁷²⁷ Damals hatte Hitler noch viele Anhänger, die sich nach einem offenen Anschlag gegen die Attentäter gestellt hätten. Sobald klar würde, dass die Maschine des «Führers» über Minsk abgestürzt war, würden die Generäle ihren Putsch starten. Schlabrendorff und Tresckow hatten mit unterschiedlichen Bombentypen experimentiert und sich schliesslich für einen englischen Sprengsatz entschieden. Die Mechanismen und Zünder der deutschen Bomben waren relativ laut, sodass sie entdeckt werden konnten. Doch dann stiessen Schlabrendorff und Tresckow auf einen englischen Sprengstoff, der den Anforderungen entsprach. Man konnte aus ihm eine Bombe herstellen, die nicht grösser als ein dickes Buch war und ohne Zünduhren und Zündschnüre und damit ohne Ticken und Zischen auskam. «Durch einen einfachen Druck auf den Hals des Zünders wurde eine kleine Flasche zerbrochen. Der Flasche entströmte eine ätzende Flüssigkeit. Diese zerfrass einen Draht, der eine Feder und einen Schlagbolzen hielt. Nach der Zersetzung des Drahtes schnellte der Schlagbolzen nach vorn, entzündete das Zündhütchen und dieses wiederum entzündete die Sprengladung.»⁷²⁸

Diesen Spezialsprengstoff konnte nur die Abwehr besorgen, – Dohnanyi musste ihn also mit dem Zug von Berlin nach Smolensk an der russischen Front bringen. Er hatte mittlerweile auch Bethge (der kurz vor der Heirat mit Dohnanyis Nichte Renate Schleicher stand) für die Abwehr rekrutiert, um ihm den Dienst an der Front zu ersparen. Bethge liess Karl Bonhoeffers Mercedes aus, um Dohnanyi zu dem Nachtzug zu fahren, der ihn nach Russland bringen sollte. Weder wusste Karl Bonhoeffer, dass sein Dienstwagen für den Transport einer Bombe gegen Hitler zweckentfremdet wurde, noch ahnte Bethge, dass er eine Bombe spazieren fuhr. Er lieferte Dohnanyi mit der Bombe am Bahnhof ab, worauf dieser mit dem Nachtzug weiter nach Smolensk reiste.

Am 13. März waren Tresckow und Schlabrendorff, jetzt im Besitz der Bombe, Hitler zweimal (bei einer Besprechung und einem Essen) so nahe, dass sie versucht

waren, die Bombe vorzeitig zu zünden; doch dann wäre nicht nur Hitler umgekommen, sondern auch etliche der Generäle, die den Putsch anführen sollten. Es blieb also bei dem ursprünglichen Plan, die Bombe an Bord des Führerflugzeugs zu schaffen. Die Tischsitten des «Führers» mit ansehen zu müssen, war eine Zumutung für den wohlgezogenen Schlabrendorff. Er erinnert sich: «Hitler essen zu sehen, war ein höchst widerwärtiger Anblick. Die linke Hand stützte er auf den Oberschenkel, während er mit der rechten Hand sein aus vielerlei Gemüsesorten bestehendes Essen in sich hineinlöffelte. Dabei führte er nicht die Hand zum Munde, sondern liess den rechten Arm während des ganzen Essens auf dem Tisch liegen, schob hingegen seinen Mund zum Essen hinunter.»⁷²⁹

Während der vegetarische Reichsführer sein Gemüse verschlang, übten sich die vornehmen Generäle in höflicher Konversation. Die Atmosphäre muss gespannt gewesen sein, nicht zuletzt, weil einige der Anwesenden wussten: Dies könnte die letzte Mahlzeit für die Insassen der Führermaschine sein.

Wie nebenbei fragte General Tresckow seinen Nebenmann, Oberstleutnant Heinz Brandt, der zu Hitlers Stab gehörte, ob dieser ihm wohl eine Gefälligkeit tun und zwei Flaschen Cointreau auf den Flug zum Hauptquartier in Rastenberg mitnehmen könne, – Fabian von Schlabrendorff werde ihm das Päckchen übergeben, – es handele sich um die Begleichung einer Wettschuld gegenüber seinem alten Freund Oberst Helmuth Stieff.⁷³⁰ Brandt hatte nichts dagegen, und kurz darauf, als Hitlers Gefolgschaft sich zum Flugplatz begab, folgte Schlabrendorff ihnen. Als Hitler im Begriff war, das Flugzeug zu besteigen, übergab Schlabrendorff Oberstleutnant Brandt das Päckchen, nachdem er den Zünder betätigt hatte, der auf dreissig Minuten eingestellt war. Bald würde, irgendwo über der Erde, der Vorhang für das Dritte Reich fallen ...

Der falsche Cointreau kam ins Gepäckabteil, und die Maschine und die sie eskortierenden Begleitjäger starteten. Die Piloten der Begleitjäger würden die Welt als Erste vom plötzlichen Ableben des «Führers» unterrichten. Den Attentätern blieb unterdessen nur das nervenaufreibende Warten.

Es war beeindruckend, was Hitler alles unternahm, um Attentatsversuchen vorzubeugen. Sämtliche Mahlzeiten wurden von seinem persönlichen Koch zubereitet, der ihn überallhin begleitete. Wie ein altorientalischer Grosskönig liess er jedes Gericht, das man ihm vorsetzte, vor seinen Augen von seinem Leibarzt Theodor Morell vorkosten. Angeblich soll er nicht nur eine kugelsichere Weste, sondern auch eine spezielle, überschwere Uniform-Schirmmütze getragen haben. Bei einem Treffen mit den Generälen hob einer der Verschwörer die Mütze einmal heimlich hoch und stellte fest, dass sie tatsächlich schwer wie eine Kanonenkugel war.⁷³¹

Hitlers Flugzeug war in mehrere Kabinen aufgeteilt. Schlabrendorff überliefert, dass die Kabine Hitlers gepanzert war und eine Vorrichtung besass, mit deren Hilfe Hitler sich im Notfall umgehend durch einen Fallschirmabsprung in Sicherheit bringen konnte. Das mussten die Verschwörer mit bedenken, dass die Sprengladung in der Bombe stark genug sein müsse, um das ganze Flugzeug einschliesslich der Panzerkabine zu zerreißen. Sollte das wider Erwarten fehlschlagen, so würde auf jeden Fall ein so grosses Stück des Flugzeuges durch die Explosion herausgerissen werden, dass es abstürzte.⁷³²

Zwei Stunden lang hörten die Verschwörer – nichts. Dann kam die unglaubliche Nachricht: Hitler war sicher in Ostpreussen gelandet. Der Anschlag war gescheitert. Doch noch grösser als die Enttäuschung über das Scheitern war die Angst. Sicher war die Bombe entdeckt worden. Doch Tresckow blieb ruhig.⁷³³ Kaltblütig rief er Hitlers Hauptquartier bei Rastenburg an und bat darum, mit Brandt verbunden zu werden. Er fragte ihn, ob er den Cointreau schon an Stieff ausgehändigt habe. Brandt verneinte, worauf Tresckow ihm erklärte, dass er ihm aus Versehen das falsche Päckchen gegeben habe. Ob er etwas dagegen hätte, wenn Schlabrendorff kurz vorbeikäme, um es gegen das richtige zu tauschen?

Am nächsten Tag stieg Schlabrendorff, der nicht wusste, wie man ihn empfangen würde, mutig in ein Kurierflugzeug und flog nach Rastenburg. Niemand schien etwas von einer nicht explodierten Bombe zu ahnen. Ein kritischer Augenblick kam, als Brandt Schlabrendorff das Päckchen mit dem falschen Cointreau über-

reichte und dabei unwillkürlich mit dem Arm ruckte, dass Schlabrendorffs Herz fast Stillstand; würde jetzt doch noch die Explosion kommen? Aber sie kam nicht, und man tauschte freundlich die Päckchen aus; Brandt bekam den echten Cointreau und Schlabrendorff seine Bombe zurück.

In einem Sonderschlafwagenzug des Heeres fuhr Schlabrendorff zurück nach Berlin. Er verschloss die Tür seines Abteils und inspizierte die Bombe, um zu sehen, was schiefgegangen war. Fast alles hatte funktioniert: Das Fläschchen mit der Flüssigkeit war zerbrochen, diese hatte den Draht zersetzt und der Schlagbolzen war nach vorne geschneilt. Nur das Zündhütchen hatte sich nicht entzündet. Entweder handelte es sich um einen (extrem seltenen) Blindgänger oder die Kälte im Gepäckabteil war schuld gewesen. Wie auch immer: Der «Führer» war abermals dem Tod entronnen.

Die Enttäuschung der Verschwörer war zwar gross, doch demgegenüber stand die Erleichterung, dass die Bombe nicht entdeckt worden war. Es hätte alles viel schlimmer kommen können. Am Vormittag des 15. März informierte Schlabrendorff Dohnanyi und Oster über den Fehlschlag und zeigte ihnen als Beweisstück den Zünder. Doch wozu lamentieren? Sie würden es erneut versuchen. Bereits am 21. März wäre Hitler in Berlin, begleitet von Himmler und Göring – eine einmalige Chance, gleich alle drei ins Jenseits zu befördern. Es war zu schön, um wahr zu sein. Die drei traten selten zusammen in der Öffentlichkeit auf, aber an diesem Tag fand die Feier des «Heldengedenktages» am Zeughaus Unter den Linden in Berlin statt, bei der sie erbeutete sowjetische Waffen besichtigen wollten.⁷³⁴ Die Verschwörer gingen wieder ans Werk.

Die Bombe in der Manteltasche

Die Widerständler sahen sich gewissen Schwierigkeiten gegenüber. Zunächst einmal würde der nächste Versuch ein Selbstmordattentat sein. Doch Generalmajor Rudolf Freiherr von Gersdorff aus dem Stab von Kluge stellte sich mutig als Frei-

williger zur Verfügung.⁷³⁵ Er würde Hitler und sein Gefolge nach der Heldengedenktag-Zeremonie durch die Beute-Ausstellung führen – mit einer Bombe unter seinem Mantel. Sie war vom gleichen Typ wie die nicht explodierte Bombe in Hitlers Flugzeug, nur dass die Zünder schneller waren. Eigentlich hatte man sehr kurzzeitige Zünder verwenden wollen, – man musste sich schliesslich mit Zehn-Minuten-Zündern zufriedengeben. Hitler sollte eine halbe Stunde lang durch die Ausstellung gehen.

Nach Auslösung des Zündmechanismus würde es zehn endlose Minuten dauern, bis die Explosion erfolgte. Zehn Minuten, in denen Gersdorff dem «Führer» die Ausstellungsstücke erklären und mit jeder Sekunde auch seinem eigenen Tod näherkommen würde. Am Abend zuvor hatte Schlabrendorff ihm in seinem Zimmer im Hotel Eden die Bombe übergeben, und alles war vorbereitet.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, war ein Grossteil des Bonhoeffer-Clans im Hause der Schleichers in der Marienburger Allee 41 versammelt, um die Kantate einzuüben, die sie in zehn Tagen am 75. Geburtstag von Karl Bonhoeffer aufführen würden: Das «Lobe den Herren» des blinden Organisten Helmuth Walcha.

Bonhoeffer spielte Klavier, Rüdiger Schleicher und Emmi Bonhoeffer spielten Geige und Hans von Dohnanyi sang im Chor. Es war ein ungeheurer Akt der Selbstdisziplin für diese Christen, sich auf die Musik zu konzentrieren, während sie um das Drama wussten, das gleichzeitig zehn Kilometer entfernt im Zeughaus seinen Lauf nahm. Jeden Augenblick konnte «es» passieren – oder war es schon passiert?

Sie hielten die Augen auf die Uhren im Raum geheftet, die Ohren gespitzt auf das Klingeln des Telefons, das den Anruf bringen würde, der alles verändern und den sie für den Rest ihres Lebens feiern würden. Dohnanyis Wagen parkte fahrbereit vor der Tür. Das Ende des Albtraums des Dritten Reiches stand bevor. Die Beschattung durch die Gestapo, die in den letzten Monaten immer stärker geworden war, die abgehörten Telefongespräche – endlich wäre alles vorbei. Sie würden ihre grossen Gaben und Energien in die lange und schwere, aber ersehnte Arbeit

des Wiederaufbaus ihres geliebten Deutschlands stecken – des Wiederaufbaus zu einem Land, auf das sie wieder stolz sein könnten.

Die Musikanten und Sänger übten, und die Verschwörer wunderten sich, dass das Telefon nicht klingelte. Sie wussten nicht, dass die Feier um eine Stunde verschoben worden war. Gersdorff wartete wie geplant, die Bombe in seinem Soldatenmantel. Endlich kam Hitler, hielt eine kurze Rede und begab sich dann zusammen mit Göring, Himmler, General Keitel und Admiral Dönitz in die Ausstellung.

Gersdorff langte in seinen Mantel und drückte die Zünder. Die Säure begann, langsam die Drähte zu zerfressen. Noch zehn Minuten. Gersdorff begrüßte Hitler und begann mit unerhörtem Mut und Disziplin, seine Rolle des Führers durch die Ausstellung zu spielen, erklärte dieses, wies auf jenes hin. Doch Hitler achtete kaum darauf. Schon nach wenigen Minuten verliess er das Haus durch eine Seitentür, und Gersdorff stand da mit seiner Mantelbombe.

Einen «Aus»-Schalter gab es nicht, und mit jeder Sekunde rückte die Explosion näher. Sobald Hitler ausser Sicht war, spurtete Gersdorff in eine Toilette und riss den Zünder aus der Bombe. Anstatt an diesem Nachmittag zu sterben, lebte dieser tapfere Mann noch bis 1980. Doch Hitler war wieder entkommen.

Die Bonhoeffers erhielten keinen erlösenden Anruf. Und die Gestapo kam immer näher.

Zehn Tage später feierte man ausgiebig Karl Bonhoeffers 75. Geburtstag. Keiner wusste es, aber dies war das letzte grosse Konzert der Familie, der End- und Höhepunkt einer langen, schönen Tradition. In fünf Tagen würde das Leben der Familie eine dramatische Wendung nehmen, – nie wieder würden sie alle so zusammenkommen.

Doch jetzt feierten sie gemeinsam und stimmten fröhlich in das «Lobe den Herren» mit ein. Alle waren sie da an diesem Tag, sogar die frühere Erzieherin Maria Czeppan (geborene Horn) und Bethge, der in einem Monat in die Familie aufgenommen werden sollte. Nur Leibholzens, die noch in England waren, fehlten, – sie hatten über Erwin Sutz ein Telegramm geschickt.

Wenn man so wollte, befand sich sogar Hitler unter den Gästen. Ein Beamter des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung erschien und überreichte Karl Bonhoeffer für seinen lebenslangen Dienst für Deutschland die begehrte Goethe-Medaille. Der Medaille lag ein Schreiben bei, das lautete: «Im Namen des deutschen Volkes verleihe ich dem ordentlichen Professor emeritus Dr. med. Karl Bonhoeffer die von dem verewigten Herrn Reichspräsidenten Hindenburg gestiftete Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Der Führer Adolf Hitler.»⁷³⁶

Nur fünf Tage später sollten andere Vertreter von Hitlers Regime in die Marienburger Allee 43 kommen: ohne Medaille und unangemeldet.

28. KAPITEL

ZELLE 92 IN TEGEL

Du, ich kann es nicht mehr so ertragen. Jetzt muss ich wissen, oh Du wirklich in Gefahr bist?

MARIA VON WEDEMEYER

Wer hält stand? Allein der, dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip, sein Gewissen, seine Freiheit, seine Tugend der letzte Massstab ist, sondern der dies alles zu opfern bereit ist, wenn er im Glauben und in alleiniger Bindung an Gott zu gehorsamer und verantwortlicher Tat gerufen ist, der Verantwortliche, dessen Leben nichts sein will als eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf.

DIETRICH BONHOEFFER

Die aus dem Zusammenhang gegriffene Benutzung und Weitergabe des berühmten Ausdrucks «religionsloses Christentum» hat Bonhoeffer zum Vorkämpfer eines undialektischen, seichten Modernismus gemacht, der all das verdunkelt, was er uns eigentlich über den lebendigen Gott sagen wollte.

EBERHARD BETHGE

Seltsame Verlobungszeit

5 April 1943 – Bonhoeffer hielt sich alleine zu Hause auf. Gegen Mittag rief er die Dohnanyis an. Eine unbekannte Männerstimme meldete sich.

- Bonhoeffer hängte wieder auf. Er begriff sofort: Die Gestapo hatte zugeschlagen; sie war zu einer Hausdurchsuchung bei den Dohnanyis.

Bonhoeffer ging nach nebenan zu seiner Schwester Ursula Schleicher und teilte ihr mit, was los war und dass die Gestapo wahrscheinlich als Nächstes ihn verhaften würde. Sie bereitete ihm ein kräftiges Essen zu, und danach ging er zurück nach Hause, um seine Papiere zu ordnen. Sicher würde die Gestapo sein Zimmer auf den Kopf stellen. Er hatte sich schon lange auf diesen Augenblick vorbereitet und liess ein paar Zettel absichtlich auf dem Schreibtisch liegen.

Darauf kehrte er zurück zu den Schleichers und wartete. Um vier Uhr nachmittags kam sein Vater herüber und sagte ihm, dass zwei Herren ihn zu sprechen wünschten, – sie seien oben in seinem Zimmer. Die Herren waren Oberkriegsgerichtsrat Manfred Roeder und ein Gestapobeamter namens Sonderegger. Sie stiegen mit ihm in ihren schwarzen Mercedes (seine Bibel durfte er mitnehmen) und fuhren fort. Er sollte nicht mehr zurückkehren.

Bonhoeffers Verhaftung fiel in eine Zeit, in der er und Maria sich eigentlich nicht besuchen oder schreiben wollten. Man hatte sich darauf geeinigt, dass das Paar ein Jahr lang mit der Heirat warten sollte, und Maria hatte darum gebeten, dass sie sich (wahrscheinlich ab Ende Januar, nach der Verlobung) ein halbes Jahr lang nicht schrieben. Es war eine lange Wartezeit, doch Bonhoeffer war, wie er in seinem Brief schrieb, mit Freuden bereit dazu. Maria hatte ihre eigene Art, mit der brieflosen Zeit umzugehen: Sie schrieb Dietrich Briefe, aber in ihrem Tagebuch, ohne sie abzuschicken – vielleicht, damit er sie nach Ende der Wartezeit alle lesen könnte.

Und so vertraute Maria im Februar und März, als die Schlinge der Gestapo sich immer enger um Bonhoeffer schloss, ihrem Tagebuch mehrere Briefe an ihn an. Mehr als einmal verlied sie der Sorge Ausdruck, dass er doch gar nicht wisse, worauf er sich mit ihr einlasse, dass ihre Jugend und ihre eigenwillige Art seiner nicht würdig wären. Er hatte mit Engelszungen versucht, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Doch in ihrem «Brief» an ihn vom 3. Februar, den sie in Pätzig schrieb, tauchte diese Befürchtung wieder auf:

Wenn Du mich hier so sehen würdest. Ich glaube, Du würdest mich manchmal gar nicht mögen. – Wenn ich so wild reite und mich mit Stallknechten auf

Platt unterhalte. – Manchmal schrecke ich dann zusammen und denke, dass Du traurig wärest, mich so zu sehen. – Wenn ich Grammophon spiele, dazu auf einem Bein durch die Stube hüpfе und auf das andere einen Strumpf mit einem riesengrossen Loch ziehe, dann falle ich vor Schreck aufs Bett, wenn ich denke, Du könntest mich so sehen. Ich mache noch viel schlimmere Sachen. Ich rauche eine Zigarre, weil ich solch ein Ding noch nie geraucht habe und doch wissen muss, wie das ist, und dann ist mir so sauhundeschlecht, dass ich weder zum Mittag noch zum Abendbrot etwas essen kann. – Oder ich stehe in der Nacht auf, ziehe ein langes Kleid an, tanze wie wild im Saal – gehe mit Harro spazieren und schlafe dafür am ganzen Vormittag durch. –

Weisst Du, ich kann ja verstehen, dass Du das greulich findest. Ich will mir sicher auch Mühe geben, es nicht zu tun, wenn Du da bist. Aber es kommt manchmal so von allein, und irgendwie muss ich mich doch auch austoben. – Aber das Rote Kreuz wird sicher meiner Erziehung noch etwas aufhelfen und Dir die Arbeit abnehmen.⁷³⁷

Maria schien nichts von der Gefahr zu ahnen, in der ihr Verlobter schwebte, bis ihre redselige Grossmutter am 16. Februar in einem Brief gewisse Andeutungen machte – genug, um Maria Angst zu machen. Sie schrieb den nächsten Brief in ihr Tagebuch:

Du, ich kann es nicht mehr so ertragen. Jetzt muss ich wissen, ob Du wirklich in Gefahr bist? Dietrich, was tue ich? Verzeih mir meine Schwäche. Ich muss Dich anrufen. Ich muss von Dir wissen, was los ist. – Warum gibst Du mir nicht Nachricht. Ich verstehe Dich nicht.

Du weisst vielleicht nicht, was Du mir damit antust. Weisst Du denn nicht, dass mir der Gedanke, Dir könnte etwas geschehen, unerträglich ist. – Fühlst Du denn nicht, wie ich, seit ich das weiss, die Angst um Dich nicht mehr loswerden kann?

Ich habe Dir doch die Freiheit gegeben, mich anzurufen, mir zu schreiben! Dietrich, sag mir, dass es Dir gut geht und dass Du nicht ungeduldig bist, dass es von Grossmutter kommt, all dies, was ich hörte, und nicht von Dir. Ach Dietrich, sag nur dies eine, ich bitte Dich.⁷³⁸

Drei Wochen lang vertraute sie ihre Ängste um Dietrichs Sicherheit nur ihrem Tagebuch an. Am 9. März brach sie die Schweigevereinbarung und rief ihn in Berlin an. Ob ihre Mutter von dem Anruf wusste, ist nicht klar. In ihr Tagebuch schrieb sie:

Ich hab' mit Dir gesprochen, habe Deine Stimme gehört. Dietrich, Du, weisst Du es noch, jedes Wort, das wir wechselten? «Nanu, sagtest Du, was ist denn geschehen?» Ach, und mir kullerten die Tränen doch, obgleich ich mir solche Mühe gegeben hatte und auch bestimmt seit der Mittagspause nicht mehr heulte. Und dann verstandest Du erst gar nicht, was ich meinte. Ich drückte mich so dumm aus, nicht wahr. Aber dann lachtest Du. Ach, dies Lachen war so schön. Dass Du so lachen konntest! Dafür danke ich Dir am allermeisten. Als Du so lachend sagtest, dass ich mir keine Sorgen machen solle, da wusste ich plötzlich, dass es alles nicht wahr war, was Grossmutter gesagt hat, dass all mein Grübeln und Weinen so völlig überflüssig gewesen war, dass es Dir gut ging und dass Du froh warst, dass ich Dich anrief. Nicht wahr, darum lachtest Du, weil Du Dich freutest. – Hinterher, da hab ich auch gelacht.⁷³⁹

Noch am gleichen Tag schrieb Bonhoeffer Maria einen Brief. Wir wissen nicht, was sie in dem Telefongespräch bezüglich der eigentlich vereinbarten Sendepause beschlossen hatten, aber ganz offensichtlich hatten sie genug von ihr. Sie waren bis über beide Ohren verliebt und wollten zusammen sein, – und wenn sie sich schon nicht persönlich begegnen konnten, so mussten sie sich doch wenigstens schreiben:

Liebste Maria!

Mein Herz schlägt noch vernehmlich und alles in mir ist wie umgewandelt – vor Freude, vor Überraschung, – aber auch vor Schrecken darüber, dass Du Dich gesorgt hast. Ja sieh mal, solche Dummheiten richte ich immer wieder, an. Wenn Du da wärst und wir miteinander sprechen könnten, dann hätte ich Dir gesagt, was ich nun verkehrterweise der Grossmutter gesagt habe. Nein, sorgen darfst Du Dich keinen Augenblick, ich Sorge mich auch garnicht, – aber, nicht wahr, das weisst Du ja aus dem Wenigen, was wir miteinander gesprochen haben, dass es nicht nur draussen, sondern auch hier drin Gefahr gibt, mal etwas weniger, mal etwas mehr. Welcher Mann dürfte dem heute aus dem Wege gehen und dürfte sich davor fürchten? Und welche Frau müsste das heute nicht mittragen, auch wenn der Mann noch so gern diese Last von ihr nähme? Und welches ein unbeschreibliches Glück ist es für den Mann, wenn die Frau, die er liebhat, tapfer, geduldig – und vor allem betend neben ihm, bei ihm steht. Liebe gute Maria, es ist keine Phantasterei, zu der ich garnicht neige, dass Dein Bei-mir-Sein mir in den vergangenen Wochen spürbar geholfen hat. Dass ich Dir aber Kummer mache, das tut mir wirklich sehr weh. Und nun bitte sei wieder ganz ruhig und zuversichtlich und fröhlich – und denke an mich, wie bisher und wie ich immerfort an Dich denke ...⁷⁴⁰

Zwei Wochen später schrieb er wieder und berichtete Maria von seinem Krankenbesuch bei ihrer Grossmutter. Es schien ihr nicht gut zu gehen. «Leider wird sie immer noch sehr von den Erinnerungen an die Schwierigkeiten des vergangenen Winters, – die ja nun schon weit hinter uns liegen, – gequält. Ein gutes Wort von Dir würde ihr wohl tun.»⁷⁴¹ Maria hatte bereits vorgehabt, ihre Grossmutter zu besuchen, wie sie Bonhoeffer am 26. März zurückschrieb. In diesem Brief hatte sie eine gute Nachricht: sie war «fürs erste vom Arbeitsdienst zurückgestellt».⁷⁴² Der *Reichsarbeitsdienst* (RAD) bezeichnete den halbjährigen Pflichtdienst für junge Männer und kurz nach

Kriegsbeginn auch für junge Frauen. Während Männer während des Krieges immer öfter Hilfsdienste für die Wehrmacht leisteten, wurden die Frauen als «Arbeitsmädchen» im sozialen Bereich und in der Landwirtschaft eingesetzt. Gleichzeitig sollte das gemeinsame Arbeitserlebnis die «Volksgemeinschaft» im Sinne der Nazi-Ideologie stärken. Maria hatte es davor geglaubt, und sie war dankbar, stattdessen als Krankenschwester arbeiten zu können. Als ihr ein Jahr später erneut die Einberufung zum Arbeitsdienst drohte, stellte Bonhoeffers Vater sie als seine Sprechstundehilfe ein. Auch Renates Heirat mit Bethge wurde beschleunigt, dies ebenfalls, um dem Arbeitsdienst zuvorzukommen.

Zehn Tage nach diesem Brief hatte Maria das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. In ihrem Tagebucheintrag vom 5. April schrieb sie wieder an Dietrich. «Ist etwas Schlimmes geschehen? Ich fürchte, dass es etwas sehr Schlimmes ist...»⁷⁴³ Sie wusste nichts von seiner Verhaftung am gleichen Tag, hatte jedoch eine tiefe Vorahnung, die sie in ihrem Tagebuch festhielt. Während dieser Tage hatte sie keinen Kontakt mit Bonhoeffers oder seiner Familie.

Am 18. April war sie in Pätzig, zur Konfirmation ihres jüngeren Bruders Hans-Werner. Sie war mittlerweile wild entschlossen, sich über den Wunsch ihrer Mutter, sich noch nicht mit ihrem Verlobten zu treffen, hinwegzusetzen; sie musste Klarheit haben! Darüber sprach sie mit ihrem Schwager Klaus von Bismarck. Als die beiden kurz darauf in das Herrenhaus zurückkehrten, trafen sie dort ihren Onkel Hans-Jürgen von Kleist, der ihnen eröffnete, dass Bonhoeffers verhaftet worden war.⁷⁴⁴

Jetzt war es zu spät, Dietrich zu besuchen. Für den Rest ihres Lebens bereute Maria es, sich nicht früher über die Wünsche ihrer Mutter hinweggesetzt zu haben. Ihre Mutter selber machte sich bittere Vorwürfe, und Maria gab sich Mühe, ihr zu vergeben.

Die ersten Tage in Tegel

Die Gestapo hatte seit Langem gegen ihre Rivalen in der Abwehr ermittelt, um diese lästige Organisation endlich an die Kandare zu nehmen. Canaris war so raffiniert und Oster und Dohnanyi waren so umsichtig gewesen, dass es fast unmöglich war, ihnen einen Strick zu drehen. Aber die Gestapo hatte das unbestimmte Gefühl, dass die Abwehr eine Bastion voller Intrigen war, ja vielleicht sogar eine Verschwörung gegen das Reich, und gründlich wie die Schnüffler waren, gruben sie, bis sie genügend Informationen hatten, um Verhaftungen vorzunehmen.

An demselben Tag, an dem Bonhoeffer verhaftet wurde, verhaftete man auch Dohnanyi und Josef Müller. Beide kamen ins Wehrmachtsgefängnis für ranghöhere Offiziere in der Lehrter Strasse. Auch Bonhoeffers Schwester Christine und Müllers Ehefrau wurden verhaftet und ins Frauengefängnis in Charlottenburg gebracht. Nur Bonhoeffer wurde ins Wehrmachtsgefängnis in Tegel abgeführt. Monate später schrieb er einen Bericht über seine ersten Tage dort:

Die Aufnahmeformalitäten wurden korrekt erledigt. Ich wurde für die erste Nacht in eine Zugangszelle eingeschlossen; die Decken auf der Pritsche hatten einen so bestialischen Gestank, dass es trotz der Kälte nicht möglich war, sich damit zuzudecken. Am nächsten Morgen wurde mir ein Stück Brot in die Zelle geworfen, so dass ich es vom Boden aufheben musste. Der Kaffee bestand zu einem Viertel aus Kaffeersatz. Von aussen drangen in meine Zelle zum ersten Mal jene wüsten Beschimpfungen der Untersuchungsgefangenen durch das Personal, die ich seither täglich von morgens bis abends gehört habe. Als ich mit den anderen Neueingelieferten anzutreten hatte, wurden wir von einem Schliesser als Strolche etc. etc. titulierte; jeder wurde nach dem Grund seiner Verhaftung gefragt; als ich sagte, dass mir dieser nicht bekannt sei, antwortete der Schliesser höhnisch lachend: «den werden Sie schon bald genug erfahren!» Es dauerte ein halbes Jahr, bis ich einen Haft-

befehl erhielt. Beim Durchgehen der verschiedenen Büros wollten gelegentlich Unteroffiziere, die meinen Beruf erfahren hatten, sich kurz mit mir unterhalten ... Ich wurde in die abgelegenste Einzelzelle auf dem obersten Stock gebracht; ein Schild, welches jedem den Zutritt ohne besondere Genehmigung verbot, wurde angebracht, es wurde mir mitgeteilt, dass mein Schriftverkehr bis auf Weiteres gesperrt sei; dass ich nicht, wie alle anderen Häftlinge, eine halbe Stunde am Tage ins Freie dürfe, worauf ich der Hausordnung gemäss einen Anspruch hatte. Ich erhielt weder Zeitungen noch Rauchwaren. Nach 48 Stunden wurde mir meine Bibel zurückgegeben. Sie war darauf untersucht worden, ob ich Säge, Rasiermesser etc. eingeschmuggelt hatte. Im übrigen öffnete sich die Zelle in den nächsten 12 Tagen nur zum Essenempfang und zum Heraussetzen des Kübels. Es wurde kein Wort mit mir gewechselt. Ich blieb ohne Mitteilung über Grund und Dauer meiner Haft. Wie ich aus Bemerkungen entnahm und wie sich auch bestätigte, war ich auf der Abteilung für die schwersten Fälle untergebracht, wo die zum Tode Verurteilten und an Händen und Füßen Gefesselten lagen ...⁷⁴⁵

Die ersten zwölf Tage wurde Bonhoeffer wie ein Schwerverbrecher behandelt. Die Nachbarzellen waren mit zum Tode Verurteilten belegt; einer von ihnen weinte Bonhoeffers ganze erste Nacht hindurch, dass an Schlafen nicht zu denken war. An die Wand seiner Zelle hatte ein Vorgänger die Worte gekritzelt: «In Hundert Jahren ist alles vorbei.»⁷⁴⁶ Doch in den folgenden Wochen und Monaten sollte Bonhoeffers Situation sich verbessern. Der Grossteil der achtzehn Monate, die er in Tegel verbringen würde, gestaltete sich nicht halb so elend wie diese ersten Tage.

In einer Hinsicht glichen sich die Tage in Tegel. Von seiner Einlieferung bis zu seiner Hinrichtung behielt Bonhoeffer, wo immer möglich, seine tägliche Übung der Bibellese und des Gebets bei, die er seit über einem Jahrzehnt praktizierte. Jeden Morgen hielt er mindestens eine halbe Stunde Stille Zeit und dachte über einen

Schriftvers nach. Und er betete für seine Freunde und Verwandten und für seine Brüder in der Bekennenden Kirche, die draussen an der Front oder in den KZs waren. Sobald er seine Bibel wieder hatte, las er täglich stundenlang in ihr. Bis November hatte er das ganze Alte Testament zweieinhalb Mal durchgelesen. Viel Kraft bezog er auch aus dem Beten der Psalmen, wie er es schon mit seinen Seminaristen in Zingst, Finkenwalde, Schlawe, Sigurdshof und anderswo gehalten hatte. Einmal hatte er Bethge gesagt, der gerade verreisen wollte, die tägliche Andacht sei ganz besonders wichtig, wenn man unterwegs sei, um seine Wurzeln und den rechten Durchblick zu behalten. Und jetzt, wo er sich so plötzlich und unsanft in einer Umgebung wiederfand, die so ganz anders als sein Elternhaus war, setzte er diese täglichen Übungen erst recht fort. Gewiss kannte er auch Zeiten geistlicher Dürre,⁷⁴⁷ danach wurde ihm die Bibel jedoch erst recht wieder neu und beglückend lebendig.⁷⁴⁸

Anfangs war Bonhoeffer im obersten, vierten Geschoss des Gefängnisses untergebracht. Bald verlegte man ihn ins dritte Geschoss, «in eine Südzelle, von der aus man einen weiten Blick über den Anstaltshof hinaus auf die Kiefern hatte».⁷⁴⁹ Der gut zwei auf drei Meter grosse Raum, die Nr. 92, die durch das Buch *Brautbriefe Zelle 92* unsterblich wurde,* enthielt eine Holzpritsche, eine Bank an einer der Wände, einen Hocker und einen Abortkübel. In der Bohlentür war ein winziges rundes Fenster, durch das die Wärter den Insassen beobachten konnten, und ein grösseres Fenster über Bonhoeffers Kopf liess Tageslicht und frische Luft herein. Es hätte schlimmer sein können. Bonhoeffers Familie wohnte zwölf Kilometer südlich der Haftanstalt und brachte ihm bei ihren häufigen Besuchen Essen, Kleidung, Bücher und anderes mit. In dem PS zu seinem ersten Brief an seine Eltern am 14. April bat Bonhoeffer sie, ihm «Hausschuhe,

* Die Herausgeberin der *Brautbriefe* ist Marias Schwester Ruth-Alice von Bismarck. Vor ihrem frühen Krebstod 1977 erteilte Maria ihr die Genehmigung, diese Briefe, die die Geschichte ihrer Beziehung zu Bonhoeffer erzählen und Hintergrundinformationen geben, die man sonst nirgends findet, zu veröffentlichen.

Schnürsenkel (schwarz, lang), Schuhcreme, Briefpapier und -Umschläge, Tinte, Raucherkarte, Rasierseife sowie Nähzeug und einen Anzug zum Auswechseln» zukommen zu lassen.⁷⁵⁰

Es war nicht das erste Mal, dass Bonhoeffer einfach lebte. Die drei Monate in Ettal hatte er in einer Mönchszelle gehaust, und die letzten Jahre war er fast ständig unterwegs gewesen. Selbst sein Zimmer in der Marienburger Allee 43 war eher spartanisch eingerichtet.

Und seine Lage besserte sich schon bald. Zuerst hatte er sich der strikten Regel zu beugen, dass man nur alle zehn Tage einen Brief schreiben durfte, der zudem nur eine Seite lang sein durfte. Das war schwer zu ertragen. Doch bald gewann er das Vertrauen mehrerer Wärter, die zusätzliche Briefe für ihn hinausschmuggelten. Das Ergebnis war eine wahre Flut von Briefen, die weit über die «offiziellen» Briefe hinausging, die er alle zehn Tage schrieb. Zwischen November 1943 und August 1944 verfasste er allein für seinen Freund Eberhard Bethge zweihundert eng beschriebene Seiten. Sein Klavier hatte er nicht, aber dafür bald viele Bücher und sonstiges Gedruckte. Seine Eltern schickten ihm alle möglichen kleinen Geschenke, unter anderem Blumen zu seinem Geburtstag; ebenso Maria. Sie brachte ihm im Dezember sogar einen Weihnachtsbaum mit, der indes zu gross für seine Zelle war und daher im Wärterraum blieb; als Ersatz besorgte sie ihm einen Adventskranz. Er konnte Karten mit seinen Lieblingskunstwerken verschicken und bekam seinen geliebten Tabak.

Doch seine innere Einstellung hing nicht von diesen Annehmlichkeiten ab. Schon in seinem ersten Brief an seine Eltern, den er am 14. April 1943 schrieb, kommt sie sehr schön zum Ausdruck:

Liebe Eltern!

Vor allem müsst Ihr wissen und auch wirklich glauben, dass es mir gut geht. Leider kann ich es Euch erst heute schreiben, aber es war wirklich die ganzen zehn Tage so. Was man sich gewöhnlich bei einer Haft als besonders unangenehm vorstellt, also die verschiedenen Entbehrungen des äusseren Lebens, das spielt merkwürdigerweise tatsächlich fast gar keine Rolle. Man kann sich auch

mit trocken Brot morgens satt essen – übrigens gibt es auch allerlei Gutes! – und die Pritsche macht mir schon garnichts aus und schlafen kann man von abends 8 bis morgens um 6 Uhr reichlich. Besonders überrascht hat es mich eigentlich, dass ich vom ersten Augenblick an so gut wie nie Verlangen nach Zigaretten hatte, – ich glaube eben doch, dass bei all diesen Dingen das Psychische die entscheidende Rolle spielt; eine so starke innere Umstellung, wie sie eine so überraschende Verhaftung mit sich führt, die Nötigung, sich innerlich zurecht- und abzufinden mit einer völlig neuen Situation, – das alles lässt das Körperliche völlig zurücktreten und unwesentlich werden, – und das empfinde ich als eine wirkliche Bereicherung meiner Erfahrung. Alleinsein ist für mich ja nicht etwas so Ungewohntes wie für andere Menschen und ist sicher ein gutes seelisches Dampfbad. Quälend ist oder wäre nur der Gedanke, dass Ihr Euch um mich ängstigt und quält, dass Ihr nicht richtig schlaft und esst. Verzeiht, dass ich Euch Sorgen mache, aber ich glaube, daran bin diesmal weniger ich, als ein widriges Schicksal schuld. Dagegen ist es gut, Paul Gerhardts Lieder zu lesen und auswendig zu lernen, wie ich es jetzt tue. Übrigens habe ich meine Bibel und Lesestoff aus der hiesigen Bibliothek, auch Schreibpapier jetzt genug.

Nun könnt Ihr Euch denken, dass mir meine Braut in dieser Zeit ganz besonders leid tut. Es ist viel für sie, nachdem sie Vater und Bruder erst kürzlich im Osten verloren hat. Als Offizierstochter wird sie vielleicht besonders schwer an einer Verhaftung tragen. Wenn ich ihr doch ein paar gute Worte sagen könnte. Nun werdet Ihr es tun, und vielleicht kommt sie mal zu Euch nach Berlin, es wäre schön.

Heute vor 14 Tagen war der 75. Geburtstag. Es war ein schöner Tag. Der Morgen- und Abendchoral mit den vielen Stimmen und Instrumenten klingt noch in mir nach: «Lobe den Herren, den mächtigen König ... in wieviel Not

hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.» So ist es, und darauf wollen wir uns weiter getrost verlassen.

Nun kommt ja der Frühling mit Macht. Ihr werdet viel im Garten arbeiten, – bei Renate gehen hoffentlich die Hochzeitsvorbereitungen gut voran. Hier im Gefängnishof singt morgens und auch jetzt abends eine Singdrossel ganz wunderbar. Man wird für Geringes dankbar, auch das ist wohl ein Gewinn! Lebt wohl! Es denkt an Euch und alle Geschwister und Freunde in Dankbarkeit und Liebe immer

Euer Dietrich⁷⁵¹

Bonhoeffers Erziehung liess keinen Raum für Selbstmitleid. Bei anderen schreckte es ihn ab, und bei sich selbst duldete er es nicht. Das Wissen, dass er tapfer und stark war, tröstete seine Eltern. Diese Charakterzüge zeigten sich auch bei ihren anderen Kindern bis zum Ende. So hatte auch der im Ersten Weltkrieg schwer verwundete Walter in seinem Abschiedsbrief (s.o. Kapitel 1) sein eigenes Leiden heruntergespielt und vor allem an seine Kameraden gedacht. Was Bonhoeffer jetzt seinen Eltern schrieb, sollte sie vor allem beruhigen. Man muss auch bedenken, dass dieser und viele andere Briefe, die er aus dem Gefängnis schrieb, von Manfred Roeder, der die Anklage gegen ihn führte, gelesen wurden. Bonhoeffer schrieb gleichsam auf zwei Ebenen gleichzeitig: einerseits an seine Eltern, andererseits für das wachsame, feindliche Auge des Mannes, der nach Worten suchte, die seinen Gefangenen belasten konnten. Dabei war Bonhoeffer nicht nur darum bemüht, sich nicht zu verplappern, sondern es ging ihm in diesen und anderen Briefen auch darum, ein ganz besonderes Bild für Roeder zu malen. Er wollte Roeder einen Rahmen geben, in den er seine Aussagen in den Verhören einordnen sollte. Selbst ein so harmloser Brief wie dieser erste war Teil einer Verschleierungstaktik gegenüber der Anklage.

Doch warum war Bonhoeffer überhaupt verhaftet worden? Hinrichten würde man ihn wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung gegen Hitler, aber seine Verhaftung hatte einen anderen Grund. Im April 1943 ahnten die Nazis nichts von

Bonhoeffers Beteiligung an der Verschwörung, ja sie hatten noch nicht einmal sichere Informationen über eine Verschwörung. Sie würde erst über ein Jahr später, nach dem gescheiterten Anschlag Stauffenbergs ans Licht kommen. Für die nächsten fünfzehn Monate sassen Bonhoeffer und Dohnanyi wegen wesentlich kleinerer Vergehen ein. Das eine hatte mit dem «Unternehmen 7» zu tun. Die Gestapo, die sich nicht vorstellen konnte, dass es Bonhoeffer und den anderen vor allem um die Juden gegangen war, argwöhnten einen Fall von Geldwäsche. Ein weiterer Punkt waren die Versuche der Abwehr, für Pastoren der Bekennenden Kirche Freistellungen vom Militärdienst zu erwirken. Bonhoeffer wurde also aus relativ harmlosen Gründen gefangengehalten, – im Grunde sass er vor allem wegen seiner Beziehung zu Dohnanyi ein, mit dessen Hilfe er ja vom Kriegsdienst befreit worden war.

Da Bonhoeffer und die anderen Verhafteten wussten, dass die Nazis nichts von der Verschwörung ahnten, setzten sie ihr Verschleierungs- und Doppelspiel fort. Während sie hinter Gittern sassen, arbeiteten ihre Verbündeten fieberhaft an den Umsturzplänen. Sie hofften immer noch auf ein gelungenes Attentat gegen Hitler. Sie mussten also ihr Äusserstes tun, um die Verschwörung weiter geheim zu halten. Sie durften der Gestapo nur das mitteilen, was sie sowieso schon wusste – und das war nicht viel. Sie würden, was die gegen sie erhobenen Vorwürfe betraf, ihre Unschuld beteuern und so tun, als ob weitere Untersuchungen sich nicht lohnten. Würde es ihnen gelingen?

Katz und Maus

Zur Strategie der Verschwörer gehörte es, Bonhoeffer als harmlosen Pastor darzustellen, der wenig bis keine Ahnung von Politik hatte. Dies würde den Lichtkegel der Ermittlungen auf Dohnanyi lenken. Mit seinem brillanten juristischen Verstand und seiner grösseren Kenntnis von Paragrafen und Details konnte er Roeders Attacken besser parieren. Zu diesem Zweck schrieb Dohnanyi am Karfreitag 1943, den 23. April, anstatt

an seine eigenen Eltern einen Brief an Bonhoeffer. Er wusste: Roeder würde sein Schreiben ebenfalls lesen.

Mein lieber Dietrich,

ich weiss nicht, ob es mir erlaubt sein wird, Dir diesen Gruss zu schicken, aber ich will es versuchen. Draussen läuten die Glocken zum Gottesdienst... Dass ich der Anlass dazu bin, dass Dir, Christel, den Kindern, den Eltern dieses Leid widerfährt, dass meine geliebte Frau und Du der Freiheit beraubt seid – Du glaubst nicht, wie mich das bedrückt. Das *socios habuisse malorum*⁷⁵² mag ein Trost sein, das *habere*⁷⁵³ eine unendlich schwere Last ... Wenn ich wüsste, dass Ihr alle, dass Du nicht mit Vorwürfen an mich denkst – ein Stein fiel von meiner Seele. Was gäbe ich darum, Euch wieder frei zu wissen, – alles würde ich auf mich nehmen, wenn Euch diese Prüfung erspart bleiben könnte ..⁷⁵⁴

Dass die Familie Bonhoeffer ein Dreh- und Angelpunkt der Verschwörer wurde, lag auch an ihrer Fähigkeit, sich auf mehreren Ebenen gleichzeitig mitzuteilen, in der Gewissheit, dass der Empfänger das Spiel erkennen würde. In diesem Wissen schrieben Bonhoeffer und Dohnanyi Briefe: Was sie schrieben, würde auf zwei unterschiedlichen Ebenen gelesen und verstanden werden. Bonhoeffers Eltern wussten, dass die Worte ihres Sohnes zum Teil Roeder täuschen sollten. Er traute es ihnen zu, auseinanderzuhalten, was für sie und was für Roeder gedacht war. In gewisser Weise pflegten sie diese doppelbödiges Kommunikation schon seit Jahren. Im Dritten Reich musste man immer damit rechnen, dass etwas in die falschen Ohren gelangte. Jetzt perfektionierten sie diese Methode und drehten ihren Gegnern eine lange Nase.

Vorsorglich hatten sie sich schon vor einiger Zeit auf ein Kommunikationssystem geeinigt. So versteckten sie beispielsweise Geheimbotschaften in den Büchern für die Gefangenen. Bonhoeffer durfte sich schon bald von seinen Eltern Bücher schicken lassen, die er nach dem Lesen wieder zurücksandte. Um anzudeuten, dass ein Buch eine Geheimbotschaft enthielt, wurde der Name des Besitzers unter-

strichen, der innen auf dem Buchdeckel oder auf dem Vorsatzblatt stand. Die Botschaft bestand aus einer Reihe winziger Bleistiftmarkierungen unter bestimmten Buchstaben in dem Buch. Alle zwei, drei oder alle zehn Seiten (dies schien zu variieren) war unter einem der Buchstaben auf der Seite ein kaum sichtbarer Bleistiftpunkt. Diese Punkte begannen am Ende des Buches und endeten vorne, – ein dreihundert Seiten langes Buch bot damit zum Beispiel Raum für eine dreissig Buchstaben umfassende Nachricht. Diese Nachrichten waren meist äusserst wichtig und riskant. Sie gaben z.B. an, was Dohnanyi im letzten Verhör ausgesagt hatte, sodass Bonhoeffer diese Information bestätigen konnte und sich nicht in Widersprüche gegenüber Dohnanyi verstrickte. Eine dieser Botschaften lautete: «Oster erkennt Zettel jetzt an.» Der Leiter der Untersuchung, Roeder, glaubte, dass der Zettel auf ein ernsteres Vergehen hinwies, doch konnten die Verschwörer ihn schliesslich als Teil der in der Abwehr üblichen Geheimhaltungsgepflogenheiten ausgeben. Eine andere Geheimbotschaft lautete: «Bin nicht sicher, ob sie den Brief mit Hans' Korrekturen gefunden haben, aber ich glaube, schon.» Es konnte manchmal etwas kompliziert werden, aber die Bonhoeffers hatten es im Griff.

Renate Bethge erinnert sich, dass sie und die anderen Jünger in der Familie oft die Aufgabe bekamen, die Bleistiftmarkierungen zu suchen, da ihre jüngeren Augen besser waren. Manchmal benutzten sie sogar einen Radiergummi, um festzustellen, ob ein Punkt wirklich eine Bleistiftmarkierung war oder nur ein winziger Fehler im Druckbild.⁷⁵⁵ Und Christoph von Dohnanyi berichtet über eine andere Methode, Botschaften an den wachsamen Augen des Gefängnispersonals vorbeizuschmuggeln: «Man nahm ein Marmeladenglas ... mit einem doppelten Deckel. Unter dem Metalldeckel war eine doppelte Pappe, und zwischen diese Pappe und das Metall schoben meine Mutter und ich kleine runde Papierscheiben, auf die wir die heissesten Sachen schrieben!» Hans von Dohnanyi schrieb auf diese geheimen Rundbriefbögen ganze Briefe in winzigster Schrift.⁷⁵⁶

Die gesamten achtzehn Monate in Tegel über funktionierte Bonhoeffers Strategie des idealistischen, politisch unbedarften Pastors. Er stellte sich auf brillante Weise

dumm, sowohl in den Verhören als auch in den oft langen Briefen, die er Roeder schrieb: «Ich bin der Letzte, der bestreiten wollte, dass mir in einer mir so fremden und neuartigen und an sich schon so komplizierten Tätigkeit, wie es der Abwehrdienst ist, Fehler unterlaufen sein könnten ... Es fällt mir tatsächlich oft schwer, wohl als einem, der das nicht gewöhnt ist, dem Tempo Ihrer Fragestellungen zu folgen .. ,»⁷⁵⁷

Er spielte perfekt den typisch weltfremden, etwas dusseligen Geistlichen, der nicht ganz auf der Höhe der Zeit war, und sich mit Politik und Intrigen nicht auskannte, während Dohnanyi, das juristische Supergenie, alles Wichtige wusste: «Die mir von meinem Schwager eröffnete Möglichkeit, mit meinen kirchlichen Beziehungen in den Abwehrdienst zu treten, habe ich trotz erheblicher innerer Bedenken ergriffen, weil sie mir den von mir seit Kriegsbeginn erstrebten Kriegseinsatz bot und zwar in meiner Eigenschaft als Theologe.»⁷⁵⁸

Er war ein richtiger Seiltänzer. Er gab vor, dass seine Arbeit für die Abwehr ihm «eine grössere innere Entlastung» gegeben habe, und zwar insofern,

als ich darin die willkommene Gelegenheit sah, mich gegenüber den staatlichen Behörden zu rehabilitieren, woran mir angesichts des verletzenden und mir völlig ungerechtfertigt erscheinenden Vorwurfes, der gegen mich erhoben war, allerdings sehr gelegen war. Das Bewusstsein, von einer militärischen Stelle gebraucht zu werden, war darum für mich persönlich von grosser Bedeutung. Ich habe für diese Möglichkeit der Rehabilitation und für meine Tätigkeit im Dienst des Reiches ein grosses Opfer gebracht, nämlich die Preisgabe meiner sämtlichen ökumenischen Beziehungen für militärische Zwecke.⁷⁵⁹

Bonhoeffer tat durchgehend so, als könne er beim besten Willen nicht verstehen, wie man seine Loyalität gegenüber dem Deutschen Reich überhaupt infrage stellen konnte:

Noch kann ich es auch nicht glauben, dass dieser Vorwurf mir wirklich gemacht wird. Hätte ich dann, wenn dies meine Einstellung wäre, gerade in einer alten Offiziersfamilie, die alle ihre Väter und Söhne als Offiziere seit Kriegsbeginn z.T mit höchsten Auszeichnungen im Felde stehen hat und die schwersten Blutopfer gebracht hat, meine Braut gefunden, die selbst Vater und Bruder an der Front verloren hat? Wäre ich dann unmittelbar vor Kriegsausbruch unter Lösung aller Verbindlichkeiten, die ich in Amerika eingegangen war, nach Deutschland zurückgekehrt, wo ich doch mit einer sofortigen Einberufung rechnen musste? Hätte ich mich dann sofort nach Kriegsausbruch freiwillig als Feldgeistlicher gemeldet?⁷⁶⁰

Bonhoeffers Widersacher hatten keinerlei Ahnung von Theologie und wussten eigentlich gar nicht, wen sie da vor sich hatten: Obwohl Bonhoeffer in Verantwortung vor Gott handelte, war es in dieser Situation nötig, sich der Täuschung und Tarnung zu bedienen. Eigentlich war er das Schlimmste, was ihnen passieren konnte. Er war kein Pastor, der seinen eigenen Glaubensüberzeugungen untreu geworden war. Er war vielmehr ein Christ, dessen Gotteshingabe es verlangte, den Mächten des Bösen entschieden zu widerstehen. Er führte sie alle an der Nase herum.

«Nach zehn Jahren»

Einige Monate vor seiner Verhaftung verfasste Bonhoeffer einen Aufsatz mit dem Titel «Rechenschaft an der Wende zum Jahr 1943: Nach zehn Jahren». Zu Weihnachten 1942 schenkte er Bethge, Hans von Dohnanyi und Hans Oster je ein Exemplar, – ein viertes versteckte er in der Deckenverkleidung seines Mansardenzimmers. Der Aufsatz stellt einen Rückblick auf das dar, was sie in den zehn Jahren seit Hitlers Machtergreifung durchlebt und gelernt hatten. Wir verstehen noch besser, warum Bonhoeffer und die anderen so entschlossen gegen das Naziregime voringen. Bonhoeffers Schlüsselrolle

als Theologe und moralischer Kompass der Verschwörung wird bestätigt. Er half seinen Mitstreitern, präzise zu erkennen, warum ihr Handeln geboten, ja, wie es gerade auch vom christlichen Glauben her ethisch zu verantworten war.

Zu Beginn stellt er die Dinge in die historische Perspektive:

Ob es jemals in der Geschichte Menschen gegeben hat, die in der Gegenwart so wenig Boden unter den Füßen hatten, – denen alle im Bereich des Möglichen liegenden Alternativen der Gegenwart gleich unerträglich, lebenswidrig, sinnlos erschienen, – die jenseits aller dieser gegenwärtigen Alternativen die Quelle ihrer Kraft so gänzlich im Vergangenen und im Zukünftigen suchten, – und die dennoch, ohne Phantasten zu sein, das Gelingen ihrer Sache so zuversichtlich und ruhig erwarten konnten – wie wir? Oder vielmehr: ob die verantwortlich Denkenden einer Generation vor einer grossen geschichtlichen Wende jemals anders empfunden haben als wir heute, – eben, weil etwas wirklich Neues im Entstehen war, das in den Alternativen der Gegenwart nicht aufging?

Die grosse Maskerade des Bösen hat alle ethischen Begriffe durcheinandergewirbelt. Dass das Böse in der Gestalt des Lichts, der Wohltat, des geschichtlich Notwendigen, des sozial Gerechten erscheint, ist für den aus unserer tradierten ethischen Begriffswelt Kommenden schlechthin verwirrend; für den Christen, der aus der Bibel lebt, ist es gerade die Bestätigung der abgründigen Bosheit des Bösen.⁷⁶¹

Dann wendet er sich den üblichen Versuchen zu, mit dieser Lage klarzukommen, und zeigt auf, warum sie alle erfolglos bleiben:

Wer hält stand? Allein der, dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip, sein Gewissen, seine Freiheit, seine Tugend der letzte Massstab ist, sondern der dies alles zu opfern bereit ist, wenn er im Glauben und in alleiniger Bindung an Gott

zu gehorsamer und verantwortlicher Tat gerufen ist, der Verantwortliche, dessen Leben nichts sein will als eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf.⁷⁶²

So sah Bonhoeffer sein eigenes Handeln. Er hat das Christenleben theologisch als verantwortliches Handeln und nicht als passives Geschehenlassen verstanden. Christ sein – das heisst nicht bloss, die Sünde zu meiden oder bestimmte theologische Gesetze, Prinzipien und Lehren zu glauben oder im Munde zu führen, sondern es hat entscheidend damit zu tun, sein ganzes Leben in den Gehorsam gegenüber dem Ruf Gottes zu stellen. Es erfordert nicht nur eine Seele, sondern auch einen Leib. Es ist Gottes Ruf, ganz Mensch zu sein, sein Leben im Gehorsam zu seinem Schöpfer zu leben und damit seine Bestimmung zu erfüllen. Dies ist dann kein enges, ängstliches, verkrüppeltes Leben, sondern gewissermassen ein Leben in wilder, freudiger, ausgelassener Freiheit. *Das* bedeutet es, Gott zu gehorchen.

Es ist fraglich, ob Dohnanyi und Oster dies alles genauso verstanden wie Bethge, der ja theologisch ausgebildet war, aber sie waren hochintelligente Menschen, und sie haben sicher genug begriffen, um Bonhoeffers Rat und Mitarbeit zu suchen.

Bonhoeffer führt weiter aus, wie der deutsche Hang zur Opferbereitschaft und zum Gehorsam gegenüber der Obrigkeit von den Nazis ausgenutzt und pervertiert wurde. Nur ein tiefes Wissen um den Gott der Bibel und der Gehorsam gegenüber diesem Gott konnte diesem Bösen Widerstand leisten.

Freie Verantwortung, so Bonhoeffer, «beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht».⁷⁶³ Hier war der springende Punkt: Der Gehorsam gegenüber Gott muss wichtiger sein als der ängstliche Versuch, sich aus Schuldverstrickungen herauszuhalten. Der Christ muss sich ganz Gott hingeben, selbst auf das Risiko hin, sich womöglich falsch zu verhalten. Der Gottesgehorsam muss zukunftsgerichtet, entschieden und frei sein, und dies ist etwas, was dem blossen Moralisten oder dem gesetzlich denkenden Religiösen nicht möglich ist.

... wenn wir Christen sein wollen, so bedeutet das, dass wir an der Weite des Herzens Christi teilbekommen sollen in verantwortlicher Tat, die in Freiheit die Stunde ergreift und sich der Gefahr stellt, und in echtem Mitleiden, das nicht aus der Angst, sondern aus der befreienden und erlösenden Liebe Christi zu allen Leidenden quillt. Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen. Den Christen rufen nicht erst die Erfahrungen am eigenen Leibe, sondern die Erfahrungen am Leibe der Brüder, um derentwillen Christus gelitten hat, zur Tat und zum Mitleiden.⁷⁶⁴

Auch den Tod spricht Bonhoeffer an:

Der Gedanke an den Tod ist uns in den letzten Jahren immer vertrauter geworden. Wir wundern uns selbst über die Gelassenheit, mit der wir Nachrichten von dem Tode unserer Altersgenossen aufnehmen. Wir können den Tod nicht mehr so hassen, wir haben in seinen Zügen etwas von Güte entdeckt und sind fast ausgesöhnt mit ihm. Im Grunde empfinden wir wohl, dass wir ihm schon gehören und dass jeder neue Tag ein Wunder ist. Es wäre wohl nicht richtig zu sagen, dass wir gern sterben – obwohl keinem jene Müdigkeit unbekannt ist, die man doch unter keinen Umständen aufkommen lassen darf –, dazu sind wir schon zu neugierig oder etwas ernsthafter gesagt: wir möchten gern noch etwas vom Sinn unseres zerfahrenen Lebens zu sehen bekommen ... Noch lieben wir das Leben, aber ich glaube, der Tod kann uns nicht mehr sehr überraschen. Unseren Wunsch, er möchte uns nicht zufällig, jäh, abseits vom Wesentlichen, sondern in der Fülle des Lebens und in der Ganzheit des Einsatzes treffen, wagen wir uns seit den Erfahrungen des Krieges kaum mehr einzugestehen. Nicht die äusseren Umstände, sondern wir selbst werden es sein, die unseren Tod zu dem machen, was er sein kann, zum Tod in freier Einwilligung.⁷⁶⁵

Der Essay «Nach zehn Jahren» ist geradezu ein ethisches Manifest, auch heute hochaktuell und trotz unserer anderen Situation immer wieder lesenswert.

Das Leben in Tegel

Als Chef der Abwehr tat Admiral Canaris, was er konnte, um Dohnanyi und Bonhoeffer zu decken. Dies sollte sich im Februar 1944 ändern, als Canaris vom Amt entbunden und unter Hausarrest gestellt wurde. Doch in den ersten zehn Monaten in Tegel konnten Bonhoeffer und Dohnanyi sich darauf verlassen, dass Canaris sie abschrimte.

Bonhoeffer hielt in Tegel eine weitere, äusserst wertvolle Trumpfkarte in der Hand. Sein Onkel, General Paul von Hase, war Stadtkommandant von Berlin und stand als solcher weit über der Leitung des Militärgefängnisses Tegel. Als von Hase sich telefonisch nach Bonhoeffers Ergehen erkundigte, schlug dies wie eine Bombe ein: Von Hases Neffe wurde in Tegel gefangengehalten! Sie hatten eine Berühmtheit in ihrer Mitte.

Dieser Eindruck wurde durch die geheimnisvolle Aura verstärkt, die seine Gefangennahme umgab. Man wusste ja, dass er Pastor und ein Feind des Naziregimes war; manche der Wärter waren eigentlich ebenfalls gegen die Nazis, und das machte Bonhoeffer faszinierend für sie. Und mehr noch: Je mehr sie ihn kennenlernten, desto freundlicher und grosszügiger fanden sie ihn. Es war nicht zu fassen, aber dieser Pastor hatte für jeden ein gutes Wort; selbst für die Wärter, um die alle anderen einen Bogen machten. Hier war ein Mensch, der im wahrsten Sinne des Wortes gut war, eine lebendige Demonstration gegen die Kräfte, die sie alle unterdrückten und über die sie so wenig Macht hatten.

Schon bald erhielt Bonhoeffer besondere Rechte, manchmal wegen seines Onkels, aber manchmal auch, weil andere in dieser tristen Umgebung in ihm eine Quelle des Trostes fanden und gerne mit ihm zusammen waren. Sie wünschten, mit ihm zu sprechen, ihm ihre Probleme zu erzählen und ihr Herz ausschütten zu können oder einfach

nur in seiner Nähe zu sein. Er wurde der Seelsorger etlicher Mithäftlinge, ja sogar einzelner Wärter. Einer der Wärter, ein Unteroffizier namens Knobloch, wurde ihm so ergeben, dass er ihm, wie wir noch sehen werden, bei einem Fluchtplan half. Bonhoeffer durfte auch, gegen eindeutig anders lautende Vorschriften, alleine in seiner Zelle Besuch empfangen. Er hatte ferner oft Zutritt zum Lazarettraum, wo er eher als Gefängnispfarrer denn als Mithäftling wirkte. Alles in allem war er in Tegel viel seelsorgerlich tätig – so viel, dass er manchmal den Eindruck hatte, kaum noch zu seinen Büchern und Briefen zu kommen.

Nur ein einziges Weihnachtsfest erlebte Bonhoeffer in Tegel. Und so bat ihn Harald Poelchau, einer der «richtigen» Gefängnispfarrer, im Winter 1943, ihm bei einem Verteilblatt für die Gefangenen zu helfen. Bonhoeffer schrieb daraufhin eine Reihe von Gebeten für seine Mitgefangenen, unter anderem das Folgende:

Gott, zu Dir rufe ich am frühen Morgen
 hilf mir beten und meine Gedanken sammeln, –
 ich kann es nicht allein
 In mir ist es finster, aber bei Dir ist Licht
 ich bin einsam, aber Du verlässt mich nicht
 ich bin kleinmütig, aber bei Dir ist die Hilfe
 ich bin unruhig, aber bei Dir ist Frieden
 in mir ist Bitterkeit, aber bei Dir ist die Geduld
 ich verstehe Deine Wege nicht, aber Du weisst [den] rechten Weg
 für mich.⁷⁶⁶

Poelchau erinnert sich an Bonhoeffers ritterliche Art selbst dort im Gefängnis:

Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht mit ihm Kaffee trinken wollte, wie man es in der Wüste tut. Als ich ihn erstaunt ansah, erzählte er mir von seinem Zellennachbar, einem englischen Offizier, der uns beide eingeladen habe, wenn ich es wagen würde, ihn mit «herüberzuschliessen». Als wir es dann in

einem günstigen Augenblick taten, gab es ein kleines Fest mit Spirituskocher in dem Sandhaufen, der zu Luftschutzzwecken in jeder Zellenecke lag, mit Kaffee, abgespartem Weissbrot und ernsten und heiteren, den Krieg von innen her überwindenden Gesprächen.⁷⁶⁷

Bonhoeffers edle, grosszügige Art fiel vielen auf, bis zu seinem letzten Tag. Im Militärgefängnis Tegel half er einmal einem jungen Gefangenen, der sich keinen Anwalt leisten konnte, mit seinem eigenen Geld aus; ein anderes Mal bat er seinen eigenen Verteidiger, Dr. Kurt Wergin, den Fall eines Mitgefangenen zu übernehmen.⁷⁶⁸

Als man ihm im Sommer 1943 eine kühlere Zelle im zweiten Stock anbot, schlug er dies aus, weil er wusste, dass dann nur jemand anderes in seine eigene, zu warme Zelle käme. Er wusste sehr wohl, dass er seine erleichterten Haftbedingungen zu einem Gutteil seinem Onkel zu verdanken hatte. In seinem «Haftbericht nach einem Jahr in Tegel» schrieb er. – «Nach 12 Tagen wurden im Hause meine verwandtschaftlichen Verhältnisse bekannt. Es war für mich persönlich zwar sehr erleichternd, aber objektiv beschämend, wie sich von diesem Augenblick an alles veränderte.»⁷⁶⁹ Man bot ihm grössere Essensrationen an, die er ablehnte, weil er wusste, dass sie auf Kosten der Mitgefangenen gingen. Manchmal war er dankbar für die kleinen Erleichterungen und Privilegien, manchmal widerten sie ihn an. Einige der Wärter entschuldigten sich glatt bei ihm, als sie erfuhren, wer sein Onkel war. «Peinlich!», kommentierte Bonhoeffer.⁷⁷⁰

Bonhoeffer konnte sich über Ungerechtigkeit aufregen, und die schlechte Behandlung der Gefangenen durch viele der Wärter machte ihn wütend. Er nutzte seine privilegierte Stellung, um seinen Mitgefangenen zu helfen. Er schrieb sogar einen Bericht über die Zustände im Gefängnis, um die Behörden auf Missstände hinzuweisen.⁷⁷¹ Er wusste, dass man auf den Neffen des Stadtkommandanten hören würde, und nannte die Probleme beim Namen. Einmal mehr tat er seinen «Mund auf für die Stummen», so wie er es von der Kirche immer verlangt hatte.

Maria von Wedemeyer

Bonhoeffers Beziehung zu Maria wurde für ihn zur Kraftquelle. Als sie von seiner Verhaftung gehört hatte, hatte seine künftige Schwiegermutter ihren Widerstand gegen die Bekanntgabe der Verlobung aufgegeben, wofür Bonhoeffler ihr sehr dankbar war, nährte es doch seine und Marias Hoffnung, dass ihre gemeinsame Zukunft bald Wirklichkeit würde. Sie waren bisher davon ausgegangen, bis zum November selbst gegenüber der Verwandtschaft Stillschweigen über die Verlobung wahren zu müssen, bis das «Wartejahr» vorbei war. Alle hofften darauf, dass Bonhoeffler schon bald wieder freikäme, wenn Roeder seine Antworten bekommen hätte und die Angelegenheit geklärt wäre. Und dann würde Hochzeit gefeiert. In den ersten beiden Monaten in Tegel konnte Bonhoeffler Maria nicht persönlich schreiben, aber seine Eltern leiteten das, was für Maria von Belang war, an sie weiter.

Am 23. Mai besuchte sie seine Eltern in Berlin, die sie als künftige Schwiegertochter aufnahmen. Sie konnte sogar längere Zeit in seinem dortigen Zimmer allein sein. Am folgenden Tag schrieb sie ihm aus Hannover:

Mein lieber, lieber Dietrich!

Du hast gestern an mich gedacht, nicht wahr? Ich hab es gespürt, wie Du ständig bei mir warst, wie Du mit mir gingst durch all die fremden Räume zu all den Menschen und wie mir dadurch plötzlich alles vertraut, heimatlich und sehr lieb wurde. Dietrich, Du, ich bin so glücklich über diesen Tag in Berlin. So unsagbar glücklich und dankbar Dir und Deinen Eltern. Weissst Du, ich glaube das Glück sitzt tief und fest innen drin, soweit kann das Leid einfach gar nicht reichen, auch wenn das manchmal übergross erscheint.

Ich hab Deine Eltern lieb. Schon als mich Deine Mutter begrüßte, da wusste ich, dass es garnicht anders ging und dass Du mich noch ungleich mehr beschenkst, als ich es ahnte. – Ach, alles hab ich lieb gewonnen. Euer Haus, den Garten und am meisten Dein Zimmer. Ich weiss nicht, was ich darum gäbe

jetzt wieder da sitzen zu können vielleicht nur, um die Tintenklexe auf Deiner Schreibunterlage anzugucken. – Es ist alles so wirklich und klar geworden, seit ich Dir gestern in Deinem Elternhaus begegnete. Dein Schreibtisch an dem Du Deine Bücher und die Briefe an mich schriebst, Dein Sessel und der Aschenbecher, Deine Schuhe im Bord und die Bilder, die Du gern magst ... Ich glaubte nicht, dass meine Hoffnung und Sehnsucht noch anwachsen könnte, aber seit gestern ist sie sicher doppelt so gross geworden ...

Mein liebster Dietrich, jeden Morgen um 6, wenn wir gemeinsam die Hände falten, dann wissen wir, dass wir grosses Vertrauen haben dürfen, zueinander und noch weit, weit darüber hinaus. Nicht wahr, und dann kannst auch Du nicht mehr traurig sein. –

Bald schreibe ich Dir wieder. –

Mit allem Denken und Tun bleibe ich nur immer Deine Maria⁷⁷²

In ihrem nächsten Brief, am 30. Mai, staunte sie darüber, dass jetzt schon fast ein Jahr seit ihrer schicksalhaften Begegnung in Klein-Krössin vergangen war:

Nun ist es also wirklich schon ein Jahr her. Denk, es ist mir fast unbegreiflich, dass Du der Herr bist, den ich damals kennen lernte und mit dem ich mich über Vornamen, Lili-Marlen,⁷⁷³ Margeritten und anderes unterhalten habe. Grossmutter erzählte mir, was Du davon behieltest und ich wurde noch nachträglich rot vor Entsetzen, was für einen Unsinn ich sagte.⁷⁷⁴

Anfang Juni erlaubte Roeder Bonhoeffer, Maria zu schreiben. Auf seinen ersten Brief antwortete sie am 9. Juni wie folgt:

Liebster Dietrich!

Du hast wieder einen so schönen Brief an Deine Eltern geschrieben. – Allein die

Tatsache, dass ich nach 10 Tagen immer wieder auf solch einen Brief warten kann, bedeutet schon unbeschreiblich gute Laune für mich. Wenn ich ihn dann aber lese, überfreue ich mich fast, und meine plötzlich, ich müsste doch nun endlich einmal aus diesem Traum aufwachen, begreifen, dass nicht alles wahr ist und mich selbst auslachen, dass ich mir solch ein Glück überhaupt anzumassen wagte. Sieh, so viel grösser ist immer noch mein Glück, als meine Traurigkeit, das musst Du mir ganz bestimmt glauben. – Es wird nicht mehr lange dauern, bis wir uns wiedersehen, das glaube ich ganz sicher. Und ich sage es Dir und mir jeden Morgen und jeden Abend ...

Du möchtest gern Heiratspläne hören? Ich habe mehr als genug. Wenn wir zusammen sind, müssen wir uns ja nun erst einmal öffentlich verloben. In meiner Familie wissen bisher davon nur die Allerwenigsten ... Um das Verlobungsfeiern kommst Du auch nicht herum. Aber dann heiraten wir bald. Ich wünsche mir im Sommer, da ist es in Pätzig am schönsten. Wie sehr habe ich mich immer darauf gefreut Dir Pätzig grade im August zeigen zu können. Das was Du bisher kennst, gilt ja gar nicht. Bis in jede Einzelheit hatte ich mir den August ausgemalt. Wie ich Dich von der Bahn abholen würde, wie ich mir Dir spazieren ginge und Dir all meine lieben Plätze, Blicke, Bäume und Tiere zeigte, wie Du sie auch gern haben würdest und wir dann ein gemeinsames Zuhause dort hätten. Sei nicht traurig und betrübt. Denke daran, wie froh wir später sein werden und dass dies vielleicht alles so kommen musste, damit wir begreifen, wie schön wir es haben werden und wie dankbar wir dafür sein müssen. –

... Die Lieder und den Text musst Du Dir nun schon einmal heraussuchen. Ich wünsche mir «Sollt ich meinem Gott nicht singen» und den 103. Psalm. Das musst Du bitte gleich mit einbauen. Zu allem übrigen will ich mich gern bekehren und überreden lassen ...

Eine Hochzeitsreise machen wir auch! Wohin? Und was kommt dann? Dann kommt vor allem, dass wir beide glücklich sind – alles andere ist doch dann ziemlich egal, nicht wahr? –

Ich hab darum gebeten, dass ich in das Augustahospital nach Berlin versetzt werde und warte nun darauf, dass ich abkommandiert werde. Es kann in wenigen Tagen geschehen. In Deine Nähe zu kommen, wäre doch sehr sehr viel schöner, und ich freue mich darauf, dann auch öfter bei Deinen Eltern sein zu können. Denk nur, wie werden wir es guthaben, wenn Du erst wieder frei bist. –

Mein lieber Dietrich, könnte ich Dir doch nur einen kleinen Teil abnehmen. Ich weiss nicht, was ich drum gäbe es zu können. Ich bin immerzu nur bei Dir und doch so schrecklich weit entfernt und sehne mich so unbeschreiblich danach endlich einmal wirklich bei Dir zu sein. Du weisst es ja, ich bin immer

Deine Maria⁷⁷⁵

Maria erhielt eine Besuchserlaubnis für den 24. Juni, obwohl Bonhoeffer selbst nicht wusste, dass sie kommen würde. Es war der erste von insgesamt achtzehn Besuchen, – der letzte sollte am 23. August 1944 sein, einen Monat nach dem Attentat vom 20. Juli.⁷⁷⁶ Aber an diesem Tag Ende Juni 1943, als Maria Dietrich zum ersten Mal besuchte, war die Hoffnung der beiden auf einen baldigen Prozesstermin und die herbeigesehnte Freilassung noch sehr lebendig, und ständig dachten sie an ihre Hochzeit.

Die Atmosphäre der Besuche war nie ganz ungezwungen. Beim ersten Besuch, am 24. Juni, führte Roeder, der die Ermittlungen gegen Bonhoeffer und von Dohnanyi leitete, Maria völlig unerwartet herein, sodass Bonhoeffer nicht wusste, was er sagen sollte. Was sollte dies bedeuten? Es war eine hässliche Taktik. Jahre später schrieb Maria:

Unsere erste Begegnung ... fand im Reichskriegsgericht statt, wobei mich der Vertreter der Anklage, Roeder, als Marionette benutzte. Man brachte mich praktisch

ohne Vorwarnung in den Raum, und Dietrich war sichtlich erschüttert. Zunächst reagierte er mit Schweigen, aber sprach dann ganz normal mit mir; seine Gefühle verrieten sich nur in dem Druck, mit welchem er meine Hand hielt.⁷⁷⁷

Als die Besuchszeit vorbei war, führte Roeder Maria durch die eine Tür aus dem Raum hinaus, während Bonhoeffer durch eine andere gehen musste. Sie hatten sich seit November nicht gesehen, – jetzt hatten sie diese kostbaren Augenblicke gehabt – und plötzlich war die Besuchszeit vorüber. Doch gerade als Maria gehen wollte, bewies sie die Willensstärke und Selbstständigkeit, für die sie bekannt war: Als sie zurückschaute und sah, wie ihr geliebter Dietrich durch die Tür am anderen Ende des Zimmers ging, rannte sie kurzerhand (und ohne Zweifel gegen den Willen von Roeder) zurück zu ihm, um ihn ein letztes Mal zu umarmen.

Als Bonhoeffer in seine Zelle zurückkehrte, fuhr er mit dem Brief fort, den er gerade seinen Eltern schrieb:

Eben komme ich zurück und habe Maria gesehen – eine unbeschreibliche Überraschung und Freude! Nur eine Minute vorher hatte ich es erfahren. Es ist mir noch wie ein Traum – wirklich eine fast unbegreifliche Situation, – wie werden wir später einmal daran zurückdenken! Was man in einem solchen Augenblick sagen kann, ist ja so belanglos, aber das ist ja auch nicht die Hauptsache. Es war so tapfer von ihr, zu kommen, – ich habe es ihr gar nicht zuzumuten gewagt, – denn es ist ja doch für sie viel schwerer noch als für mich, – ich weiss woran ich bin, für sie ist alles unvorstellbar, rätselhaft, schrecklich. Wie wird es sein, wenn dieser böse Alpdruck einmal vorüber ist!⁷⁷⁸

Marias frühe Briefe sind voll von Ideen und Plänen für die Hochzeit. Sie schreibt, dass sie angefangen hat, an ihrer Aussteuer zu nähen, und einem Brief legt sie eine von ihr selbst gefertigte Zeichnung all ihrer Möbel in ihrem Zimmer bei, sodass sie

sich überlegen könnten, wie sie ihr neues Heim möblieren wollten. Sie erwähnt, dass ihre Grossmutter «uns ihr blaues Sopha mit Sesseln und Tisch aus Stettin» schenkt, und fragt sich, welcher Pastor sie wohl trauen werde. Sie verrät Bonhoeffer: «Ich habe übrigens im September in mein Tagebuch geschrieben, ich wollte mich einmal von Dir trauen lassen. Ewig schade, dass das nicht möglich ist!»⁷⁷⁹ (Im September war er noch lediglich der «Herr Pastor» für sie gewesen.)

Gleichzeitig verfasste sie immer noch Briefe an Dietrich in ihr Tagebuch. Nach ihrem zweiten Treffen am 30. Juli schrieb sie:

Ich sass auf dem roten Samtsopha, da kamst Du herein. Ich hätte Dich fast «Sie» nennen können, als ich Dich so sah. Ein dunkler gutsitzender Anzug, eine konventionelle Verbeugung zum Oberstgerichtsrat – – – seltsam fremd.

Aber als ich in Deine Augen schaute, da sah ich lieben dunklen Glanz darin und als Du mich küsstest, da wusste ich, dass ich Dich wiedergefunden hatte, mehr wiedergefunden, als ich Dich je vorher besessen hatte.

Es war alles so anders als beim ersten Mal. Du warst gelöster, ruhiger. Aber auch zuversichtlicher. Gerade das spürte ich am meisten und gerade dies legte sich auf mein trauriges, mutloses Herz und machte mich fröhlich und glücklich. Ja, Du, was redet man alles in solch einem Augenblick. Von Vornamen (das alte Thema), von Autofahren, vom Wetter und Familie.* Und doch bedeutet es so viel und ist mehr, als ein Monat Alleinsein, der dazwischen liegt. – – – Einmal fasstest Du mich an. Obgleich ich doch innerlich so ruhig war, frohr ich doch. Und sie tat so gut, Deine warme Hand, ich wünschte, dass Du sie liegen liessest, obgleich von ihr ein Strom auf mich übergang, der mich ganz füllte, ohne Raum für Gedanken zu lassen.⁷⁸⁰

* Man musste immer damit rechnen, dass die Gespräche mitgehört wurden.

Etwa ab dieser Zeit durfte Bonhoeffer alle vier statt zehn Tage einen Brief schreiben. Er beschloss, abwechselnd an seine Eltern und Maria zu schreiben. Da alle Post zensiert wurde, erreichte sie den Empfänger manchmal erst nach zehn Tagen, obwohl Bonhoeffers Eltern gerade einmal zwölf Kilometer von seiner Zelle entfernt wohnten. Dietrich und Maria schrieben einander oft unmittelbar nach einem Besuch. Sie vermieden es, das Briefeschreiben zu nah an den nächsten Besuch zu legen, da sie sich dann womöglich getroffen hätten, bevor der Brief angekommen war.

Nach dem zweiten Besuch, am 30. Juli, schrieb Maria, dass sie in dem Zug zurück nach Pätzig ihren Onkel Gerd von Tresckow getroffen hatte. Er war der Bruder von Henning von Tresckow, der bei den beiden grossen Anschlägen auf Hitler eine zentrale Rolle spielte. Maria berichtete, dass er sie daran erinnerte, dass sie ihn als Zwölfjährige zu ihrer Hochzeit eingeladen hatte, und «nicht gewillt war, darauf zu verzichten» (er wusste natürlich nichts von der Verlobung).⁷⁸¹ In dem Brief fährt sie auch fort, die gemeinsame Zukunft zu planen: Das blaue Sofa ihrer Grossmutter «passt doch besser in Dein Zimmer» – zu theologischen Diskussionen, Büchern und Zigarettenqualm. «Dein Flügel kommt ins Wohnzimmer.»⁷⁸²

Die Briefe der beiden sind munter und voller Liebeserklärungen. In seinem Brief vom 12. August schreibt Bonhoeffer:

Du kannst es garnicht ermessen, was es für mich in meiner jetzigen Lage bedeutet, Dich zu haben. Es ist mir gewiss, dass hier eine besondere Führung Gottes über mir waltet. Die Art, wie wir uns gefunden haben, und der Zeitpunkt so kurz vor meiner Verhaftung sind mir zu deutliche Zeichen dafür, – es ging wieder einmal «hominum confusione et dei providentia».*

* R.A. Bismarck (Hg.) und U. Kabitz (Hg.), Brautbriefe, S. 38. Dt.: «nach der Menschen Durcheinander und Gottes Vorsehung».

In diesem Brief findet sich auch Bonhoeffers berühmter Satz: «Unsere Ehe soll ein Ja zu Gottes Erde sein.» Mit seiner Verlobung praktizierte er, was er glaubte. Er tat alles, einschliesslich dieser Verlobung, mit Blick auf Gott, ohne dabei die irdischen Dinge hintanzustellen. Er lebte in der «Mehrdimensionalität» des Glaubens.⁷⁸³

Wenn ich dazu die Lage der Welt, die völlige Dunkelheit über unserem persönlichen Schicksal und meine gegenwärtige Gefangenschaft bedenke, dann kann unser Bund – wenn er nicht Leichtsinn war und das war er bestimmt nicht, – nur ein Zeichen der Gnade und Güte Gottes sein, die uns zum Glauben ruft. Wir müssten blind sein, wenn wir das nicht sähen. Bei Jeremia heisst es in der grössten Not seines Volkes «noch soll man Häuser und Acker kaufen in diesem Lande»* als Zeichen des Vertrauens auf die Zukunft. Dazu gehört Glaube, – Gott schenke ihn uns täglich; ich meine nicht den Glauben, der aus der Welt flieht, sondern der in der Welt aushält und die Erde trotz aller Not, die sie uns bringt, liebt und ihr treu bleibt. Unsere Ehe soll ein Ja zu Gottes Erde sein, sie soll uns den Mut, auf der Erde etwas zu schaffen und zu wirken, stärken. Ich fürchte, dass die Christen, die nur mit einem Bein auf der Erde zu stehen wagen, auch nur mit einem Bein im Himmel stehen.⁷⁸⁴

Traupredigt aus der Zelle

Bonhoeffer war nicht der einzige Verlobte in der Familie. Seine sechzehnjährige Nichte Renate stand kurz vor der Heirat mit seinem besten Freund, Eberhard Bethge. Wenn sie nicht bald heirateten, würde sie in den Reichsarbeitsdienst eingezogen. Den Schleichers war der Gedanke, dass ihre Tochter dem Hitlerregime dienen sollte, wesentlich weniger

* Jeremia 32,15.

geheuer als dass sie ihren geliebten Eberhard ein, zwei Jahre zu früh ehelichte, und man plante die Hochzeit auf den 15. Mai. Bonhoeffer hatte gehofft, die Traupredigt halten zu können, aber selbst wenn alles bestmöglich lief, würde er nicht rechtzeitig freikommen. Er schrieb trotzdem seine Predigt. Sie erreichte das Paar zu spät, um auf der Trauung verlesen zu werden, aber wie so viele andere seiner Schriften fand sie eine Leserschaft, die viel grösser war, als er je hätte hoffen können. Sie ist ein kleiner Klassiker geworden.

Wie in seinem Brief an Maria, wo er seine eigene Ehe als «Ja zu Gottes Erde» beschreibt, betont er Gottes Rolle bei Bethges Heirat, indem er die Rolle des Paares selbst hervorhebt. Er wusste: Um Gott gebührend zu ehren, muss man auch das Menschliche gebührend verstehen und feiern. Bonhoeffer war es immer wieder ein Anliegen, die falsche Vorstellung zu korrigieren, dass man zwischen Gott oder dem Menschen, dem Himmel oder der Erde wählen müsse. Gott will die Menschheit und die Erde erlösen und nicht abschaffen. Wie so oft spitzt er um der Deutlichkeit willen seine Argumentation ZU:

Es ist nicht gut, hier allzu schnell und ergeben von Gottes Willen und Führung zu reden. Es ist zunächst einfach und nicht zu übersehen euer ganz und gar menschlicher Wille, der hier am Werk ist und der hier seinen Triumph feiert; es ist zunächst durchaus euer selbstgewählter Weg, den ihr beschreitet; es ist auch nicht in erster Linie ein frommes, sondern ein durch und durch weltliches Ding, das ihr gerade getan habt und tut ... Es wäre eine Flucht in falsche Frömmigkeit, wenn ihr nicht heute zu sagen wagtet: Es ist *unser* Wille, es ist *unsere* Liebe, es ist *unser* Weg. «Eisen und Stahl, sie mögen vergehen, *unsere* Liebe bleibt ewig bestehen.» Dieses Verlangen nach der irdischen Glückseligkeit, die ihr ineinander finden wollt und die darin besteht, dass – mit den Worten des mittelalterlichen Liedes – einer des andern Trost ist nach Seele und Leib –, dieses Verlangen hat sein Recht vor Menschen und vor Gott.⁷⁸⁵

Alles gehört Gott. Was in dieser Ehe vor Gott zählt, ist nicht nur irgendeine «religiöse» Abteilung, sondern alles. Die Freiheit, sich den Ehepartner zu wählen, ist eine Gabe Gottes, der uns nach seinem Bild erschaffen hat. Das «Verlangen nach der irdischen Glückseligkeit» ist nicht etwas, das gleichsam hinter Gottes Rücken geschieht, sondern *er will* dieses Verlangen. Wir dürfen diesen Bereich des Lebens und der Ehe nicht von Gott trennen – sei es dadurch, dass wir das verlangende Begehren vor ihm verstecken, weil es allein uns gehören soll, sei es, indem wir es durch eine falsche Frömmigkeit, die seine Existenz leugnet, abzutöten versuchen.

Unsere irdische Freude und Menschlichkeit gehören Gott, und dies nicht in einem verkrampften «frommen» Sinn, sondern im vollen menschlichen Sinne. Bonhoeffer war ein Fürsprecher des Menschseins, wie Gott es gewollt hat – eines Menschseins, das Gott selbst erschaffen und durch seine Menschwerdung erlöst hat.

Aber kaum ist Bonhoeffer weit genug in die eine Richtung gegangen und hat das ganz Menschliche betont, geht er zurück in die andere Richtung und betont auch das ganz Göttliche:

... ihr wisst es selbst, dass sich ein solches Leben kein Mensch aus eigener Kraft schaffen und nehmen kann, sondern dass es dem einen gegeben wird, dem andern versagt bleibt, und das ist erst, was wir Gottes Führung nennen. So gross also heute euer Jubel darüber ist, dass euer Wille, euer Weg zum Ziel gekommen ist, so gross wird auch eure Dankbarkeit sein, dass Gottes Wille und Gottes Weg euch hierher geführt hat, und so zuversichtlich ihr heute die Verantwortung für euer Tun auf euch nehmt, so zuversichtlich dürft und werdet ihr sie heute in Gottes Hände legen.⁷⁸⁶

Es gilt also beides, aber bevor man beides zusammenfügen kann, muss man zunächst das eine wie das andere deutlich sehen. Und dann kommt Bonhoeffer zu dem Zusammenfügen:

Indem Gott heute zu eurem Ja sein Ja gibt, indem Gottes Wille in euren Willen einwilligt, indem Gott euch euren Triumph und Jubel und Stolz lässt und gönnt, macht er euch doch zugleich zu Werkzeugen seines Willens und Planens mit euch und mit den Menschen. Gott sagt in der Tat in unbegreiflicher Herablassung sein Ja zu eurem Ja, aber indem er das tut, schafft er zugleich etwas ganz Neues*, er schafft aus eurer Liebe – den heiligen Ehestand.⁷⁸⁷

Bonhoeffer ringt darum, die Dimensionen des vollen christlichen Lebens mit der Treue zur Erde und zugleich der ganzen Hingabe an Gott in Worte zu fassen. Er hat eine sehr hohe Sicht von der Ehe; sie ist «mehr als eure Liebe zueinander. Sie hat höhere Würde und Gewalt; denn sie ist Gottes heilige Stiftung, durch die er die Menschen bis ans Ende der Tage erhalten will.» Und der vielleicht denkwürdigste Satz dieser Predigt lautet: «Nicht eure Liebe trägt die Ehe, sondern von nun an trägt die Ehe eure Liebe.»⁷⁸⁸

Lektüre

Bonhoeffer hatte nicht damit gerechnet, längere Zeit inhaftiert zu sein. Anfangs wollte er der Anklage wohl dosierte Informationen zukommen lassen, damit alles klar und zugleich als harmlos erschien, sodass der Prozess rasch abgewickelt werden könnte. Die Vergehen, die ihm und Dohnanyi vorgeworfen wurden, waren relativ geringfügig, und beide hofften, sie entkräften zu können und den Prozess zu gewinnen.

Doch der Chefrichter des Heeres Dr. Karl Sack, der sich hinter den Kulissen für Dohnanyi und Bonhoeffer einsetzte, fand es klüger, auf Zeit zu spielen. Er wollte die Konfrontation eines Gerichtsverfahrens vermeiden, auch, weil die geheimen Attentatspläne gegen Hitler Fortschritte machten. Sollten die Umsturzpläne gelingen, hätte sich der Prozess erledigt. Und so gingen die Monate ins

Land, und bald war es schon ein halbes Jahr her, dass man Bonhoeffer nach Tegel gebracht hatte; es ging jetzt schon viel länger, als er je gedacht hatte.

Er versuchte, das Beste daraus zu machen. Seine Verwandten und Maria besuchten ihn, er las, er schrieb. Am 12. Oktober brachten ihm seine Eltern einen Dahlienstrauss aus ihrem Garten mit. Am folgenden Tag schrieb er ihnen. Er begann mit einer Strophe aus dem «Oktoberlied» des norddeutschen Lyrikers Theodor Storm:

«Und geht es draussen noch so toll / unchristlich oder christlich / ist doch die Welt, die schöne Welt / so gänzlich unverwüstlich.» Um das zu wissen, genügen sogar ein paar bunte Herbstblumen, ein Blick aus dem Zellenfenster und eine halbe Stunde «Bewegung» auf dem Gefängnishof, auf dem ja ein paar schöne Kastanien und Linden stehen. Aber letzten Endes fasst sich, jedenfalls für mich, die «Welt» doch zusammen in ein paar Menschen, die man sehen und mit denen man zusammensein möchte. Dieses gelegentliche Auftauchen von Euch und von Maria für eine kurze Stunde wie aus weiter Ferne ist es eigentlich, worauf hin und von dem her ich hauptsächlich lebe. Es ist eben die Berührung mit meiner eigentlichen Welt. Wenn ich dazu noch an den Sonntagen gelegentlich eine gute Predigt hören könnte – manchmal trägt mir der Wind Bruchstücke der Choräle zu – wäre es noch schöner...

Ich habe in der letzten Zeit wieder viel geschrieben, und bei allem, was ich mir für den Tageslauf vorgenommen habe, sind mir die Stunden des Tages jetzt oft zu kurz, so dass ich sogar manchmal schon das komische Gefühl habe, ich hätte hier – für dies und jenes Nebensächlichere – «keine Zeit»! Morgens nach dem Frühstück, also ab 7 Uhr ungefähr, treibe ich Theologie, dann schreibe [ich] bis Mittag, nachmittags lese ich, dann kommt ein Kapitel aus der Weltgeschichte von Delbrück, etwas englische Grammatik, aus der ich doch noch allerlei lernen kann, und schliesslich, je nach der Verfassung, schreibe

oder lese ich wieder. Abends bin ich dann müde genug, um mich gern hinzulegen, wenn auch noch nicht zu schlafen.⁷⁸⁹

Was Bonhoeffer in seinen achtzehn Monaten in Tegel alles las und schrieb, ist wahrhaft beeindruckend. In einem Brief an Eberhard Bethge im Januar 1944 schreibt er:

Ich habe in der letzten Zeit etwas planlos durcheinander gelesen, eine Geschichte von Scotland Yard, eine Geschichte der Prostitution, den Delbrück fertig – ich finde ihn in seinen Problemen eigentlich uninteressant –, Reinhold Schneider's Sonette – sehr verschieden in der Güte, einige sehr gut; im Ganzen fehlt mir an der gesamten neuesten Produktion die hilaritas – die «Heiterkeit» –, die jeder wirklich grossen und freien geistigen Leistung innewohnt; man steht immer unter dem Eindruck eines etwas gequälten und erzwungenen Machens statt unter dem einer freien Lust am Schaffen ... Z. Zt. lese ich einen riesigen englischen Roman, der von 1500 bis heute geht, von Hugh Walpole, 1909 geschrieben. Ausserdem interessiert mich Dilthey sehr und eine Stunde täglich lerne ich das Buch für Sanitätspersonal, für alle Fälle.⁷⁹⁰

Und dies war nur die Spitze des Eisbergs. Einige Monate vorher hatte er Adalbert Stifters historischen Roman *Witiko* über die böhmischen Erbfolgekriege des 12. Jahrhunderts lesen wollen und seine Eltern gebeten, ihm ein Exemplar zu beschaffen. Sie konnten ihm nicht helfen – und dann fand er das Buch ausgerechnet in der Gefängnisbücherei. In mehreren Briefen an die Eltern erwähnt Bonhoeffer auch seine Lektüre:

Fast täglich lese ich etwas Stifter: das geborgene und verborgene Leben seiner Gestalten – er ist ja so altmodisch nur sympathische Menschen zu schildern – hat in dieser Atmosphäre hier etwas sehr Wohltuendes und lenkt die Gedanken

auf die wesentlichen Lebensinhalte. Überhaupt wird man hier in der Zelle äusserlich und innerlich auf die einfachsten Dinge des Lebens zurückgeführt; so konnte ich z.B. mit Rilke garnichts anfangen.⁷⁹¹

Mit seinen 1'000 Seiten, die man nicht überfliegen kann, sondern mit viel Ruhe lesen muss, wird er [Stifters Wiko] wohl heute nicht allzu vielen Menschen zugänglich sein, und ich weiss daher nicht, ob ich ihn Euch empfehlen soll. Für mich gehört er zu den schönsten Büchern, die ich überhaupt kenne, – dabei versetzt er einen in der Reinheit der Sprache und der Gestalten in ein ganz seltenes und eigenartiges Glücksgefühl ... Es ist ein Buch sui generis ... Einen ähnlich starken Eindruck hatte ich bisher unter allen Romanen, die ich kenne, nur vom «Don Quijote» und von Gotthelf's «Berner Geist».⁷⁹²

Ich lebe mit meiner Lektüre ja jetzt ganz im 19. Jahrhundert. Gotthelf, Stifter, Immermann, Fontane, Keller habe ich in diesen Monaten mit neuer Bewunderung gelesen. Eine Zeit, in der man so klares, einfaches Deutsch schreiben konnte, muss im Grunde eine sehr gesunde Substanz gehabt haben. Bei den zartesten Dingen wird man nicht sentimental, bei den kräftigsten nicht frivol, bei der Aussprache von Überzeugungen nicht pathetisch, keine übertriebene Simplifizierung und Komplizierung in Sprache und Gegenstand – kurz, das alles ist mir äusserst sympathisch und scheint mir sehr gesund zu sein. Aber es setzt wohl viel ernste Arbeit am deutschen Ausdruck und darum viel Stille voraus.⁷⁹³

Bonhoeffers kulturelle Messlatte lag hoch. In einem Brief an Bethge klagt er:

Die Generation von Maria und Renate ist eben leider mit einer sehr schlechten zeitgenössischen Literatur gross geworden und den Anschluss an das ältere Schrifttum finden sie viel schwerer als wir. Je mehr wir an die wirklich guten

Sachen herangekommen sind, desto fader ist uns doch die dünne Limonade der neueren Produktion geworden, manchmal fast bis zum Übelwerden. Kennst Du ein Buch aus der schönen Literatur der letzten ca. 15 Jahre, von dem Du glaubst, dass es Bestand hat? Ich nicht. Es ist teils Gewäsch, teils Gesinnungsmacherei, teils wehleidige Sentimentalität – aber keine Erkenntnis, keine Gedanken, keine Klarheit, keine Substanz und fast immer eine schlechte, unfreie Sprache. Ich bin an diesem Punkt ganz bewusst ein *laudator temporis acti*.⁷⁹⁴

Ab November war es Bonhoeffer möglich, Briefe an Bethge aus dem Gefängnis hinauszuschmuggeln. Es war der Beginn eines wahren Stroms an Briefen an den einen Freund, mit dem er all seine theologischen, musikalischen und literarischen Interessen teilen konnte. In einem der Briefe gestand er ihm, «dass ich kein Buch lesen, keinen Abschnitt schreiben kann, ohne mich mit Dir darüber zu unterhalten oder mich wenigstens zu fragen, was Du wohl dazu sagen würdest».⁷⁹⁵

Aus den Tiefen der Seele

Die Briefe an Bethge waren für Bonhoeffer weit mehr als Gelegenheiten, sich über Kultur auszutauschen; das konnte er auch mit seinen Eltern. Mit Bethge sprach er über Dinge, über die er mit niemand sonst sprechen konnte. Bethge war der Einzige, dem Bonhoeffer auch seine Schwachheit offenlegen und mit dem er seine innersten Gedanken teilen konnte, ohne Angst haben zu müssen, missverstanden zu werden. Gegenüber allen anderen schien Bonhoeffer sich verpflichtet zu fühlen, die Rolle des starken Pastors zu spielen. Seit Finkenwalde schon waren sie eng befreundet und Bethge auch mit den dunkleren Seiten seines Freundes vertraut.

In seinem ersten Brief an Bethge aus Tegel, am 18. November 1943, versichert Bonhoeffer ihm, dass die Schwermut, die ihn manchmal plagt, nicht das Problem

ist. Offenbar hatte er Angst, dass Bethge sich hier Sorgen gemacht hatte:

Und nun sei mir heute – nach so langen Monaten ohne Gottesdienst, Beichte und Abendmahl und ohne *consolatio fratrum** – wieder einmal, wie Du es schon so oft gewesen bist, mein Pfarrer und höre mich an. Es wäre ja so unendlich viel zu berichten, was ich Euch beiden gern erzählen wollte, – aber heute kann es nur das Wesentlichste sein und so gilt dieser Brief Dir allein ... Ich bin in diesen Tagen vor allen schweren Anfechtungen bewahrt worden. Du bist der einzige Mensch, der weiss, dass die «acedia» – «tristitia»** mit ihren bedrohlichen Folgen mir oft nachgestellt hat, und hast Dir vielleicht – so fürchtete ich damals – in dieser Hinsicht Sorgen um mich gemacht. Aber ich habe mir von Anfang an gesagt, dass ich weder den Menschen noch dem Teufel diesen Gefallen tun werde, – dies Geschäft sollen sie selbst besorgen, wenn sie wollen, – und ich hoffe, immer dabei bleiben zu können.

Anfangs beunruhigte mich auch die Frage, ob es wirklich die Sache Christi sei, um derentwillen ich Euch allen solchen Kummer zufüge, – aber bald schlug ich mir diese Frage als Anfechtung aus dem Kopf und wurde gewiss, dass gerade das Durchstehen eines solchen Grenzfalles mit aller seiner Problematik mein Auftrag sei und wurde darüber ganz froh und bin es bis heute geblieben. 1 Petr 2,20; 3.14. ***.

* Lateinisch; dt. «Trost der Brüder».

** Lateinisch, – dt. «Schwermut», «Traurigkeit».

*** DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 186ff. 1. Petrus 2,20: «Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr um schlechter Taten willen geschlagen werdet und es geduldig ertragt? Aber wenn ihr um guter Taten willen leidet und es ertragt, das ist Gnade bei Gott.» – 1. Petrus 3,14: «Lind wenn ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch nicht vor ihrem Drohen und erschreckt nicht.»

Er schrieb weiter, dass ihm in diesen Tagen die Psalmen, die Offenbarung des Johannes und die Lieder Paul Gerhardts, die erzürn Grossteil auswendig kannte, ein grosser Trost seien. Bonhoeffer war also nicht nur von seiner Veranlagung her stark und mutig; seine Gelassenheit war das Ergebnis der Selbstdisziplin und der ganz bewussten Hinwendung zu Gott seit seiner Lebensentscheidung zur Nachfolge Jesu Christi. Am 29. November schrieb er Bethge über die Luftangriffe auf Berlin:

Ich muss Dir persönlich übrigens noch Folgendes sagen: die schweren Luftangriffe, besonders der letzte, bei dem ich, als durch die Luftmine im Revier die Fenster herausstürzten und Flaschen und Medikamente aus Schränken und Regalen fielen, völlig im Dunkeln auf dem Fussboden lag und nicht viel Hoffnung auf einen guten Ausgang hatte, führten mich ganz elementar zum Gebet und zur Bibel zurück.⁷⁹⁶

In verschiedenen Zeugnissen berichten Menschen immer wieder, wie stark Bonhoeffer während der Luftangriffe war, wie er in Stunden, wo alle glaubten, dass es gleich aus wäre, ein Fels der Zuversicht für seine Umgebung war. Aber diese Kraft war von Gott geliehene Kraft, die er an seine Mitmenschen weitergab. Dass Bonhoeffer andererseits keine Bedenken zeigte, seine selbstverständlich auch vorhandenen Schwächen und Ängste mit Bethge zu teilen, zeigt uns, dass der Mut echt war, den er ausstrahlte. Als jemand, der sich ehrlich in Gottes Hand gegeben hatte, brauchte er nichts zu verstecken. Er war frei für Gott und die Menschen. Am 23. Januar 1944 schrieb er an Renate und Eberhard Bethge:

... wenn uns dann plötzlich fast alle Möglichkeiten, selbst etwas mitzuwirken, abgeschnitten werden, dann steht hinter aller Angst um den anderen doch auch irgendwo das Bewusstsein, dass sein Leben nun ganz in bessere und stärkere Hände gelegt ist. Sich gegenseitig diesen Händen anzuvertrauen, ist wohl die

grosse Aufgabe der kommenden Wochen und vielleicht auch Monate für Euch, für uns ... Mag in dem, was den Tatsachen vorausgeht, noch so viel menschliches Versagen, Sichverrechnen und Schuld liegen, in den Tatsachen selbst ist Gott. Wenn wir lebend durch diese nächsten Wochen oder Monate hindurch kommen, dann werden wir nachher sehr klar erkennen, dass es gut war, dass für uns alle die Dinge gerade so kamen, wie sie gekommen sind. Der Gedanke, dass manches Schwere im Leben hätte vermieden werden können, wenn wir weniger mutig darauflos gelebt hätten, ist doch wirklich zu fade, als dass man ihn auch nur einen Augenblick ernstnehmen könnte. Es ist mir im Blick auf Eure Vergangenheit so völlig gewiss, dass es richtig war, was bisher geschah, dass auch das Gegenwärtige nur richtig sein kann. Auf echte Freuden und Lebensinhalte zu verzichten, um Schmerzen zu vermeiden, ist sicher nicht christlich und auch nicht menschlich.⁷⁹⁷

In seinem Brief vom 9. März schreibt Bonhoeffer Bethge unter anderem:

Ich wehre mich innerlich dagegen, wenn ich in Briefen ... Wendungen lese, die von meinem «Leiden» sprechen. Mir kommt das wie eine Profanierung vor. Man darf diese Dinge nicht dramatisieren. Ob ich mehr «leide» als Du oder als die meisten Menschen heute überhaupt, ist mir mehr als fraglich. Natürlich ist vieles scheusslich, aber wo ist es das nicht? Vielleicht haben wir an diesem Punkt überhaupt manches zu wichtig und feierlich genommen ... Nein, Leiden muss etwas ganz anderes sein, eine ganz andere Dimension haben, als was ich bisher erlebt habe.⁷⁹⁸

Und am 11. April 1944:

Gestern hörte ich hier irgendjemand sagen, die letzten Jahre seien für ihn verlorene Jahre. Ich bin sehr froh, dass ich dieses Gefühl noch nie einen Augenblick gehabt

habe; ich habe auch noch nie meine Entscheidung im Sommer 39 bereut, sondern stehe ganz unter dem Eindruck, dass mein Leben – so merkwürdig das klingt – völlig geradlinig und ungebrochen verlaufen ist, jedenfalls was die äussere Führung des Lebens angeht. Es ist eine ununterbrochene Bereicherung der Erfahrung gewesen, für die ich wirklich nur dankbar sein kann. Wenn mein gegenwärtiger status der Abschluss meines Lebens wäre, so hätte das einen Sinn, den ich zu verstehen glauben würde, – andererseits könnte alles auch eine gründliche Vorbereitung für einen neuen Anfang sein, der durch die Ehe, durch den Frieden und durch eine neue Aufgabe bezeichnet wäre.⁷⁹⁹

Bei Eberhards und Renates Hochzeit im vergangenen Mai hatte Bonhoeffer nicht dabei sein können. Er hatte dies hingenommen. Doch nun hörte er, dass sie ein Kind erwarteten, und war sich sicher, dass er rechtzeitig freikommen würde, um die Taufpredigt zu halten. Das Kind trug sogar seinen Vornamen, und er wurde sein Patenonkel. Doch als das Datum näherrückte, erkannte er, dass er auch diesmal nicht rechtzeitig freikommen würde. In seinem Brief vom 9. Mai 1944 schrieb er:

Dass das Unwahrscheinliche eingetreten ist, dass ich auch diesen Tag noch nicht mit Euch feiern kann, ist natürlich für mich schmerzlich, aber ich habe mich wirklich ganz damit abgefunden. Ich glaube, dass mir nichts Sinnloses widerfährt und dass es für uns alle gut so ist, wenn es auch unseren Wünschen zuwiderläuft. Ich sehe in meinem gegenwärtigen Dasein eine Aufgabe und hoffe nur, dass ich sie erfülle. Von dem grossen Ziel her gesehen, sind alle Entbehrungen und versagten Wünsche geringfügig. Nichts wäre unwürdiger und verkehrter, als wenn man gerade in einem solchen seltenen grossen Augenblick der Freude, wie Ihr sie in diesen Tagen erlebt, aus meinem gegenwärtigen Geschick eine Calamität machen wollte. Es würde mir ganz widerstreben und mir

die Zuversicht, mit der ich meine Lage ansehe, nehmen. Wir dürfen eben, so dankbar wir für alle persönlichen Freuden sind, keinen Augenblick die grossen Dinge, um derentwillen wir leben, aus dem Auge verlieren, und von ihnen her muss auf Eure Freude eher ein besonderes Licht als irgendeine Verdüsterung fallen.⁸⁰⁰

Eine gute Woche danach schickte er ihnen seine «Gedanken zum Tauftag von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge». Wie die Predigt zu ihrer Trauung, sind sie ein kleines Meisterwerk. In dem Begleitbrief schrieb er: «Denkt bitte ohne jeden Kummer an mich. Bei Martin [Niemöller] jährt es sich bald zum 7. Mal! Das ist doch etwas ganz anderes.»⁸⁰¹

«Religionsloses Christentum»

Irgendwann im April 1944 begann Bonhoeffer neu, intensiv theologische Themen zu durchdenken, doch aufgrund der Umstände konnte er seine Gedanken nur in den heimlichen Briefen an Bethge äussern. Er würde nicht mehr dazu kommen, noch einmal ein Buch zu schreiben, obwohl er es versuchte. Bis zu dem Oktobertag, als er in das Gestapogefängnis verlegt wurde, machte er sich Gedanken darüber. Den «Entwurf für eine Arbeit» schickte er an Eberhard Bethge,⁸⁰² doch er kam nicht dazu, den Inhalt auszufeilen. Die zuweilen ins Unreine geschriebenen Gedanken in den Briefen an Bethge sind alles, was wir haben, und sie haben gleichsam die einzelnen Stränge des theologischen Erbes verheddert. Viele kennen Bonhoeffer nur als den Erfinder des missverständlichen Begriffs «religionsloses Christentum», und ironischerweise haben viele in der «Gott ist tot»-Bewegung in ihm eine Art Propheten gesehen.

Auch wenn Bonhoeffer seinem Freund Bethge seine tiefsten Gedanken anvertraute, war er ansonsten ein äusserst vorsichtiger Mensch. Es ist so gut wie sicher,

dass er nicht nur verlegen gewesen, sondern zutiefst erschrocken wäre, wenn er gewusst hätte, dass seine rein privaten und sprachlich unausgegorenen theologischen Gedanken zukünftig Thema von theologischen Seminaren würden.

Als Bethge ihn fragte, ob er die erwähnten Briefe einigen der Finkenwalder Brüder zeigen könne – «Würdest Du wohl erlauben, die Abschnitte ... Leuten wie Albrecht Schönherr, Winfried Maechler, Dieter Zimmermann zu geben?» –, hatte Bonhoeffer Bedenken: «*Ich* würde es von mir aus noch nicht tun, weil ich nur zu Dir so ins Unreine zu reden wage und davon Klärung erhoffe.»⁸⁰³ In dem gleichen Brief fügte er später hinzu:

Übrigens fände ich es ganz nett, wenn Du meine theologischen Briefe nicht wegwerfen würdest, sondern sie, da sie Dich dort sicher zu sehr belasten, dann von Zeit zu Zeit an Renate schickst. Ich möchte sie später vielleicht wieder einmal für meine Arbeit lesen. Manches schreibt man im Brief unbefangener und lebendiger als im Buch, und im brieflichen Gespräch habe ich oft bessere Gedanken als für mich allein.»⁸⁰⁴

Auf eben dieser Grundlage machte Bethge nach Bonhoeffers Tod einige dieser Briefe anderen Theologen zugänglich. Das aussergewöhnliche theologische Klima nach dem Zweiten Weltkrieg und das Interesse an dem Märtyrer Bonhoeffer begünstigte, dass sich diverse profilsüchtige Theologen wie ausgehungerte Adler und weniger edle Vögel förmlich auf die hingeworfenen Gedanken in diesen privaten Briefen stürzten, – viele ihrer Nachfahren käuen sie heute noch wieder. Das Ergebnis war ein krasses Missverständnis der Theologie Bonhoeffers, das leider auch auf seine früheren Schriften abfärbte. Die unterschiedlichsten Modetheologien, eine extravaganter als die andere, haben sich auf Bonhoeffer als ihren Ahnherrn berufen und zu diesem Zweck einen Grossteil seines Werkes links liegengelassen. Man könnte sagen, dass sich manche Theologen aus diesen paar Fragmenten einen theo-

logischen Piltdown-Menschen gebastelt haben, eine Fälschung, an die viele allen Ernstes glauben.*

Die abstrusesten Deutungen ranken sich um Bonhoeffers Bemerkungen zu einem «religionslosen Christentum» bzw. «Christentum ohne Religion». In einem Vortrag in der Kathedrale von Coventry (England) im Jahre 1967 sagte Bethge, dass die «aus dem Zusammenhang gegriffene Benutzung und Weitergabe des berühmten Ausdrucks religionsloses Christentum' Bonhoeffer zum Vorkämpfer eines undialektischen, seichten Modernismus gemacht hat, der all das verdunkelt, was er uns eigentlich über den lebendigen Gott sagen wollte.»⁸⁰⁵ Eine zentrale Passage ist der folgende Abschnitt aus Bonhoeffers Brief an Bethge vom 30. April 1944:

Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus für uns heute eigentlich ist. Die Zeit, in der man das den Menschen durch Worte – seien es theologische oder fromme Worte – sagen könnte, ist vorüber, – ebenso die Zeit der Innerlichkeit und des Gewissens, und d.h. eben die Zeit der Religion überhaupt. Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen, – die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein. Auch diejenigen, die sich ehrlich als «religiös» bezeichnen, praktizieren das in keiner Weise, – sie meinen also vermutlich mit «religiös» etwas ganz anderes.⁸⁰⁶

Kurz: Bonhoeffer sah sich einer historisch so trostlosen Situation gegenüber, dass er gewisse grundlegende Dinge ganz neu zu durchdenken begann und sich fragte, ob der

* «Piltdown-Mensch» ist die Bezeichnung für einen 1912 in Piltdown (Südengland) gemachten Schädelfund, der jahrzehntlang als frühmenschlich gedeutet wurde und sich erst 1955 als Fälschung erwies. Er hatte bis dato als «Missing Link» zwischen Mensch und Affe gegolten. – Es würde nicht überraschen, wenn eines Tages jemand behaupten würde, dass Bonhoeffers Freundschaft mit Bethge über das Seelische hinausging.

moderne Mensch die «Religion» nicht hinter sich gelassen hatte. Mit «Religion» meinte er jedoch nicht das wahre Christentum, sondern jenes kastrierte Ersatzchristentum, gegen das er schon sein ganzes Leben lang ankämpfte. Einerseits hatte dieses «religiöse» Christentum Deutschland und dem ganzen Abendland in seiner grossen Krise nicht helfen können, und zum anderen fragte sich Bonhoeffer, ob nicht endlich die Zeit gekommen sei, in der die Herrschaft Jesu Christi das Ghetto der Kirchen und Sonntagmorgengottesdienste verlassen und die ganze Welt erobern müsse. Doch dies war im Grunde nichts als ein konsequentes Weiterdenken seiner früheren Theologie, die entschieden bibel- und christuszentriert war.

Bonhoeffer hat nicht mehr die Zeit gehabt, seinen neuen Ansatz durch- und auszuarbeiten, was übereifrige Theologen nicht daran gehindert hat, aus den paar herumliegenden Ziegelsteinen ihre kleinen babylonischen Türme zu bauen. Bonhoeffer schrieb unter anderem:

... wie ... sind wir «religionslos-weltlich» Christen, wie sind wir ... Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern vielmehr als ganz zur Welt Gehörige? Christus ist dann nicht mehr Gegenstand der Religion, sondern etwas ganz anderes, wirklich Herr der Welt. Aber was heisst das?⁹⁸⁰⁷

Bonhoeffer dachte hier neu über das nach, was er seit zwei Jahrzehnten gedacht und gesagt hatte. Gott ist grösser, als sich das irgendjemand vorstellen kann, und er verlangte – von seinen Dienern wie von der Welt – mehr als man ihm gemeinhin zugestand. Bonhoeffer erkannte: Die durchschnittliche «Religion» hatte Gott verniedlicht und seine Herrschaft auf jene Dinge begrenzt, die wir nicht erklären können. Dieser «religiöse» Gott war ein blosser «Lückenbüsser»; ein Gott, der für unsere heimlichen Sünden und verborgenen Gedanken zuständig war. Diesen verkürzten Gott lehnte Bonhoeffer ab. Der Gott der Bibel ist der Herr über alles, auch über alle wissenschaftlichen Entdeckungen. Er ist der Herr nicht nur über das, was wir (noch) nicht wissen, sondern auch über das, was wir wissen und durch die Wissenschaft entdecken.

Bonhoeffer fragte sich, ob es nicht an der Zeit sei, Gott in die ganze Welt hineinzutragen und nicht mehr so zu tun, als ob er nur in den religiösen Ecken leben wolle, die wir für ihn reserviert haben:

... es scheint mir immer, wir wollten dadurch nur ängstlich Raum aussparen für Gott; – ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen ... Die Kirche steht nicht dort, wo das menschliche Vermögen versagt, an den Grenzen, sondern mitten im Dorf. So ist es alttestamentlich, und in diesem Sinne lesen wir das N.T noch viel zu wenig vom Alten her. Wie dieses religionslose Christentum aussieht, welche Gestalt es annimmt, darüber denke ich nun viel nach und ich schreibe Dir bald darüber mehr.⁸⁰⁸

Bonhoeffers Theologie hatte schon immer die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus in den Mittelpunkt gestellt, sodass «die Welt» nicht ängstlich gemieden, sondern als Gottes gute Schöpfung betrachtet wird, die wir geniessen und feiern und nicht bloss mit einem «Sprung ins Jenseits» hinter uns lassen sollen. Nach dieser Sicht hat Gott die Menschheit durch Jesus Christus erlöst und uns die Möglichkeit eines neuen Lebens «in Christus» eröffnet. Damit aber dürfen wir unsere Menschlichkeit nicht als etwas «Ungeistliches» abtun. Wie Bonhoeffer schon früher gesagt hatte: Gott will, dass unser Ja zu ihm auch ein Ja zu der von ihm erschaffenen Welt ist. Dies ist nicht der dünne Pseudohumanismus der liberalen «Gott ist tot»-Theologen, die in den folgenden Jahrzehnten Bonhoeffer für sich beanspruchen sollten, und auch nicht der Antihumanismus der frommen und «religiösen» Theologen, die Bonhoeffers Theologie den Liberalen überliessen. Es ist etwas völlig anderes: *der in Jesus Christus erlöste Humanismus Gottes.*

Bonhoeffers Opus Magnum

Bonhoeffer sah seine *Ethik* als sein *Opus Magnum*, sein Hauptwerk. Er hat sie nie fertiggestellt. Jahrelang hat er an ihr gearbeitet, in Ettal und Klein-Krössin, in Friedrichsbrunn und in seinem Mansardenzimmer im elterlichen Hause in Berlin. Jetzt führte er die Arbeit in seiner Zelle fort. Im Dezember 1943 schrieb er Bethge, dass er manchmal dachte, «ich hätte nun eigentlich mein Leben mehr oder weniger hinter mir und müsste nur noch meine Ethik fertigmachen.»⁸⁰⁹ Obgleich er nie zu einer Endversion gelangte, mit der er selbst zufrieden war (das Manuskript wurde von Eberhard Bethge herausgegeben), ist die *Ethik* im Wesentlichen als abgeschlossen zu betrachten und für den, der Dietrich Bonhoeffer verstehen will, nicht weniger wichtig als seine Bücher *Nachfolge* und *Gemeinsames Leben*. Das Werk beginnt mit folgenden Sätzen:

Es ist eine Zumutung sondergleichen, die an jeden, der das Problem einer christlichen Ethik auch nur zu Gesicht bekommen will, gestellt werden muss, die Zumutung nämlich, die beiden Fragen, welche ihn überhaupt zur Beschäftigung mit dem ethischen Problem führen: «wie werde ich gut?» und «wie tue ich etwas Gutes» von vornherein als der Sache unangemessen aufzugeben, und stattdessen die ganz andere, von jenen beiden unendlich verschiedene Frage nach dem Willen Gottes zu stellen.⁸¹⁰

Für Bonhoeffer gibt es keine Realität ausserhalb von Gott und kein Gutsein ausserhalb von ihm, und wer etwas anderes behauptet, betreibt «Religion» im schlechtesten Barth'schen Sinne, d.h. er versucht, Gott auszutricksen und einen humanistischen Hintereingang des gefallen Menschen in den Himmel zu bauen – der Turmbau zu Babel, vor dem Barth warnt, das Feigenblatt, mit dem wir Gott vergeblich zu täuschen versuchen.

«Alle Dinge erscheinen ja im Zerrbild», schreibt Bonhoeffer, «wo sie nicht in Gott gesehen und erkannt werden.»⁸¹¹ Gott ist nicht bloss ein religiöser Begriff oder eine religiöse Wirklichkeit, sondern Gott ist der Schöpfer und Erfinder der Wirk-

lichkeit überhaupt, und nur in ihm können wir sie richtig sehen. Nichts, was existiert, liegt ausserhalb seines Herrschaftsbereichs. Und so gibt es keine Ethik ausserhalb des Tuns des Willens Gottes, und Gott – ja, Jesus Christus – ist die grosse Konstante oder Klammer in der Gleichung menschlicher Ethik:

In Jesus Christus ist die Wirklichkeit Gottes in die Wirklichkeit dieser Welt eingegangen. Der Ort, an dem die Frage nach der Wirklichkeit Gottes wie die nach der Wirklichkeit der Welt zugleich Beantwortung erfährt, ist allein bezeichnet durch den Namen: Jesus Christus. In diesen Namen ist Gott und die Welt beschlossen ... Von nun an kann weder von Gott noch von der Welt recht geredet werden ohne von Jesus Christus zu reden. Alle Wirklichkeitsbegriffe, die von ihm absehen, sind Abstraktionen.⁸¹²

Solange Christus und die Welt als zwei aneinanderstossende, und einander abstossende Räume gedacht werden, bleiben dem Menschen nur folgende Möglichkeiten: unter dem Verzicht auf das Wirklichkeitsganze stellt er sich in einen der beiden Räume, er will Christus ohne die Welt oder die Welt ohne Christus. In beiden Fällen betrügt er sich selbst ...

Es gibt nicht zwei Wirklichkeiten, sondern *nur eine Wirklichkeit*, und das ist die in Christus offenbargewordene Gotteswirklichkeit in der Weltwirklichkeit. An Christus teilhabend stehen wir zugleich in der Gotteswirklichkeit und in der Weltwirklichkeit. Die Wirklichkeit Christi fasst die Wirklichkeit der Welt in sich. Die Welt hat keine von der Offenbarung Gottes in Christus unabhängige Wirklichkeit ... So ist das Thema der zwei Räume, das die Geschichte der Kirche immer wieder beherrscht hat, dem Neuen Testament fremd.⁸¹³

Bonhoeffer glaubte, es sei Zeit, dass endlich jeder diese Zusammenhänge erkennt. Das Böse der Nazis liess sich nicht über altmodische «Ethiken», «Regeln» und «Grundsät-

ze» besiegen. Gott allein konnte es bekämpfen. Doch um das zu sehen, braucht man durch den Glauben geöffnete Augen. Unter «normalen» Umständen, so Bonhoeffer, geht es den Menschen um «Gut» und «Böse». Sie versuchen das Gute, so wie sie es verstehen, zu tun und das Böse zu meiden. Das ist immer zu wenig, doch in der Nazizeit ist das Versagen eines solchen «religiösen» Ansatzes besonders deutlich geworden. «Die Gestalten Shakespeares gehen um», schreibt Bonhoeffer. «Der Bösewicht und der Heilige aber haben wenig oder nichts mit ethischen Programmen zu tun .. »⁸¹⁴ Mit Hitler konnte man der wahren Realität, in welcher der Mensch sich befand, nicht mehr so einfach ausweichen, – das Böse war in die Mitte der Weltbühne getreten und hatte seine Maske abgelegt.

Bonhoeffer geht mit verschiedenen Strategien ins Gericht, die versuchen, auf dem bloss moralischen Weg mit dem Bösen fertigzuwerden. Da sind die «Vernünftigen», «die in bester Absicht mit etwas Vernunft das aus den Fugen gehende Gebälk wieder zusammenbringen zu können glauben.» Da ist der ethische «Fanatiker», der «mit der Reinheit seines Wollens und seines Prinzips» der Macht des Bösen entgentreten zu können glaubt. Der Mensch des «Gewissens» muss erleben, wie die «unzähligen ehrbaren und verführerischen Verkleidungen und Masken, in denen das Böse sich ihm nähert», sein Gewissen «ängstlich und unsicher» machen, «bis er sich schliesslich damit begnügt, statt eines guten Gewissens ein salviertes Gewissen [d.h. ein bloss ruhig gestelltes Gewissen] zu haben, bis er also sein eigenes Gewissen belügt, um nicht zu verzweifeln.»⁸¹⁵

Und dann gibt es unter anderem noch den Menschen, der sich in die «private Tugendhaftigkeit» flüchtet:

Er stiehlt nicht, er mordet nicht, er bricht nicht die Ehe, er tut nach seinen Kräften Gutes. Aber in seinem freiwilligen Verzicht auf Öffentlichkeit weiss er die erlaubten Grenzen, die ihn vor dem Konflikt bewahren, genau einzuhalten. So muss er seine Augen und Ohren verschliessen vor dem Unrecht um ihn herum. Nur auf Kosten eines Selbstbetruges kann er seine private Untadeligkeit vor der

Befleckung durch verantwortliches Handeln in der Welt reinerhalten. Bei allem, was er tut, wird ihn das, was er unterlässt, nicht zur Ruhe kommen lassen. Er wird entweder an dieser Unruhe zugrunde gehen oder zum heuchlerischsten aller Pharisäer werden.⁸¹⁶

Bonhoeffer sprach hier nicht zuletzt auch von sich selbst. Im damaligen Deutschland fand sich jeder in einer Situation ethischer Unmöglichkeiten gefangen. Was konnte und was sollte man tun angesichts dieses ungeheuren Bösen? Aus Briefen von Bonhoeffers Seminaristen wissen wir, wie es sie manchmal schier zerriss: Wo sollten sie protestieren, wo still bleiben? War es recht, in den Krieg zu gehen, obwohl man wusste, dass es ein ungerechter Krieg war? Wann musste man Stellung beziehen? Einer schrieb Bonhoeffer voller Verzweiflung, dass er Gefangene töten musste, – täte er es nicht, müsste er selbst sterben. Dergleichen Situationen waren zum Alltag geworden. Wer vermochte die Schrecken der KZs zu begreifen, wo Juden, um ihr eigenes Leben zu retten, anderen Juden Unsagbares antun mussten? Das nackte Gesicht des Bösen war hervorgetreten, und alle sogenannten ethischen Versuche, mit ihm fertigzuwerden, erwiesen sich als wirkungslos. Das Problem des Bösen übersteigt unsere Kräfte. Es erfasst und beschmutzt uns alle, und wir können dem nicht entfliehen.

Doch Bonhoeffer schlug keine moralistischen Töne an. Er stellte sich in die Reihen derer, die hilflos vor dem Bösen stehen, und verglich sich und sie mit der Figur des Don Quichotte, der für ihn ein wichtiges Bild unseres Menschseins war. In unserem Bemühen, Gutes zu tun, kämpfen wir wie dieser «Ritter von der traurigen Gestalt» gegen Windmühlenflügel. Wir glauben, das Gute zu tun und das Böse zu bekämpfen, aber dies ist eine Illusion. Doch Bonhoeffer setzt sich nicht aufs hohe moralische Ross, wenn er dies schreibt. «Nur der Gemeine», führt er in seiner *Ethik* aus, «kann das Schicksal des Don Quijote ohne Teilnahme und Rührung lesen.»⁸¹⁷ Wir alle stecken in diesem Dilemma.

Was ist die Lösung? Sie lautet: Dass man nach dem Willen Gottes fragt – und dann radikal, mutig und freudig handelt, zugleich in dem Bewusstsein, sich nicht durch die

Tat selbst zu rechtfertigen, sondern immer wieder auf Gottes Vergebung angewiesen zu sein. Es ist unmöglich, ohne Gott und den Gehorsam gegenüber seinem Willen «Gut» und «Böse» zu erklären, also über Ethik zu reden. «Prinzipien sind nur Werkzeuge in der Hand Gottes, die bald als untauglich weggeworfen werden.»⁸¹⁸ Wir müssen ganz auf Gott sehen, – nur in ihm können wir mit unserer Situation in der Welt fertigwerden. Wenn wir nur auf Prinzipien und Regeln blicken, werden wir in einer gefallenen Welt letztlich nicht verantwortlich handeln, wo doch unsere Realität von Gott getrennt ist.

«Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben» ist ein Wort Jesu (Mth. 10,16) und wird daher wie jedes seiner Worte nur durch ihn selbst ausgelegt. Mit ungeteiltem Blick auf Gott und auf die Wirklichkeit der Welt zu schauen vermag kein Mensch, solange Gott und die Welt zerrissen sind. Es bleibt bei aller Bemühung doch ein Schielen vom einen zum anderen. Weil es aber einen Ort gibt, an dem Gott und die Weltwirklichkeit miteinander versöhnt sind, an dem Gott und der Mensch eins geworden sind, darum und darum allein ist es möglich, Gott und die Welt mit demselben Blick ins Auge zu fassen. Dieser Ort liegt nicht irgendwo jenseits der Wirklichkeit im Reiche der Ideen, sondern er liegt mitten in der Geschichte als göttliches Wunder, er liegt in Jesus Christus, dem Weltversöhner.⁸¹⁹

Bonhoeffer sagt hier, dass wir ohne Jesus Christus nicht wissen können, was recht ist, und nicht recht handeln können. In jeder Lage müssen wir auf ihn sehen. Nur in ihm erhält das abgrundtiefe Böse der Welt seinen Todesstoss. Für diejenigen, für die Bonhoeffers wenige Worte über das religionslose Christentum die Quintessenz seiner Botschaft sind, ist diese kompromisslose Christozentrik starker Tobak. Und nicht nur sie, sondern auch, was er in der *Ethik* zu verschiedenen anderen Themen sagt, etwa zur Abtreibung:

Die Tötung der Frucht im Mutterleib ist Verletzung des dem werdenden Leben von Gott verliehenen Lebensrechtes. Die Erörterung der Frage, ob es sich hier schon um einen Menschen handele oder nicht, verwirrt nur die einfache Tatsache, dass Gott hier jedenfalls einen Menschen schaffen wollte und dass diesem werdenden Menschen vorsätzlich das Leben genommen worden ist. Das aber ist nichts anderes als Mord.⁸²⁰

Bonhoeffer sieht aber auch hier beide Seiten des Problems. Gottes Gnade darf nicht ausgeblendet werden:

Dass die Motive, die zu einer derartigen Tat führen, sehr verschiedene sind, ja dass dort, wo es sich um eine Tat der Verzweiflung in höchster menschlicher oder wirtschaftlicher Verlassenheit und Not handelt, die Schuld oft mehr auf die Gemeinschaft als auf den Einzelnen fällt, dass schliesslich gerade an diesem Punkt Geld sehr viel Leichtfertiges zu vertuschen vermag, während bei den Armen auch die schwer abgerungene Tat leichter ans Licht kommt, dies alles berührt unzweifelhaft das persönliche, Seelsorger [liehe] Verhalten gegenüber dem Betroffenen ganz entscheidend, es vermag aber an dem Tatbestand des Mordes nichts zu ändern.⁸²¹

Besucher in Tegel

Der Kern der Theologie Bonhoeffers ist das Geheimnis der Inkarnation, d.h. der Menschwerdung Gottes in Christus. In einem Rundbrief schrieb er: «Kein Priester, kein Theologe stand an der Krippe von Bethlehem. Und doch hat alle christliche Theologie ihren Ursprung in dem Wunder aller Wunder, dass Gott Mensch wurde. ‚Neben dem Glanz der Heiligen Nacht brennen die unergründlichen Geheimnisse der Theologie’ ...»⁸²² Darum bejahte er die Menschlichkeit Jesu Christi auf eine Art, wie ein

Frömmler dies nicht kann, – darum sah er die guten Dinge dieser Welt als Geschenke aus Gottes Hand, die man dankbar annehmen konnte, und nicht als Versuchungen, die es zu fliehen galt. Und so konnte Bonhoeffer sich selbst in der Haft über die Menschen und das Leben freuen.

Seine Lieblingsstunden in den achtzehn Monaten im Militärgefängnis Tegel waren die, in denen er Besucher empfangen konnte – meist unter wachsamen Augen des Aufsichtspersonals, obwohl im Laufe der Monate die Wärter ihn manchmal auch mit Besuchern allein liessen. Am 26. November 1943 durfte er als Höhepunkt die vier Menschen in der Welt, die ihm am liebsten waren, auf einmal empfangen: Maria, seine Eltern und seinen Freund Eberhard Bethge. Sie kamen zusammen, und als Bonhoeffer in seine einsame, enge Zelle zurückkehrte, war er ausser sich vor Freude:

Dieses Bild – die vier Menschen, die mir in meinem Leben am nächsten stehen, einen Augenblick um mich gehabt zu haben – das wird mich nun lange begleiten. Als ich herauf in meine Zelle kam, lief ich eine Stunde lang nur auf und ab, das Essen stand da und wurde kalt, und ich musste schliesslich über mich selbst lachen, wie ich mich dabei ertappte, dass ich von Zeit zu Zeit ganz stereotyp vor mich hinsagte: «das war wirklich schön!» Ich habe immer intellektuelle Hemmungen, wenn ich das Wort «unbeschreiblich» für etwas verwende, – denn wenn man sich etwas Mühe gibt und die nötige Klarheit erzwingt, dann gibt es m.E. nur sehr wenig «Unbeschreibliches»; aber im Augenblick scheint mir der heutige Vormittag dazu zu gehören.⁸²³

Dass Bonhoeffers Familie sich von nichts so leicht unterkriegen liess, kann man daraus ersehen, wie sie selbst die Haftbesuche in kleine Feste verwandeln konnten. Diesmal hatten sie verschiedene Geschenke mitgebracht, darunter eine Zigarre von Karl Barth. Maria hatte Bonhoeffer einen Adventskranz gebastelt, und Bethge schenkte ihm mehrere bemerkenswert grosse hartgekochte Eier. Zu Weihnachten

schenkte Maria Dietrich die Armbanduhr, die ihr Vater trug, als er fiel, und seine Eltern schenkten ihm ein Familienerbstück, den «Becher des Urgrossvaters aus dem Jahre 1845, der nun mit Tannengrün auf meinem Tisch steht». ⁸²⁴ Gut einen Monat später, zu seinem Geburtstag, schenkte Bonhoeffers Mutter ihm ein weiteres Erbstück, das «Herzliebschränkchen», einen wunderbaren kleinen Rosenholzschränk, den Goethe einmal seiner Freundin Minna Herzlieb geschenkt hatte, – wie der Becher war er über Bonhoeffers Urgrossvater Karl August von Hase in die Familie gekommen. ⁸²⁵

Bei einem Besuch im Februar 1944 wird Maria Bonhoeffer, ohne es zu wissen, eine schlimme Mitteilung überbracht haben. Vermutlich erhielt eines der Bücher, die sie für ihn im Gepäck hatte, die besonders erschütternde Geheimnachricht seiner Eltern: Admiral Canaris ist entlassen worden. Die Gestapo und das RSHA hatten ihr Ziel erreicht; sie hatten die Abwehr unter ihre Kontrolle gebracht. Canaris konnte nur noch eine kurze Zeit weiter für die Verschwörung arbeiten. Aber es gab auch ein positives Ergebnis dieser neuen Wendung der Dinge: Die Verschwörer gegen Hitler standen nicht ohne Kopf da, sondern es bildete sich eine neue Verschwörergruppe heraus, an deren Spitze Oberst Claus Schenk von Stauffenberg stand, und diese Gruppe um Stauffenberg, Generalmajor Henning von Tresckow und General Friedrich Olbricht würde das Attentat endlich durchführen.

29. KAPITEL

STAUFFENBERGS ANSCHLAG UND HITLERS RACHE

Es ist Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.

CLAUS SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG

... ich will, dass Du mit mir wartest und geduldig bist, je länger es dauert, desto mehr. – Und nun sei nicht traurig. Sag mir, was Du denkst und handele, wie Du musst. Sei aber immer gewiss, dass Dich sehr liebhat und liebbehält Dein Dietrich.

DIETRICH BONHOEFFER AN MARIA VON WEDEMEYER

Vorbereitungen

Am Abend des 30. Juni 1944 besuchte der Stadtkommandant von Berlin, Paul von Hase, höchstpersönlich das Gefängnis Tegel. Sein Ziel: Zelle 92 mit Dietrich Bonhoeffer. Fast war es, als sei Hitler aus heiterem Himmel zum Mittagessen erschienen. Bonhoeffer berichtete Bethge: «Es ist masslos komisch, wie alles flügel Schlagend herumläuft und wie sich – bis auf wenige rühmliche Ausnahmen – alles an Würdelosigkeit überbietet. Es ist peinlich, aber für manche, so wie sie nun einmal sind, einfach nötig.»⁸²⁶ Der plötzliche Besuch muss man-

che aufgeschreckt haben, nicht zuletzt Walter Maetz, den Kommandanten des Tegeleer Gefängnisses, der Bonhoeffer sowieso schon beinahe unterwürfig behandelte. Und jetzt war also der Grund für diese Unterwürfigkeit aufgetaucht. Hase blieb über fünf Stunden. Bonhoeffer vermerkt in seinem Brief an Bethge, dass er «4 Flaschen Sekt auffahren» liess, «was in den Annalen dieses Hauses wohl einmalig ist».⁸²⁷ Er glaubte, dass sein Onkel mit diesem Besuch «ostentativ deutlich machen» wollte, «wie er zu mir steht und was er von dem ängstlichen und pedantischen M[aezt] erwartet.»⁸²⁸ Er deutete den Besuch als eine Art Parteinahme des Onkels gegen die Nazis und für den von diesen verfolgten Neffen.

Und er deutete ihn auch als Zeichen, dass der Putsch gegen Hitler jetzt unmittelbar bevorstand; bald, ja bald wäre Hitler tot und das Leben könnte wieder beginnen. Bonhoeffer wusste bereits, dass einiges im Gang war, aber der Besuch seines Onkels war ihm eine zusätzliche Bestätigung. Von Hase wusste nicht nur um die Putschpläne, er war auch selber an zentraler Stelle in sie eingebunden.

Die Pläne für diesen Putsch (Deckname «Walküre»), der dem Attentat folgen sollte, existierten schon seit Längerem, aber es hatte noch nie eine günstige Gelegenheit zu ihrer Ausführung gegeben. Bis jetzt.

Dabei war die Situation immer noch keineswegs einfach. Doch unter den Verschwörern wurde das Gefühl immer stärker, dass es für vorsichtiges Zuwarten zu spät wurde. Es musste gehandelt werden – jetzt oder nie! Lange hatten sie sich durch die Beseitigung Hitlers bessere Friedensbedingungen von den Alliierten erhofft. Anfangs hatte Churchill die kalte Schulter gezeigt, nun hatte sich die englische Diplomatie in einen Eisberg verwandelt. Die Verschwörer spürten, wie sie sich mit jedem Tag weiter von ihrem Ziel entfernten. Der Krieg tobte, – täglich starben mehr deutsche und alliierte Soldaten, kamen mehr Juden und andere unschuldige Opfer ums Leben. Es war aussichtslos geworden, etwas von den Alliierten zu erwarten, aber war dies nicht allmählich egal? Jetzt ging es nur noch darum, dem Gewissen

zu folgen und das zu tun, was richtig war – komme, was wolle. Wie Stauffenberg es ausdrückte: «Es ist Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.»⁸²⁹

Ähnlich äusserte sich Marias Onkel Henning von Tresckow: «Das Attentat muss erfolgen, *coûte c/ue coûte*. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem in Berlin gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.»⁸³⁰

Das berühmte Attentat vom 20. Juli 1944 sollte von Stauffenberg ausgeführt werden, einem frommen Katholiken aus einer adligen Familie. Als er 1939 erfuhr, wie die SS polnische Kriegsgefangene behandelte, kannte seine Abneigung gegen Hitler bald keine Grenzen mehr, – dazu kam noch der Mord an den Juden.⁸³¹

Stauffenberg war entschlossen, zu tun, was er konnte, um Hitlers Herrschaft zu beenden. «Gehen wir in medias res», sagte er Ende 1943 dem Mitverschwörer Axel von dem Bussche, «ich betreibe mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln den Hochverrat.»⁸³²

Stauffenberg brachte der Verschwörung dringend benötigte Energie und Konzentration, und er war es, der schliesslich dazu ausersehen wurde, die Tat auszuführen. Von Hases Besuch zeigte Bonhoeffer, dass der Staatsstreich kurz bevorstand. Hitler (und gerne auch zwei oder drei seiner Paladine) in die Luft zu jagen, das war nach wie vor ihr vorrangiges Ziel.

Und so einigte man sich auf ein Datum. Am 11. Juli besuchte Stauffenberg Hitler im Führerhauptquartier auf dem Obersalzberg. Er trug die Bombe in seiner Aktentasche. Aber als er auf dem «Berghof» ankam, musste er feststellen, dass Himmler fehlte. Doch die Mitverschwörer, unter ihnen Generalmajor Helmuth Stieff, Chef der Organisationsabteilung im OKH, waren dagegen, den Plan unter diesen Umständen durchzuführen. «Herrgott, soll man nicht doch handeln?», sagte Stauffen-

berg zu ihm.⁸³³ In Berlin wartete und hoffte man. Aber Stieff setzte sich durch. Als Goerdeler erfuhr, dass das Attentat verschoben war, kommentierte er: «Die machen es nie!»⁸³⁴

Doch Stieff und die anderen wussten, dass es noch jede Menge Gelegenheiten geben würde. Und richtig, schon vier Tage später wurde Stauffenberg in Hitlers Hauptquartier in Ostpreussen beordert. Wieder kam er mit der Bombe in der Aktentasche, wieder fehlte Himmler, wieder bestand Stieff darauf, dass sie noch warteten. Stauffenberg war bestürzt, aber ohne die Mitverschwörer waren ihm die Hände gebunden. Es war nicht leicht gewesen, sie für die Verschwörung zu gewinnen, und sie spielten eine Schlüsselrolle in ihr. Wieder kehrte Stauffenberg unverrichteter Dinge nach Berlin zurück.

Die Eingeweihten waren sich darüber im Klaren, dass das Attentat jeden Augenblick kommen konnte. Am 8. Juli schrieb Bonhoeffer an Bethge: «Wer weiss, vielleicht braucht es [das Briefeschreiben] garnicht mehr allzu oft zu sein und wir sehen uns bälde wieder, als wir ahnen ... Wir werden jetzt bald viel an unsere gemeinsame Reise im Sommer 40 denken müssen, meine letzten Predigten!»⁸³⁵

Bonhoeffer sprach hier verschlüsselt. Seine letzten Predigten hatte er im Sammelvikariat in Ostpreussen gehalten. Dies war seine Chiffre für Hitlers «Wolfschanze» – den Ort, wo die Bombe hochgehen sollte.

Der 20. Juli 1944

Der Name *Adolf* ist aus dem althochdeutschen Wort *Adalwolf* («edler Wolf») abgeleitet. Hitler wusste um diese Wortbedeutung, und in seiner mystischverworrenen Art machte er sich den «germanischen» Wolf als Symbol zu eigen, – die Wildheit und rücksichtslose Raubgier dieses Tieres hatten es ihm angetan. In den Zwanzigerjahren liess er sich zur Tarnung in Hotels manchmal als «Herr Wolf» anmelden, seiner späteren Geliebten-Eva Braun stellte er sich dann ebenso vor. Die Enkelkin-

der des Komponisten Richard Wagner sprachen ihn sogar mit «Onkel Wolf» an. * Hauptquartiere an der Westfront taufte er zum Beispiel *Wolfsschlucht I* und *Wolfsschlucht II*, und an der Ostfront gab es *Werwolf* und *Wolfsschanze*. Letzteres war nahe Rastenburg gelegen und sein militärisches Hauptquartier in Ostpreussen; hier hielt sich Hitler zwischen 1941 und 1944 besonders häufig auf.⁸³⁶

Am 18. Juli wurde Stauffenberg zu einer Lagebesprechung in der Wolfsschanze beordert, die zwei Tage später um 13 Uhr stattfinden sollte. Er wusste: Dies war die Chance, auf die er so geduldig gewartet hatte. «Da gibt es keine andere Wahl mehr. Der Rubikon ist überschritten.»⁸³⁷ Am Abend des 19. Juli besuchte er, auf der Heimfahrt von einem Treffen, noch für eine halbe Stunde eine Kirche in Steglitz.⁸³⁸ Am 20. Juli stand er mit dem Morgengrauen auf. Er fuhr mit seinem Bruder Berthold zum Flugplatz, wo sein Adjutant von Haeften schon auf ihn wartete. Ebenfalls mit dabei waren Stauffenbergs Aktentasche mit mehreren wichtigen Dokumenten und, in ein Hemd eingewickelt, eine weitere jener Plastiksprengstoffbomben, auf welche die Verschwörer schon mehrfach gesetzt hatten. Diesmal würde sie explodieren – mit tödlicher Schlagkraft ...

Vor welchen Schwierigkeiten gerade auch die Verschwörer standen, die aus christlichen Motiven handelten, zeigt folgende Episode: Einer der Verschwörer, Ludwig Freiherr von Leonrod, erkundigte sich vor dem Attentat bei seinem Beichtvater, Kaplan Dr. Hermann Wehrle, ob Tyrannenmord Sünde sei. Wehrle soll die Frage verneint, jedoch von einem Attentat abgeraten haben. Dennoch wurde Kaplan Wehrle später zum Tode verurteilt. Begründung des Volksgerichtshofs: Er hätte wissen müssen, dass mit dem Tyrannen nur Hitler gemeint sein könne.⁸³⁹ Einhalb Jahre vorher hatte von Haeften Bonhoeffer in einem langen Gespräch ebenfalls die Frage gestellt, ob Tyrannenmord für Christen erlaubt sei (s.o. Kap. 27).

Der Start der Kuriermaschine verzögerte sich wetterbedingt. Nach gut zwei

* Hitler verehrte den Komponisten Richard Wagner, dessen Witwe Cosima er 1923 kennenlernte. In den folgenden Jahren war er oft bei den Kindern und Enkelkindern Wagners in Bayreuth zu Gast.

Stunden landete sie um 10.15 Uhr in Rastenburg, von wo sie ein Stabswagen in die finsternen Wälder brachte, die Hitlers Hauptquartier umgaben. Sie fuhren durch die Bunker- und Minenfeldgürtel, vorbei an den elektrischen Zäunen und an dem «Führer» hingegebenen SS-Soldaten, die das Führerhauptquartier bewachten. Es waren noch drei Stunden bis zur Besprechung. Hitlers Hauptquartier war durch drei Sperrkreise gesichert. Nach einem Frühstück im Kasino des Kommandanten im äussersten Sperrkreis liess sich Stauffenberg zu General Buhle in Sperrkreis I bringen. Bald schon würde er den inneren Zirkel der Macht betreten. Dann musste er nur noch den Zeitzünder betätigen, die Bombe in der Nähe des «Führers» platzieren, – aus dem Raum gehen, bevor die Bombe explodierte, – und an den SS-Wachen, die zu diesem Zeitpunkt wie aufgeschreckte Hühner herumlaufen würden, am Elektrozaun, den Minen und den Bunkern vorbei das Führerhauptquartier verlassen. Und all dies würde er auch schaffen.⁸⁴⁰

Gegen zwölf gingen unangenehme Nachrichten ein: Man erwartete Mussolini! Der italienische *Duce* sollte um 14.30 Uhr eintreffen. Stauffenbergs Vortrag vor Hitler müsse also schon um 12.30 Uhr beginnen. Stauffenberg überlegte. Er könnte den Zünder, den man sehr vorsichtig betätigen musste, sowieso nicht mitten in der Besprechung auslösen. Er würde ihn schon einige Zeit vorher aktivieren müssen, bevor er in die Besprechung ging. Zwar fanden die Lagebesprechungen nicht wie früher in einem Bunker statt, dessen Wände die Sprengkraft der Bombe vervielfacht hätten, sondern in der oberirdischen Besprechungsbaracke. Doch auch dort müsste die Sprengkraft der Bombe noch stark genug sein.

Kurz vor 12.30 Uhr sagte Keitel, sie müssten jetzt gehen. Bevor er Keitels Quartier verliess, fragte Stauffenberg, ob er sich eben noch frischmachen könne, – er hatte vor, den Zeitzünder in der Toilette zu aktivieren. Als er sah, dass die Toilette nicht der ideale Ort dafür war, fragte er Keitels Adjutant, wo er sein Hemd wechseln könne (es war ein heisser Tag). Der Adjutant brachte ihn in ein anderes Zimmer, wo Stauffenberg rasch die Tür schloss, die Aktentasche öffnete, die Bombe aus dem Hemd wickelte, dieses Hemd anzog und den Knopf des Zeitzünders drückte.

Noch fünfzehn bis dreissig Minuten bis zur Explosion.

Bevor er auch die andere Bombe scharf machen konnte, erschien Oberfeldwebel Werner Vogel an der Tür und drängte die Herren, sich zu beeilen: Keitel werde ungeduldig. Stauffenberg ging rasch nach draussen zu den Wartenden, um gemeinsam zur vierhundert Meter entfernten Lagebaracke zu gehen. Wenn alles gut lief, würde auch die Sprengkraft einer einzigen Bombe ihren Zweck erfüllen.

Als Keitel und Stauffenberg den Besprechungsraum betraten, waren schon zirka fünf Minuten verstrichen. Bald würde die Bombe zünden. Hitler begrüsst Stauffenberg knapp und fuhr fort, General Heusingers Bericht zuzuhören. Himmler und Goebbels befanden sich wieder nicht im Raum. Doch diesmal war Stauffenberg entschlossen, auf jeden Fall zu handeln. Er stellte sich an den Tisch, möglichst nah an Hitler, und stellte die Aktentasche auf den Boden unter dem Tisch. Sie war jetzt nur knapp zwei Meter von Hitlers Füßen entfernt.⁸⁴¹

Aber dann – kam der Sockel, der alles verändern sollte. Die Platte des etwa sechs mal eineinhalb Meter grossen Eichentischs in dem Besprechungsraum ruhte nicht auf vier Beinen, sondern auf zwei massiven Sockeln, die fast so breit waren wie die Platte selbst, und diese Konstruktion sollte viele das Leben kosten: Dietrich Bonhoeffer, seinen Bruder Klaus, seine beiden Schwager, Stauffenberg und Haeften, und Hunderte anderer Verschwörer beziehungsweise ihre Angehörigen, ganz zu schweigen von den vielen KZ-Insassen, deren Leiden sich verlängern würde. So geheimnisvoll es klingen mag, der Lauf der Geschichte wurde buchstäblich von der Konstruktionsweise eines Tisches gelenkt.

Weitere Minuten waren vergangen. Die Säure im Zünder frass sich weiter durch den Sperrdraht. Stauffenberg wusste: Es war höchste Zeit sich aus dem Staub zu machen. Er entschuldigte sich mit einer gemurmelten Erklärung, dass er noch dringend telefonieren müsse. Das war nicht unüblich. In den Lagebesprechungen herrschte ein Kommen und Gehen. Und Stauffenberg hatte zudem triftige Gründe. Zum Glück fiel in dem Gedränge nicht sofort auf, dass er länger wegblieb. Er verliess das Gebäude. Er musste sich zwingen, zu gehen und nicht zu rennen. Drinnen,

im Besprechungsraum beendete Adolf Heusinger seinen Vortrag. Dann drehte sich der «Führer» nach Stauffenberg um, der den nächsten Vortrag halten sollte. Doch dieser war nirgends zu sehen.

General Buhle eilte nach draussen, um den Oberst zu holen. Plötzlich wurde der Raum von einer solch heftigen Explosion erschüttert, dass Stauffenberg, der inzwischen vielleicht zweihundert Meter entfernt war, die ohrenbetäubende Detonation deutlich hörte. Eine blaugelbe Flamme schoss empor, mehrere hochrangige Offiziere, die sich eben noch über grosse Landkarten gebeugt hatten, wurden aus der Baracke katapultiert. Eine dunkle Rauchwolke stieg auf.

Der Eichentisch war zerfetzt, Frisuren brannten, die Zimmerdecke war in grossen Brocken herabgestürzt. Mehrere Männer starben kurz darauf an ihren Verletzungen. Doch anders, als Stauffenberg glaubte, während er zum Flugplatz eilte, war Hitler nicht unter den Toten. Der «Vollstrecker des Bösen»* lebte, wenn auch im Augenblick mehr schlecht als recht. Trotz seiner Verletzungen trat er mit gestärktem Selbstbewusstsein auf. Hitlers Vertrauter Nicolaus von Below erinnerte sich an einen «lebhaften, fast frohen Gesichtsausdruck» und «ein gesteigertes Sendungsbewusstsein» Hitlers.⁸⁴² Seine Sekretärin Traudl Junge meinte, ihr Chef habe sich «aufgerichtet und straff wie lange nicht» bewegt.⁸⁴³

«Ich fasse das als eine Bestätigung des Auftrages der Vorsehung auf», meinte Hitler, «mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe.»⁸⁴⁴ Dass er dieses Inferno so relativ unbeschadet überlebt hatte, war für ihn der Beweis, dass er «die Vorsehung», wie er das immer wieder nannte, auf seiner Seite hatte. Gut, seine Trommelfelle waren geplatzt, er hatte eine starke Prellung am Ellbogen erlitten, sich Hautabschürfungen zugezogen und seine Hose war «von oben bis unten in Fäden und Fetzen aufgelöst».

So soll Hans-Bernd von Haefen Hitler gegenüber Roland Freisler bezeichnet haben; andere Quellen zitieren: «das personifizierte Böse der Weltgeschichte» oder «die Inkarnation des Bösen». Vgl. Peter Hoffmann, *Widerstand*, S. 647, 871.

Immer der Romantiker, schickte er seine zerfetzte Hose und Jacke seiner Geliebten Eva Braun in Berchtesgaden, «stolz» auf «diese Trophäe».⁸⁴⁵

Doch nachdem er Eva seine Kleider geschickt hatte, wandte er sich an das deutsche Volk, gegenüber dem seine Geliebte stets nur die zweite Geige gespielt hatte. Die Deutschen sollten wissen, dass es ihm gut ging. Der «Führer» trat vor das bereitgestellte Radiomikrofon, und nach Mitternacht hörte ganz Deutschland seine schneidende Stimme:

... Wenn ich heute zu Ihnen spreche, dann geschieht es aber besonders aus zwei Gründen: erstens, damit Sie meine Stimme hören und wissen, dass ich selbst unverletzt und gesund bin; zweitens, damit Sie aber auch das Nähere erfahren über ein Verbrechen, das in der deutschen Geschichte seinesgleichen sucht.

Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab der deutschen Wehrmachtführung auszurotten. Die Bombe, die von dem Oberst Graf von Stauffenberg gelegt wurde, kreperte zwei Meter an meiner rechten Seite. Sie hat einige mir teurer Mitarbeiter sehr schwer verletzt, einer ist gestorben. Ich selbst bin völlig unverletzt ... Der Kreis, den diese Usurpatoren darstellen, ist ein denkbar kleiner ... Es ist ein ganz kleiner Klüngel verbrecherischer Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden ... Ich darf besonders Sie, meine alten Kampfgefährten, noch einmal freudig begrüßen, dass es mir wieder vergönnt war, einem Schicksal zu entgehen, das nicht für mich Schreckliches in sich barg, sondern das den Schrecken für das deutsche Volk gebracht hätte. Ich ersehe daraus auch einen Fingerzeig der Vorsehung, dass ich mein Werk weiter fortführen muss und daher weiter fortführen werde!⁸⁴⁶

Es folgte aufrüttelnde Marschmusik, und dann sprach, mit erhobener Stimme, Reichsmarschall Hermann Göring:

STAUFFENBERGS ANSCHLAG UND HITLERS RACHE + 601

Kameraden der Luftwaffe! Ein unvorstellbarer gemeiner Mordanschlag wurde heute von einem Obersten, Graf von Stauffenberg, im Auftrage einer erbärmlichen Clique von ehemaligen Generälen, die wegen ihrer ebenso feigen wie schlechten Führung davongejagt werden mussten, gegen unseren Führer durchgeführt. Der Führer wurde wie durch ein Wunder gerettet ... Es lebe unser Führer, den der allmächtige Gott heute so sichtbar segnete!⁸⁴⁷

Ein weiterer Marsch, gefolgt von dem Oberbefehlshaber der Marine, Dönitz.-

Männer der Kriegsmarine! Heiliger Zorn und masslose Wut erfüllen uns über den verbrecherischen Anschlag, der unserem geliebten Führer das Leben kosten sollte. Die Vorsehung hat es anders gewollt. Sie hat den Führer beschirmt und beschützt und damit unser deutsches Vaterland in seiner Schicksalsstunde nicht verlassen ... Eine wahnsinnige, kleine Generalsclique ...⁸⁴⁸

Die Wahrheit war noch unbekannt und wäre wahrscheinlich auch zu hart für diese Redner gewesen: Es war keine kleine Clique, es war eine gross angelegte Verschwörung der Eliten Deutschlands, und sie existierte schon länger und war viel umfassender, als die Nazis je geglaubt hatten. Hitler war entschlossen, jede Spur von Opposition auszulöschen und aus allen verfügbaren Quellen Informationen zu erpressen. Ehefrauen, Kinder und andere Verwandte von allen an der Verschwörung Beteiligten würden gejagt, verhaftet und in KZs geschickt werden. Das Ende der Verschwörung hatte begonnen.

Es gab damals im Dritten Reich nur noch eine Kirchenzeitung. Einige Tage nach dem Attentat bot sie ihren Lesern den nächsten Propagandablumenstrauss:

Der furchtbare Tag. Während unsere todesmutigen, tapferen Armeen in schwerem Ringen um den Schutz der Heimat und um den endlichen Sieg stehen, hat eine

Handvoll vom Ehrgeiz getriebener verruchter Offiziere das furchtbare Verbrechen gewagt und einen Mordanschlag auf den Führer begangen. Der Führer wurde gerettet und dadurch unsagbares Unheil von unserem Volke ferngehalten. Dafür sind wir Gott von Herzen dankbar und erbitten mit allen unseren Gemeinden Gott um seinen Beistand und seine Hilfe für die schweren Aufgaben, die der Führer in diesen schwersten Zeiten zu tragen und zu lösen hat.⁸⁴⁹

Eine andere Zeitung äusserte sich nicht viel gnädiger gegenüber den Verschwörern. Es war die *Neu? York Times*, die schrieb, dass diejenigen, die hier versucht hatten, «das Oberhaupt des Staates und den Oberkommandierenden seiner Armee gefangenzusetzen und zu töten», etwas getan hätten, was man «normalerweise von dem Offizierskorps eines Kulturstaates» nicht erwarten sollte.⁸⁵⁰ Und Winston Churchill, der sein Bestes getan hatte, die Verschwörung verhungern zu lassen, trat jetzt ihre Leiche, – für ihn bedeutete das Attentat lediglich, dass «ein paar hochgestellte Leute im Dritten Reich sich gegenseitig umbringen».⁸⁵¹

Bonhoeffer erfährt vom missglückten Anschlag

Bonhoeffer erfuhr von dem Scheitern des Attentats und des Walküre-Umsturzes, als er am 21. Juli im Krankenrevier des Gefängnisses die Nachrichten im Radio hörte. Er wusste, was das auch für ihn bedeutete, aber selbst in dieser Situation liess er seine Gefühle nicht von den Umständen diktieren, sondern zeigte einmal mehr einen bemerkenswerten Gleichmut, wie aus seinem an diesem Tag geschriebenen Brief an Bethge hervorgeht:

Heute will ich Dir nur so einen kurzen Gruss schicken. Ich denke, Du wirst in Gedanken so oft und viel hier bei uns sein, dass Du Dich über jedes Lebenszeichen freust, auch wenn das theologische Gespräch einmal ruht. Zwar beschäfti-

gen mich die theologischen Gedanken unablässig, aber es kommen dann doch auch Stunden, in denen man sich mit den unreflektierten Lebens- und Glaubensvorgängen genügen lässt. Dann freut man sich ganz einfach an den Losungen des Tages, wie ich mich z.B. an der gestrigen und heutigen besonders freue, und man kehrt zu den schönen Paul Gerhardtliedern zurück und ist froh über diesen Besitz.⁸⁵²

Losung und Lehrtext für den 20. Juli 1944 waren: «Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse, – wir aber denken an den Namen des Herrn, unsres Gottes» (Psalm 20,8) und: «Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?» (Römer 8,31). Und für den 21. Juli: «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln» (Psalm 23,1) und: «Ich bin der gute Hirte und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich» (Johannes 10,14).

Es kann wohl kein Zweifel bestehen, dass er aus diesen Versen tiefen Trost bezog und sie als Gottes persönliche Worte an ihn in dieser dunkelsten Stunde sah. Er geht dann zu «neuen theologischen Gedanken» über:

Ich habe in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen und verstehen gelernt, – nicht ein homo religiosus⁸⁵³, sondern ein Mensch schlechthin ist der Christ, wie Jesus ... Mensch war. Nicht die platte und banale Diesseitigkeit der Aufgeklärten, der Betriebsamen, der Bequemen oder der Lasziven, sondern die tiefe Diesseitigkeit, die voller Zucht ist, und in der die Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig ist, meine ich.⁸⁵⁴

Er erwähnt in diesem Brief auch sein Buch *Nachfolge* und dass er jetzt die Gefahren in ihm sehe. Was er meint, ist, dass der Versuch, ein Leben in der strikten Nachfolge Jesu zu führen, immer auch die Versuchung in sich birgt, «religiös» im negativen Sinne zu werden, also den Glauben als Mittel zur Weltflucht und religiösen Selbstverwirklichung

zu nutzen und nicht als Impuls und Hilfe, Verantwortung in der Welt und für die Welt zu übernehmen. Bonhoeffer wörtlich:

Ich dachte, ich könnte glauben lernen, indem ich selbst so etwas wie ein heiliges Leben zu führen versuchte. Als das Ende dieses Weges schrieb ich wohl die «Nachfolge». Heute sehe ich die Gefahren dieses Buches, zu dem ich allerdings nach wie vor stehe, deutlich. Später erfuhr ich und ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine sogenannte priesterliche Gestalt.), einen Gerechten oder einen Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben, – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist *pexavoia*⁸⁵⁵, und so wird man ein Mensch, ein Christ. (Vgl. Jerem 45!). Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet? Du verstehst, was ich meine, auch wenn ich es so kurz sage. Ich bin dankbar, dass ich das habe erkennen dürfen und ich weiss, dass ich es nur auf dem Wege habe erkennen können, den ich nun einmal gegangen bin. Darum denke ich dankbar und friedlich an Vergangenes und Gegenwärtiges ...

Gott führe uns freundlich durch diese Zeiten, – aber vor allem führe er uns zu sich ...

Leb wohl, bleibe gesund und lass die Hoffnung nicht sinken, dass wir uns bald alle wiedersehen. In Treue und Dankbarkeit denkt immer an Dich

Dein Dietrich⁸⁵⁶

Im August schickte Bonhoeffer Bethge ein Gedicht. Es war ein Geburtstagsgeschenk; in einem R. S. erklärt Bonhoeffer, dass er «diese Zeilen heute Abend in ein paar Stunden» geschrieben habe und dass sie «recht roh» seien. Und am folgenden Morgen: «Ich sehe heute früh, dass ich die Verse noch einmal ganz umbauen muss. Trotzdem mögen sie im Rohbau so an Dich abgehen. Ich bin ja kein Dichter!»⁸⁵⁷ Doch er *war* Dichter, und das Gedicht ist mehr noch als ein Zeugnis seiner Theologie ein Rückblick und ein prophetischer Vorausblick auf seinen Lebensweg.

Stationen auf dem Wege zur Freiheit

Zucht.

Ziehst du aus, die Freiheit zu suchen, so lerne vor allem
Zucht der Sinne und deiner Seele, dass die Begierden
und deine Glieder dich nicht bald hierhin, bald dorthin führen.
Keusch sei dein Geist und dein Leib, gänzlich dir selbst unterworfen,
und gehorsam, das Ziel zu suchen, das ihm gesetzt ist.
Niemand erfährt das Geheimnis der Freiheit, es sei denn durch Zucht.

Tat.

Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens
nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen,
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend umfassen.

Leiden.

Wunderbare Verwandlung. Die starken tätigen Hände
sind dir gebunden. Ohnmächtig einsam siehst du das Ende

deiner Tat. Doch atmest du auf und legst das Rechte
still und getrost in stärkere Hand und gibst dich zufrieden.
Nur einen Augenblick berührtest du selig die Freiheit,
dann übergabst du sie Gott, damit er sie herrlich vollende.

Tod.

Komm nun, höchstes Fest auf dem Wege zur ewigen Freiheit,
Tod, leg nieder beschwerliche Ketten und Mauern
unsres vergänglichen Leibes und unsrer verblendeten Seele,
dass wir endlich erblicken, was hier uns zu sehen missgönnt ist.
Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden.
Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst.⁸⁵⁸

Ende Juli schickte Bonhoeffer Bethge «Ein paar Gedanken über Verschiedenes»,
an deren Ende er kommentierte:

Entschuldige bitte diese anspruchsvollen Weisheiten! Sie sind Bruchstücke aus
nicht geführten Gesprächen und insofern gehören sie zu Dir. Wenn man, wie
ich, genötigt ist, nur in Gedanken zu existieren, dann kommt man auf den al-
lerdümmsten Gedanken, nämlich seine gelegentlichen Gedanken schriftlich
festzuhalten!⁸⁵⁹

Einer dieser «Gedanken» lautet, durchaus passend: «Letzter Ernst ist nie ohne eine
Dosis Humor.» Ein anderer nimmt das Thema auf, dass es beim Christsein nicht so
sehr um das Vermeiden von Sünden geht als vielmehr um das mutige, aktive Tun
des Willens Gottes: «Das Wesentliche an der Keuschheit ist nicht ein Verzicht auf
Lust, sondern eine Gesamtausrichtung des Lebens auf ein Ziel. Wo eine solche fehlt,
verfällt die Keuschheit zwangsläufig der Lächerlichkeit. Keuschheit ist die Voraus-
setzung für klare und überlegene Gedanken.» Und der letzte ist wie eine Zusam-
menfassung der «Stationen auf dem Weg zur Freiheit»: «Auf dem Weg zur Freiheit
ist der Tod das höchste Fest.»⁸⁶⁰

Nachbeben

Zwei Tage später erfuhr Bonhoeffer, dass Canaris verhaftet worden war. Bald schon würde er Näheres über den misslungenen Anschlag hören. Werner von Haef-ten war tapfer gestorben, – er hatte sich in die Salve geworfen, die für Stauffenberg gedacht war. Stauffenberg selbst starb Augenblicke später mit dem Ruf «Es lebe das geheime Deutschland!»* Henning von Tresckow und mehrere andere Verschwörer wählten den Freitod – die meisten aus Angst, unter der Folter die Namen anderer Verschwörer preiszugeben. Vor seinem Selbstmord sprach Tresckow mit Schlabrendorff. Dieser hat uns seine Worte überliefert:

Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen. Aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben. Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und mein Unterlassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe. Wenn einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unsertwillen nicht vernichten wird. Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das

* Joachim Fest, Staatsstreich, S. 280. In der Opposition wurde vom wahren, unter der nationalsozialistischen Herrschaft nun jedoch «geheimen Deutschland» gesprochen. Es ist jedoch umstritten, was Stauffenberg genau gerufen hat. Andere Zeugen meinen «Es lebe das geheiligte Deutschland» oder «Es lebe unser heiliges Deutschland» gehört zu haben. Vgl. Peter Hoffmann, Widerstand, S. 624, 863 f.

Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.⁸⁶¹

Jeder, der auch nur weitläufig mit der Verschwörung zu tun gehabt hatte, wurde nun verhaftet und verhört. Die meisten wurden gefoltert. Am 7. und 8. August kamen die ersten Verhafteten vor den «Volksgerichtshof», dessen Vorsitz Roland Freisler hatte, den William Shirer einen «gemeinen Mann» genannt hat und «nach Heydrich wohl der finsterste und blutrünstigste Nationalsozialist».⁸⁶²

Freisler, der im Ersten Weltkrieg in russischer Gefangenschaft ein fanatischer Bolschewist geworden war, um danach ein ebenso fanatischer Nazi zu werden,⁸⁶³ war ein grosser Bewunderer der stalinistischen Schauprozesse der 1930er-Jahre und so recht ein Mann nach Hitlers Herz. Der Volksgerichtshof war 1934 von Hitler für die Verhandlung von Hochverrat und ähnlichen Vergehen geschaffen worden, – hier würden die Nazis Todesurteile über Personen fällen, die sich gegen ihre Politik geäussert hatten.

Am 8. August wurde Bonhoeffers Onkel Paul von Hase von Freisler zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tag im Gefängnis Plötzensee erhängt. Er war neunundfünfzig Jahre alt. Seine Frau wurde verhaftet, so wie die Ehefrauen und Verwandten vieler anderer Verschwörer. Am 22. August kam Hans von Dohnanyi in das KZ Sachsenhausen. Am 20. September wurde die von ihm angelegte «Skandalchronik» (s.o. Kap. 20 Ende), die auch unter dem Namen «Zossen Akten» bekannt wurde und die Brutalität der SS-«Einsatzgruppen» im Osten dokumentierte, in Zossen entdeckt – für Dohnanyi und Bonhoeffer der Super-GAU. Mit dieser Entdeckung, das wussten sie, würde alles ans Licht kommen. Das Versteckspiel war vorbei.

Doch auch der Mut der Männer, die gegen Hitlers böses Regime standen, kam jetzt ans Licht. Viele dieser gefolterten und misshandelten Männer konnten in ihren Prozessen Äusserungen für die Nachwelt machen, die Freisler und die anderen Erz-Nazis schier umgehauen haben müssen. So nannte Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin den Hochverrat gegen Hitler ein «gottverordnete[s] Gebot». Hans-Bernd von Haefthen sprach von der «weltgeschichtlichen Rolle» Hitlers als eines

«grossen Vollstreckers des Bösen». Fritz-Dietlof von der Schulenburg sagte dem Gericht: «Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, dass ich daraufhin gehängt werde, bereue meine Tat aber nicht und hoffe, dass sie ein anderer in einem glücklicheren Augenblick durchführen wird.»⁸⁶⁴ So viele der Angeklagten machten ähnliche Äusserungen, dass Hitler bald die weitere Medienberichterstattung über die Prozesse untersagte.

Maria resigniert

Bereits in den Monaten vor dem 20. Juli gab es Anzeichen, dass der Stress des Wartens und der Ungewissheit nicht spurlos an Maria von Wedemeyer vorbeiging. Die Abstände zwischen ihren Briefen an Bonhoeffer wurden grösser, und sie litt an Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, ja sogar Ohnmachtsanfällen. Ihre Schwester Ruth-Alice kommentiert: «Manches deutet auf eine Krise hin, in die sie geraten war.»⁸⁶⁵ Ihre Verwandten bemerkten, dass sie nach jedem Besuch in Tegel einen «verzweifelten» Eindruck machte, als ob sie ahnte, dass Dietrichs (und damit ihre) Lage sich nicht weiter verbessern würde. Im Juni schrieb sie ihm einen Brief über ihre Situation als Verlobtenpaar. Er ist verloren gegangen, aber Bonhoeffers Antwortbrief vom 27. Juni gibt uns eine Vorstellung davon, was in Maria vorging:

Meine innigstgeliebte, gute Maria!

Hab Dank für Deinen Brief! Er hat mich nicht traurig gemacht, garnicht, sondern froh, unendlich froh, weil ich weiss, dass wir so nicht zueinander sprechen würden, wenn wir uns nicht sehr lieb hätten, viel lieber als wir es beide heute noch wissen ... nichts von dem, was Du schreibst, hat mich überrascht oder erschreckt. Ich hatte es mir alles ungefähr so gedacht. Wie sollte ich denn auch meinen, dass Du mich,

nachdem wir uns kaum gesehen haben, überhaupt lieben kannst und wie musste ich nicht über den kleinsten Funken glücklich und froh sein? ...

Du plagst Dich manchmal in Gedanken an mich? Ach, liebste, liebste Maria, kann es Dir denn nicht genügen zu wissen, dass ich durch Dich froh und glücklich geworden bin, froher und glücklicher als ich noch je in meinem Leben zu werden hoffte. Kann es Dir, wenn Du an Deiner Liebe zu mir irrewirst, denn nicht genug sein, dass ich Dich so liebe, wie Du bist und dass ich nichts, garnichts von Dir will, kein Opfer, garnichts, als Dich selbst? Nur eins will ich nicht, dass Du unglücklich bist und wirst, weil Dir etwas fehlt, weil ich Dir nicht bin, was Du an mir suchst. Du glaubtest am Pfingstmontag, «nicht mehr weiter zu können». Ja, sag mir, kannst Du denn ohne mich weiter? und wenn Du meinst es zu können, kannst Du es immer noch, wenn Du weisst, dass ich ohne Dich nicht weiter kann? Nein, das ist alles ganz unmöglich. Quäle Dich nicht, liebste Maria. Ich weiss, wie Dir zumute ist und es kann alles garnicht anders sein. Alles andere wäre nicht wahr, nicht echt. Aber so wie wir sind, so gehören wir doch zusammen und bleiben zusammen und ich lasse Dich nicht von mir, ich halte Dich ganz fest, dass Du weisst, dass wir zusammengehören und bleiben müssen...

Ich danke Dir ganz besonders für das, was Du mir über die Jahre schreibst, von denen ich Dir erzählt habe.⁸⁶⁶ Als ich solange nichts von Dir hörte, fürchtete ich, Du könntest darüber erschrocken sein, aber geglaubt habe ich es imgrunde doch nicht. Und in dem, was Du sagst, höre ich nocheinmal dasselbe Ja, das Du mir am 13. Januar 1943 geschrieben, und dieses Ja ist es, an dem ich festhalte, und wenn ich einmal lange auf einen Brief warten muss, dann höre ich es immer und immer wieder und werde darüber beschämt und glücklich, dieses: Ja, Ja, Ja!–

Und nun willst Du also eine Zeitlang nicht reisen. Liebste Maria, wenn es Dich zu sehr anstrengt, ist es ganz selbstverständlich, dass das so richtig ist. Aber sieh mal, gibt es für uns eigentlich jetzt etwas Wichtigeres in unserem Le-

ben als dass wir uns sehen und immer wieder sehen? Legen wir nicht vielleicht etwas gewaltsam zwischen uns, wenn wir freiwillig darauf verzichten? ...

Lass mich ganz offen sein. Wir wissen nicht, wie oft wir uns in unserem Leben überhaupt noch sehen, – so sind nun einmal die Zeiten. Es ist mir ein sehr belastender Gedanke, dass wir uns später einmal Selbstvorwürfe machen müssten über etwas, was nicht mehr gut zu machen ist. Gewiss gibt es äussere Hindernisse absoluter Art, Krankheit, Reiseverbote. Aber sieh mal, innere Hindernisse, so stark sie im Augenblick auch zu sein scheinen, können einen später einmal nie von Selbstvorwürfen entlasten....

Verlobte gehören zusammen und erst recht, wenn einer in der Lage ist, in der ich mich gegenwärtig befinde. Dass ich Dir damit Opfer, Entbehrungen, Mühen sondergleichen zumute, liebste Maria, wer weiss das besser als ich? Und was täte ich lieber als Dir dies alles zu ersparen! Wie gern würde ich auf die Freuden, die so ein Besuch in meine Einsamkeit bringt, verzichten. Aber ich habe das starke Gefühl, dass ich das um unser beider, um unserer künftigen Ehe willen nicht darf. Ich muss diese Opfer von Dir annehmen, – und ich kann sie Dir durch nichts vergelten –, um unserer Liebe zueinander willen. Dass Du nicht kommen darfst, wenn Du krank bist, wenn es Dich körperlich überanstrengt, das ist ja so ganz klar! Aber die seelischen Schwierigkeiten *müssen* wir *gemeinsam* überwinden! ...

Ich habe Dir ganz offen geschrieben, wie ich denke. Nichts von allem Vergangenen macht mir Kummer. Aber für die Zukunft sind nur wir beide verantwortlich und da muss alles klar, gerade und natürlich zugehen, nicht wahr? Und vor allen Dingen müssen wir unser ganzes Leben unter den einen Gesichtspunkt stellen, dass wir zusammengehören, und danach handeln. –

Es ist nicht leicht, dass wir dies alles brieflich miteinander reden müssen, – aber es ist Gottes Wille. Die Zeit darf uns einfach nicht zu lang werden. Es gibt

über Gottes Willen und unsere Unterwerfung unter ihn einfach keine Diskussion. Ich will gewiss nicht bemitleidet sein, so wenig wie Du es willst, aber ich will, dass Du mit mir wartest und geduldig bist, je länger es dauert, desto mehr. – Und nun sei nicht traurig. Sag mir, was Du denkst und handele, wie Du musst. Sei aber immer gewiss, dass Dich sehr liebhat und liebbehält

Dein Dietrich⁸⁶⁷

Dieser Brief datiert vom 27. Juni; am selben Tag erhielt Maria Sprecherlaubnis, vielleicht so überraschend für Bonhoeffer, dass sein Brief schon unterwegs war. Darum wissen wir nicht, ob ihn Bonhoeffer vor oder nach Marias Besuch verfasste. Bonhoeffer schrieb ihr erneut am 13. August:

Meine liebste Maria!

Es dauert jetzt immer lange, bis die Briefe von einem zum andern kommen ... So habe ich in fast 6 Wochen nur einen Brief von Dir bekommen, und leider teilten mir die Eltern bei der letzten Sprecherlaubnis dasselbe von Dir mit. Aber, weisst Du, unsere Briefe sind ja ohnehin nur ein so schwaches Zeichen unserer Zusammengehörigkeit, dass das Beste immer in Gedanken und Gebeten geschehen muss. Und das tut es auch, ob Briefe kommen oder ausbleiben, nicht wahr? Nun hast Du also Deine Arbeit in Berlin aufgenommen.* Angestrengte Arbeit wird schon seit Jahrhunderten als die beste Medizin gegen Kummer und Sorgen gepriesen. Manche mögen das Wohltuende der Arbeit darin sehen, dass sie alles Persönliche betäubt. Ich glaube aber, die Hauptsache ist, dass rechte Arbeit selbstlos macht und dass der Mensch, dessen Herz voller Wünsche und Sorgen ist, nach solcher Selbstlosigkeit im Dienste anderer Menschen Verlangen hat. Und so wünsche ich Dir von Herzen, liebste Maria, dass Deine neue Arbeit Dir diese Wohltat erweist und dass Du gerade in den besonderen Schwierigkeiten

* Gemeint ist wahrscheinlich Marias Einsatz beim Roten Kreuz.

auch eine besondere innere Befreiung empfindest. Allerdings glaube ich, dass bei Deiner natürlichen und ererbten Aktivität, um nicht zu sagen Arbeitswut, Dir nicht so leicht eine Aufgabe zu schwer werden wird. Du glaubst nicht, als was für eine Befreiung ich es empfinden würde, endlich einmal wieder nicht nur für mich allein, sondern für andere arbeiten zu können. Trotzdem bin ich täglich dankbar dafür, dass ich mich in meine Bücher versenken und dabei viel neues lernen kann, und dass ich mir immer wieder einige Gedanken und Zusammenhänge aufschreiben kann, die ich für meine Arbeit brauche. Mit viel Freude habe ich wieder die Gabriele v. Bülow-Humboldt* gelesen, – sie war kurz nach ihrer Verlobung 3 Jahre lang von ihrem Bräutigam getrennt! Was für ein Mass von Geduld, von Stillehalten, was für einen grossen «Spannungsbogen» hatten die Menschen damals. Jeder Brief dauerte über 6 Wochen. Sie lernten es, was uns die Technik abgenommen hatte, einander täglich Gott zu befehlen und ihm zu vertrauen. Nun lernen auch wir es wieder und wir wollen dankbar dafür sein, so schwer es auch ist.

Meine geliebte Maria, lass uns nie an dem irre werden, was uns widerfährt; es kommt alles aus guten, guten Händen. Am 22.** werde ich sehr zu Dir hindenken. Vater ist bei Gott. Er ist uns nur ein paar Schritte voraus. Lass uns mit frohem Herzen an ihn und an Max denken, und darum bitten, dass Mutter immer so getröstet bleibt, wie sie es die vergangenen zwei Jahre war. Leb wohl, geliebte Maria, Gott behüte uns alle!

Von ganzem treuem Herzen immer
Dein Dietrich⁸⁶⁸

* Gabriele von Bülow-Humboldt (1802-1887) war die Tochter des Gelehrten Wilhelm Freiherr von Humboldt und Ehefrau des preussischen Staatsmannes Heinrich von Bülow (1791-1846).

** Der Todestag von Marias Vater.

Nach diesem Brief teilten Bonhoeffers Eltern ihm mit, dass Maria beschlossen hatte, zu ihnen zu ziehen, um ihnen in ihrem Haus zu helfen. Offiziell war sie jetzt die Sekretärin von Dr. Bonhoeffer, dessen Büro im ersten Stock lag. Dietrich schrieb ihr:

Meine innigstgeliebte Maria!

Nun hast Du also ganz von Dir aus und ohne dass ich Dich noch einmal darum gebeten habe, den grossen Entschluss gefasst hierher zu kommen und bei den Eltern zu helfen. Ich weiss garnicht, wie ich Dir meine Freude darüber beschreiben soll. Als die Eltern es mir erzählten, wollte ich es erst garnicht glauben und noch heute verstehe ich nicht ganz, wie es überhaupt dazu kam und möglich wurde ... Ich hatte gerade schon angefangen, mich darauf einzustellen, dass Du wieder zum Roten Kreuz einberufen würdest und wir uns lange Zeit nicht wiedersehen würden. Nun ist das alles ganz anders geworden und ist mir ein sehr grosses Geschenk. Zwar werde ich nun bei Alarmen mich um Dich sorgen müssen, aber dafür weiss ich Dich sonst täglich und stündlich in der Nähe. Wie gut ist das! Wie gut ist Dein Entschluss! Ich danke Dir sehr dafür! ...

Und dann eine sehr grosse Bitte: hilf der Mama über die allzuvielen Sorgen, die sie sich immer wieder macht, hinwegzukommen und sei darin bitte sehr geduldig, liebste Maria! Damit tust Du mir die allergrösste Wohltat. Vielleicht schickt Dich der liebe Gott gerade darum zu ihr, weil sie jetzt eine sehr gute Schwiegertochter braucht, und je mehr Du Mama kennenlernen wirst, desto mehr wirst Du spüren, dass sie eigentlich garnichts für sich selbst (vielleicht *zu wenig!*), sondern alles für die anderen will, tut und denkt. Lass uns Gott bitten, dass es Dir gelingt. Und dann – werde ich Dich bald wieder sehen!! Geliebteste Maria, wir müssen noch einmal alle Kraft zusammennehmen zur Geduld. Lass uns nicht kleinmütig werden! Gott hat es so gemacht, dass das Herz eines Men-

schen stärker ist als alle irdischen Gewalten. Leb wohl. Du liebste Maria, hab Dank für alles, alles!

Es umarmt Dich und küsst Dich innig

Dein Dietrich⁸⁶⁹

Fluchtpläne

Im September beschloss Bonhoeffer, aus dem Gefängnis Tegel zu flüchten. Seine Bewegungsfreiheit innerhalb der Haftanstalt war erstaunlich gross und die Flucht lag schon lange im Bereich des durchaus Möglichen. Aus verschiedenen Gründen hatte er sie bisher nicht genutzt. Jetzt aber hatte sich die Lage geändert; die Hoffnungstüren, die ein Bleiben nahegelegt hatten, hatten sich geschlossen. Fast alle, die für die Verschwörung tätig gewesen waren, waren verhaftet worden. Es war vorbei. Die Nazis hatten mehr als genug Beweise für die Verschwörung, und in brutalen Verhören würden sie weitere Informationen erpressen. Hitler ordnete nur deswegen nicht die sofortige Hinrichtung aller Beteiligten an, weil er so viele Informationen wie möglich haben wollte. Er musste jeden Namen und jedes Detail dieser Ungeheuerlichkeiten erfahren, die da all die Jahre hinter seinem Rücken betrieben worden waren. Wenn es für Bonhoeffer je an der Zeit war zu fliehen, dann jetzt. Der Krieg würde bald vorbei sein, und wenn es den Deutschen nicht gelungen war, Hitler zu töten, würden die Alliierten ihnen diese Arbeit bald abnehmen.

Bonhoeffers engster Freund unter den Wärtern, Unteroffizier Knobloch, bot sich als Fluchthelfer an.⁸⁷⁰ Bonhoeffers Familie musste Monteurkleider in Dietrichs Grösse sowie Lebensmittelkarten und Geld besorgen und zu Knoblochs Wohnung, einige Kilometer östlich von Tegel, bringen. Knobloch deponierte das Ganze in einer Schrebergartenlaube. Hier würden er und Bonhoeffer sich nach der gelungenen Flucht verstecken. Für die Flucht würde Bonhoeffer die Monteurkleidung anziehen und am Ende von Knoblochs Schicht

zusammen mit diesem durch das Gefängnistor hinausspazieren. Das grösste Fragezeichen war, ob es Bonhoeffer gelingen würde, unterzutauchen und das Land zu verlassen, bevor man ihn fasste.

Am 24. September, einem Sonntag, fuhren Bonhoeffers Schwester Ursula, ihr Mann, Rüdiger, und ihre Tochter Renate zu Knoblochs Haus und händigten ihm das Paket mit den Fluchtutensilien aus. Beinahe alles war vorbereitet. Doch noch mussten Einzelheiten der Flucht ins Ausland geklärt werden.

Die unerwarteten Ereignisse des kommenden Wochenendes liessen Bonhoeffer die Fluchtpläne endgültig zu den Akten legen. Am Samstag, dem 30. September, sah Klaus Bonhoeffer, als er nach Feierabend nach Hause ging, dass vor seinem Haus ein schwarzes Auto parkte. Wenn dies nicht ein Gestapowagen war ... Er machte auf dem Absatz kehrt. Seine Frau, Emmi, war gerade in Schleswig-Holstein, um die Kinder zu besuchen, die wegen der Bombenangriffe dorthin evakuiert worden waren. Klaus ging in die Marienburger Allee zu seiner Schwester Ursula Schleicher, wo er übernachtete. Er dachte an Selbstmord. Es gelang Ursula, ihm dies auszureden, was sie später, nachdem er dann verhaftet, gefoltert und zum Tode verurteilt worden war, bereute.

Die Schlinge zog sich täglich fester zu. An demselben Samstag, als Klaus Asyl bei seiner Schwester suchte, stand plötzlich die Frau des mittlerweile erhängten Paul von Hase, die aus der Haft entlassen war, vor der Tür. Ihre anderen Verwandten hatten sich geweigert, sie aufzunehmen, weil ihr Mann als Verschwörer verurteilt worden war.

Ebenfalls an diesem Samstagabend kam Knobloch, um die Details von Dietrichs Flucht aus Deutschland zu besprechen, – es ging um falsche Pässe und Kontakte ins schwedische Ausland. Doch Ursula und Rüdiger beschäftigte im Moment vorrangig die drohende Verhaftung von Klaus. Sie baten Knobloch, Bonhoeffer zuerst einmal darüber zu informieren.

Am folgenden Sonntagmorgen kam die Gestapo und führte Klaus ab. Am Montag erschien Knobloch erneut bei den Schleichers und sagte ihnen, dass Bonhoeffer den Fluchtplan aufgegeben habe. Eine Flucht hätte nun für seine Verwandten, vor

allem für Klaus, alles nur noch schlimmer gemacht, und die Gestapo würde keine Skrupel haben, sich auch seine Eltern oder Maria vorzuknöpfen. Dazu kam es dann doch nicht, aber am Mittwoch tauchten erneut Gestapobeamte in der Marienburger Allee auf und verhafteten Rüdiger. Jetzt sassen ein Bruder Dietrichs und zwei seiner Schwäger in Haft.

Und dann, am Sonntag, den 8. Oktober, nach 18 Monaten Haft in Tegel wurde Bonhoeffer plötzlich heimlich, still und leise in das Gefängnis des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Strasse verlegt. Jetzt war er ein direkter Gefangener der Gestapo.

Im Gestapogefängnis

Bonhoeffers vier Monate in dem Gestapogefängnis waren mit Tegel nicht zu vergleichen. Die Zellen lagen im Keller. Bonhoeffers Zelle war knapp zweieinhalb mal eineinhalb Meter gross. Tageslicht war nicht vorgesehen. Es gab keinen Hof, in dem man Ausgang hatte, keinen Vogelgesang und keine freundlichen Wärter. Admiral Canaris sprach von «dieser Hölle».⁸⁷¹ Ebenfalls in dem Gefängnis befanden sich Carl Goerdeler, Josef Müller, General Oster, Karl Sack (der Chefrichter des Heeres) und Marias Vetter Fabian von Schlabrendorff. So wie es aussah, waren jetzt alle hinter Gittern, die für die Verschwörung gearbeitet hatten und noch nicht hingerichtet worden waren. Selbst Eberhard Bethge war verhaftet worden, sass allerdings nicht in der Prinz-Albrecht-Strasse ein.

Bei seinem ersten Verhör drohte man Bonhoeffer mit Folter und deutete an, dass das Schicksal seiner Eltern, der übrigen Verwandten und seiner Verlobten von seinem Geständnis abhinge. Unter der Dusche konnte er heimlich mit Schlabrendorff sprechen, dem er die Verhöre als «widerlich» beschrieb.⁸⁷² Wir haben keinen Grund zu der Annahme, dass Bonhoeffer tatsächlich gefoltert wurde, doch sein Bruder Klaus und viele andere wurden körperlich misshandelt. In seinem Buch *Offiziere gegen Hitler* be-

schreibt Schlabrendorff, was er selbst erleiden musste. Als es so aussah, als ob Schlabrendorff freikommen könnte, bat Bonhoeffer ihn, anschliessend seinen Vater aufzusuchen und diesen zu bitten, bei Himmler vorstellig zu werden. Doch Schlabrendorff kam nicht frei.⁸⁷³

Dohnanyi erging es weitaus schlechter. Während eines Luftangriffs der Alliierten im November 1943 erlitt er einen Schlaganfall und konnte nicht mehr richtig sprechen. Seine Gesichtsmuskeln waren gelähmt. Die Nazis nahmen keine Rücksicht darauf. Sie wussten: Er war einer der Köpfe der Verschwörung. Sie waren bereit, alles zu tun, um Informationen aus ihm zu erpressen. Um das zu verhindern, infizierte sich Dohnanyi im Mai 1944 selbst mit Diphtheriebazillen, was zu weiteren Lähmungserscheinungen führte.⁸⁷⁴

In einem Brief an Maria vom 21. November 1943 hatte Bonhoeffer geschrieben:

Bei Stifter heisst es einmal sehr schön: «der Schmerz ist der heiligste Engel, der den Menschen Schätze zeigt, die sonst ewig in der Tiefe verborgen gewesen wären, durch ihn sind die Menschen grösser geworden als durch alle Freuden der Welt». Es ist wohl so – und ich sage es hier in meiner Lage auch immer wieder – der Schmerz des Entbehrens, – der oft bis ins Physische hinein spürbar ist; soll da sein und wir sollen und brauchen ihn uns nicht wegzudisputieren, aber er will doch auch jedesmal wieder überwunden sein, und so gibt es doch noch einen heiligeren Engel als den Schmerz, das ist die Freude an Gott.⁸⁷⁵

Jetzt konnte Bonhoeffer Maria nicht mehr schreiben. Etliche Male begab sie sich zu dem Gefängnis und hoffte auf eine Besuchserlaubnis. Jedes Mal wurde sie ihr versagt.

Dennoch war Kommissar Franz-Xaver Sonderegger von Marias Auftreten beeindruckt und übergab ihr bei drei Gelegenheiten – entgegen aller Vorschriften – Briefe von Bonhoeffer. Den ersten schrieb Bonhoeffer zu Weihnachten an Maria selbst:

19.12.1944

Meine liebste Maria!

Ich bin so froh, dass ich Dir zu Weihnachten schreiben kann^y und durch Dich auch die Eltern und Geschwister grüssen und Euch danken kann. Es werden sehr stille Tage in unsern Häusern sein. Aber ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, je stiller es um mich herum geworden ist, desto deutlicher habe ich die Verbindung mit Euch gespürt. Es ist, als ob die Seele in der Einsamkeit Organe ausbildet, die wir im Alltag kaum kennen. So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du, die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid mir immer ganz gegenwärtig. Eure Gebete und guten Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor. Es ist ein grosses unsichtbares Reich, in dem man lebt und an dessen Realität man keinen Zweifel hat. Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heisst: «zweie die mich decken, zweie, die mich wecken», so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder. Du darfst also nicht denken, ich sei unglücklich. Was heisst denn glücklich und unglücklich? Es hängt ja so wenig von den Umständen ab, sondern eigentlich nur von dem, was im Menschen vorgeht. Ich bin jeden Tag froh, dass ich Dich, Euch habe und das macht mich glücklich froh. –

Das Aussere ist hier kaum anders als in Tegel, der Tageslauf derselbe, das Mittagessen wesentlich besser, Frühstück und Abendbrot etwas knapper. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir gebracht habt. Die Behandlung ist gut und korrekt. Es ist gut geheizt. Nur die Bewegung fehlt mir, so schaffe ich sie mir bei offenem Fenster in der Zelle mit Turnen und Gehen ... Ich bin froh, dass ich rauchen darf! Dass Ihr alles für mich denkt und tut, was ihr könnt, dafür danke ich Euch; das zu wissen ist für mich das Wichtigste. –

Es sind nun fast 2 Jahre, dass wir aufeinander warten, liebste Maria. Werde nicht mutlos! Ich bin froh, dass Du bei den Eltern bist. Grüsse Deine Mutter und das ganze Haus sehr von mir. Hier noch ein paar Verse, die mir in den letzten Abenden einfelen. Sie sind der Weihnachtsgruss für Dich und die Eltern und Geschwister.

1. Von guten Mächten treu und still umgeben
behütet und getröstet wunderbar, –
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr;
2. noch will das alte unsre Herzen quälen
noch drückt uns böser Tage schwere Last,
Ach Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen
das Heil, für das Du uns geschaffen hast.
3. Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren,
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand.
4. Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann woll'n wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört Dir unser Leben ganz.
5. Lass warm und hell die Kerzen heute flammen
die Du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen!
Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.

6. Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet
so lass uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all Deiner Kinder hohen Lobgesang.

7. Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen,
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Sei mit Eltern und Geschwistern in grosser Liebe und Dankbarkeit
gegrüsst.

Es umarmt Dich
Dein Dietrich⁸⁷⁶

Das Lied «Von guten Mächten ...» ist in deutschen Gesangbüchern längst zu einem Klassiker geworden.

Ab diesem Zeitpunkt werden die Informationen, die wir über Bonhoeffer haben, spärlich. Das meiste, was wir über seine vier Monate in dem Gestapogefängnis wissen, verdanken wir seinem Mitgefangenen Fabian von Schlabrendorff. Hier Auszüge aus seinem Bericht in dem Buch *Begegnungen mit Dietrich Bonhoeffer*:

Ich vermag nicht zu leugnen, dass mich ein Schrecken ergriff, als ich Dietrich Bonhoeffers ansichtig wurde. Aber ein Blick auf seine aufrechte Gestalt, ein Blick in seine Ruhe und Gelassenheit ausstrahlenden Augen beruhigte und belehrte mich, dass er mich erkannt hatte, ohne dass die ihm eigene Sicherheit ihn verlassen hätte ... Schon am folgenden Morgen konnte ich ihn für einen kurzen Augenblick sprechen, als wir zusammen in dem für mehrere Personen

eingerrichteten Waschraum zusammentrafen, obwohl normalerweise die Einhaltung des für die Gefangenen bestehenden Sprechverbotes scharf überwacht wurde. Wir kannten uns schon längere Zeit vor Beginn des Krieges und waren später noch stärker verbunden worden durch die Tatsache, dass Dietrich Bonhoeffer sich mit meiner Kusine Maria von Wedemeyer verlobt hatte. – Dietrich Bonhoeffer gab mir sofort zu verstehen, dass er gewillt sei, allen Versuchen der Gestapo zum Trotz Widerstand zu leisten und nichts von dem zu offenbaren, was geheimzuhalten uns das Schicksal unserer Mitkämpfer zur Pflicht machte. Wenige Tage später wurde Dietrich Bonhoeffer von Zelle 19 nach Zelle 24 verlegt. Dadurch wurde er mein Zellennachbar. Das gab uns die Möglichkeit, jeden Tag miteinander in Verbindung zu treten und uns, wenn auch nur kurz, zu unterhalten. So eilten wir beide morgens beim Waschen gemeinsam in eine Nische des Waschraums, wo Duschgelegenheiten vorhanden waren, von denen wir trotz der Kälte des Wassers eifrig Gebrauch machten, konnten wir uns doch auf diese Weise der Aufsicht unserer Wächter entziehen und einen kurzen Gedankenaustausch pflegen. Gegen Abend wurden wir noch einmal zum Duschen geführt. Hierbei blieben die Zellentüren solange geöffnet, bis alle Gefangenen unseres Flures zurückgekehrt waren. In dieser Zeit standen wir an unseren Zellentüren und unterhielten uns eifrig durch die Spalte in den Türangeln der uns trennenden Zellentür. Schliesslich sahen wir uns bei den täglichen und allnächtlichen Luftalarmen und benutzten auch hier jede Gelegenheit zum Austausch unserer Gedanken und Erlebnisse. Nur wer selbst längere Zeit in strenger Einzelhaft gesessen hat, kann ermessen, was diese Möglichkeit der Unterhaltung für uns in den langen Monaten bedeutet hat. Dietrich Bonhoeffer berichtete mir von seinen Vernehmungen ... Kein Zweifel, dass seine edle und reine Seele schwer zu leiden hatte. Aber er liess sich äusserlich nichts anmerken. Immer war er guter Laune, immer gleichbleibend freundlich und gegen jedermann zuvor-

kommend, so dass er zu meinem eigenen Erstaunen binnen kurzer Frist seine nicht immer von Menschenfreundlichkeit erfüllten Wächter psychisch kaptiviert hatte. In dem Verhältnis zwischen uns war bezeichnend, dass er eher immer der Hoffnungsvolle war, während ich zuweilen unter Depressionen litt. Immer war er es, der einem Mut und Hoffnung zusprach, der nicht müde wurde zu wiederholen, dass nur der Kampf verloren ist, den man selbst verloren gibt. Wieviel Zettel hat er mir zugesteckt, auf denen der Bibel entnommene Worte des Trostes und der Zuversicht von seiner Hand geschrieben waren. Auch seine eigene Lage schilderte er optimistisch. Wiederholt sagte er mir, die Gestapo sei seinen wesentlichen Dingen nicht auf der Spur. Seine Bekanntschaft mit Goerdeler habe er bagatellisieren können. Auch sein Zusammenhang mit Perels, dem Justitiar der Bekennenden Kirche in Berlin, sei keine übergrosse Belastung. Was aber seine Auslandsreisen angehe und seine Zusammenkünfte mit englischen Kirchenführern, so gehe die Gestapo bisher an dem Kernpunkt vorbei. Nähme die Untersuchung keinen schnelleren Fortgang, so könnten bis zur endgültigen Durchführung noch Jahre vergehen. Er sei hoffnungsvoll, ja er gab sogar der Vermutung Ausdruck, dass er ohne Verfahren aus der Haft entlassen werden würde, wenn sich jemand von Einfluss fände, der den Mut hätte, sich bei der Gestapo für ihn zu verwenden. Auch seine Beziehung zu seinem Schwager, dem Reichsgerichtsrat von Dohnanyi, glaubte er einleuchtend und ohne Belastung für ihn dargestellt zu haben. Als Dohnanyi ebenfalls in das Gefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse eingeliefert wurde, gelang es Dietrich Bonhoeffer sogar, sich mit seinem Schwager zu verständigen. Dieser lag an beiden Beinen gelähmt auf einer Tragbahre in seiner Zelle, als wir nach einem Luftalarm aus unserem Betonbunker zurückkehrten. Plötzlich sprang Dietrich Bonhoeffer mit einer Behendigkeit, die ihm niemand zugetraut hätte, in die offene Zelle seines Schwagers. Wie durch ein Wunder sah es keiner der Wächter. Dietrich Bonhoeffer gelang auch der

schwierigere Teil seiner Aufgabe, wieder unentdeckt aus der Zelle Dohnanyis herauszukommen und sich in den Zug der Gefangenen einzugliedern. Noch an demselben Abend erzählte er mir, er habe mit Dohnanyi alles Wesentliche über ihre weitere Aussage verabredet. Nur einmal meinte er, es sei eine kleine Verschlechterung eingetreten, man habe ihm mit der Verhaftung seiner Braut, seiner alten Eltern und seiner Schwestern gedroht, wenn er nicht mehr aussage. Da habe er den Augenblick für gekommen erachtet, offen zu bekennen, dass er ein Feind des Nationalsozialismus sei. Diese seine Haltung gründete sich auf seiner im Christentum wurzelnden Überzeugung. In der Sache selbst hielt er mir gegenüber die Ansicht aufrecht, dass es für eine Anklage wegen Hochverrats an allen Beweisen fehle.

Wie es einer solchen Zellennachbarschaft im Gefängnis entspricht, teilten wir auch in allen persönlichen und menschlichen Dingen Freud' und Leid. Die wenigen Sachen, die wir hatten und die uns von unseren Angehörigen ins Gefängnis gebracht werden durften, tauschten wir aus, wie es das gegenseitige Bedürfnis verlangte. Mit strahlenden Augen erzählte er mir von den Briefen seiner Braut und seiner Eltern, von deren Liebe er sich auch im Gefängnis der Gestapo umhegt und umsorgt fühlte. Wenn er am Mittwoch jeder Woche sein Wäschepaket ausgehändigt erhielt, dem auch Zigarren, Apfel oder Brot hinzugefügt waren, so unterliess er es nie, mir noch am selben Abend in einem unbeobachteten Augenblick davon abzugeben, • voll Fröhlichkeit, dass es auch im Gefängnis noch die Möglichkeit gebe, mitzuteilen und dem Nächsten zu helfen.

Als am 3. Februar 1945 vormittags ein Bombenangriff die City von Berlin in einen Schutthaufen verwandelte, brannten auch die Gebäude des Reichssicherheits-Hauptamtes aus. Wir standen eng aneinandergepresst in unserem Luftschutzraum, als eine Bombe mit gewaltigem Krach den Bunker traf. Einen



Eberhard Bethge und Dietrich Bonhoeffer im Sommer 1938, Sammelvikariat, Gross-Schlönwitz

Karl Barth (links) im Gespräch



Martin Niemöller (links) und Otto Dibelius (rechts) mit Bischof George Bell von Chichester (Mitte), vor einem englisch-deutschen Gottesdienst in der Berliner Marienkirche am 27. Oktober 1946



1. September 1939. Stunden nach dem Angriff auf Polen spricht der «Führer» vor dem Reichstag: «Sie kennen die endlosen Versuche, die ich zu einer friedlichen Verständigung über das Problem Österreich unternahm und später über das Problem Sudetenland, Böhmen und Mähren. Es war alles vergeblich. Meine Friedensliebe und meine endlose Langmut soll man nicht mit Schwäche oder gar Feigheit verwechseln! ... von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.» Am gleichen Tag liefen sich im OKW Hans Bernd Gisevius und Admiral Canaris über den Weg. Canaris sagte zu Gisevius: «Das ist das Ende Deutschlands.»



Gedenktafel am Berliner Opernplatz, auf dem sich am 10. Mai 1933 gegen Mitternacht 30'000 Menschen versammelten, um die Bücher «undeutscher» Autoren zu verbrennen und Goebbels Tiraden gegen den «jüdischen Intellektualismus» zu lauschen. Links auf der Tafel ein Zitat von Heinrich Heine: «Das war ein Vorspiel nur. Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.»



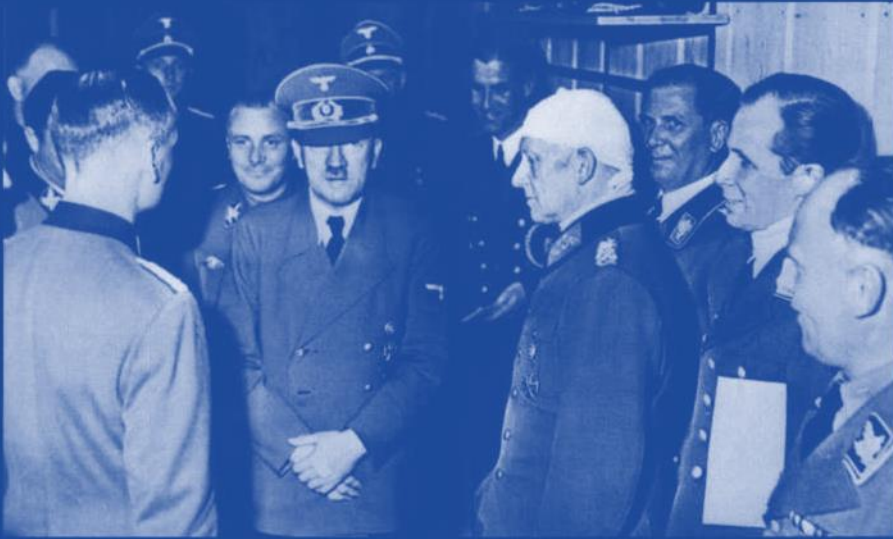
Heinrich Himmler (1900-1945), der ehemalige Landwirt, der Chef der SS wurde



Reinhard Heydrich (1904-1942), Chef der Gestapo, arbeitete eng mit Himmler zusammen.



Hinteransicht der Gedenkstätte »Haus der Wannsee-Konferenz« (aufgenommen 2009). Hier fand im Januar 1942 unter Vorsitz von Heydrich die berühmte Konferenz über die »Endlösung der Judenfrage« statt. Heute beherbergt das Gebäude ein Holocaust-Museum.



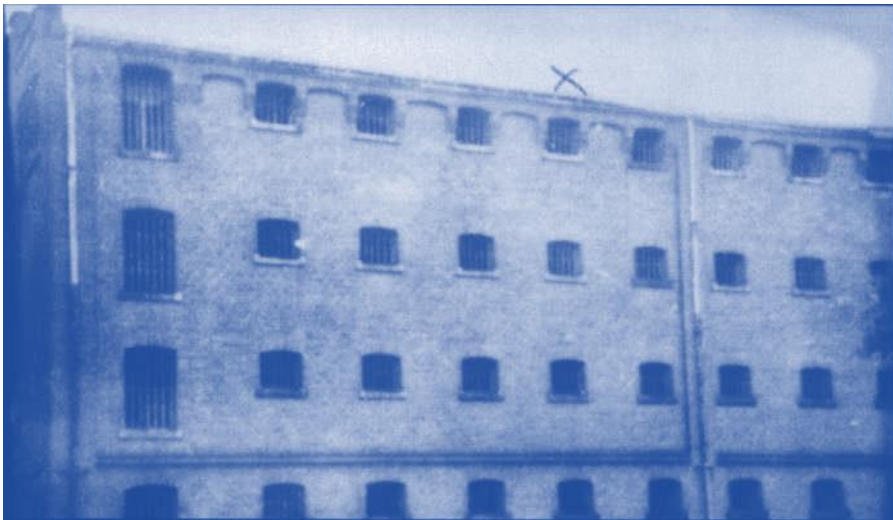
20. Juli 1944, in der Wolfsschanze (Ostpreußen). Wenige Stunden nach Stauffenbergs Attentat tritt Hitler zusammen mit Martin Bormann (links), Alfred Jodl und anderen vor die Kamera.



Etwas später, am gleichen Tag: Hitler begrüsst Goebbels. Er sah darin, dass er dem Attentat entgangen war, «einen Fingerzeig der Vorsehung» und eine Bestätigung seines Werkes.



Carl Goerdeler, der frühere Oberbürgermeister von Leipzig, vor dem «Volksgerichtshof» unter Richter Roland Freisler, der ihn wegen seiner Rolle in der Verschwörung gegen Hitler zum Tode verurteilte. Freisler verhängte auch über Dietrichs Bruder Klaus und seinen Schwager Rüdiger Schleicher die Todesstrafe.



Das Militärgefängnis Tegel, in dem Bonhoeffer achtzehn Monate inhaftiert war, bevor er in das Gestapogefängnis in der Prinz-Albrecht-Strasse verlegt wurde. Das «x» markiert seine erste Zelle. Er wurde später in Zelle 92 im dritten Geschoss verlegt.

Aufg. I/2499

Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Falle
gelassen und heiter und fest
wie ein Spathew aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Betrachtern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
glanzlos, lächelnd und stolz
wie einer, der Siegen gelohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere um mich sagen?

Oder bin ich nur das, was ich selbst um mich weiß?
Anständig, schamlos, krank wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, es wüßte mir einer die Welt
hinaus nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach festen Worten, nach menschlicher Nähe,

Das Manuskript zu Bonhoeffers Gedicht «Wer bin ich?», das er in Tegel schrieb

WER BIN ICH ?

Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft, ich träte aus meiner Zelle gelassen und heiter und fest, wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft, ich spräche mit meinen Bewachern frei und freundlich und klar, als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch, ich trüge die Tage des Unglücks gleichmütig, lächelnd und stolz, wie einer, der Siegen gewohnt ist.

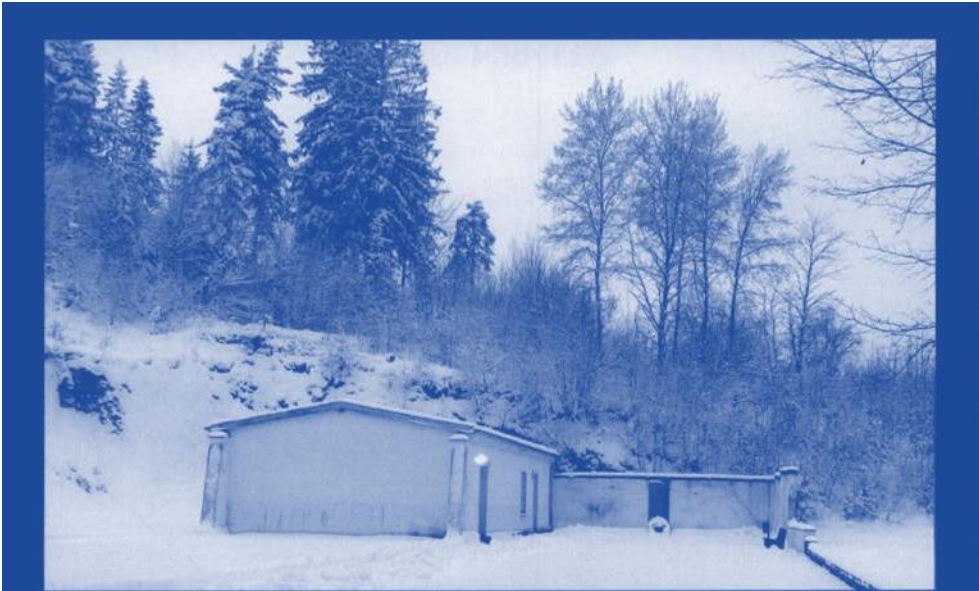
Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen? oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiss? unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Kässg, ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle, hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen, dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe, zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung, ungetrieben vom Warten auf grosse Dinge, ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne, müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen, matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?

Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling? Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer, das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott. Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!



Reste des Konzentrationslagers Flossenbürg, in dem Bonhoeffer im Morgenrauen des 9. April 1945 zusammen mit Wilhelm Canaris, Ludwig Gehre, Hans Oster und anderen hingerichtet wurde. Der Text auf der Gedenktafel lautet: «Im Widerstand gegen Diktatur und Terror gaben ihr Leben für Freiheit, Recht und Menschenwürde ...» (es folgen die Namen). Von seinem Mitgefangenen Payne Best hatte Bonhoeffer sich mit den Worten verabschiedet: «Dies ist das Ende - für mich der Beginn des Lebens.»

Augenblick schien es, als ob der Bunker zerbersten und die Decke auf uns herniederprasseln wollte. Der Bunker schwankte wie ein im Sturm hin- und hergeworfenes Schiff, aber er hielt. In diesem Augenblick zeigte Dietrich Bonhoeffer, was in ihm steckte. Er blieb vollkommen ruhig, verzog keine Miene, sondern stand unbeweglich und gelassen da, als ob nichts passiert wäre.

Am 7. Februar 1945 sprach ich ihn morgens das letzte Mal. Am gleichen Tage gegen Mittag wurde seine Zellennummer neben anderen aufgerufen. Die Gefangenen wurden in zwei Transporte geteilt. Sein Transport ging nach Buchenwald, dem Konzentrationslager bei Weimar.⁸⁷⁷

«Der Lump ist tot!»

Die ersten Februartage des Jahres 1945 waren, gelinde gesagt, ereignisreich. Der Krieg näherte sich seinem Ende, doch das Unrecht und die Grausamkeit des Hitler-Regimes gingen unbeirrt weiter. Am 2. Februar verkündete Roland Freisler im Volksgerichtshof das Todesurteil über Klaus Bonhoeffer und Rüdiger Schleicher. Am 3. Februar sollte Fabian von Schlabrendorff an die Reihe kommen, doch an diesem Tag warfen fast tausend B-17 («Fliegende Festungen») der *American Eighth Air Force* dreitausend Tonnen Bomben über der Millionenmetropole Berlin ab. «Zwei Stunden lang», so Bethge, «folgte Staffel auf Staffel am strahlend blauen Winterhimmel und verwandelte das Stadtgebiet vom Tiergarten ostwärts in eine Wüstenei von Rauch und Asche.»⁸⁷⁸ Die amerikanischen Bomben trafen auch das Gestapogefängnis, in dem Bonhoeffer einsass – so schwer, dass klar wurde, dass er und die meisten anderen Gefangenen verlegt werden mussten.

Auch der Volksgerichtshof wurde getroffen. In einem jener Augenblicke, für die das Wort *Schadenfreude* erfunden worden zu sein scheint, wurde Freisler von einem herabstürzenden Balken getroffen und vor ein höheres, ihm weniger vertrautes Gericht katapultiert – ein Ereignis, das Schlabrendorffs ei-

genen Abgang von dieser Welt um Jahrzehnte verzögern sollte (er starb erst 1980). Doch der 3. Februar sollte noch merkwürdiger werden.

Während die amerikanischen Bomben auf den Volksgerichtshof regneten, hielt sich Rüdiger Schleichers Bruder, Dr. Rolf Schleicher, seines Zeichens Oberstabsarzt in Stuttgart, im unterirdischen S-Bahnhof am Potsdamer Platz auf. Er war nach Berlin gekommen, um ein Gnadengesuch für seinen Bruder Rüdiger einzureichen. Doch niemand durfte während des Angriffs den Bahnhof verlassen. Als Dr. Schleicher endlich nach oben gelassen wurde und den brennenden Volksgerichtshof erreichte, wurde er angehalten. Man erkannte ihn an seiner Stabsarztuniform und holte ihn in den Hof des Gebäudes, um einer prominenten Person, die bei dem Luftangriff verletzt worden war, Erste Hilfe zu leisten. Dr. Schleicher sah, dass er für den Verletzten nichts mehr tun konnte, – er war bereits tot. Doch er sah noch mehr: Der Tote war niemand anderes als Roland Freisler, dessen schneidende Stimme erst einen Tag zuvor seinen Bruder erst verhöhnt und dann zum Tode verurteilt hatte.

Man bat Dr. Schleicher, einen Totenschein auszustellen. Er bestand darauf, zuerst zu Otto Georg Thierack, dem Reichsjustizminister, geführt zu werden. Dieser, der sich bestürzt über das «merkwürdige Zusammentreffen» zeigte, sagte Schleicher zu, die Vollstreckung des Todesurteils über Rüdiger aufzuschieben und nach Eingang des Gnadengesuchs zu prüfen. Als Dr. Schleicher Stunden später im Haus seines Bruders in der Marienburger Allee eintraf, begrüßte er die Anwesenden mit den triumphierenden Worten: «Der Lump ist tot!»⁸⁷⁹

Ins KZ Buchenwald

Am Mittag des 7. Februar 1945 mussten Bonhoeffer und eine Reihe weiterer prominenter Häftlinge ihre Zellen verlassen und bei zwei Wagen warten, die sie in die KZs Buchenwald und Flossenbürg bringen würden. Es waren insgesamt zwanzig

Männer, Schlüsselfiguren in der Verschwörung gegen Hitler und Prominente, die bei den Nazis in Ungnade gefallen waren – eine wahrhaft illustre Gesellschaft.

Zu ihnen zählten der frühere österreichische Bundeskanzler, Kurt von Schuschnigg, der seit 1941 im KZ Sachsenhausen gefangen gehalten wurde. Dann Hjalmar Schacht, der frühere Reichsbankchef, der Hitler geholfen hatte, an die Macht zu kommen, und später vergeblich gegen die Geister gekämpft hatte, die er einst gerufen. Schacht hatte sich von den Judenpogromen der «Reichskristallnacht» 1938 distanziert und nach seiner Entlassung als Reichsbankpräsident Kontakte zum Widerstand geknüpft. Wie so viele andere, war er nach dem Stauffenberg-Attentat festgenommen worden. Jetzt stand er zusammen mit Admiral Canaris, Generalmajor Oster und dem Chefrichter des Heeres, Karl Sack, und wartete auf die Abfahrt. (Zwei Monate später sollte Bonhoeffer in Flossenbürg zu diesen dreien stossen.) Mit ihnen zusammen wurden auch Generaloberst Halder, General Thomas sowie Osters Mitarbeiter Theodor Strünck zu einem noch unbekanntem Ziel gebracht.

Vor dem zweiten Wagen hielt sich eine andere Gruppe von Häftlingen auf. Zu ihr gehörten General von Falkenhausen, der ehemalige Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, Korvettenkapitän Franz Liedig, der unter Canaris gearbeitet hatte, Ludwig Gehre (ebenfalls bei der Abwehr unter Canaris), Gottfried Graf von Bismarck (ein Enkel Otto von Bismarcks) und der fast zweiundsiebzigjährige Werner von Alvensleben, der 1934 den Führereid verweigert hatte und seitdem bei den Nazis als *persona non grata* galt. Hier standen auch Dr. Hermann Pünder, ein katholischer Politiker, der vor dem Nazi Hans-Heinrich Lammers Chef der Reichskanzlei gewesen war, und Dr. Josef Müller. Müller hatte allen Misshandlungen durch die Gestapo standgehalten und es war seinen Verhörern nicht gelungen, ihm die gewünschten Informationen zu entlocken. S. Payne Best hat ihn in seinem Buch *The Venlo Incident* als einen der tapfersten und entschlossensten Menschen, die man sich vorstellen kann, beschrieben.

Und hier stand schliesslich auch Dietrich Bonhoeffer, der gerade in einer Gestapozelle seinen neunundreissigsten Geburtstag gefeiert hatte und jetzt zum ersten

Mal nach vier Monaten das freie Tageslicht sah. Für die meisten anderen war es noch viel länger her, und wo auch immer sie hingebracht würden, sich in dieser erlauchten Gesellschaft unter freiem Himmel wiederzufinden und zum Teil alte Freunde wiederzutreffen, hob die Stimmung beträchtlich. Es war allen klar: Der Krieg ging zu Ende, Hitler war erledigt. Ob die Anwesenden dies noch erleben würden, war allerdings eine andere Geschichte.

Als es Zeit war, in die Wagen zu steigen, legte man Bonhoeffer und Müller Handschellen an. Bonhoeffer protestierte vergeblich. Müller, der viel Schlimmeres hinter sich hatte, ermutigte seinen Freund und Bruder mit folgenden Worten: «Lass uns getrost als Christen an den Galgen gehen!»⁸⁸⁰ Nun war Bonhoeffer, ähnlich wie der Apostel Paulus, der als Gefangener des Kaisers seinen Glauben bezeugt hatte, ein Botschafter in Ketten, vor dem eine lange Reise lag: dreihundert Kilometer Richtung Süden, nach Buchenwald.

30. KAPITEL

BUCHENWALD

Seine Seele leuchtete tatsächlich in der finsternen Verzweiflung unseres Gefängnisses ... [Bonhoeffer] habe früher immer Angst gehabt, dass er nicht stark genug sei, solch eine Prüfung zu bestehen, aber jetzt wisse er, dass es im Leben nichts gebe, vor dem man je Angst haben müsse.

S. PAYNE BEST, IN EINEM BRIEF AN SABINE

Mitgefangene in Buchenwald

Buchenwald war ein Todeszentrum der Nazis. Das Konzentrationslager war zwar kein ausdrückliches Vernichtungslager wie beispielsweise Auschwitz-Birkenau, in dem die nicht als «arbeitsfähig» eingestuft Gefangenen sofort nach ihrer Ankunft umgebracht wurden. Dennoch kamen hier vor der Befreiung durch die Amerikaner im April 1945 etwa sechshunderttausend Menschen um – durch Zwangsarbeit, Erschiessung, Erhängen oder medizinische Experimente. Buchenwald war nicht nur ein Ort, an dem Menschen starben, sondern ein Ort, an dem der Tod regelrechte Orgien feierte.

So wie Friedrich von Bodelschwinghs Bethel eine Verkörperung des Evangeliums des Lebens war, wo man die Schwachen liebte und pflegte, waren Buchenwald und ähnliche Lager im Dritten Reich Verkörperungen des satanischen Weltbildes der SS, wo das Schwache drangsaliert und zertrampelt wurde.

Noch an den Getöteten wollte man sich bereichern: Ab September 1940 erging deswegen die Anweisung, den Leichen noch vor ihrer Einäscherung die Goldzähne

zu entfernen. Lebende Häftlinge wurden kaltblütig als medizinische Versuchskaninchen missbraucht und starben bei den unmenschlichen Experimenten. Die lebensverachtende Einstellung der Nazis wurde vom berühmten Lagerkommandanten Karl Koch auf die Spitze getrieben: Er soll seiner Frau Ilse eine Lampe aus tätowierter Menschenhaut mit einem Ständer aus menschlichen Fuss- und Schienbeinknochen als «Partygeschenk» gemacht haben.⁸⁸¹ Bonhoeffer hatte durch Dohnanyi von vielen Gräueln der Nazis gehört; den meisten Menschen in Deutschland waren sie jedoch vor Kriegsende unbekannt. Als Emmi Bonhoeffer Nachbarinnen erzählte, dass in einigen KZs das Fett von Insassen zur Seifenherstellung verwendet wurde, hielten sie dies für antideutsche Propaganda und wollten ihr nicht glauben.

Bonhoeffer verbrachte acht Wochen in Buchenwald. Er war nicht in dem eigentlichen Lager, sondern ausserhalb, in dem feuchtkalten provisorischen Gefängniskeller eines gelben Gebäudes, in dem die Wächter des KZs wohnten. Es war vier oder fünf Stockwerke hoch, und der Keller hatte früher als Militärgefängnis der SS gedient. Jetzt würde er prominente Gefangene beherbergen, insgesamt siebzehn in zwölf Zellen.

Die auf der einen Seite des Kellers gelegenen Zellen 1 bis 4 und 6 bis 8 waren sehr klein, – die auf der gleichen Seite gelegene Zelle 5 war etwa doppelt so gross wie die anderen. Auf der anderen Kellerseite waren die Zellen 9 bis 12, von denen jede so gross war wie Zelle 5. Zwischen den beiden Zellenreihen verliefen der Länge nach zwei Ziegelwände mit Durchbrüchen, was insgesamt drei parallele Korridore ergab: je einen Zugangskorridor zu jeder der Zellenreihen und einen Zentralkorridor, durch den man zum Kellerausgang gelangte.

Wir besitzen für diese Zeit keine Briefe Bonhoeffers. Doch einer seiner Mithäftlinge, Captain Sigismund Payne Best, hatte für den britischen *Secret Service* (Geheimdienst) gearbeitet. Über die Jahre in deutscher Gefangenschaft hat er ein Buch unter dem Namen *The Venlo Incident* veröffentlicht und das meiste von dem, was wir über die letzten zwei Monate im Leben Bonhoeffers wissen, stammt von Best. Der Captain traf am 24. Februar 1945 zusammen mit drei weiteren Gefangenen in

Buchenwald ein. Diese waren Hugh Falconer (ein britischer Offizier), Wassili Korin (ein sowjetischer Luftwaffenoffizier und Neffe von Stalins Protégé Molotow) und General Friedrich von Rabenau, der mit in Bonhoeffers Zelle kam.

Der sechzigjährige Rabenau, der die Heeresarchive aufgebaut und geleitet hatte, war ein Christ, dessen Glaube ihn schon früh zu einem Hitler-Gegner gemacht hatte. 1937 war er einer der Unterzeichner der Protesterklärung gegen Rosenbergs Kampf- und Hetzschrift «Protestantische Rompilger: Der Verrat an Luther» gewesen.

In dieser Schrift forderte Rosenberg die Loslösung des deutschen Volkes vom Christentum und bezeichnete die Botschaft von Sünde und Gnade als «Lehre von der Minderwertigkeit». Das löste in der Bekennenden Kirche einen Sturm der Entzündung aus. Im gleichen Jahr erschien eine öffentliche Erwiderung mit dem Titel «Die Erklärung der 96 evangelischen Kirchenführer gegen Alfred Rosenberg».

Mitte 1942 in den vorzeitigen Ruhestand versetzt, verbrachte Rabenau die nächsten beiden Jahre damit, wie einst Bonhoeffer, an der Universität Berlin seinen Doktor in evangelischer Theologie zu machen. Er war auch im Widerstand gegen Hitler aktiv, unter anderem als Verbindungsmann zwischen Beck und Goerdeler, und verfasste eine lange, von Fachleuten gelobte Biografie über den 1936 verstorbenen deutschen Generaloberst Hans von Seeckt, die Bonhoeffer gelesen hatte. Von Pünder, der in der Nachbarzelle einsass, wissen wir, dass Rabenau in Buchenwald die Arbeit an seiner Autobiografie fortsetzte.

Wahrscheinlich schrieb auch Bonhoeffer an einer Arbeit, jedoch ist davon nichts erhalten geblieben. Ebenfalls von Pünder wissen wir, dass Rabenau und Bonhoeffer stundenlange theologische Gespräche führten, bei denen Pünder gerne zuhörte. Die beiden konnten sogar Bonhoeffers Hobby, dem Schachspielen, nachgehen, weil ihnen Payne Best ein Spiel zugesteckt hatte.

Best beschrieb seine Erlebnisse und charakterisierte sich selbst in dem Buch *Venlo Incident*. Der «Venlo-Zwischenfall» ereignete sich 1940 und lieferte dem

Buch seinen Titel.* Obwohl es kein Roman ist, stellt Best sich in ihm als eine Mischung aus Oberst Nicholson aus *Die Brücke am Kwai*, dem englischen Komiker Terry Thomas und Baron von Münchhausen dar. Best hielt sich für mehr als einen gewöhnlichen Sterblichen, aber er konnte sich auch selbst auf den Arm nehmen. In seinem Buch berichtet er unter anderem, wie eine Frau ihn einmal beschrieb:

Als besonders bemerkenswert muss Mr Best erwähnt werden, der Secret Service-Mann, der 1940 aus Holland «gestohlen» wurde. Er entspricht der bekannten internationalen Karikatur des Engländers. Sehr gross und hager, durch die Abmagerung sogar etwas gebückt, mit hohlen, ledernen Wangen, vorstehenden Zähnen, Monokel, Flanellhosen, kariierter Jacke und – Zigarette. Ständig mit seinem grossen falschen Pferdegebiss lächelnd und jene Mischung aus Diskretion und Verlässlichkeit ausstrahlend, die einen sofort Vertrauen fassen lässt.⁸⁸²

Best kommentiert diese Beschreibung so: «Ein schönes Bild, das ich akzeptiere, ja das mir schmeichelt, besonders da die Zähne nicht meine eigenen waren, sondern ein Werk des Zahnarztes in Sachsenhausen, der möglicherweise seine Kunst dazu benutzt hat, mein Aussehen seiner Vorstellung von einem Engländer weiter anzugleichen.»⁸⁸³

Bonhoeffers letzte Tage durch das Komiker-Monokel von Captain Sigismund Payne Best zu betrachten, mag gewöhnungsbedürftig sein, aber Bests nicht klein zu kriegende gute Laune lässt das graue Bild manchmal etwas heller erscheinen.

* Sigismund Payne Best lebte nach dem Ersten Weltkrieg als britischer Geschäftsmann in den Niederlanden, wo er gleichzeitig intensiv für den britischen *Secret Service* tätig war. 1939 konnten deutsche Geheimagenten, die sich als Wehrmachtsoffiziere ausgaben, die Hitler beseitigen wollten, ihn in Kontakte verwickeln und schliesslich bei Venlo (nahe der deutschen Grenze) nach Deutschland entführen.

(Man muss ihm zugutehalten, dass seine sechs Jahre in Sachsenhausen seinen Hang zum schwarzen Humor wahrscheinlich verstärkt haben.)

Ebenfalls in dem Keller waren der frühere deutsche Gesandte in Spanien, Dr. Erich Heberlein, und seine Gattin Margot. Best beschreibt die beiden: «Von den beiden Heberleins war die graue Stute ohne Zweifel das bessere Pferd. Eine Mischung aus irischem und spanischem Blut muss einfach etwas von der besonders lebendigen, nicht ganz alltäglichen Sorte hervorbringen ... sie war für ihre Bewacher eine genauso grosse Plage wie zwei britische Gefangene, was etwas heissen will. Ihr Mann? Charmant, ein Diplomat der alten Schule, mit untadeligem Benehmen und der angeschlagenen Verdauung seiner Klasse.»⁸⁸⁴

Josef Müllers Zellengenosse, Hauptmann Gehre, war laut Best ein «hagerer, dunkelhaariger, gutaussehender Mann um die dreissig.»⁸⁸⁵ In Wirklichkeit war Gehre fünfzig. Nach dem Stauffenberg-Debakel war die Gestapo ihm auf den Fersen. Er und seine Frau beschlossen, in den Freitod zu gehen. Er erschoss sie und wendete die Waffe dann gegen sich, schoss sich aber nur ein Auge aus. Die Gestapo verhaftete, verhörte und folterte ihn. Er würde zusammen mit Bonhoeffer, Canaris, Oster und Sack am 9. April in Flossenbürg sterben.

Werner von Alvensleben sass in Zelle 4 ein, zusammen mit Oberst von Petersdorff. Petersdorff war im Ersten Weltkrieg sechsmal verwundet worden, – Best nennt ihn «einen wilden, verwegenen Typ», der von Anfang an gegen Hitler gewesen sei. Er war am 3. Februar 1945 in dem Gefängnis an der Lehrerstrasse inhaftiert, als amerikanische Bomben seine Zelle trafen und ihn unter Trümmern begruben. Er hatte Verletzungen an Lunge und Nieren davongetragen, aber keine ärztliche Behandlung erhalten, und war jetzt sehr krank. Sein Zellengenosse Alvensleben war typisch für viele andere nach dem 20. Juli Verhaftete: Er war mit mehreren der Verschwörer befreundet gewesen – mehr nicht. Tausende waren wegen dieses «Verbrechens» gefangen genommen worden. Jeder Blutsverwandte fiel sowieso automatisch unter die «Sippenhaft»; es kam vor, dass Kleinkinder ihren Eltern weggenommen und nie mehr gesehen wurden.

Ein weiterer der siebzehn Gefangenen war Dr. Hoepner, der Bruder von General Erich Hoepner, einer zentralen Figur in der Verschwörung vom 20. Juli, der als einer der Ersten in Plötzensee erhängt wurde. (Hitler hatte das gruselige Spektakel extra für sich filmen lassen.) Best beschreibt Dr. Hoepner als «den einzigen Mann, der mir während meiner Gefangenschaft begegnete, der ein erbärmlicher Feigling war».

Payne Bests Zelle lag direkt neben der Hoepners, und Best hatte oft heftige Wortgefechte mit den Wächtern. Er war nach sechs Jahren ein kleiner Experte im Umgang mit KZ-Wächtern geworden, und es schien für ihn eine Art Sport zu sein, ihnen keinen Fingerbreit nachzugeben. Hoepner, der diese Szenen mithörte, «bekam solches Nervenflattern, dass er auf dem Fussboden seiner Zelle zusammenbrach». Zweimal musste deswegen sogar der Arzt kommen.⁸⁸⁶

Man muss es Hoepner zugute halten, dass Buchenwald ein wahrhaft brutaler Ort war, wie selbst der unerschütterliche Best zugeben musste: «Dieser Monat ist höllisch gewesen und hat mich mehr Kraft gekostet als meine ganze bisherige Gefangenschaft. Habe echte Zweifel, ob ich je wieder nach Hause komme. Wahrscheinlich werden sie mich mit einer Pistolenkugel töten, wenn unsere Truppen zu nahe kommen. Die einzige Hoffnung besteht darin, dass sie Luftlandtruppen senden. Die Deutschen behaupten, dass wir sie zerstören wollen und sehen keinen Grund, uns, die wir in ihrer Macht sind, zu schonen – das ist hart.»⁸⁸⁷

In Zelle 5, einer der grösseren Zellen, befand sich General von Falkenhausen, für Best «einer der grossartigsten Männer, die mir je begegnet sind». Im Ersten Weltkrieg hatte er den Orden *Pour le Mérite* erhalten, den höchsten preussischen Verdienstorden. Laut Schuschnigg trug Falkenhausen auch im KZ den Orden auf der Brust. In der nächsten Zelle war der britische Luftwaffenmajor Hugh Falconer, danach kam Kokorin. Müller und Gehre teilten sich die Zelle 8.

Die weiteren Insassen dieses kleinen Gefängnisses waren ganz anders als die übrigen. Zunächst war da eine Frau, die in Berichten meist nur als «Heidi» auftaucht. Die Schauspielerin und Kabarettistin Isa Vermehren, die ebenfalls in Bu-

chenwald war, beschreibt sie folgendermassen: «Eine undefinierbare, äusserst unangenehme junge Dame, deren richtigen Namen, Nationalität oder Sprache keiner herausfinden konnte. Sie galt als Spionin, und die grosse Frage war, ob sie nur für die Gestapo spioniert hatte oder clever genug gewesen war, ihrer edlen Beschäftigung für zwei Seiten gleichzeitig nachzugehen.»⁸⁸⁸

Best beschreibt sie als «kleines, gedrungenes blondes Mädchen Anfang zwanzig, das sich mit einer anderen Figur gut als Modell für eine junge Germania geeignet hätte», aber «immer eines unserer Probleme darstellte». Heidi war in dem Sachsenhausener Bordell in Pension gewesen, wo sie «ein Gutteil der Sprache und Manieren ihrer Gastgeberinnen aufgeschnappt» hatte. Nur Kokorin war von ihr angehtan.

Unter Teufeln in Weiss

Doch die mit Abstand merkwürdigsten Figuren in den letzten beiden Monaten von Bonhoeffers Leben waren Dr. Waldemar Höven und Dr. Sigmund Rascher, zwei der übelsten Exemplare in der Verbrechergalerie des Dritten Reiches.

Als Bonhoeffer in Buchenwald ankam, war Hoven noch ein Gefangener, doch etwa drei Wochen später wurde er auf freien Fuss gesetzt. Unter Hovens Regie als Lagerarzt von Buchenwald waren zahlreiche Insassen (manche krank, andere gesund) getötet worden. Hoven war auch ein Geliebter der berüchtigt grausamen Ilse Koch, der Frau des Lagerkommandanten.

Wegen einer Korruptionsaffäre in Buchenwald war Hoven einst im September 1943 verhaftet worden. Nun war er selbst KZ-Gefangener. Doch dann wurde er wegen des Ärztemangels begnadigt. 1950 gab der Zeuge Josef Ackermann, späterer Senator in München, vor Gericht zu Protokoll, wie er vom Lagerarzt Hoven einen besonders abscheuerregenden Auftrag für Lagerkommandant Koch erhalten habe. Arthur Lee Smith berichtet von Ackermanns Aussage:

... er habe eine Lampe mit einem Schirm aus tätowierter Menschenhaut («man konnte darauf die Brustwarzen sehen») überbracht; der Lampenfuss sei aus einem menschlichen Fuss und Schienbein konstruiert gewesen. Der Anlass sei eine Geburtstagsparty in der Villa Koch gewesen. Ackermann, der zur damaligen Zeit als Sekretär bei Doktor Hoven arbeitete, habe den Auftrag erhalten, die Lampe zur Villa Koch zu bringen. Er teilte mit, einer der Partygäste habe ihm anschliessend erzählt, die Lampe sei ein Riesenerfolg gewesen.⁸⁸⁹

Der sechsunddreissigjährige Rascher trat im Februar die Nachfolge Hovens als Gefangener an. Er war ebenfalls Arzt und hatte sich zusammen mit seiner Frau auch ausserhalb des KZs einiger Verbrechen schuldig gemacht. Als Gefangener wurde er nach Buchenwald eingeliefert. Best begegnete ihm eines Morgens in den Toiletten, – er beschreibt ihn als «kleinen Mann mit rötlichem Schnurrbart» und als «komischen Kauz, möglicherweise der komischste Typ, der mir je begegnet ist».

Sigmund Rascher erzählte Best, dass er «den Bau der Gaskammern geplant und beaufsichtigt hatte und für die Benutzung von Häftlingen als Versuchskaninchen in der medizinischen Forschung verantwortlich zeichnete».⁸⁹⁰ Best schreibt weiter:

Er schien darin absolut nichts Böses zu sehen und betrachtete es rein unter dem Gesichtspunkt der Zweckdienlichkeit. Zu den Gaskammern bemerkte er, dass es Himmler, der ein sehr gutherziger Mann sei, ein grosses Anliegen sei, dass die Gefangenen mit einem Minimum an Angst und Leiden vernichtet würden. Man habe sich die grösste Mühe gegeben, die Gaskammern so zu gestalten, dass ihr Zweck von aussen nicht ersichtlich sei, und den Zustrom des tödlichen Gases so zu regulieren, dass die Patienten rasch einschliefen, ohne zu merken, dass sie nie mehr aufwachen würden. Leider, so Rascher, sei es immer noch nicht hundertprozentig gelungen, das Problem der unterschiedlich

grossen Widerstandskraft der verschiedenen Menschen gegen die Wirkung der Giftgase zu lösen, sodass es immer einige gäbe, die länger als andere am Leben blieben und erkennen würden, wo sie waren und was da passierte. Rascher sagte, die grösste Schwierigkeit sei die grosse Zahl der zu Tötenden, die es unmöglich mache, eine Überfüllung der Gaskammern zu vermeiden, was wiederum sehr hinderlich für die Bemühungen sei, zu einer gleichmässigen und gleichzeitigen Todesrate zu kommen.⁸⁹¹

Rascher war mit Himmler persönlich befreundet gewesen und hatte die Versuchstation der Luftwaffe im Konzentrationslager Dachau geleitet. Die berüchtigten Versuche sollten aufklären, was mit Piloten beim Sturzflug aus mehr als zehntausend Metern Höhe passiert.⁸⁹² Er schrieb darauf an Heinrich Himmler:

Hochverehrter Reichsführer!

Für Ihre herzlichen Glückwünsche und Blumen zur Geburt meines, zweiten Sohnes danke ich Ihnen ergebenst! Es ist auch diesmal wieder ein kräftiger Junge, obwohl er 3 Wochen zu früh kam. Ein Bildchen von beiden Kindern darf ich Ihnen gelegentlich zusenden ...

Zur Zeit bin ich nach München zum Luftgaukommando VII kommandiert für einen ärztlichen Auswahlkurs. Während dieses Kurses, bei dem die Höhenflugforschung eine sehr grosse Rolle spielt – bedingt durch die etwas grössere Gipfelhöhe der englischen Jagdflugzeuge –, wurde mit grossem Bedauern erwähnt, dass leider noch keinerlei Versuche mit Menschenmaterial bei uns angestellt werden konnten, da die Versuche sehr gefährlich sind und sich freiwillig keiner dazu hergibt ... Daher stelle ich die ernste Frage: ob zwei oder drei Berufsverbrecher für diese Experimente zur Verfügung gestellt werden können? ... Die Versuche, bei denen selbstverständlich die Versuchspersonen sterben können, würden unter meiner Mitarbeit vor sich gehen. Sie sind absolut wichtig für die Höhenflugforschung und lassen sich nicht, wie bisher ver-

sucht, an Affen durchführen, da der Affe vollständig andere Versuchsverhältnisse bietet. Ich habe mit dem Vertreter des Luftflottenarztes, der diese Versuche durchführt, absolut vertraulich in diesbezüglicher Richtung gesprochen und dieser ist ebenfalls der Meinung, dass die in Frage kommenden Probleme nur auf dem Wege des Menschenversuches geklärt werden können. (Es können als Versuchsmaterial auch Schwachsinnige Verwendung finden.)⁸⁹³

Himmler kam Raschers Ersuchen bereitwillig nach. Ein österreichischer Lagerin-sasse hat eines der Experimente beschrieben:

Ich habe persönlich durch das Beobachtungsfenster der Unterdruckkammer zugesehen, in der Häftlinge im Vakuum aushalten mussten, bis ihre Lungen rissen ... Sie wurden wahnsinnig und rissen sich die Haare aus, im Bemühen, sich von dem Druck zu befreien. Sie zerkratzten mit den Fingernägeln Kopf und Gesicht; im Wahnsinn versuchten sie sich zu verstümmeln. Um den Druck von ihrem Trommelfell zu beseitigen, schrien sie und hämmerten mit Fäusten und Kopf gegen die Wand. Diese Fälle endeten gewöhnlich mit dem Tod der Versuchsperson.⁸⁹⁴

Etwa zweihundert Häftlinge mussten so leiden, bis die «Versuchsreihe» beendet war. Siebzig bis achtzig starben an den Folgen. Die Übrigen mussten im KZ bleiben, nur einer ist entlassen worden, dem dann jedoch bei der SS ein schlimmes Schicksal blühte.⁸⁹⁵ Man wollte wohl vermeiden, dass sie ihre Erlebnisse öffentlich machen konnten.

Rascher wurde hoch gelobt. Schon bald hatte er eine neue Idee: Es sollte die Reaktion bei extrem niedrigen Temperaturen untersucht werden. Dazu ein weiterer Zeugenbericht aus den Nürnberger Prozessen:

Es wurde zuerst ein Versuch gemacht, und zwar wurde der Häftling abends nackt auf eine Bahre vor den Block gestellt. Er wurde mit einem Leintuch zu-

gedeckt, jedoch stündlich mit einem Kübel kalten Wassers übergossen. Diese Versuchsperson lag bis gegen morgens unter diesen Umständen im Freien. Die Temperatur wurde ... mit dem Thermometer gemessen.

Später sagte Dr. Rascher, es wäre verkehrt, den Betreffenden mit einem Leintuch zuzudecken und mit Wasser zu überschütten ... In Zukunft dürfe die Versuchsperson nicht mehr zugedeckt werden.⁸⁹⁶

Rascher hätte seine Experimente lieber in Auschwitz durchgeführt, «da es dort kälter ist und durch die Grösse des Geländes im Lager selbst weniger Aufsehen erregt wird. (Die Versuchspersonen brüllen, wenn sie frieren.)» Er musste sie dann doch in Dachau fortsetzen und konnte Himmler berichten, dass «in Dachau Gottseidank auch nochmal starkes Frostwetter eintrat. Einzelne Leute waren 14 Stunden bei minus 6 Grad im Freien, erreichten eine Innentemperatur von 25 Grad mit peripheren Erfrierungen ...»,⁸⁹⁷

Eine andere Testmethode bestand darin, die «Versuchspersonen» in Bassins mit Eiswasser zu stecken. Bei den Nürnberger Prozessen berichtete ein Häftling, der Rascher hatte assistieren müssen, dass, während die Opfer langsam erfroren, ihre Temperatur, Herztätigkeit und Atmung regelmässig gemessen wurden. Anfangs erlaubte Rascher nicht, die Versuche unter Narkose durchzuführen. «Die Versuchspersonen haben aber dermassen geschrien, dass es unmöglich war für Rascher, diese Versuche ohne Narkose weiterzuführen.»⁸⁹⁸

Mehrere Luftwaffenärzte, die von diesen Experimenten hörten, legten aus religiösen Gründen Protest ein. Himmler war über ihre Einwände wütend und beschloss, sie dadurch zu umgehen, dass er Rascher der SS überstellte, wo man keine christlichen Skrupel kannte.⁸⁹⁹ Als Kritik an Rascher laut wurde, deckte Himmler diesen und verteidigte die teuflischen Grausamkeiten: die Kritiker seien «Hoch- und Landesverräter», die zuliessen, dass «tapfere deutsche Soldaten an den Folgen dieser Unterkühlung» stürben.⁹⁰⁰ In einem Brief an den Staatssekretär im Luftfahrt-

ministerium, Generalfeldmarschall Erhard Milch,⁹⁰¹ argumentiert er ausserdem, dass es sich ja um Asoziale und Verbrecher handele, – zu diesen «Verbrechen» zählte auch die sogenannte «Rassenschande», die darin bestand, als «Nichtarier» sexuelle Beziehungen zu einer deutschen Frau zu pflegen.*

Rascher führte vierhundert solcher «Kälteversuche» an insgesamt dreihundert Personen durch. Ein Drittel von ihnen erfror, die Übrigen wurden vergast oder erschossen.

In Buchenwald hatten die Wächter ihre prominenten Gefangenen so zu behandeln, dass sie vernehmungsfähig waren. Mittags bekamen sie Suppe und abends «Brot, Fett und Marmelade».⁹⁰² Zur Bewegung durften sie täglich eine halbe Stunde auf dem Mittelgang in dem Keller auf- und abgehen. Eigentlich durften die siebzehn Gefangenen keinen Kontakt miteinander pflegen, sodass jeder diese halbe Stunde Bewegung allein oder allenfalls mit seinem Zellengenossen hätte machen müssen. Doch dies wurde den Wächtern, die lieber in ihrem gut geheizten Wachraum blieben, bald zu mühsam, sodass sie die Häftlinge schliesslich in Gruppen von sechs oder mehr in den Korridor liessen, was viele Gelegenheiten zu Kontakten ergab.

Zuerst hatte jeder Häftling oder (dort, wo die Zellen von zwei Personen belegt waren) jedes Häftlingspaar bei seinem Ausgang allein zu bleiben, aber schon sehr bald kamen wir alle zusammen und unterhielten uns ungehindert. Ich ge-

* Milchs Vater war vermutlich Jude. Als dies 1935 ruchbar wurde, denunzierte ihn sein beruflicher Konkurrent bei Göring. Doch dieser wollte den erfolgreichen Milch schützen und besorgte ihm ein Alibi: Seine Mutter musste angeben, nicht sein jüdischer Vater, sondern sein arischer Onkel sei sein echter Vater. Daraufhin erhielt Milch eine offizielle «Deutschblütigkeitserklärung». Göring, empört über die Verunglimpfung, soll zu diesem oder einem ähnlichen Anlass seine berühmt gewordene Aussage gemacht haben: «Wer Jude ist, bestimme ich!» Vgl. Roland Smelser (Hg.) und Enrico Syring (Hg.), Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen, S. 350-352.

wöhnte mir an, meinen Ausgang zu verschiedenen Zeiten zu machen, wodurch ich nach und nach mit allen Mitgefangenen sprechen konnte. Morgens wurden die Zellentüren ebenfalls zur gleichen Zeit aufgeschlossen, meist zwischen 6 und 8 Uhr, und wir Männer versammelten uns in der Toilette, während die Kalfaktoren die Zellen säuberten und unsere Betten machten⁹⁰³

Wir können wohl davon ausgehen, dass Bonhoeffer im Laufe seiner zwei Monate Kontakt zu den meisten Mithäftlingen knüpfte.

Best berichtet, dass Rascher allen Ernstes glaubte, dass die von ihm durchgeführten Experimente «aufgrund des hohen Wertes der dabei erhaltenen wissenschaftlichen Ergebnisse voll und ganz gerechtfertigt» waren, und fährt fort:

Er sah ganz offensichtlich nichts Schlimmes dabei, ein paar Dutzend Menschen extremer Kälte in Wasser oder Luft auszusetzen und dann ihre Wiederbelebung zu versuchen. Er war mordsstolz darauf, eine Technik entdeckt zu haben, die, wie er sagte, Tausenden, die sonst erfroren wären, das Leben retten würde. Den Grund für seine Inhaftierung sah er darin, dass er versucht hatte, seine Forschungsergebnisse in einer medizinischen Fachzeitschrift in der Schweiz zu veröffentlichen, damit sie auch britischen Seeleuten zugute kämen, die, wenn ihre Schiffe torpediert worden waren, nach ihrer Rettung aus dem Wasser häufig starben, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.⁹⁰⁴

Es ist nicht immer leicht, aus Bests Darstellung von Rascher klug zu werden:

Seine Geschichten haben mich damals nicht weiter schockiert; das traf auch auf unsere Mitgefangenen zu, als sie ihn kennenlernten. Wir waren alle viel zu abgehärtet in dieser Umgebung, wo der plötzliche Tod zum Alltag gehörte. Jeden Augenblick konnte die Anweisung kommen, einige von uns oder uns al-

le zu vergasen, zu erschiessen oder zu erhängen, und in unserem Unterbewusstsein waren wir alle so mit dem Kampf ums Überleben beschäftigt, dass keiner die Kraft hatte, auch noch Mitleid mit den Leiden irgendwelcher namenlosen Unbekannten zu haben, die im Übrigen schon tot waren. Und ausserdem war Rascher uns allen solch ein guter Kamerad. Hier komme ich zu den merkwürdigen Widersprüchen in seinem Wesen, denn solange wir mit ihm zusammen waren, zeichnete er sich durch Mut, Selbstlosigkeit und Loyalität aus. In den schwierigen Tagen, die vor uns lagen, war er die Seele unserer Gruppe, und obwohl er um die Risiken wusste, zögerte er nie, den brutalen Wächtern, die uns in ihrer Macht hatten, die Stirn zu bieten.⁹⁰⁵

Es ist kaum vorstellbar, dass Bonhoeffer diese Perspektive teilte. Der Kontrast zwischen Rascher und Bonhoeffer hätte stärker nicht sein können. Best beschreibt Bonhoeffer als «die Demut und Liebenswürdigkeit in Person. Er schien mir immer eine Atmosphäre von Glücklichkeit zu verbreiten, von Freude selbst an den kleinsten Kleinigkeiten im Leben und einer tiefen Dankbarkeit dafür, dass er überhaupt am Leben war ... Er war einer der ganz wenigen Menschen, die mir begegnet sind, denen ihr Gott Wirklichkeit und stets nahe war.»⁹⁰⁶

1951 beschrieb Best in einem Brief an Sabine Leibholz-Bonhoeffer ihren Bruder als «irgendwie anders, stets ruhig und normal und scheinbar ganz gelassen ... Seine Seele leuchtete tatsächlich in der finsternen Verzweigung unseres Gefängnisses.»⁹⁰⁷ Bonhoeffer, so Best, «habe früher immer Angst gehabt, dass er nicht stark genug sei, solch eine Prüfung zu bestehen, aber jetzt wisse er, dass es im Leben nichts gebe, vor dem man je Angst haben müsse.» Er war auch «stets fröhlich und bereit, einen Scherz zu erwidern».⁹⁰⁸

Falconer bemerkte über Bonhoeffer und Rabenau: «Ich glaube, sie waren das einzige Häftlingspaar, das sich – unter denen, die sich eine Zelle teilten – wirklich gut vertrug und die Gesellschaft des Partners schätzte.»⁹⁰⁹

Falconer wie Best erwähnen die Zankereien und das gegenseitige Misstrauen unter den anderen deutschen Häftlingen. Best schreibt:

Als ich die anderen Gefangenen das erste Mal sah, fiel mir vor allem das tiefe Misstrauen auf, das zwischen den meisten Deutschen zu herrschen schien; fast jeder von ihnen warnte mich vor irgendeinem anderen, der ein Spion der Gestapo sei ... Diese Atmosphäre des Misstrauens war typisch für Nazideutschland, obwohl ich es persönlich komisch fand, dass diese Menschen, die die Gestapo eingesperrt hatte, so wenig Neigung zeigten, eine gemeinsame Front zu bilden und an einem Strang zu ziehen ⁹¹⁰

Die Amerikaner rücken näher

Best war davon überzeugt, dass dann, wenn sie sich zusammentäten, ein Ausbruch leicht möglich sei. Die Wächter hatten eine panische Angst vor den immer näher rückenden alliierten Truppen, und Best war sicher, dass man sie dazu bringen könne, zusammen mit den Gefangenen zu fliehen. Es wurde immer deutlicher, dass sich die Amerikaner mit Riesenschritten von Westen her näherten und die Russen von Osten. Deutschland schrumpfte zusehends, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Häftlinge befreit würden. Ein Wächter namens Sippach sagte, er würde flüchten, bevor die Amerikaner ihn holten. Ein anderer freilich, Dittmann, liess verlauten, dass er bis zur letzten Minute kämpfen und zwei Kugeln aufbewahren würde – eine für Best, den er nicht ausstehen konnte, die andere für sich selbst. «Ihr werdet diesen Ort nicht lebendig verlassen», drohte er Best, der sich so gerne mit den Wächtern anlegte, dass Rascher ihm einmal riet, vorsichtiger zu sein: «Denn Buchenwald ist nicht Sachsenhausen.»⁹¹¹

Bonhoeffer und die anderen versuchten tapfer, der Kälte und dem Hunger zu trotzen, in dem Wissen, dass sie jeden Moment entweder befreit oder getötet werden konnten. Einmal hörten sie Nachrichten, die Amerikaner stünden schon dicht

vor dem Lager. Die Wächter wurden so nervös, dass sie es General von Falkenhau- sen erlaubten, die täglichen Radio-Frontberichte im Personalraum zu hören, sodass er ihnen als erfahrener Militär erklären konnte, wie nah Deutschland der Niederlage war.

Dann kam der 30. März 1945, Karfreitag. Wir können davon ausgehen, dass Bonhoeffer täglich weiterhin seine Stille Zeit hielt, betete und Lieder sang, wenn auch vielleicht nur leise oder im Stillen. Am 1. April, dem Ostersonntag, konnte man aus der Ferne den Donner der amerikanischen Geschütze hören, irgendwo hinter der Werra. Bald würde das Leiden ein Ende haben. Dass gerade an dem Tag Hoffnung aufkeimte, an dem Bonhoeffer und die ganze Christenheit die Auferstehung Christi feierte – es passte irgendwie.

Irgendwann im Laufe des Tages befahl der Chefwächter, Sippach, den Gefan- genen, sich abmarschbereit zu halten. Doch wohin? Niemand wusste es. Die mei- sten hatten nur wenige Habseligkeiten, doch Best besass eine Schreibmaschine, einen Koffer und drei grosse Kisten. Sie hörten nichts weiter an diesem Tag, aber am Ostermontag teilte Wächter Dittmann den Gefangenen mit, dass man bald zu Fuss aufbrechen würde. Best ärgerte sich, dass er einen Teil seines Gepäcks würde dalassen müssen. Sie hatten keine andere Wahl. Lebensmittel waren knapp, Fahr- zeuge ebenso, und selbst wenn man ein Auto bekommen konnte, so gab es doch kein Benzin. Es überraschte niemanden, dass alle – auch die Kranken – zu Fuss gehen mussten.* Gehre, Müller und von Petersdorff ging es am schlechtesten, aber alle waren durch Unterernährung und die ständige Kälte geschwächt. Doch an die- sem Tag hörten sie nichts weiter.

Am Dienstagnachmittag, den 3. April, verkündete Sippach, dass man binnen einer Stunde aufbrechen würde. Doch die Stunden vergingen, ohne dass etwas ge- schah. Um zehn Uhr abends trafen neue Nachrichten ein. Sie würden doch nicht zu

* In der Endphase des Krieges wurden viele Konzentrationslager in aller Eile evakuiert. Die von der Haft geschwächten Gefangenen wurden zu Fussmärschen gezwungen und viele von ihnen unterwegs erschossen.

Fuss gehen müssen, aber das Transportfahrzeug war für acht Personen ohne Gepäck ausgelegt, und sie waren doppelt so viele und hatten Gepäck dabei. Der Wagen war ein sogenannter Holzvergaser, bei dem der Motor durch Holzgas statt Benzin oder Diesel angetrieben wurde. Das dafür benötigte Holz wurde in dem Wagen mitgeführt, was den Raum zusätzlich beschränkte. Nach der Abfahrt war die Passagierkabine bald voll von beissendem Rauch. Buchenwald lag hinter ihnen.

31. KAPITEL

AUF DEM WEG IN DIE FREIHEIT

[Bonhoeffer] tat eine ganze Menge, um die schwächeren Brüder von Depressionen und Sorgen abzubringen.

HUGH FALCONER IN EINEM BRIEF AN SABINE LEIBHOLZ, OKTOBER 1945

Dies ist das Ende –für mich der Beginn des Lehens.

DIETRICH BONHOEFFER

Der hat noch nie an Gott und an sein Reich geglaubt, der hat noch nichts vom Reich der Auferstehung vernommen, der von Stund' an nicht selbst Heimweh hat und wartet, freudig wartet auf des Leibes Erlösung ... Der Tod ist die Hölle und die Nacht und die Kälte, wenn ihn unser Glaube nicht verwandelt. Aber das ist ja das Wunderbare, dass wir den Tod verwandeln können.

DIETRICH BONHOEFFER, AUS EINER TOTENSONNTAG-
PREDIGT IM NOVEMBER 1933 IN LONDON

Fahrt ins Ungewisse

Die siebzehn Gefangenen⁹¹² quetschten sich am Osterdienstag, den 3. April 1945, mit ihrem Gepäck in den Wagen. Es war so eng, dass viele sich buchstäblich keinen Zentimeter mehr bewegen konnten. Ein bunt zusammengewürfelter Haufen sass eingepfercht hinter den geladenen Holzstapeln: aristokratische, mit Orden dekorierte Armeegeneräle, ein Marineoffizier, ein Diplo-

mat und seine Frau, ein russischer Luftwaffenoffizier, ein katholischer Rechtsanwalt, ein Theologe, eine Frau aus fragwürdigem Milieu und der Lagerarzt eines KZ. Aber als sie endlich alle im Wagen sassen und die Hecktür verschlossen war, begannen die Sirenen zu heulen. Fliegeralarm. Die Wächter liessen ihre Gefangenen im Wagen und brachten sich in Sicherheit, so weit weg von dem Keller und seinen Munitionsvorräten, wie ihre Beine sie trugen, während die Häftlinge in der Dunkelheit des Wagens sassen und nicht wussten, ob die nächste Bombe sie treffen würde. Wieder Sirenen: Entwarnung. Die Bewacher kehrten zurück und starteten das Fahrzeug. Dieses rollte hundert Meter und blieb dann stehen. Der Holzgasmotor lief im Leerlauf weiter, und binnen Sekunden füllte sich der Wagen mit beissendem Rauch, sodass der Mann, der bei der Planung der Gaskammern geholfen hatte, ausrief: «Mein Gott, das ist ein Todeswagen, wir werden vergast!»⁹¹³

Rascher wusste, wovon er redete. Im Rahmen des Euthanasieprogramms waren seit 1939 zur Tötung geistig Behinderter unter anderem Gaswagen benutzt worden. Später wurden sie zur Tötung von Juden eingesetzt. Diese geschönt als «Sonderwagen» bezeichneten Fahrzeuge wurden so mit Menschen vollgestopft, dass sie von vornherein kaum noch Luft zum Atmen bekamen. Nach dem Starten wurden die Abgase direkt in das luftdichte Wageninnere geleitet. Die Insassen starben langsam und qualvoll, doch wenn der Wagen sein Ziel erreichte, waren alle tot und man konnte die Leichen direkt in die Krematoriumsöfen entladen.⁹¹⁴

Payne Best bemerkte einen Lichtschimmer, der durch eine Öffnung im Wagen zu kommen schien, und fragte Rascher, ob es solche Luftschnitze auch in den Gaswagen gebe. Rascher verneinte, – wenn sie gleich sterben würden, wäre dies wahrscheinlich unabsichtlich. Der Wagen setzte sich schliesslich wieder in Bewegung, und die Rauchschwaden verzogen sich langsam, sodass man wieder atmen konnte. Doch Rabenau und die beiden Frauen (Margot Heberlein und Heidi) wurden ohnmächtig.

Sie verliessen Buchenwald nach zehn Uhr abends und fuhren die ganze Nacht hindurch, mit einer Geschwindigkeit von vielleicht fünfundzwanzig Stundenkilo-

metern. Sie brachten pro Stunde jedoch nicht mehr als gut die Hälfte hinter sich, weil man stündlich anhalten musste, um die Rauchabzüge zu reinigen und den Gasgenerator mit neuem Holz zu versorgen. Die Passagiere mussten dabei zusammengefercht im Wagen warten, und das Wiederanlassen des Motors war ein Kapitel für sich: Er musste fünfzehn Minuten lang anlaufen, bevor er genügend Kraft hatte, den Wagen vorwärtszubewegen, und wenn er im Leerlauf lief, drangen die Abgase wieder ins Wageninnere. «Die Fahrt war die reine Hölle», kommentiert Best.⁹¹⁵

Es gab kein Licht, wir hatten nichts zu essen und zu trinken, und wenn der grosszügige Bonnhöfer [sic] nicht gewesen wäre, der, obwohl selbst ein Raucher, seine mickrige Tabakration aufgespart hatte und jetzt darauf bestand, etwas Gutes für die Allgemeinheit zu tun, hätten wir noch nicht einmal rauchen können. Er war ein Heiliger, wie er im Buche steht. Keiner von uns konnte sich buchstäblich auch nur einen Fingerbreit bewegen, denn unsere Beine waren zwischen Gepäck eingeklemmt und unsere Arme an unsere Seiten gepresst; kleinere Gepäckstücke hatten wir uns sogar in den Rücken geschoben, sodass wir mit dem Hintern auf der scharfen Kante der Holzbank sassen, dass es uns wie Messerstiche in den Rücken fuhr. Wir zockelten durch die Nacht, die eine Stunde fuhren wir, die nächste hielten wir an, an allen Gliedern steif, müde, hungrig und durstig, bis das erste graue Morgenlicht durch den Luftschlitz sickerte. Es kam der Zeitpunkt, wo man selbst nach einer schlaflosen Nacht ein menschliches Bedürfnis spürt, und bald schrie alles: «Ich kann nicht mehr warten, anhalten, ich muss raus!», und wir hämmerten gegen die Wände des Wagens, bis dieser plötzlich anhielt, die Tür geöffnet wurde und eine Stimme rief: «Was ist hier los?» Wir teilten dem Frager unser Bedürfnis mit dem durch die Anwesenheit zweier Damen erforderlichen Takt und Zartgefühl mit, worauf der Frager unser Anliegen seinen Kameraden draussen laut in deutliches Deutsch übersetzte.⁹¹⁶

Die drei Wächter diskutierten heftig über die Bitte. Schliesslich wurden die Türen geöffnet und alle stiegen aus. Es war nicht der ideale Ort für solch eine Situation, da geeignete Gebüsche oder Bodensenken weit und breit nicht zu sehen waren. In der Ferne war immerhin ein Wäldchen, zu dem sich die beiden Frauen eilig begaben, begleitet von einem der Wächter. Die beiden anderen richteten ihre Maschinenpistolen auf die fünfzehn Männer, die sich in Reih und Glied erleichterten. «Die Damen waren schneller fertig als wir», erinnert sich Best, «und obwohl wir mit dem Rücken zu ihnen standen, waren wir uns unserer exponierten Lage nur all zu bewusst.»⁹¹⁷

Inzwischen war die Sonne aufgegangen. Sie waren sieben oder acht Stunden unterwegs gewesen und hatten vielleicht hundertfünfzig Kilometer zurückgelegt. Die Gefangenen wussten nach wie vor nicht, wohin die Reise ging. Der Grossteil des Holzvorrats war aufgebraucht, und Hugh Falconer war es auf geniale Weise gelungen, ihre Sachen so umzupacken, dass sie mehr Raum hatten als vorher. Jetzt konnten abwechselnd jeweils zwei Personen an der Hecktür des Wagens stehen und durch deren Fenster hinaussehen. Die Wächter gaben ihnen auch zwei Laibe Brot und eine grosse Wurst, die sie unter sich teilten. Es gab sogar etwas zu trinken.

Einmal erkannte jemand durch das Fenster ein Dorf. Offenbar waren sie Richtung Süden gefahren und auf dem Weg nach Flossenbürg, was keine gute Nachricht war. Das KZ Flossenbürg würde höchstwahrscheinlich ihren Tod bedeuten. Nach insgesamt dreizehn Stunden war es Mittag, und sie hatten die Stadt Weiden in der Oberpfalz (nordöstliches Bayern) erreicht. Flossenbürg lag gute fünfzehn Kilometer östlich.

In Weiden hielten sie vor dem Polizeirevier. Als die Wächter wieder aus der Dienststelle zurückkehrten, wendete sich der freundlichste unter ihnen an die Gefangenen: «Ihr müsst weiterfahren, sie können euch hier nicht behalten. Zu voll.» Aber was bedeutete das? Der KZ-Experte im Wagen, Dr. Rascher, gab seine Deutung: dass man sie doch nicht umbringen würde. Flossenbürg, so erklärte er, war nie so voll, dass man nicht mit etwas Improvisation Platz für die nächste Ladung Leichen schaffen konnte. «Zu voll» konnte es nur für lebende Gefangene sein.

Wenn man sie hätte töten wollen, hätte man sie gerne in Empfang genommen. Also eine gute Nachricht: Zumindest an diesem Tag würde man sie nicht töten.⁹¹⁸

Das Ziel war also die ganze Zeit Flossenbürg gewesen, jedoch nicht, um sie zu töten und anschliessend zu verbrennen, und Flossenbürg wollte sie nicht. Wo würde es jetzt hingehen? Die Wächter stiegen wieder in den Wagen und fuhren weiter Richtung Süden. Sie hatten gerade den Stadtrand erreicht, als ein Auto sie überholte und an den Strassenrand winkte. Zwei Polizisten stiegen aus, und der eine öffnete die Tür des Holzvergasers. Was dann passierte, ist nicht ganz klar, aber es scheint, dass Flossenbürg vielleicht doch noch Platz hatte – für drei Häftlinge. Liedigs und Müllers Namen wurden gebrüllt, und sie nahmen ihre Sachen an sich und stiegen aus. Möglicherweise rief man auch Bonhoeffers Namen, doch der sass hinten im Wagen, und aus irgendeinem Grund stieg stattdessen Gehre aus. Bethge schreibt, dass Bonhoeffer sich zurücklehnte, um nicht gesehen zu werden,⁹¹⁹ was bedeuten würde, dass in der Tat sein Name gerufen worden war, während Best schreibt, dass zusammen mit Liedig und Müller auch Gehre zum Aussteigen aufgefordert wurde. Vielleicht wollte Gehre bei Müller bleiben, mit dem er die Zelle geteilt und sich befreundet hatte, und die Situation war unklar genug für solch ein Manöver. Möglicherweise hielten die Polizisten Gehre auch für Bonhoeffer. Wie dem auch sei: Gehre, Liedig und Müller verabschiedeten sich von den anderen und fuhren mit den Polizisten mit. Es war jetzt Mittwochnachmittag, der 4. April. Best berichtet:

Als wir Weiden verlassen hatten, gab es eine spürbare Änderung im Verhalten der drei SS-Wächter. Sie hatten Buchenwald offenbar mit der Anweisung verlassen, uns nach Flossenbürg zu bringen, und sich bis jetzt als ausführende Organe einer höheren Autorität verstanden. Als Flossenbürg uns nicht haben wollte und man sie offenbar weiterschickte, mit verschwommenen Instruktionen, weiter nach Süden zu fahren, bis sie uns irgendwo abladen konnten, schienen sie sich in gewissem Masse als unsere Leidensgenossen zu sehen, als Menschen, die ohne festes Ziel hinaus ins Blaue fuhren⁹²⁰

Der Wagen, jetzt noch mit Bonhoeffer und dreizehn Mitgefangenen an Bord, setzte seine holzvergaserschnaufende Fahrt nach Süden fort. Sie waren wie die Schauspielertruppe aus Ingmar Bergmans Film *Das siebente Siegel*: Wanderer, die unbeschwert durch das Land zogen, aber die ganze Zeit beschattet von einem schwarzen Kapuzenmann namens Tod. Selbst Heidi mutierte von einer Billigausgabe von Mata Hari zu einem frisch-fröhlichen Mädels. Vorbei die lange Nacht in der verräucherten Dunkelheit. Wenn man jetzt anhielt, um den Gasgenerator neu anzuzünden und die Rauchabzüge zu reinigen, öffneten die Wächter die Türen und fragten ihre Gefangenen ob sie, bitte sehr, aussteigen und sich die Beine vertreten wollten, was sie auch jede Stunde taten. Irgendjemand verpasste dem Wagen den zärtlichen Spitznamen *Grüne Minna*.

Irgendwann am Nachmittag hielten sie vor einem Bauernhaus an. Heidi und Frau Heberlein durften hineingehen, um sich frisch zu machen, die Männer wuschen sich draussen an der Pumpe. Es muss eine merkwürdig fröhliche Szene gewesen sein, diese illustren, ausgehungerten, übernachtigten Gestalten, die da in der Nachmittagssonne um die Pumpe herumstanden: Best, Pünder, von Alvensleben, von Petersdorff, Falconer, Kokorin, Heberlein, von Falkenhausen, Hoepner und von Rabenau. Und, ja, Sigmund Rascher und Dietrich Bonhoeffer – die beiden Einzigen aus der ganzen noch verbliebenen Gesellschaft, die in den kommenden Wochen das gleiche Schicksal ereilen würde.

Doch das wusste bis jetzt noch niemand. Im Moment war alles Sonnenschein, Freiheit und frische Luft. Nach zwei grauenvollen Monaten Buchenwald am hellen Nachmittag vor einem bayerischen Bauernhaus stehen zu dürfen war überwältigend ...

Die Bauersfrau erschien mit mehreren Laiben Roggenbrot und einem Krug Milch. Best vermerkt, dass es «echt gutes Roggenbrot war, wie wir es seit Jahren nicht mehr gegessen hatten». Und dann ging es zurück in den Wagen, in dem jetzt viel mehr Platz war. Mehrere der Gefangenen konnten ein Schläfchen machen. «Das Fenster über der Tür blieb offen», berichtet Best, «und da es ein wunderbarer Tag war, sah alles hell und schön aus in unserem Käfig.» Und so rollten sie weiter,

durch eine kleine Stadt nach der anderen, durch das Naabtal weiter nach Süden. Viele von ihnen hatten schier vergessen, dass Deutschland mit seiner schönen Landschaft und seinen Dörfern ja heute ein wirklicher Ort war und nicht nur eine Erinnerung aus vergangenen Zeiten.⁹²¹

Nach ungefähr sechs Stunden hatten sie achtzig Kilometer zurückgelegt und näherten sich in der Abenddämmerung Regensburg. Der Wagen rollte durch die Stadt. Hin und wieder hielt man an, die Wächter machten den nächsten vergeblichen Versuch, ein Übernachtungsquartier für ihre Passagiere zu bekommen, und es ging weiter.

Als es dunkel geworden war, erreichten sie den Haupteingang des Gerichtsgefängnisses. Diesmal öffneten die Wächter die Türen des Wagens und beorderten ihre Gefangenen nach draussen. Als sie in dem Gebäude die Treppen hochstiegen, begann einer der Gefängniswärter sie grob herumzukommandieren, worauf die Neankömmlinge sich dies verbat. Einer der Gefängniswärter erwiderte: «Schon wieder Aristokraten! Hinauf zu den anderen im zweiten Stock!»⁹²²

Sie schlepten ihr Gepäck die steile Eisentreppe hoch und wurden von «einem sehr anständigen älteren Wächter» in Empfang genommen, der sie selbst entscheiden liess, wer mit wem in eine Zelle ging. Auch in diesem Haus war der Platz knapp, – die Männer mussten zu fünft in einer Zelle schlafen, auf drei Strohmattzen. Bonhoeffer teilte seine Zelle mit Pünder, von Rabenau, von Falkenhausen und Hoepner.

Sie waren alle halb verhungert. Die Wächter gaben bekannt, dass sich da nichts machen liesse, da die Küche schon geschlossen habe. Doch die Gruppe gab keine Ruhe, und die anderen «Aristokraten» in den anderen Zellen fielen lautstark in die Rufe nach Essen ein. Die Wächter brachten schliesslich «eine grosse Schüssel ganz passable Gemüsesuppe, ein grosses Stück Brot und eine Tasse ‚Kaffee‘».⁹²³

Am Morgen wurden die Zellentüren geöffnet, und die Häftlinge durften zum Waschen und zur Toilette. Aber was waren das für Leute da in den Gängen? Lauter Verwandte – Männer, Frauen und Kinder – der Männer, die nach dem Stauffenberg-Attentat hingerichtet oder verhaftet worden waren, darunter mehrere Ver-

wandte Stauffenbergs selber.* Auch der Industrielle Fritz Thyssen (Anfang siebzig) und seine Frau waren hier. Thyssen gehörte zu denen, die Hitler anfangs unterstützt hatten, nur um danach entsetzt feststellen zu müssen, was sie damit angerichtet hatten. Den von Göring verliehenen Titel eines «Preussischen Staatsrats» legte der «Stahlbaron» aus Protest kurzentschlossen nieder. Er geriet, nicht zuletzt wegen der Massnahmen gegen die Juden, in immer stärkeren Gegensatz zum NS-Regime. Noch kurz vor Kriegsausbruch hatte er sich schriftlich an Hermann Göring gewandt und gegen den Krieg ausgesprochen. Bald darauf wanderte er mit seiner Familie in die Schweiz aus. Ende 1940 wurde er in Südfrankreich, wohin er mit seiner Frau zur Erholung gereist war, von der Gestapo verhaftet und verbrachte den grössten Teil des Krieges in Gefangenschaft im eigenen Land – zuerst in einem geschlossenen Heim in Neubabelsberg, dann in verschiedenen Konzentrationslagern.

Auch die Frau von Generaloberst Franz Halder war da, ebenso die Tochter des im September 1944 hingerichteten Botschafters Ulrich von Hassell. Ihre beiden zwei und vier Jahre alten Söhne hatte man ihr weggenommen, und sie war, wie Best berichtet, «ausser sich vor Angst, dass sie sie nie wieder sehen würde». Die Kabarettistin und Filmschauspielerin Isa Vermehren befand sich ebenfalls in Regensburg; sie war die Schwester von Erich Vermehren, der auch zum Widerstand gehörte. Falkenhausen, Petersdorff und Bonhoeffer schienen viele der Menschen zu kennen, die ihnen in den Gängen begegneten.

Best wurde allen möglichen Leuten vorgestellt; die Szene glich eher einem grossen festlichen Empfang als der Schlange vor den Waschräumen eines Gefängnisses. Bei diesen deutschen Aristokraten schien jeder jeden zu kennen oder mit

* Gräfin Nina Schenk von Stauffenberg, die gerade mit ihrem fünften Kind schwanger war, war unmittelbar nach der Hinrichtung ihres Mannes am 20. Juli verhaftet worden. Die vier älteren Kinder waren unter anderen Namen in ein Heim gekommen. Ihre Mutter gebar das fünfte Kind in der Haft.

ihm verwandt zu sein. Die Vermehrens zum Beispiel waren mit Franz von Papen verschwägert, der zu Dietrichs und Marias Hochzeit kommen wollte.*

Es war, als ob die Insassen das Gefängnis übernommen hatten. Sie redeten und redeten und hatten keine Lust, in ihre Zellen zurückzukehren. Es gelang den Wächtern schliesslich, sie in ihre Zellen zurückzulotsen, indem sie ihnen ihr Frühstück dorthin brachten.

Doch auch jetzt noch stand Bonhoeffer die meiste Zeit an dem kleinen Schieber seiner Zellentür und unterhielt sich weiter, unter anderem mit der Witwe Carl Friedrich Goerdelers, der er von den letzten Tagen ihres Mannes in dem Gestapogefängnis erzählte, – Goerdeler war am 2. Februar in Berlin-Plötzensee hingerichtet worden.

Dann kam ein Fliegeralarm, und alle wurden in den Keller gebracht, wo es munter weiterging mit dem allgemeinen Austausch. In der Nähe des Gefängnisses war ein Rangierbahnhof, der das Ziel der Angriffe bildete. Nach der Entwarnung ging es zurück in den zweiten Stock und wieder weigerten sich die «Aristokraten», sich in ihre Zellen sperren zu lassen.

Gegen fünf Uhr nachmittags erschien einer der Wächter, die in dem Wagen von Buchenwald mitgefahren waren, und forderte die vierzehn verbliebenen Gefangenen aus Buchenwald auf, sich reisefertig zu machen. Sie packten ihre Sachen zusammen, verabschiedeten sich und marschierten zurück zu «ihrem» Wagen. In guter Stimmung fuhr man Richtung Südosten, die Donau entlang.

Doch nach ein paar Kilometern begann der Wagen zu schlingern und blieb dann liegen. Die Wächter baten Hugh Falconer, der sich mit Technik auskannte, sich die Sache anzusehen. Die Lenkung war kaputt – nein, Reparatur nicht möglich. Regensburg hatten sie mehrere Kilometer hinter sich gelassen, und dazwischen lag nur das nackte Band der Strasse, – auch bis zur nächsten Stadt war es noch weit. Granattrichter säumten den Bahndamm, der sich entlang der Strasse schlängelte.

* Von Papen war mit Marias Vater befreundet und Letzterer war offizieller Berater von Papens in Berlin vom November 1932 bis Mai 1933 gewesen.

Hier und da lagen ausgebrannte Autowracks. Dann kam ein einsamer Radfahrer. Die Wächter hielten ihn an und baten ihn, die Polizei in Regensburg zu benachrichtigen, damit sie einen Ersatzwagen schicke. Der Radler versprach dies und strampelte weiter. Man sass da und wartete. Es gab nichts zu essen und zu trinken. Es wurde dunkel und kalt. Niemand kam. Dann fing es auch noch an zu regnen. Die Stunden tickten dahin. Best berichtet, dass die Wächter einen ängstlichen Eindruck machten und sich jetzt mehr wie «Kameraden in Not» verhielten. Der Regen wurde stärker.

Endlich brach die Morgendämmerung herein. Die Wächter öffneten die Türen des Wagens und liessen die Gefangenen aussteigen. Die Stunden vergingen, und immer noch kam kein Auto. Dann erschien endlich ein Motorrad. Ein Wächter hielt es an, verlangte seine Maschine und fuhr damit nach Regensburg. Es war der Morgen des 6. April, des Freitags nach Ostern.

Als der Wächter zurückkehrte, vermeldete er, dass der Radfahrer seine Pflicht getan und die Polizei informiert habe. Die hatte einen Wagen zu ihnen hinausgeschickt, doch zweihundert Meter vor der Stelle, wo sie standen, war der Fahrer – warum, wusste keiner – umgekehrt und hatte berichtet, dass sie nirgends zu finden seien.

Es war schon 11 Uhr, bevor endlich Hilfe kam – und was für eine! Ein grosser Bus mit richtigen Glasfenstern und gepolsterten Sitzen. Der kleine Haufen packte seine Siebensachen und stieg ein. Von den drei Buchenwald-Wächtern musste man sich verabschieden, – sie blieben bei dem lieengebliebenen Holzvergaser. Der Bus hatte seine eigene Wachmannschaft dabei, etwa zehn Leute des SD (Sicherheitsdienst, ein Zweig der SS). Sie fuhren weiter am Südufer der Donau entlang, doppelt so schnell wie der Holzvergaser und ohne Zwischenhalte, um Brennstoff nachzufüllen. Nach etwa einer Stunde erreichte man Straubing. Keiner der Gefangenen hatte eine Ahnung, wohin die Fahrt ging, aber die SD-Leute planten offensichtlich, den Fluss zu überqueren. Doch die Brücke war zerbombt. Sie fuhren weiter zur nächsten Brücke, zur übernächsten. Endlich konnten sie den Fluss auf einer Pontonbrücke überqueren, – jetzt ging es Richtung Nordosten, hinein in den Bayerischen Wald.

Bald wurde die Strasse schmaler und schlängelte sich zwischen dicht bewaldeten Hängen hin. Sie fuhren nach Schönberg zwischen Zwiesel und Passau, aber das wussten Bonhoeffer und seine Gefährten nicht. Sie wussten eigentlich gar nichts, ausser dass sie hungrig und erschöpft waren, und dass es ihnen dennoch alles in allem so gut ging wie schon lange nicht mehr. Sie wussten nicht, ob sie in die Freiheit oder den Tod fuhren. Irgendwie erschien sie ihnen wie ein Traum, diese Busfahrt durch den Bayerischen Wald an einem Aprilmittag des Jahres 1945.

Eine Gruppe Dorfmädchen hielt sie an und bat darum, mitgenommen zu werden. Man liess sie einsteigen. Als die verwunderten Mädchen die SD-Wächter fragten, was das für ein Bus sei, antworteten sie ihnen, dass sie eine Filmgesellschaft seien, die einen Propagandafilm drehen wolle. Die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit schienen in diesen Stunden zu zerfliessen. Die Gefangenen hatten keine Ahnung, ob sie irgendwo übernachten oder die ganze Nacht durchfahren würden. Sie bewegten sich jetzt Richtung Osten, vorbei am Kloster Metten. Und sie hatten seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen. Dann kam Best eine Idee:

Es schien viel Geflügel zu geben in dieser Gegend. Unser Fahrer war voll damit beschäftigt, den vielen Hühnern auszuweichen, die vor uns über die Strasse wollten. Wir hofften insgeheim, dass er eines erwischen würde, – ein frisch gebratenes Huhn wäre jetzt genau das Richtige gewesen. Ich fragte einen der Wächter, ob man nicht anhalten und an einem der Bauernhöfe ein paar Eier schnorren könne. Meine Idee wurde sofort aufgenommen, aber als der Wächter tatsächlich mit einer Mütze voll Eier zurückkam, bekamen wir nichts davon ab, und es blieb uns nichts übrig, als unsere Gürtel enger zu schnallen und zu hoffen, dass am Ende der Reise unsere nächste Mahlzeit wartete.⁹²⁴

Am frühen Nachmittag erreichten sie Schönberg und hielten vor der Schule, einem vierstöckigen weissen Gebäude. Eigentlich hatte Schönberg nur etliche hundert

Einwohner, aber in den letzten Monaten waren immer mehr Menschen vor der vorrückenden Roten Armee geflohen, und viele von ihnen wohnten jetzt in Schönberg. Mittlerweile waren es tausenddreihundert Flüchtlinge, Nahrungsmittel waren äusserst knapp geworden – und jetzt trafen die nächsten politischen Gefangenen ein. Die «Aristokraten», die sie in Regensburg zurückgelassen hatten, waren schon da. Zusammen waren es jetzt hundertfünfzig politische Gefangene.

Man führte Bonhoeffer und seine Gefährten in einen grossen Raum im ersten Stock der Schule, in dem mehrere Bettenreihen standen. Farbenfrohe Bettdecken lagen auf schönen weissen Federbetten, sodass der Schlafsaal des Gefängnisses richtig einladend wirkte. Best berichtet: «Trotz der Müdigkeit und des Hungers waren wir alle bester Dinge, nervös und aufgekratzt und lachten fast hysterisch.»⁹²⁵ An drei Seiten des Zimmers gaben grosse Fenster den Blick in das grüne Bergtal frei.

Jeder wählte sich ein Bett. Die Heberleins nahmen Heidi mit sich an das eine Ende des Saals, Bonhoeffer wählte eines der Betten neben Kokorin. Jeder schrieb seinen Namen über «sein» Bett, mit von Rascher erfundenen lustigen Zusätzen.

Bonhoeffer sonnte sich an einem der Fenster und betete und dachte nach. Er unterhielt sich mit Pünder und mit Kokorin. Sie tauschten sogar ihre Adressen aus. Bonhoeffer hatte noch ein paar Bücher dabei: einen Band Goethe, eine Bibel und Plutarchs *Grosse Griechen und Römer*⁹²⁶

Als sie sich eingerichtet hatten, merkten sie wieder, wie hungrig sie waren, und hämmerten an die Tür ihres Raumes, bis ein Wächter kam. Auf ihre Bitte um etwas zu essen kratzte er sich am Kopf und holte Leutnant Bader. Best nennt Bader einen «hartgesottene[n]n Schlägertyp», der «zur Hauptexekutionsbande der Gestapo gehörte und sein Leben damit verbrachte, vom einen KZ zum anderen zu fahren, wie ein Schädlingsbekämpfer, der Ratten vernichtet».⁹²⁷ Dass er da war, verhiess nichts Gutes, aber er behandelte die Gefangenen höflich. Doch höflich oder nicht, es war nichts Essbares aufzutreiben. Die tausenddreihundert Flüchtlinge waren wie die Heuschrecken in das Dorf eingefallen und hatten keinen Grashalm mehr stehen

gelassen. In Passau sah es besser aus, doch Passau war vierzig Kilometer entfernt, und für die Fahrt dorthin brauchte man Benzin, und das gab es nicht. Es gab auch kein Telefon.

Doch die einfallreiche Margot Heberlein, die schon sehr findig Hilfe besorgt hatte, fragte einen der Wächter, ob sie zur Toilette dürfe. Auf dem Weg dorthin gelang es ihr, die Haushälterin, eine freundliche ältere Frau, anzusprechen, und eine halbe Stunde später erschien diese wieder, mit einer grossen Schüssel Pellkartoffeln und mehreren Kannen heissem Kaffee. Dankbar verzehrten die Gefangenen alles. Der Hunger war immer noch nicht richtig gestillt, aber jetzt blieb ihnen wirklich nichts weiter übrig, als schlafen zu gehen. Nach den Monaten mit den Pritschen in Buchenwald war die Aussicht auf «richtige» Betten vielleicht noch schöner als ein voller Magen. Der Höhepunkt des Abends kam, als der zwischen den Männern und den beiden Frauen platzierte Wandschirm umfiel. Hören wir wieder Best:

«Heidi» brachte es natürlich fertig, den Schirm just in dem Augenblick umzustossen, als die Zahl der Kleidungsstücke, die Frau Heberlein am Leib trug, sich stark verringert hatten und die ihrigen sozusagen gegen Null gingen ... Doch schliesslich lagen wir alle im Bett, das Licht wurde ausgedreht, und überall erschollen gut gemeinte Gutenachtwünsche. Mein Bett war so weich, dass ich wie auf Wolken schwebte und bald fest schlief; es war der erste tiefe Schlaf seit fast einer Woche.⁹²⁸

Am folgenden Morgen gab es kein Frühstück. Dafür hatte Best einen elektrischen Rasierer in seinem Gepäck, und da es eine Steckdose gab, konnte jeder der Männer sich rasieren. Irgendwann schickte eine barmherzige Seele aus dem Dorf, die von den «Spezialgefangenen» und ihrem Problem gehört hatte, eine Schüssel Kartoffelsalat und zwei grosse Brote. Wieder waren sie dankbar, aber dies war das einzige Essen, dass es an diesem Tag geben würde, – für Bonhoeffer dürfte es die letzte Mahlzeit seines Lebens gewesen sein. Man schrieb Samstag, den 7. April 1945.

Im Oktober sollte Falconer Sabine Leibholz nach Oxford schreiben:

[Bonhoeffer] tat eine ganze Menge, um die schwächeren Brüder von Depressionen und Sorgen abzubringen. Er verbrachte viel Zeit mit Wassily Wassiljew Kokorin, Molotows Neffen, der, obwohl Atheist, ein erfreulicher junger Mann war. Ich glaube, Ihr Bruder teilte seine Zeit mit ihm so auf, dass er ihm einerseits die Grundlagen des Christentums einprägte und andererseits selbst Russisch lernte.⁹²⁹

Bonhoeffers letzter Tag

Der nächste Sonntag, der 8. April, war der erste Sonntag nach Ostern, der im Kirchenjahr auch «Quasimodogeniti» heisst; das lateinische Wort («wie die Neugeborenen») ist eine Anspielung auf 1. Petrus 2,2. Pünder bat Bonhoeffer, eine Morgenandacht zu halten. Pünder war wie mehrere andere katholisch, Kokorin gehörte keiner Konfession an, und Bonhoeffer wollte niemand mit einem Gottesdienst «überfallen». Doch dann schloss sich Kokorin Pünders Bitte an, und so hielt Bonhoeffer keine vierundzwanzig Stunden, bevor er diese Welt verlassen sollte, in dem hellen Schönberger Schulsaal, der ihre Zelle darstellte, seinen letzten Gottesdienst. Er betete und las die Losungsverse des Tages: Jesaja 53,5 («Durch seine Wunden sind wir geheilt») und 1. Petrus 1,3 («Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner grossen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten»). Dann erklärte er diese Verse. Best erinnert sich: «Die Art, wie er sprach, erreichte unser aller Herzen. Er fand genau die richtigen Worte für unsere Gefangenschaft und die Gedanken und Entschlüsse, die sie gebracht hatte.»⁹³⁰

Die übrigen Gefangenen in der Schule spekulierten darauf, dass Bonhoeffer auch für sie eine Andacht halten würde. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Best berichtet:

Er hatte kaum sein Schlussgebet gesprochen, als die Tür aufging und zwei finster aussehende Männer in Zivil hereinkamen und befahlen: «Gefangener Bonhoeffer, fertigmachen und mitkommen.» Das Wort «mitkommen» – die Gefangenen hatten alle gelernt, was es bedeutete: den Galgen.

Wir sagten ihm Auf Wiedersehen. Er nahm mich beiseite und sagte: «Dies ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens.»⁹³¹

Bonhoeffer bat Best auch, Bischof Bell von ihm zu grüssen. Sechs Jahre später, in einem Brief an Bonhoeffers Geschwister, erinnerte Best sich daran, wie er Bonhoeffer in seinem Buch «einen Heiligen, wie er im Buche steht» genannt hatte. In dem Brief ging er noch weiter: «Tatsächlich waren meine Empfindungen viel stärker, als diese Worte andeuten. Er war, ohne Ausnahme, der lauterste und liebenswerteste Mann, den ich je getroffen habe.»⁹³²

Bonhoeffers Verwandte hatten nichts von ihm gehört, seit er vor zwei Monaten das Gestapogefängnis verlassen hatte. Um ihnen ein letztes Lebenszeichen zu geben, schrieb er mit einem stumpfen Bleistift seinen Namen und die Anschrift drei Mal – vorne, hinten und in der Mitte – in seinen Plutarchband, den seine Eltern ihm vor zwei Monaten in dem Geburtstagspaket geschickt hatten, und liess das Buch da.⁹³³ Einer von Carl Goerdelers Söhnen, der ebenfalls in dem Schulhaus war, nahm es an sich und brachte es Jahre später zu den Bonhoeffers. Bonhoeffer war in den Tagen vor Goerdelers Hinrichtung in Berlin bei ihm gewesen, – jetzt, als er die Treppe des Schulhauses hinunterging, um in das Auto zu steigen, das ihn zu seiner eigenen Hinrichtung fahren würde, begegnete er Goerdelers Witwe, die ihm ein letztes Ade zurief. – Nun befand er sich also auf dem Weg nach Flossenbürg. Die Fahrt führte hundertsechzig Kilometer nach Nordosten. Bonhoeffer hatte seinen Goethe dabei. Und er schien genau zu wissen, wohin die Reise an diesem Sonntagnachmittag führen sollte.

Bonhoeffers Todesurteil ging mit grosser Sicherheit auf Hitler persönlich zurück, wie auch die Todesurteile gegen Oster und Dohnanyi. Selbst Hitler muss damals

klar gewesen sein, dass für ihn und Deutschland alles verloren war und dass es keinen Sinn mehr ergab, weitere Menschen umzubringen. Doch er war mit jeder Faser ein kleinlich-rachsüchtiger Mann und gewohnt, beträchtliche Mengen an Zeit, Personal und Benzin für seine persönliche Genugtuung zu opfern.⁹³⁴

Die Räder für Bonhoeffers Hinrichtung begannen sich am 4. April 1945 schneller zu drehen. In Zossen, wo Dohnanyis «Skandalchronik» (s.o. Kap. 20 Ende) versteckt gewesen war, hatte man durch einen Zufall auch ein Grossteil von Canaris' Tagebüchern entdeckt. Hitler wurde umgehend über dieses hochbelastende Material unterrichtet, und was der wahnsinnige «Führer» dabei erfuhr, liess ihn vollends durchdrehen. War dies hier nicht der blutbefleckte Dolch, den die Feinde dem Dritten Reich in den Rücken gestossen hatten, der Sand, der von der ersten Stunde in seinem Getriebe gewesen war? *Das* hier war der Grund für das Scheitern seines Triumphes, der doch so sicher gewesen war! Wenn diese elenden Verräter, allen voran Canaris, nicht gewesen wären – er würde jetzt göttergleich die gigantischen Prachtstrassen entlangflanieren, die er bauen lassen wollte, und nicht hier unten im grauen Bunker sitzen, wie eine Ratte gefangen unter den Trümmern der Stadt, welche die Krone seines tausendjährigen Reiches hätte werden sollen. Und so tobte Hitler drei Wochen, bevor er sich das Leben nahm, in einem seiner letzten Ausbrüche gegen die Männer, die ihm dies angetan hatten, und gab SS-Brigadeführer Rattenhuber, dem Leiter der für seinen persönlichen Schutz zuständigen SS-Einheit, den Befehl: «Vernichtung der Verschwörer!»⁹³⁵ Damit war das Schicksal von Canaris, Oster, Sack und Bonhoeffer besiegelt.

Doch ebenfalls bis zur letzten Stunde war Hitler darauf bedacht, bei dem, was man tat, den Anschein von Recht und Gesetz aufrechtzuerhalten, obwohl er nur sich selbst Recht und Gesetz war. Der mit den Sonderermittlungen beauftragte Jurist und SS-Standartenführer Walter Huppenkothen musste mit allen Papieren und belastenden Dokumenten, darunter Canaris' Tagebüchern, nach Flossenbürg fahren, um dort ein «Standgericht» zu organisieren. Er reiste am Samstag, dem 7.

April, ab. Ebenfalls nach Flossenbürg kam der SS-Richter Dr. Otto Thorbeck, die letzten Kilometer auf dem Fahrrad. Noch am Abend des Samstags sollten Wilhelm Canaris, Hans Oster, Karl Sack, Theodor Strünck, Ludwig Gehre und Dietrich Bonhoeffer vor Gericht gestellt und am folgenden Sonntagmorgen hingerichtet werden.

Aber Bonhoeffer war am Samstag nicht in Flossenbürg. War er nicht von Buchenwald dorthin verlegt worden? Fabian Schlabrendorff war in Flossenbürg, und zwei Mal schrie man ihn an: «Sie sind doch Bonhoeffer!»⁹³⁶ Aber Schlabrendorff war nicht Bonhoeffer. Auch Bonhoeffers alter Freund Josef Müller war in Flossenbürg, und auch er wäre fast mit Bonhoeffer verwechselt worden. Liedig ging es genauso. Aber nein, auch diese beiden mussten widersprechen. Wo war Bonhoeffer?

Dann endlich merkte jemand, dass vor vier Tagen, in Weiden, offenbar ein Fehler unterlaufen war: Liedig, Müller und Gehre waren aus dem grünen Holzvergaser ausgestiegen, aber Bonhoeffer war drinnen geblieben. Das bedeutete, dass Bonhoeffer jetzt in dem Schulhaus in Schönberg sein musste. Zwei Männer wurden sofort losgeschickt, um trotz Benzinknappheit die circa hundertsechzig Kilometer nach Schönberg zu fahren und Bonhoeffer nach Flossenbürg zu holen. Sie trafen genau zu dem Zeitpunkt ein, als der Gesuchte seine Sonntagsandacht beendet hatte.

Der Beginn des Lebens

Bonhoeffer traf im Laufe des Sonntagabends in Flossenbürg ein. Bethge berichtet:

Das Standgericht – Thorbeck als Vorsitzender, Huppenkothen als Anklagevertreter und der Lagerkommandant Kögl als Beisitzer – behauptet, ausführlich getagt zu haben. Jeden Einzelnen hätten sie vernommen und einander gegenübergestellt: Canaris und Oster, Sack, Strünck und Gehre und endlich auch Dietrich Bonhoeffer.

Nach Mitternacht signalisierte Canaris, als er nach längerer Abwesenheit in

seine Zelle zurückkehrte, seinem Zellennachbarn, dem dänischen Oberst Lunding, durch Klopfzeichen, dass es mit ihm zu Ende gehe.⁹³⁷

Wir wissen nicht, ob Bonhoeffer in dieser Nacht schlafen konnte oder wollte. Zwischen dem Ende des «Standgerichts» und dem Morgengrauen, das seine Hinrichtung bringen sollte, lagen nur wenige Stunden. In Flossenbürg, das heute so eng mit Bonhoeffers Namen verbunden ist, verbrachte er gerade einmal zwölf Stunden.

Wir wissen, dass Bonhoeffer den Tod als letzte Station auf dem Weg zur Freiheit ansah, wie er es auch in seinem Gedicht «Stationen auf dem Weg zur Freiheit» ausdrückte.⁹³⁸ Mögen Millionen Menschen Bonhoeffers Tod als tragisch und viel zu früh betrachtet haben, wir können sicher sein, dass er selbst ihn nicht nur so betrachtete. Er wird an Maria und sein Elternhaus gedacht haben, – vielleicht auch an Deutschlands Schuld und Geschick. Doch nach «Widerstand und Ergebung»⁹³⁹ wird er sich in Gottes Ratschluss gefügt haben.* In seiner Predigt am Ewigkeitssonntag 1933 in London hatte er gesagt:

Der hat noch nie an Gott und an sein Reich geglaubt, der hat noch nichts vom Reich der Auferstehung vernommen, der von Stund' an nicht selbst Heimweh hat und wartet, freudig wartet auf des Leibes Erlösung.

Ob wir jung sind oder alt, das ist hier kein Unterschied. Was sind die zwanzig oder dreissig oder fünfzig Jahre vor Gott? Und wer weiss denn, wie

* Bemerkenswert ist, was Wolf-Dieter Zimmermann aus dem Berliner studentischen «Bonhoeffer-Kreis» berichtet. Er schreibt: «Gleich am Anfang hat er mir erläutert, dass er mit 39 Jahren sterben wolle. Er hat das öfter gesagt, manchmal nur so eingeworfen, manchmal auch als eine feste Überzeugung.» (Wolf-Dieter Zimmermann, *Wir nannten ihn Bruder Bonhoeffer. Einblicke in ein hoffnungsvolles Leben*, S. 32.) Eben diese Voraussage ging nun in Erfüllung!

nahe er vielleicht schon vor dem Ziel ist? Dass das Leben erst anfängt, wenn es hier aufhört, dass alles nur Vorspiel ist vor dem geschlossenen Vorhang – das sollen Junge und Alte bedenken. Warum haben wir denn solche Angst, an den Tod zu denken? ... Der Tod ist ja nur furchtbar für den, der Angst hat, der ihn fürchtet. Der Tod ist nicht wild und schrecklich, wenn wir nur still sind und an Gottes Wort halten. Der Tod ist nicht bitter, wenn wir nicht verbittert sind. Der Tod ist Gnade, Gottes grösste Gnade, die er den Menschen, die ihm glauben, schenkt. Der Tod ist mild, der Tod ist süß, der Tod ist sanft, der Tod lockt mit himmlischer Gewalt, wenn wir nur wissen, dass es das Tor in die Heimat, in das Freudenzelt, in das ewige Reich des Friedens ist.

... Wer weiss es denn, dass das Sterben etwas Schreckliches ist? Wer weiss es denn, ob nicht die Ängste und Nöte des Menschen nur das Zittern und Schauern vor dem Herrlichsten, Himmlischsten, seligsten Ereignis der Welt ist? ...

Der Tod ist die Hölle und die Nacht und die Kälte, wenn ihn unser Glaube nicht verwandelt. Aber das ist ja das Wunderbare, dass wir den Tod verwandeln können.⁹⁴⁰

Der Lagerarzt in Flossenbürg war H. Fischer-Hüllstrung. Er wusste nicht, wen er damals vor sich hatte, aber zehn Jahre später hat er den folgenden Bericht über die letzten Minuten in Bonhoeffers irdischem Leben gegeben:

Am Morgen des betreffenden Tages etwa zwischen 5 und 6 Uhr wurden die Gefangenen, darunter Admiral Canaris, General Oster, General Thomas und Reichsgerichtsrat Sack aus den Zellen geführt und die kriegsgerichtlichen Urteile verlesen. Durch die halbgeöffnete Tür eines Zimmers im Barackenbau sah ich vor Ablegung der Häftlingskleidung Pastor Bonhoeffer in innigem Gebet mit seinem Herrgott knien. Die hingebungsvolle und erhörungsgewisse Art des Gebetes dieses ausserordentlich sympathischen Mannes hat mich auf

das Tiefste erschüttert. Auch an der Richtstätte selbst verrichtete er noch ein kurzes Gebet und bestieg dann mutig und gefasst die Treppe zum Galgen. Der Tod erfolgte nach wenigen Sekunden. Ich habe in meiner fast 50jährigen ärztlichen Tätigkeit kaum je einen Mann so gottergeben sterben sehen.⁹⁴¹

So wurde Bonhoeffer zum Märtyrer. Auf diese Weise hatte er Teil am Leiden vieler Menschen jener bösen Zeit. In seiner «Ethik» hat er viel zu «Schuldübernahme» und «Stellvertretung» geschrieben. Auch darin folgte er den Spuren Jesu Christi, der am Kreuz die Schuld der Menschheit auf sich nahm.

Dennoch beschönigt diese Darstellung des damaligen Lagerarztes wahrscheinlich, was das schnelle und leichte Sterben Bonhoeffers betrifft, die Hinrichtung desselben.*⁹⁴²

Laut Schlabrendorff funktionierte das Krematorium in Flossenbürg nicht, so dass die Leichen der an diesem Morgen Erhängten draussen verbrannt wurden. Auch hierin hatte Bonhoeffer die Ehre, ein Symbol für die Christusnachfolge zu werden, wie es in der Bibel Hebräer 13,11-14 von Jesus heisst, er habe «draussen vor dem Tor» gelitten, so wie auch die alttestamentlichen Tieropfer «ausserhalb des Lagers» verbrannt worden seien.

Prinz Philipp von Hessen, der seit Jahren in Flossenbürg einsass, fand an diesem Montagmorgen in der Wachstube zwei Bücher vor, darunter eine Goethe-Ausgabe von Bonhoeffer. Die Bücher wurden ihm wieder abgenommen und ebenfalls verbrannt.⁹⁴³

* H. Fischer-Hüllstrung hat dies in einem Brief vom 4. April 1955 auf Anfrage von Pastor Wolf-Dieter Zimmermann so geschrieben. Doch wir müssen heute leider davon ausgehen, dass die Schilderung, zumindest was die äusseren Umstände betrifft, erlogen ist. Fischer-Hüllstrung war damals SS-Arzt in Flossenbürg. Mit seiner Darstellung schützt er sich wahrscheinlich selbst. Möglicherweise war es seine Aufgabe, gehängte Gefangene zwischenzeitlich wiederzubeleben und erneut hängen zu lassen, um die Todesqualen zu verlängern. Siehe Anmerkung 942.

Zwei Wochen später befreiten die Amerikaner Flossenbürg – zuerst einige Aussenlager und dann am 23. April 1945 das Hauptlager. Eine Woche darauf beging Hitler Selbstmord, und am 8. Mai war der Krieg, zumindest in Europa, vorbei. Wochenlang wussten weder Maria noch Bonhoeffers Verwandte, was aus ihm geworden war. Sabine Leibholz erfuhr erst am 31. Mai vom Tod ihres Bruders:

Am Morgen des 31. Mai rief uns Pastor [Julius] Rieger aus London an und fragte, ob wir zu Hause seien, er wolle uns sprechen. Gert sagte am Telefon: «Wir freuen uns sehr, wenn Sie kommen.» Bald sah ich vom Fenster aus unseren Freund auf das Haus zukommen. Als ich ihm öffnete, erschrak ich. An dem Ausdruck seines Gesichtes und an seinen sehr blassen Zügen erkannte ich, dass etwas sehr Ernstes geschehen war. Wir gingen schnell mit Gert ins Zimmer, und Pastor Rieger sagte tieftraurig:

«Dietrich, er ist nicht mehr – und auch Klaus ... »

Gert entfuhr aus tiefster Seele ein: «Nein, nein!»

Rieger legte das Telegramm vor uns auf den Tisch. Dann zog er sein Neues Testament aus der Rocktasche und begann, aus Matthäus 10 zu lesen. Ich weiss nur noch, wie ich mich an jedes Wort klammerte ...

«Siehe, ich sende Euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Hütet Euch aber vor den Menschen, denn sie werden Euch überantworten vor ihre Rathäuser und werden Euch geisseln ... Wenn sie Euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was Ihr reden sollt, denn es wird Euch zu der Stunde gegeben werden, was Ihr reden sollt. Denn Ihr seid es nicht, die da reden, sondern Eures Vaters Geist ist es, der durch Euch redet... Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und es ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde ...

Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den

will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater ... Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert ...

Wer sein Leben findet, der wird's verlieren und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.»

Pastor Rieger las uns auch alle anderen Verse des zehnten Kapitels und erinnerte uns daran, dass Dietrich sie in der «Nachfolge» so besonders schön ausgelegt habe.

Ich weiss sonst nicht mehr, wie dieser Tag weiterging, aber ich habe das tränenüberströmte Gesicht Gerts und das Schluchzen der Kinder nicht vergessen ...

Irgendwie hatte ich ganz auf das Wiedersehen mit Dietrich in einem neuen, besseren Deutschland zugelebt, auf das Erzählen und Austauschen nach allen diesen schweren Jahren ...

Ich hatte immer gehofft, dass die Alliierten ihre festen Pläne gehabt hätten, wie sie die KZs – bevor die Kampfhandlungen den Lagern zu nahe rückten – durch Fallschirmspringer absichern und die Insassen befreien würden. Manche Engländer hatten das mit uns geglaubt – vielleicht nur zu unserer Beruhigung. Es blieb jedenfalls ein Traum. Ob es wirklich im Bereich des Unmöglichen lag, vermag ich freilich nicht zu beurteilen. Ich behielt den Zweifel, dass es die erbitterte Kriegführung war, die auch die verhängnisvolle Politik gegenüber der deutschen Opposition auszeichnete. Der Bischof von Chichester hatte uns geschrieben, dass Churchill damals «ausschliesslich auf Kampf» eingestellt war.⁹⁴⁴

Im Juli schrieben Karl und Paula Bonhoeffer an Sabine und Gerhard, nachdem sie vom Tod ihres Sohnes Klaus und ihres Schwiegersohns Rüdiger Schleicher gehört hatten. Die Verbindungen zwischen dem zerbombten Berlin und der Aussenwelt waren damals fast abgeschnitten, und die Eltern Bonhoeffer hatten zwar gehört, dass auch Dietrich umgekommen sein sollte, wussten es aber noch nicht endgültig.

Berlin, 23.7. 1945

Liebste Kinder!

Man sagt uns soeben, dass eine Möglichkeit bestehe, Euch unsere Grüsse und Nachrichten zu schicken. Ich glaube, es sind nun drei Jahre her, dass wir die letzten Briefe von Euch bekamen. Nun hörten wir eben, dass Gert nach der Schweiz telegraphierte, um Nachricht über das Schicksal unseres Dietrich zu erfahren. Daraus schliessen wir, dass Ihr alle noch am Leben seid, und das ist ein grosser Trost für uns in unserem schweren Leid über das Schicksal unseres Klaus, Dietrichs und Rüdigers. –

Dietrich war eineinhalb Jahre im Militärgefängnis in Tegel. Letzten Oktober wurde er zur Gestapo in das SS-Gefängnis der Prinz-Albrecht-Strasse gebracht. In den ersten Februartagen brachte man ihn fort in verschiedene Konzentrationslager, so wie Buchenwald und Flossenbürg bei Weiden. Wir wussten nicht, wo er war.

Seine Braut, Maria von Wedemeyer, die in dieser Zeit bei uns lebte, versuchte selbst, ihn zu finden. Aber sie hatte keinen Erfolg. Nach dem Sieg der Alliierten hörten wir, dass Dietrich noch am Leben sei; aber nun bekamen wir die Nachricht, dass er von der Gestapo ermordet wurde, kurz bevor die Amerikaner kamen .. ⁹⁴⁵

In England planten derweil, in Absprache mit Gerhard und Sabine Leibholz, die Pastoren Julius Rieger und Franz Hildebrandt sowie Bischof George Bell einen Gedächtnisgottesdienst für Dietrich und Klaus Bonhoeffer, der am 27. Juli in der *Holy Trinity Brompton Church* am Kingsway in London gehalten werden sollte. Sie mussten so kurz nach Kriegsende mit Kritik ihrer Landsleute rechnen. Doch liessen sie sich nicht beirren.

Bischof Bell hatte sie gefragt, ob man den Gottesdienst im Radio nach Deutschland übertragen dürfe, und sie hatten dies bejaht. Und so kam es, dass Karl und Paula Bonhoeffer den Gottesdienst im Radio hörten, der die Nachricht von Dietrichs Tod bestätigte. Zwei Tage vor dem Gottesdienst schrieb Bischof Bell an Sabine:

25th July 1945

The Palace Chichester Meine liebe Sabine,
ich bin tief dankbar für Ihren Brief.

Alles was Sie mir so unverdient sagen, ist ein grosser Trost für mich. Und ich bin sehr glücklich, Dietrichs Fotografie zu haben. Ich weiss, dass Sie verstehen, was Dietrichs Freundschaft und Liebe mir bedeuteten. Mein Herz ist voll Trauer für Sie, und es ist leider nur zu wahr, dass die Lücke, die Dietrichs und Klaus' Tod hinterlässt, sich niemals schliessen kann. Ich bete, dass Gott Ihren Eltern Frieden und Kraft geben möge, wie allen, die mit Ihnen trauern, und dass er sie segnen möge. – Es ist schön, dass ich Sie beide am Freitag sehen werde. Ich weiss nicht, ob Ihre Töchter da sein werden. Aber mein Telegramm, das ich Ihnen eben schickte, schliesst sie natürlich ein ...

Aufrichtig der Ihre
George Chichester⁹⁴⁶

Gedächtnisgottesdienst in London

Der Gedächtnisgottesdienst in der *Holy Trinity Brompton Church* am 27. Juli 1945, den Bonhoeffers Eltern zu Hause in der Marienburger Allee 43 im Radio verfolgten, begann mit dem bekannten Kirchenlied «For All the Saints»:

For all the saints who from their labours rest, Who Thee by faith before the world confessed, Thy name, O Jesus, be forever blest.
Alleluia! Alleluia!

Für alle Heiligen, die von ihrer Arbeit ruhn, die dich getreulich vor der Welt bekannt haben,

sei dein Name, o Jesus, immerdar gepriesen.

Halleluja!⁹⁴⁷

Die Gemeinde sang alle acht Strophen. Danach sprach Bischof Bell das Bitt- und das Dankgebet, bevor das Lied «Wachet auf, ruft uns die Stimme» auf Englisch und Deutsch gesungen wurde. Die Schriftlesung, die gleichzeitig den Predigttext darstellte, stammte aus dem zehnten Kapitel des Matthäusevangeliums (Matthäus 10,17-42). Pastor Rieger hatte den gleichen Text schon am 31. Mai gelesen. Nun hallten die alten Worte durch die grosse Kirche und sprachen in die aktuelle Situation hinein:

Hütet euch aber vor den Menschen, – denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathäuser und werden euch geisseln in ihren Schulen ... Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugnis über sie und über die Heiden ... Es wird aber ein Bruder den andern zum Tod überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und ihr müsset gehasst werden von jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis an das Ende beharrt, der wird selig. Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere. Wahrlich ich sage euch: Ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen, bis des Menschen Sohn kommt. Der Jünger ist nicht über seinen Meister noch der Knecht über den Herrn. Es ist für den Jünger genug, dass er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr. Haben sie den Hausvater Beelzebub geheissen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heissen! So fürchtet euch denn nicht vor ihnen ... Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was ihr hört in das Ohr, das predigt auf den Dächern. Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht töten können, – fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle. Kauft man nicht zwei Sperlinge um *einen* Pfennig?

Dennoch fällt deren keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt. So fürchtet euch denn nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge. Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren, – und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.

Sabine erinnert sich:

Sehr schön sang der Chor von Dietrichs früherer Gemeinde «Wer nur den lieben Gott lässt walten», und später sangen wir zusammen das Lied, das Dietrich bei seiner letzten Predigt in London hatte singen lassen: «Mir nach, spricht Christus, unser Held.»⁹⁴⁸

672 + BONHOEFFER

In seiner Predigt charakterisierte Bischof Bell Bonhoeffer:

Er war ganz klar in seinen Überzeugungen, und so jung und bescheiden wie er war, sah er die Wahrheit und sprach sie in absoluter Freiheit ohne Furcht aus.

Als er 1942 unerwartet als Botschafter der Opposition gegen Hitler nach Stockholm zu mir kam, war er wie immer, absolut offen und ganz unbekümmert um seine Person, seine Sicherheit. Wo immer er ging, und mit wem immer er sprach – ob jung oder alt – war er unerschrocken, von sich selbst absehend, dabei von Herzen zugetan seinen Eltern, seinen Freunden, seinem Lande, wie Gott es haben wollte, seiner Kirche und seinem Herrn.⁹⁴⁹

Bell schloss seine Predigt mit den Worten: «Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.»⁹⁵⁰

Dann sprachen mehrere Freunde Bonhoeffers, unter anderem Franz Hildebrandt, Winfried Maechler und Julius Rieger. Es folgt der Text von Hildebrandts Rede:⁹⁵¹

«Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsere Augen sehen nach Dir.»
(2. Chron. 20,12)

Im Mai 1932, ein paar Monate vor Hitlers Machtergreifung, stand Dietrich Bonhoeffer auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Berlin und predigte über diesen Text. Er war damals Studentenpfarrer der Technischen Hochschule neben seiner Privatdozentur an der Universität. Der Text hat ihn lange zuvor und lange hernach beschäftigt, und heute dürfen wir ihn brauchen als die Überschrift zu dem Bilde seines Lebens, das uns vor Augen steht. Wir hätten unsren Freund und Bruder schlecht verstanden, wenn wir uns hier ins Biographische verlieren wollten, – aber die persönliche Erinnerung mag die

Illustration abgeben zu dem Wort, das im Zentrum seines Denkens stand und in dessen Dienst er sich verzehrt⁹⁵² hat.

Er stammt aus akademischem Haus, und zum Akademiker schien er geboren. Der Gelehrtentradition seiner Väter, der Bildung und Kultur seiner Familie hat er sich nicht geschämt, und die theologische Mode der Humanistenverachtung hat er nie mitgemacht. Er kannte seine Klassiker in Kunst, Musik und Literatur, ehe er sie kritisierte: er wusste zu lesen und zuzuhören, ehe er ein Urteil sprach. Und als er sein Urteil zum ersten Male öffentlich abgab, in der Dissertation über die *Sanctorum Communio* und der Habilitationsschrift über «Akt und Sein», geschah es mit einem Grad von Reife und einer Kraft der Konzentration, die es fast unglaublich machten, dass der Verfasser eben erst 21 oder 24 Jahre alt war. Sie konnten stolz auf ihn sein zu Haus in der Wangenheimstrasse, stolz auf ihn wie auf seine älteren Brüder, von denen einer sein Los geteilt, einer jung im vorigen Krieg gefallen und nur einer noch am Leben ist, bis zur Stunde in Unkenntnis über Dietrichs Schicksal ...

«Wir wissen nicht, was wir tun sollen.» Vor dem jungen Theologen stand das Problem des christlichen Lebens und Handelns. Vorläufige und konventionelle Antworten befriedigten ihn nicht. Mit sokratischer Gründlichkeit fragte er weiter, wo die anderen aufhörten, – und sein Fragen teilte sich den Schülern mit. Es zeigte sich sehr bald, dass seine eigenste Begabung auf erzieherischem Felde lag. Die Konfirmandenklasse im Berliner Norden, mit der er drei Monate lang in engster Gemeinschaft hauste, war das Vorspiel zu den Plänen, die später im Seminar von Finkenwalde ihre Verwirklichung fanden. Dazwischen, wenn er nur gewollt hätte, hätte eine gesicherte und glänzende akademische Zukunft ihm offen gestanden.

Stattdessen ging er nach London. Es war nicht seine erste Tätigkeit im Ausland; er war als Vikar in Barcelona und als Austauschstudent und -dozent

in New York gewesen. Wichtige ökumenische Fäden hatten sich geknüpft. Aber die Abreise im Herbst 1933 war doch von besonderer, demonstrativer Bedeutung. Sie bezeichnete den klaren Bruch mit der Kirche des Dritten Reichs. Als er sich weigerte, unter falscher Flagge zurückzusteuern, sagte ihm einer der neuen Amtsträger: «Was seid ihr doch für komplizierte Menschen!» Er kannte Dietrich Bonhoeffer schlecht. Seine Kompliziertheit war nicht von der Art, dass sie ihn zwischen Recht und Unrecht schwanken liess. Seine Vertiefung in das ethische Problem war keine selbstgefällige Freude an der Problematik dialektischer Theologie. Das Suchen musste ans Ziel führen, das Fragen verlangt Antwort.

In den 18 Monaten, die er in London verbrachte, begann die endgültige Klärung seines Kurses. Von dem, was er als Pfarrer von St. Paul und Sydenham getan hat, muss an anderer Stelle berichtet werden, – seine Gemeindemitglieder, die unter uns sind, wissen alle, wie die kurze Spanne seines Wirkens in ihre Geschichte eingegriffen hat, und wer als Gast mit ihm in Forest Hill gewohnt hat, kann diese Zeit nie vergessen. Eine Predigt ist mir deutlich im Gedächtnis, die er damals am Totensonntag hielt über den Text: «Aber sie sind im Frieden», und in der er den Fall eines Patienten erzählte, der von den Ärzten aufgegeben und bewusstlos, schwebend zwischen Tod und Leben und gleichsam über die Grenze schauend ausrief: «Gott, ist das schön!» In manchen Gesprächen jener Tage erklärte er, dass es eigentlich genug für einen Christenmenschen sei, 36 oder 37 Jahre alt geworden zu sein.

Aber noch blieben ihm zehn Jahre. Noch fühlte er die Last des Wortes: «Wir wissen nicht, was wir tun sollen.» «I shall always remember him», schreibt ein Beobachter aus nächster Nähe, «pacing up and down our lounge trying to decide whether to remain here or to give up his church here and return to the persecuted church in Germany longing to visit Gandhi and India and feeling a premonition that unless he seized that moment he would never go. I knew,

being himself, how he must eventually decide.»* Die Entscheidung wiederholte sich, als kurz vor Kriegsausbruch amerikanische Freunde ihn einluden und dauernd herüberzuziehen suchten. Ein schneller Besuch endete mit der definitiven Rückkehr nach Deutschland. Er fand seinen Platz an der Seite seiner bedrängten Brüder und Schüler im Amt und an der Seite seiner Eltern und Geschwister, die in zunehmendem Masse in den Kampf zwischen Christus und Antichrist hineingezogen wurden.

«Wir wissen nicht, was wir tun sollen, – sondern unsere Augen sehen nach Dir.» Die Unruhe des Fragens endet in der Nachfolge Christi, der Nachfolge, der er sein letztes Buch gewidmet hatte, und die er nun am eigenen Leibe praktiziert. Gesetz und Evangelium, Befehl und Verheissung, weisen ihm den einen, klaren, gewissen Weg, nach dem er geforscht: «Nur der Glaubende ist gehorsam, und nur der Gehorsame glaubt.» In dem «gemeinsamen Leben», von dem seine Broschüre handelt und das in der Brüderschaft seines Seminars Ausdruck fand, wird es deutlich, warum der Text im Plural sagt: «wir wissen nicht ... unsere Augen sehen nach Dir». Nur in der Gemeinschaft der Kirche kann der Ruf des Herrn gehört und befolgt werden. Aber es ist die eine, heilige, allgemeine, christliche Kirche, von der hier die Rede ist; und die Treue zur eigenen Konfession hat Dietrich Bonhoeffer niemals unkritisch gemacht gegen die Mängel auch in der Bekennenden Kirche, niemals verschlossen gegen das, was er von anderen Traditionen gelernt und empfangen hatte und wovon seine Schriften zeugen.

* Englisches Zitat; deutsche Übersetzung: «Ich werde nie vergessen ... wie er hin und her durch unseren Salon lief und darüber grübelte, ob er hier bleiben oder seine Gemeinde hier aufgeben und zu der verfolgten Kirche in Deutschland zurückkehren sollte. Und wie er so gerne Gandhi in Indien besucht hätte und diese Vorahnung hatte, dass er es dann, wenn er es nicht jetzt machte, nie machen würde. Ich wusste damals, wie er, so wie er nun einmal war, sich schliesslich würde entscheiden müssen.»

So bleibt er ökumenisch in seiner Haltung, stärker vielleicht als irgendein anderer deutscher Theologe seiner Generation; so weigert er sich, aktiv mit der Waffe in den zweiten Weltkrieg einzutreten, so erneuert er die Verbindung mit den englischen Brüdern, als schon die Grenzen geschlossen sind und Reisen ins neutrale Ausland gefährlicher werden als je. Das Dilemma der deutschen Christenheit in ihrer Isolierung wird immer ärger, – wie in der Geschichte von Samson droht eines Mannes Arm das ganze Haus mit sich zu Fall zu bringen, – und draussen rührt sich, mit seltensten Ausnahmen, keine Stimme, die versteht, und keine Hand, die hilft. Politische Aktion wird unvermeidlich. «Warum», so hat Dietrich bei seinem letzten Besuch hier gefragt, «sollen immer nur die schlechten Leute Revolution machen?»

In diesem Kampf setzte er, wie sein Bruder, seine Schwäger, seine Freunde, alles aufs Spiel. Der Ausgang war zumindest ungewiss, nicht nur für die Person, sondern für die Sache. Der Bischof hat von den apokalyptischen Tönen gesprochen, die in seiner letzten Stockholmer Unterredung mit ihm anklangen,• der Untergang Deutschlands, ja Europas, schien ihm zur Gewissheit geworden. Aber auch jetzt noch und gerade jetzt behielt das Wort seine Geltung: «Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsere Augen sehen nach Dir.» Auch die letzten zwei Jahre im Gefängnis und in der unerwarteten Möglichkeit der Seelsorge dort, und in den letzten beiden Monaten seit dem Todesurteil über die zwei Brüder, können ihm nichts anderes gewesen sein als ein neueres höheres Stadium der Nachfolge. Von der Gnade des Martyriums hatte er in seinem Buch geschrieben. Und der Text seiner allerersten Predigt war: «Also auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so spricht: wir sind unnütze Knechte, – wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.»

Es ist vielleicht bezeichnend, dass wir wenig gute Bilder von ihm haben, – er war den Photographen abhold, – und die besten Aufnahmen zeigen

ihn im Kreise seiner Eltern und Geschwister, denen er aufs Engste zugehörte und die ihn bis zum bitteren Ende begleitet haben: die Eltern zur Gerichtsverhandlung, zwei Schwäger ins Konzentrationslager und ein Bruder in den Tod. An einem der glücklichsten, freiesten und tapfersten Häuser in Deutschland, das so seiner Kinder beraubt worden ist, zeigt sich in den grellsten Farben, wo die wahren Opfer dieses Krieges zu suchen sind. Uns will Sprache und Hoffnung versagen, – wir wissen nicht, was wir tun sollen. Aber lasst uns nicht hier haltmachen, sondern dem Text folgen: unsere Augen sehen nach Dir. In dieser Wendung von der quälenden Frage in die getrostete Nachfolge Christi liegt doch das Geheimnis der Person Dietrich Bonhoeffers und sein Vermächtnis an uns. Man kann es an der Entwicklung seines Stils verfolgen, wie von den ersten abstrakten Untersuchungen bis zu den letzten Seiten der «Nachfolge» alles immer unbeschwerter und einfältiger wird: «Auf diesen nicht einmal hundert Seiten», schreibt ein Kritiker seiner Genesisauslegung, «steht mehr drin als in vielen dicken theologischen Wälzern, – jedes Wort ist überlegt und jeder Satz sitzt.» Es ist in seinem Leben nicht anders gegangen. Das Joch, das er auf sich nahm, war sanft und die Last seines Herrn leicht, der Blick klärte sich ihm in der Masse, in dem er auf Jesus sah, hinweg von sich selbst, und was er einst Vorjahren von der Hoffnung des Christen schrieb, ging ihm in Erfüllung: «Er wird, was er war, oder doch nie war, ein Kind.»*

Es handelt sich um ein Wort aus dem letzten Satz der Habilitationsschrift Dietrich Bonhoeffers «Akt und Sein». Der vollständige Satz lautet: «Dies ist die schon hier im Glauben Ereignis werdende, dort im Schauen vollendete neue Schöpfung des neuen Menschen der Zukunft, der nicht mehr zurück auf sich selbst, nur noch von sich weg auf die Offenbarung Gottes, auf Christus sieht, der aus der Enge der Welt geboren wird in die Weite des Himmels, der wird, was er war oder doch nie war, ein Geschöpf Gottes, ein Kind» (DBW 2, Akt und Sein, S. 161).

Wir wissen nicht, was wir tun sollen. Nach den bangen Wochen der Ungewissheit, die wir mit Euch, liebe Sabine, lieber Gert, mit Euren Eltern und mit seiner Braut durchlebt haben, wissen wir weniger als zuvor, wie es mit uns weitergehen soll ohne den Rat unseres Bruders, auf den wir uns stützen konnten und der der Kirche zu dieser Zeit so bitter nötig war. Wir verstehen heute, was Harnack beim Tode Holls so ausdrückte: «Mit ihm ist ein Stück meines eigenen Lebens zu Grabe getragen.» Dennoch: unsere Augen sehen nach Dir. Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Wir danken Gott für das Leben und Leiden unseres Bruders, dessen Zeugen und Freunde wir sein durften. Wir bitten ihn, dass er auch uns mit sich führe in seiner Nachfolge aus dieser Welt in sein himmlisches Reich; dass er wahr mache an uns jenes andere Wort, mit dem Dietrich seinen Nachruf auf Harnack schloss: «Non potest⁹⁵³ non laetari qui sperat in Dominum» – wie sollte der nicht fröhlich sein, der auf den Herrn hofft!

Als der Gottesdienst zu Ende war, schalteten Karl und Paula Bonhoeffer das Radio aus.

ANHANG

Anmerkungen

- 1 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen von Karl Bonhoeffer. Geschrieben für die Familie, in: Jürg Zutt (Hg.), Erwin Straus (Hg.), Heinrich Scheller (Hg.), Karl Bonhoeffer. Zum Hundertsten Geburtstag am 31. März 1968. Berlin / Heidelberg / New York: Springer Verlag, 1969, S. 49.
- 2 Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse. Eine Biographie. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 9. Aufl. 2005, S. 27.
- 3 Ebd., S. 30.
- 4 Vgl. ebd.
- 5 Zur Schreibweise von Sophonias Bonhöffer mit ö-Umlaut vgl. die Ahnentafel in E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1060. Zur «Schönen Bonhoefferin» vgl. auch: M. Bosanquet, The Life and Death of Dietrich Bonhoeffer. New York: Harper and Row, 1968, S. 18.
- 6 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 30;.
- 7 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 8.
- 8 Ebd., S. 15.
- 9 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 37.
- 10 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 70 f.
- 11 Renate Bethge (Hg.) und Christian Gremmels (Hg.), Dietrich Bonhoeffer. Bilder eines Lebens. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 3. Aufl. 2005, S. 18.
- 12 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 78.
- 13 Sabine Leibholz-Bonhoeffer, Kindheit und Elternhaus, in: Wolf-Dieter Zimmermann (Hg.), Begegnungen mit Dietrich Bonhoeffer. München: Chr. Kaiser Verlag, 4. Aufl. 1969, S. 12.
- 14 Ebd., S. 18 und 21.
- 15 Ebd., S. 17f.
- 16 Sabine Leibholz-Bonhoeffer, Vergangen – erlebt – überwunden. Schicksale der Familie Bonhoeffer. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 6. Aufl. 1990, S. 52.

- 17 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 22f.
- 18 Ebd., S. 13.
- 19 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 44.
- 20 Ebd., S. 44f.
- 21 Ebd., S. 38.
- 22 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 24.
- 23 Ebd., S. 18.
- 24 Emmi Bonhoeffer, *Nachbarskinder im Professorenviertel*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 30f.
- 25 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 24.
- 26 Ebd., S. 23.
- 27 *Silvestertagebuch*, zitiert nach: E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 30.
- 28 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 16.
- 29 Zitiert in: E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 47.
- 30 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 18f.
- 31 Ebd., S. 19.
- 32 Ebd., S. 20f.
- 33 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 19f.
- 34 Ebd., S. 19.
- 35 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 14.
- 36 K. Bonhoeffer, *Lebenserinnerungen*, S. 87.
- 37 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 16.
- 38 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 17.
- 39 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 49.
- 40 R. Bethge u.a., *Dietrich Bronhoeffer. Bilder eines Lebens*, S. 28.
- 41 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 20.
- 42 Ebd., S. 28.
- 43 Ebd., S. 20f.
- 44 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 1044.
- 45 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 33f.
- 46 Ebd., S. 34f. und K. Bonhoeffer, *Lebenserinnerungen*, S. 91.
- 47 K. Bonhoeffer, *Lebenserinnerungen*, S. 91.
- 48 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 36.
- 49 Ebd.
- 50 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 9f.
- 51 Ebd., S. 11.
- 52 Ebd., S. 12f.

- 53 Ebd., S. 14f.
- 54 Ebd., S. 16.
- 55 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 13.
- 56 K. Bonhoeffer, *Lebenserinnerungen*, S. 92.
- 57 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 19.
- 58 Ebd., S. 16.
- 59 Ebd., S. 19.
- 60 Zitiert nach: S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 22.
- 61 Ebd., S. 28.
- 62 Ebd., S. 29f.
- 63 Ebd., S. 29.
- 64 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 61.
- 65 Gerhard von Rad, *Begegnungen in frühen und späten Jahren*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 168.
- 66 Kreuzer war ein deutscher Jude, den die Nazis (vor allem Alfred Rosenberg) als »Kulturfeind« aufs Korn nehmen würden. 1933 wanderte er nach Amerika aus.
- 67 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Kindheit*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 24.
- 68 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 43f.
- 69 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 57.
- 70 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 44.
- 71 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 71.
- 72 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 77.
- 73 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 60.
- 74 Isaiah Berlin, *Der Igel und der Fuchs. Essay über Tolstoj's Geschichtsverständnis*, Frankfurt/M: Suhrkamp 2009, S. 7.
- 75 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 55. – »Alter Herr« werden Mitglieder studentischer Verbindungen nach Abschluss ihres Studiums genannt.
- 76 Ebd., S. 67.
- 77 Ebd., S. 68.
- 78 Ebd., S. 69.
- 79 Ebd., S. 70.
- 80 Ebd., S. 72.
- 81 M. Bosanquet, *The Life and Death*, S. 21.
- 82 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 77f.
- 83 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 84.
- 84 DBW 9, *Jugend und Studium*, S. 81f.

682 + BONHOEFFER

- 85 Ebd., S. 82.
- 86 Ebd., S. 83.
- 87 Ebd., S. 89.
- 88 Ebd., S. 85.
- 89 Ebd., S. 85 f.
- 90 Ebd., S. 92.
- 91 Ebd.
- 92 Ebd., S. 104.
- 93 Ebd., S. 105.
- 94 Ebd.
- 95 Ebd., S. 106.
- 96 Ebd., S. 95.
- 97 Ebd.
- 98 Ebd., S. 99.
- 99 Ebd., S. 102.
- 100 Ebd., S. 104 f.
- 101 Ebd., S. 89.
- 102 Ebd., S. 88.
- 103 Brief vom 23. Januar 1944, in: DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 293.
- 104 DBW 9, Jugend und Studium, S. 102.
- 105 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 81.
- 106 DBW 9, Jugend und Studium, S. 89.
- 107 Ebd., S. 109f.
- 108 Ebd., S. 114.
- 109 Ebd., S. 115.
- 110 Ebd., S. 94.
- 111 Ebd., S. 115.
- 112 Ebd., S. 110.
- 113 Ebd., S. 111.
- 114 Zitiert nach: ebd., S. 583 f.
- 115 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 94.
- 116 Ebd., S. 96.
- 117 Eberhard Bethge, Interview mit Martin Doblmeier, Bonhoeffer: Pastor, Pacifist, Nazi Resister. A documentary film by Martin Doblmeier, vor 2003, Princeton University, unveröffentlichtes Filmmaterial, zitiert mit Erlaubnis des Regisseurs. (Literaturverzeichnis: Doblmeier)
- 118 Siehe Seite 80 f, Anmerkung 114.

- 119 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 127.
- 120 Ruth-Alice von Bismarck, Interview mit dem Autor, Hamburg, März 2008.
- 121 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 174.
- 122 Ruth-Alice von Bismarck (Hg.) und Ulrich Kabitz (Hg.), Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer, Maria von Wedemeyer 1943–1945. München: C.H. Beck, 1992, S. 190.
- 123 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 113f.
- 124 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 19.
- 125 Ebd., S. 20.
- 126 Ebd., S. 20f.
- 127 Ebd., S. 22. – Die Tauentzienstraße galt als »sündige Meile« Berlins.
- 128 Ebd.
- 129 Ebd.
- 130 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 132.
- 131 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S.25.
- 132 Ebd., S. 42.
- 133 Ebd., S. 80.
- 134 Ebd., S. 84.
- 135 Ebd., S. 48.
- 136 Ebd., S. 50.
- 137 Ebd., S. 50f.
- 138 Ebd., S. 107.
- 139 Ebd., S. 56.
- 140 Ebd., S. 33.
- 141 Ebd., S. 24f.
- 142 Ebd., S. 33.
- 143 Ebd., S. 91.
- 144 Ebd., S. 71.
- 145 Ebd., S. 90f.
- 146 Ebd., S. 73.
- 147 Ebd., S. 90.
- 148 Ebd., S. 516; 514; 513.
- 149 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 38.
- 150 Ebd., S. 42.
- 151 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 91.
- 152 Ebd., S. 302.
- 153 Ebd., S. 303.

- 154 Ebd., S. 303f.
155 Ebd., S. 316.
156 Ebd., S. 315.
157 Ebd., S. 316.
158 Ebd.
159 Ebd., S. 316f.
160 Ebd., S. 317.
161 Ebd.
162 Ebd., S. 318f.
163 Dietrich Bonhoeffer an Walter Dreß, Barcelona, 1. September 1928, in: DBW 17, Register und Ergänzungen, S. 81-84, hier zitiert: S. 82f.
164 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 169.
165 Ebd., S. 164.
166 Ebd., S. 175.
167 Franz Hildebrandt, Eine Oase der Freiheit, in: W.-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 31.
168 Zitiert nach: Walther Bienert, Martin Luther und die Juden. Frankfurt/M: Evangelisches Verlagswerk, 1982, S. 44.
169 Ebd., S. 75.
170 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 174.
171 Ebd., S. 175f.
172 Ebd., S. 175.
173 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 197.
174 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 166.
175 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 199.
176 Ebd., S. 220.
177 »Religion: Riverside Church«, Time, 6. Oktober 1930.
178 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 263.
179 Ebd., S. 263f.
180 Ebd., S. 264.
181 Ebd., S. 264f.
182 Ebd., S. 265f.
183 Ebd., S. 267f.
184 Ebd., S. 280.
185 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 196.
186 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 221.
187 Ebd., S. 272.

- 188 Ebd., S. 272 f.
- 189 Adam Clayton Powell Sr, Harlem, New York, November 1927.
- 190 Der Thanksgiving-Tag ist das amerikanische Erntedankfest, das im November begangen wird.
- 191 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 212.
- 192 Ebd., S. 213.
- 193 Ebd., S. 249.
- 194 Ebd., S. 231 f.
- 195 Zitiert nach E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 191.
- 196 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 252.
- 197 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 42.
- 198 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 224f.
- 199 Paul Lehmann in einem Rundfunkbeitrag des Senders BBC am 12. Februar und 18. März 1960; aus dem englischen Original übersetzt; nachgewiesen in: M. Bosanquet, *The Life and Death*, S. 88.
- 200 DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 251.
- 201 Edwin H. Robertson, Dietrich Bonhoeffer. *Leben und Verkündigung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989, S. 83.
- 202 Paul Lehmann an Jean Lasserre und Dietrich Bonhoeffer, Telegramm, 19. Mai 1931. DBW 10, Barcelona, Berlin, Amerika, S. 258, Anm. 2, Zeilen 11 und 12.
- 203 Ebd., S. 261.
- 204 DBW 11, Ökumene, S. 15.
- 205 Ebd., S. 19.
- 206 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 48f.
- 207 DBW 11, Ökumene, S. 28 f.
- 208 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 423ff.
- 209 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 112ff.
- 210 Wolf-Dieter Zimmermann, *Berliner Jahre*, in: ders., *Begegnungen*, Ebd., S. 52 f.
- 211 Ebd., S. 55.
- 212 Ebd., S. 61.
- 213 Ebd.
- 214 Ebd., S. 61 f.
- 215 Otto Dudzus, in: M. Doblmeier, Interview.
- 216 Inge Karding, in: M. Doblmeier, Interview.
- 217 Albert Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 218 Wolf-Dieter Zimmermann, *Berliner Jahre*, in: ders., *Begegnungen*, S. 54.
- 219 Hellmut Traub, *Zwei Erinnerungen*, in: W-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 148.

686 + BONHOEFFER

- 220 W-D. Zimmermann, Berliner Jahre, in: ders., Begegnungen, S. 56.
- 221 Inge Karding, in: M. Doblmeier, Interview.
- 222 Ebd.
- 223 Ebd.
- 224 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 248. Mitgeteilt von J. Kanitz, 1955.
- 225 Ebd., S. 273.
- 226 Ebd.
- 227 Ebd.
- 228 W-D. Zimmermann, Berliner Jahre, in: ders., Begegnungen, S. 50.
- 229 DBW 11, Ökumene, S. 65.
- 230 Ebd, S. 51.
- 231 Ebd, S. 64.
- 232 Ebd, S. 409.
- 233 Ebd, S. 77.
- 234 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 34.
- 235 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 144ff.
- 236 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 250.
- 237 Ebd, S. 257f.
- 238 Ebd, S. 259f.
- 239 Zitiert nach: Josef und Ruth Becker (Hg.), Hitlers Machtergreifung. Dokumente vom Machtantritt Hitlers 30. Januar 1933 bis zur Besiegelung des Einparteienstaates 14. Juli 1933. München: dtv, 2. Aufl. 1992, S. 37f.
- 240 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 99.
- 241 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 448f.
- 242 Viele Historiker gehen davon aus, dass die Nazis den Brand nicht selbst legten, sondern ihn nachträglich für ihre eigenen Zwecke instrumentalisierten, – vgl.: Uwe Backes u.a, Reichstagsbrand – Aufklärung einer historischen Legende (München: Piper, 2. Aufl, 1987), – vgl. auch: Eckhard Jesse (Hg.); Uwe Backes (Hg.) und Alexander Gallus (Hg.), Demokratie in Deutschland. Diagnosen und Analysen. Köln/ Weimar/Wien: Böhlau, 2008, S. 34-53.
- 243 William L. Shirer, Aufstieg und Fall des Dritten Reiches, Stuttgart: Deutscher Bücherbund, 1963, S. 188.
- 244 Donald Moffitt, Letter to the Editor, «Tunes with a Past», Yale Alumni Magazine, März 2000.
- 245 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 45 f.
- 246 Ebd, S. 189.

- 247 Karl Bonhoeffer und Jürg Zutt, »Über den Geisteszustand des Reichstagsbrandstifters Marinus van der Lubbe, Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie, Bd. 89, Heft 4 (1934), S. 185-213; zitiert nach: Michael Kubina, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978). Diss. Univ. Berlin 2000. Hamburg: Lit, 2001. Der medizinische Fachausdruck »stuperös« oder »stuporös« kommt aus dem Lateinischen und bedeutet »starr«. Er bezeichnet die Eigenschaft, bei vollem Bewusstsein dennoch körperlich oder geistig völlig regungslos zu sein.
- 248 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 100f.
- 249 »Germany: Göring Afraid?«, Time, 13. November 1933.
- 250 J. und R. Becker, Machtergreifung, S. 107.
- 251 Die Glaubensbewegung Deutsche Christen, abgekürzt DC, wurde von der Bekennenden Kirche manchmal in Anführungszeichen gesetzt, um zu zeigen, dass es sich nicht um die Gesamtheit der deutschen Christen handelt, sondern um eine einzelne Gruppe. Vgl. S. 214ff.
- 252 Mehr über die Deutschen Christen unten in Kap. 11.
- 253 DBW 12, Berlin 1932–1933, S. 350.
- 254 Ebd.
- 255 Ebd., S. 351.
- 256 Ebd., S. 353.
- 257 Ebd.
- 258 Ebd.
- 259 Ebd., S. 354.
- 260 Ebd.
- 261 Ebd., S. 358.
- 262 Ebd.
- 263 S. Leibholz-Bonhoeffer, Vergangen – erlebt – überwunden, S. 95.
- 264 Ebd., S. 98.
- 265 Ebd.
- 266 Ebd., S. 99.
- 267 Ebd., S. 100.
- 268 K. Bonhoeffer, Lebenserinnerungen, S. 115, zitiert nach: E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 330.
- 269 Zitiert nach: Hermann Glaser, Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck, 2002, S. 162.
- 270 Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Stuttgart: Reclam, 2006, S. 142f.

- 271 Zitiert nach: Albert Speer, *Erinnerungen*. Berlin. – Ullstein, 2005, S. 110.
- 272 [Joseph] Goebbels, *Tagebücher aus den Jahren 1942-43, mit anderen Dokumenten* hg. von Louis P Lochner. Zürich: Atlantis Verlag, 1948, S. 342 (12. Mai 1943).
- 273 A. Speer, *Erinnerungen*, S. 109.
- 274 Ebd., S. 137.
- 275 *Versammlungsvorbereitung, Ortsgruppengründungen, Maulwurfsarbeit*, in: NSDAP-Mitteilungsblatt vom 26. April 1922; zitiert nach: Georg Steins, Franz Georg Untergasmair (Hg.), *Das Buch, ohne das man nichts versteht. Die kulturelle Kraft der Bibel*, in: *Vechtaer Beiträge zur Theologie*, Bd. 11. Münster: Lit Verlag, 2005.
- 276 Friedrich Nietzsche, *Der Antichrist*, in: *Der Fall Wagner u.a. Krit. Studienausgabe* Bd. 6, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: dtv; Berlin: de Gruyter, 2. Aufl. 1988, S. 253.
- 277 Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, in: Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. 1886-1887. Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 6.2, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin: de Gruyter, 1968, S. 289.
- 278 Friedrich Nietzsche, *Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte*, Stuttgart: Kröner, 12. Aufl. 1980, S. 639.
- 279 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 99.
- 280 Ebd., S. 101.
- 281 Ebd.
- 282 Ebd., S. 107.
- 283 Andererseits wurden in Kriegszeiten durchaus auch Pfarrer der Bekennenden Kirche und katholische Ordensleute von der Wehrmacht in die SS zwangsweise eingegliedert. Vgl. dazu u.a. folgende Berichte: Hans-Friedrich Lenz, *Sagen Sie, Herr Pfarrer, wie kommen Sie zur SS? Bericht eines Pfarrers der Bekennenden Kirche über seine Erlebnisse im Kirchenkampf und als SS-Oberscharführer im Konzentrationslager Hersbruck*. Giessen/Basel: Brunnen, 1982. Vgl. auch: Gereon Goldmann, *Tödliche Schatten – tröstendes Licht*. Dillingen/Donau: Missionsbüro v. P Gereon Goldmann, 9. Aufl. 2003.
- 284 Hans Bernd Gisevius, *Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum 20. Juli 1944*. Hamburg: Rütten & Loening Verlag, 1960, S. 222.
- 285 Albert Speer, *Erinnerungen*, S. 108.
- 286 *Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40*, hg. und erläutert von Dr. Hans-Günther Seraphim, Göttingen: Musterschmidt, 1956, S. 197ff. (abgedr. als 1749-PS); zitiert nach: Joachim C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Rei-*

- ches. Profile einer totalitären Herrschaft. München: Piper, 1963, S. 232.
- 287 «Der 30-Punkte-Kirchenplan», in: Heinrich Schmid, Apokalyptisches Wetterleuchten. Ein Beitrag der evangelischen Kirche zum Kampf im «Dritten Reich». München: Verlag der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, 1947, S. 263-266, zitiert nach: Steward W Herman, Eure Seelen wollen wir. Kirche im Untergrund. Ins Deutsche übertragen von Wilhelm Gossmann. München/Berlin: Neubau Verlag, 1951, S. 376f. Herman äussert die Ansicht, dass das Dokument mit dem Geist Rosenbergs oder Himmlers «fraglos übereinstimmt». Ebd., S. 76.
- 288 Karl Barth, «Protestant Churches in Europe», *Foreign Affairs* 21 (1943), S. 263-265.
- 289 Doris L. Bergen, *Twisted Cross: The German Christian Movement in the Third Reich*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1996, S. 143.
- 290 Zum Folgenden vgl. z.B. Unser Glaube. Wegleiter für Deutsche Christen, im Auftrage der Deutschen Christen, Nationalkirchliche Einung Landesgemeinde Württemberg, bearbeitet und hg. von Georg Schneider, Stuttgart: Döninghaus und Cie., 1940; vgl. auch: Georg Schneider, *Deutsches Christentum. Der Weg zur Dritten Kirche*, Stuttgart: W. Kohlhammer, 1934.
- 291 Alfred Rosenberg, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelischgeistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*. München: Hoheneichen-Verlag, 1935, 79.-82. Auflage, 1. Auflage 1930, S. 603; 614. Vgl. auch: Thomas Martin Schneider, Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993, S. 299. Schneider zeigt hier die Gemeinsamkeiten im Denken Müllers und Rosenbergs auf.
- 292 A. Rosenberg, *Der Mythos*, S. 617.
- 293 Zitiert nach: Klaus Scholder (Hg.) und Gerhard Besier, *Die Kirchen und das Dritte Reich. Spaltungen und Abwehrkämpfe. 1934-1937*, in: *Die Kirche und das Dritte Reich*. Bd. 3. Berlin/München: Propyläen, 2001, S. 248.
- 294 Vgl. TM. Schneider, Reichsbischof Ludwig Müller, S. 291. Müller wurde zwar erst 1938 zum Ehrenmitglied der Deutschen Christen ernannt, propagierte jedoch häufig die Ideen der DC. Die Ehrenmitgliedschaft wurde ihm «in Anerkennung seines verdienstvollen Wirkens für die Idee des Deutschen Christentums» verliehen.
- 295 Ludwig Müller, *Der deutsche Volkssoldat*. Berlin-Tempelhof: Runge, 1939; 4. Aufl. 1940, S. 56f.; zitiert nach: T. Schneider, Ludwig Müller, S. 306.
- 296 Vgl. D.L. Bergen, *Twisted Cross*, S. 103.
- 297 Ebd., S. 148.

690 + BONHOEFFER

- 298 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 79.
- 299 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 233.
- 300 Hubert Gruber, Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930-1945. Ein Bericht in Quellen. Paderborn: Schöningh, 2006, S. 98.
- 301 Vgl. Appell an den Generalsekretär des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen Henry Louis Henriad vom 4. September 1933, DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 122.
- 302 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 353f.
- 303 DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 102.
- 304 Ebd., S. 117.
- 305 Ebd.
- 306 Ebd., S. 117f.
- 307 Der späteren Barmer Theologischen Erklärung, die dann zur geistlich-theologischen Grundlage der Bekennenden Kirche wurde, ist nachträglich vorgeworfen worden, dass in ihr ein ausdrückliches Wort zugunsten der Juden fehlt. Im Betheler Bekenntnis hatte Bonhoeffer in einem eigenen Abschnitt, «Die Kirche und die Juden», unter anderem formuliert: «Wir wenden uns gegen das Unternehmen, die deutsche evangelische Kirche ... umzuwandeln in eine Reichskirche der Christen arischer Rasse ...» (DBW 12, Berlin 1932-1933, S. 404).
- 308 Albrecht Schönherr, Die Einfalt des Provozierten, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 121.
- 309 Zitiert nach: E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 362.
- 310 Zitiert nach: ebd, S. 362f.
- 311 Zitiert nach: ebd, S. 366 und 1067.
- 312 Zitiert nach: ebd, S. 369 und 1067.
- 313 Zitiert nach: ebd.
- 314 Ebd, S. 377.
- 315 Zitiert nach: ebd, S. 378.
- 316 Zitiert nach: «„Als die Nazis die Kommunisten abholten ...“. Das Zitat», 22. September 2005, Martin Niemöller Stiftung, 15. August 2011 ‘ <http://www.martin-niemoller-stiftung.de/4/daszitat/a31> ,.
- 317 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 208f.
- 318 Zitiert nach: Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich. Vorgeschichte und Zeit der Illusionen. 1918-1934, Bd. 1. Frankfurt/M: Propyläen, 1977, S. 704.
- 319 Ebd, S. 704f.
- 320 Vgl. hierzu auch D.L. Bergen, Twisted Cross, S. 145.
- 321 Vgl. TM. Schneider, Reichsbischof Ludwig Müller, S. 309ff.

- 322 DBW 13, London 1933-1935, S. 128. – «Widerstehen bis aufs Blut»: vgl. Hebräer 12,4.
- 323 Ebd.
- 324 Ebd.
- 325 Ebd., S. 13.
- 326 Ebd., S. 3Iff.
- 327 Wolf-Dieter Zimmermann, Wochen in London, in: ders., *Begegnungen*, S. 69.
- 328 Amos Cresswell und Maxwell Tow, *Dr Franz Hildebrandt. Mr Valiant for Truth*. Grand Rapids: Smyth and Helwys, 2000, S. 122.
- 329 DBW 13, London 1933-1935, S. 35.
- 330 Text in: DBW 13, London 1933-1935, S. 41 ff.
- 331 Ebd., S. 73.
- 332 Ebd., S. 71.
- 333 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 399.
- 334 DBW 13, London 1933-1935, S. 347.
- 335 Ebd., S. 347f.
- 336 Ebd., S. 348.
- 337 Ebd.
- 338 Ebd.
- 339 Ebd., S. 351.
- 340 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 405.
- 341 James Bentley, *Martin Niemöller. Eine Biographie*. München: Beck, 1985, S. 110.
- 342 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 405.
- 343 DBW 13, London 1933-1935, S. 85.
- 344 Ebd., S. 86-88.
- 345 Ebd., S. 90.
- 346 Ebd., S. 96.
- 347 Ebd.
- 348 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 405.
- 349 DBW 13, London 1933-1935, S. 458f.; das englische Original dort auf S. 111f.
- 350 Ebd., S. 459f., – das englische Original dort auf S. 114f.
- 351 Ebd., S. 119ff.
- 352 Vgl. Rosenberg, *Der Mythos*, S. 75f.
- 353 DBW 13, London 1933-1935, S. 462; das englische Original dort auf S. 122f.
- 354 Ebd., S. 127f.
- 355 Ebd., S. 467f.; das englische Original dort auf S. 137ff.

692 + BONHOEFFER

- 356 Martin Heimbucher (Hg.) und Rudolf Weth (Hg.), Die Barmer Theologische Erklärung. Einführung und Dokumentation. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 7. Aufl. 2009, S. 69; die hier durchgeführte Änderung des Textes in neue Rechtschreibung wurde der Einheitlichkeit halber nicht übernommen.
- 357 Ebd., S. 33-42. «
- 358 DBW 13, London 1933-1935, S. 161 f.
- 359 Ebd., S. 481; das englische Original dort auf S. 166f.
- 360 Ebd., S. 482; das englische Original dort auf S. 167.
- 361 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 439.
- 362 Für das Folgende vgl. Joachim Fest, Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli, Berlin: Siedler, 1994, S. 42 ff.
- 363 Lothar Gruchmann, Justiz im Dritten Reich 1933-1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner. München: Oldenbourg, 2001, S. 458.
- 364 Max Domarus, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, Bd. 1. Leonberg: Pamminger & Partner, 4. Aufl. 1988, S. 421.
- 365 Inge Karding, in: M. Doblmeier, Interview.
- 366 Alice von Hildebrandt: Die Seele eines Löwen. Dietrich von Hildebrandt. Düsseldorf: VDM Verlag Dr. Müller, 2003, S. 215f.
- 367 DBW 15, Sammelvikariate, S. 160 (Anmerkung).
- 368 J. Fest, Staatsstreich, S. 60.
- 369 DBW 13, London 1933-1935, S. 179.
- 370 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 113 f.
- 371 Walther Hofer (Hg.), Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945. Frankfurt/ M. Fischer Taschenbuch Verlag, 1985, S. 137.
- 372 DBW 13, London 1933-1935, S. 179.
- 373 Ebd., S. 188f, Anm. 2.
- 374 Ebd.
- 375 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 298.
- 376 S.o. Kapitel 2.
- 377 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 451.
- 378 Otto Dudzus, Dem Rad in die Speichen fallen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 83 f.
- 379 Ebd, S. 78.
- 380 Ebd, S. 85f.
- 381 Junge Kirche. Halbmonatschrift für reformatorisches Christentum, hg. von Dr. theol. Hanns Lilje unter Mitarbeit von Fritz Söhlmann, 2. Jahrgang 1934. Göttingen: Verlag Junge Kirche, 1934, S. 700.

- 382 Otto Dudzus, Dem Rad in die Speichen fallen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 83.
- 383 Ebd.
- 384 DBW 13, London 1933-1935, S. 300.
- 385 Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 449.
- 386 Ebd.
- 387 DBW 13, London 1933-1935, S. 301.
- 388 «German Church and State», London Times, 27. August 1934.
- 389 H. Lilje (Hg.), Junge Kirche, S. 700f.
- 390 Ebd., S. 701.
- 391 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 445.
- 392 S. Leibholz-Bonhoeffer, Vergangen – erlebt – überwunden, S. 102. – Der Stürmer war ein 1923 bis 1945 von Julius Streicher herausgegebenes Wochenblatt der antijüdischen Kampfpresse.
- 393 Ebd., S. 103.
- 394 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1071, – das englische Original dort auf S. 454.
- 395 DBW 13, London 1933-1935, S. 204f.
- 396 Ebd., S. 301.
- 397 Ebd., S. 145f.
- 398 Vgl. Brief an Erwin Sutz vom 11. September 1934, DBW 13, London 1933-1935, S. 205.
- 399 Ebd., S. 205.
- 400 Ebd., S. 128.
- 401 Ebd., S. 205.
- 402 Vgl. Hannah Arendt, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München: R. Piper & Co, 1964.
- 403 «Foreign News: Meiser v. Müller», Time, 22. Oktober 1934.
- 404 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 456.
- 405 Ebd., S. 457.
- 406 Ebd., S. 501; das englische Original dort auf S. 236.
- 407 DBW 13, London 1933-1935, S. 220f.
- 408 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 459.
- 409 DBW 13, London 1933-1935, S. 232.
- 410 Ebd., S. 233 f.
- 411 Ebd., S. 237-239.
- 412 Ebd., S. 239f.

694 + BONHOEFFER

- 413 Ebd., S. 240f. Der Ausdruck «Skopos» (griechisch) beziehungsweise «Scopus» oder «Skopus» (griechisch-lateinisch) bedeutet «Ziel». Er wird in der Theologie in der Regel zur Bezeichnung der zentralen Aussage eines Bibelabschnittes verwendet.
- 414 DBW 13, London 1933-1935, S. 253f.
- 415 Ebd., S. 497; das englische Original dort auf S. 210.
- 416 Ebd., S. 499 f, – das englische Original dort auf S. 213 f.
- 417 Ebd., S. 272f.
- 418 Eberhard Bethge, in: M. Doblmeier, Interview.
- 419 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 488.
- 420 Ebd., S. 488f.
- 421 Ebd., S. 490.
- 422 Ebd., S. 492.
- 423 Zitiert nach: Christian Gremmels (Hg.), Wolfgang Huber (Hg.), Theologie und Freundschaft. Wechselwirkungen: Eberhard Bethge und Dietrich Bonhoeffer. Gütersloh: Christian Kaiser Verlag, 1994, S. 18.
- 424 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 425 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 491.
- 426 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 427 Albrecht Schönherr, Die Einfalt des Provozierten, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 98 f.
- 428 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 252f.
- 429 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 492.
- 430 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 431 C. Gremmels u.a., Theologie und Freundschaft, S. 18.
- 432 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 433 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 236ff.
- 434 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 508. Mit «freien Texten» meint Bonhoeffer Abschnitte ausserhalb der in der Evangelischen Kirche für den jeweiligen Sonntag des Kirchenjahres vorgegebenen Predigtreihen.
- 435 Ebd., S. 281.
- 436 Ebd., S. 507.
- 437 Ebd.
- 438 Wilhelm Rott, Ihm fiel immer etwas ein, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 126f.
- 439 Gerhard Jacobi, Zum Leiden hingezogen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 63 f.

- 440 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 398f.
- 441 Ebd., S. 284.
- 442 Vgl. Ruth von Wedemeyer, In des Teufels Gasthaus. Eine preußische Familie 1918–1945. Moers: Brendow, 1993, S. 165.
- 443 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 246.
- 444 Ruth-Alice von Bismarck, Interview mit dem Autor, Hamburg, März 2008.
- 445 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview.
- 446 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S.378-399.
- 447 Walther Hofer (Hg.), Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945. Frankfurt/M: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982, S. 285.
- 448 DBW 13, London 1933–1935, S. 204f.
- 449 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 506.
- 450 S. Leibholz-Bonhoeffer, Vergangen – erlebt – überwunden, S. 103f.
- 451 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 88.
- 452 Ebd., S. 924.
- 453 Hans-Werner Jensen, Gemeinsames Leben, in: W.-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 143f.
- 454 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 579.
- 455 Ebd., S. 581.
- 456 Ebd.
- 457 Bonhoeffer, Werke Bd. 14, S. 673.
- 458 Ebd., S. 676.
- 459 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 592.
- 460 Ebd., S. 592f.
- 461 Ebd., S. 593.
- 462 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 257. Das »Tier« ist eine Anspielung auf Offenbarung 13,1-10.
- 463 Ebd., S. 696.
- 464 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 607.
- 465 Ebd., S. 610.
- 466 Garth Lean, Der vergessene Faktor. Vom Leben und Wirken Frank Buchmans. Moers: Brendow, 1991, S. 201.
- 467 Ebd., S. 205. Siehe auch E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 609.
- 468 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 609.
- 469 Ebd., S. 614.
- 470 Ebd., S. 616.
- 471 Ebd.

696 + BONHOEFFER

- 472 Ebd.
- 473 Ebd, S. 616f.
- 474 Bonhoeffer, Werke Bd. 14, S. 829f.
- 475 Ebd, S. 832f.
- 476 J. Bentley, M. Niemöller. Eine Biographie, S. 160.
- 477 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 653.
- 478 Ebd, S. 658.
- 479 Ruth von Kleist-Retzow an Werner Koch, Klein-Krössin, 1937. Zitiert nach: Peter Zimmerling, *Starke fromme Frauen. Begegnungen mit Erdmuth von Zinzendorf, Juliane von Krüdener, Anna Schlatter, Friederike Fliedner, Dora Rappard-Gobat, Eva von Tiele-Winckler, Ruth von Kleist-Retzow*. Giessen/Basel: Brunnen, 2009, S. 128.
- 480 Selbst in der Stettiner «Enkelpension» gab es zwei Gästezimmer, was Dietrich Bonhoeffer auch engagiert für Freunde nutzte. Vgl. Ruth von Wedemeyer, *In des Teufels Gasthaus. Eine preussische Familie 1918-1945*. Moers: Brendow, 1993, S. 263.
- 481 A. Cresswell u.a, Dr Franz Hildebrandt, S. 78.
- 482 Ebd, S. 79.
- 483 Dieses Zimmer ist heute für Besucher zugänglich. Bonhoeffers Bücherregale, Schreibtisch und Klavier stehen noch dort.
- 484 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 667.
- 485 DBW 15, Sammelvikariate, S. 15.
- 486 Ebd, S. 129f.
- 487 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 667f.
- 488 Ebd, S. 668.
- 489 DBW 15, Sammelvikariate, S. 289.
- 490 Ebd, S. 291 f.
- 491 Ebd, S. 293 f.
- 492 Ebd, S. 295f.
- 493 H.B. Gisevius, *Bis zum bitteren Ende*, S. 260ff.
- 494 So sollte er später aussagen, vgl.: Wolfgang Stresemann, *Wie konnte es geschehen? Hitlers Aufstieg in der Erinnerung eines Zeitzeugen*, Frankfurt/M, Berlin: Ullstein, 1987, S. 205.
- 495 H.B. Gisevius, *Bis zum bitteren Ende*, S. 345.
- 496 J. Fest, *Staatsstreich*, S. 90.
- 497 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 303 f.

- 498 Vgl. Lothar Machtan, *Hitlers Geheimnis. Das Doppelleben eines Diktators*. Berlin: Alexander Fest Verlag, 2001.
- 499 J. Fest, *Staatsstreich*, S. 74.
- 500 Otto Hintze vor 1933 zu Friedrich Meinecke, vgl.: Friedrich Meinecke, *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*. Wiesbaden: Brockhaus, Zürich: Aero-Verlag, 2. Aufl. 1946, S. 89; zitiert nach: Gerhard Oestreich, *Otto Hintzes Stellung zur Politikwissenschaft und Soziologie*, in: *Otto Hintze, Soziologie und Geschichte. Gesammelte Abhandlungen zur Soziologie, Politik und Theorie der Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Aufl. 1982, S. 45* [sic].
- 501 J. Fest, *Staatsstreich*, S. 30.
- 502 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 305f.
- 503 J. Fest, *Staatsstreich*, S. 67 Bildunterschrift.
- 504 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 676.
- 505 Ebd., S. 677.
- 506 Ebd., S. 679.
- 507 DBW 15, *Sammelvikariate*, S. 481.
- 508 So berichtet von K.H. Reimer, zitiert nach: E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 710.
- 509 S. Leibholz-Bonhoeffer, *Vergangen – erlebt – überwunden*, S. 108.
- 510 Vgl. Ebd., S. 114.
- 511 Ebd., S. 115f.
- 512 Karl Dietrich Erdmann, *Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. 1933–1939*, in: Bruno Gebhardt (Begr.); Herbert Grundmann (Hg.), *Handbuch der deutschen Geschichte*. Bd. 20. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1981, 2. Aufl., S. 244f.
- 513 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 683.
- 514 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 362ff.
- 515 DBW 6, *Ethik*, S. 95. Der umgangssprachlich eingebürgerte Begriff »Reichskristallnacht« wird heute von Historikern nur unter Vorbehalt verwendet. Diese Bezeichnung wurde vermutlich »vom Berliner Volksmund« aufgrund der vielen zerstörten Fensterscheiben geprägt. Die lyrisch anmutende Bezeichnung beschönigt jedoch die Gräueltaten jener Nacht, zumal sie verschweigt, dass Synagogen angezündet und Menschen ermordet wurden. Vorzuziehen ist deswegen der Begriff »Judenpogrom«, der aus dem Russischen stammt und »Verwüstung« bedeutet. Noch genauer sollte man sogar von »Novemberpogromen« (Mehrzahl) sprechen, weil sich die Ausschreitungen nicht auf die Nacht vom 9. auf den 10. November beschränkten, sondern hier nur ihren Schwerpunkt hatten.

- Walter Tormin, in: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hg.), Der 9. November 1938 («Reichskristallnacht»), Material für die Auswertung des Filmes und der Lichtbildreihe. Hannover, 1964, S. 14; zitiert in: Heinz Lauber, Judenpogrom «Reichskristallnacht» November 1938 in Grossdeutschland. Daten, Fakten, Dokumente, Quellentexte, Thesen und Bewertungen. Gerlingen: Bleicher, 1981, S. 44, siehe auch: H. Lauber, Judenpogrom, S. 41-46; zum Fernschreiben von Reinhard Heydrich, der von «Massnahmen gegen die Juden in der heutigen Nacht» schreibt, siehe auch: Hans-Jürgen Döscher, «Reichskristallnacht». Die Novemberpogrome 1938. Propyläen Taschenbuch. München: Econ Ullstein List Verlag, 2000, S. 95ff.
- 516 Verszählung nach der Lutherbibel. Dietrich Bonhoeffer, Werke Bd. 15, Illegale Theologenausbildung, S. 84.
- 517 Hans-Werner Jensen, Gemeinsames Leben, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 144f.
- 518 DBW 15, Sammelvikariate, S. 81 f.
- 519 Ebd., S. 14.
- 520 Vgl. Rainer Mayer, Was wollte Dietrich Bonhoeffer in Fanö? Zur aktuellen Diskussion um ein Friedenskonzil, in: Theologische Beiträge 19 (1988), S. 73-89. Vgl. auch S. 325f. im vorliegenden Buch; ebenfalls s.u. Bonhoeffers Brief an Bischof Bell, S. 395f.
- 521 DBW 15, Sammelvikariate, S. 210 (hiesige Übersetzung angelehnt an die dortige Übersetzung auf S.644).
- 522 Ebd., S. 625; das engl. Original dort auf S. 160f.
- 523 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 725.
- 524 Ebd, S. 726.
- 525 Ebd, S. 727.
- 526 Ebd, S. 1076; das engl. Original dort auf S. 719.
- 527 Ebd, S. 729.
- 528 Ebd.
- 529 Zu diesen Vorgängen vgl. DBW 15, Sammelvikariate, S. 165ff,
- 530 Ebd, S. 167f.
- 531 Adolf Freudenberg, Besuche in Genf, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 159.
- 532 Otto Dudzus, in: M. Doblmeier, Interview.
- 533 DBW 15, Sammelvikariate, S. 179.
- 534 Ebd, S. 182.
- 535 Ebd, S. 217.

- 536 Ebd., S. 218.
537 Ebd., S. 220.
538 Ebd., S. 221.
539 »Religion: Protagonist«, *Time*, 15. November 1926.
540 DBW 15, Sammelvikariate, S. 222.
541 Ebd.
542 Ebd., S. 222f.
543 Ebd., S. 223.
544 Ebd.
545 Ebd. – Der Text des Briefes an Leiper in: Ebd., S. 187ff.
546 Ebd., S. 223f.
547 Ebd., S. 224.
548 Ebd., S. 225.
549 Ebd.
550 Ebd.
551 Ebd., S. 226f.
552 Ebd., S. 227.
553 Ebd.
554 Ebd., S. 227f.
555 Ebd., S. 228.
556 Henry Smith Leiper, *Zwei Entscheidungen*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 86.
557 Ebd., S. 86f.
558 DBW 15, Sammelvikariate, S. 228f.
559 Ebd., S. 229.
560 Ebd., S. 229f.
561 Ebd., S. 230f.
562 Ebd., S. 231.
563 Ebd., S. 232.
564 Ebd.
565 Ebd., S. 232f.
566 Ebd., S. 233.
567 Ebd.
568 Ebd.
569 Ebd., S. 234.
570 Ebd., S. 234f.
571 Ebd., S. 235.

700 + BONHOEFFER

- 572 Ebd., S. 642; das engl. Original dort auf S. 204f. Paul Lehmann war mit Marion verheiratet.
- 573 Ebd., S. 643; das engl. Original dort auf S. 206.
- 574 Ebd, S. 236.
- 575 Ebd, S. 208 f.
- 576 Ebd, S. 236.
- 577 Ebd, S. 237. Die von Bonhoeffer zitierten Bibelverse sind an die Übersetzung Martin Luthers in der Revision von 1912 angelehnt.
- 578 DBW 15, Sammelvikariate, S. 237f.
- 579 Ebd, S. 238.
- 580 Ebd, S. 644; das engl. Original dort auf S. 211.
- 581 Ebd, S. 239.
- 582 Ebd, S. 240.
- 583 Ebd.
- 584 Hellmut Traub, Zwei Erinnerungen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 150f.
- 585 Joachim C. Fest, Hitler. Eine Biographie, Frankfurt/M: Propyläen, 1973, S. 813.
- 586 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 544 f.
- 587 Ebd, S. 548.
- 588 Ebd, S. 546.
- 589 DBW 15, Sammelvikariate, S. 267.
- 590 Albrecht Schönherr, in: M. Doblmeier, Interview (Übersetzung nach dem englischen Original).
- 591 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 604.
- 592 Ebd, S. 605.
- 593 J. Fest, Staatsstreich, S. 119.
- 594 Ebd, S. 120.
- 595 J. Fest, Staatsstreich, S. 118.
- 596 Ebd, S. 118-120.
- 597 Ebd, S. 120.
- 598 Zur genaueren Darstellung siehe: Ebd, – siehe auch: Stephen Schröder, – Christoph Studdt (Hg.): Mathias Lutz (Mitarb.), Der 20. Juli 1944 – Profile, Motive, Desiderate. XX. Königswinterer Tagung, 23.-25. Februar 2007, in: Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944. Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944 e.V, Bd. 10. Berlin/Münster: Lit Verlag. S. 16ff.
- 599 Vgl. Markus Zimmermann-Acklin, Euthanasie. Eine theologisch-ethische Untersuchung. Freiburg: Universitätsverlag/Herder, 2. Aufl. 2002, S. 68.

- 600 Norbert Frei, Einleitung, in: Norbert Frei (Hg.), *Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit*. Sondernummer der Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte: München: Oldenbourg, 1991, S. 13.
- 601 Victoria Barnett, *For the Soul of the People: Protestant Protest Against Hitler*. New York: Oxford University Press, 1992, S. 107.
- 602 Vgl. Hanno Loewy, Bettina Winter, *NS-»Euthanasie« vor Gericht*. Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung. Frankfurt/M., New York: Campus, 1996, S. 10.
- 603 Vgl. Udo Benzenhöfer, *Der gute Tod? Geschichte der Euthanasie und Sterbehilfe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009, S. 110f.
- 604 Franz Halder, *Kriegstagebuch*. Band 1. Vom Polenfeldzug bis zum Ende der Westoffensive (14.8.1939 – 30.6.1940). Hg. vom Arbeitskreis f. Wehrforschung, Stuttgart. Bearb. von Hans-Adolf Jacobsen in Verb. mit Alfred Philippi, Stuttgart: Kohlhammer, 1964, S. 90, zitiert nach: Klaus Hildebrand, *Das vergangene Reich. Deutsche Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler, 1871-1945*. München: Oldenbourg, 2008, S. 708.
- 605 S.S. 393.
- 606 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 586.
- 607 Ebd., S. 588.
- 608 F. Halder, *Kriegstagebuch*, S. 21.
- 609 Emmi Bonhoeffer, Interview mit Trinity Films, *Dietrich Bonhoeffer: Memories and Perspectives*, distributed by Vision Video. Vgl. Auch: Emmi Bonhoeffer, *Essay*. Gespräch. Erinnerung, 3. Aufl. Berlin 2005, S. 105. Hier schreibt Emmi, es sei ihr Ehemann, Klaus Bonhoeffer, gewesen, der seinen Bruder in die Politik drängte. Jedenfalls zogen Emmi und Klaus diesbezüglich an demselben Strang.
- 610 Eberhard Bethge, *Bekennen und Widerstehen*. Aufsätze, Reden, Gespräche. München: Christian Kaiser Verlag, 1984, S. 152f.
- 611 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 765.
- 612 Ebd., S. 765.
- 613 DBW 6, *Ethik*, S. 75-77.
- 614 S.o. Kapitel 9.
- 615 Stadtteil Babelsberg, früher Nowawes genannt.
- 616 E. Bethge, *Dietrich Bonhoeffer*, S. 768.
- 617 Wolf-Dieter Zimmermann, *Treffen in Werder*, in: ders., *Begegnungen*, S. 170. Wolf-Dieter Zimmermann gehörte zu Bonhoeffers Studenten an der Berliner Universität und war dort eine Zeit lang ein engerer Mitarbeiter Bonhoeffers.
- 618 DBW 16, *Konspiration und Haft*, S. 619.

702 + BONHOEFFER

- 619 Ebd., S. 625.
- 620 Ebd., S. 624.
- 621 Ebd., S. 623.
- 622 J. Fest, Staatsstreich, S. 141.
- 623 Life Together, – Prayerbook of the Bible, vol. 5, Dietrich Bonhoeffer Works, ed. Geoffrey B. Kelly, trans. Daniel W. Bloesch. Minneapolis: Fortress, 2005, S. 143.
- 624 Vgl. Brief an die Reichsschrifttumskammer vom 22. April 1941, in: DBW 16, Konspiration und Haft, S. 178.
- 625 DBW 5, Gemeinsames Leben, S. 107.
- 626 Ebd.
- 627 Ebd., S. 115f.
- 628 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 72f.
- 629 Ebd., S. 74.
- 630 Ebd., S. 85.
- 631 Ebd., S. 94.
- 632 Ebd., S. 98 f.
- 633 Ebd., S. 83.
- 634 DBW 17, Register und Ergänzungen, S. 126f. Der ehemalige Seminarist Bonhoeffers, Erwin Schutz, ist nicht zu verwechseln mit dem Schweizer Pfarrer Erwin Sutz.
- 635 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 103.
- 636 DBW 17, Register und Ergänzungen, S. 127.
- 637 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 814.
- 638 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 117. Die Quarta entspricht dem heutigen siebten Schuljahr.
- 639 Ebd., S. 125.
- 640 DBW 14, Illegale Theologenausbildung, S. 676.
- 641 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 817.
- 642 Ebd., S. 820.
- 643 Ebd., S. 820f.
- 644 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 322.
- 645 Jürgen Schmädke, 'Militärische Umsturzversuche und diplomatische Oppositionsbestrebungen zwischen der Münchener Konferenz und Stalingrad, in: Peter Steinbach (Hg.), Johannes Tuchel (Hg.), Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1994, S. 310.
- 646 J. Fest, Staatsstreich, S. 174.
- 647 Ebd., S. 175.
- 648 Ebd., S. 178.

- 649 Ebd., S. 179.
- 650 Ebd., S. 171.
- 651 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 191-194.
- 652 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 790.
- 653 Ebd.
- 654 Ebd., S. 791.
- 655 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 228f.
- 656 Ebd., S. 231.
- 657 Ebd., S. 232.
- 658 Ebd., S. 233.
- 659 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 825.
- 660 Ebd., S. 1080, das engl. Original dort auf S. 829.
- 661 Ebd., S. 1081, das engl. Original dort auf S. 831.
- 662 W.A. Visser 't Hooft, *Die Welt war meine Gemeinde*, S. 186; hier zitiert nach: DBW 16, Konspiration und Haft, S. 168f., Anm. 13.
- 663 J. Fest, *Staatsstreich*, S. 182.
- 664 Ebd., S. 183.
- 665 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 840.
- 666 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 785.
- 667 Bernd Ulrich spricht von »mehr als 20 Grad minus«, Bernd Ulrich, *Stalingrad*, München: Beck, 2005, S. 35. Andere Quellen nennen sogar »um 40 Grad unter Null«, Deutsches Historisches Museum, *Der Angriff auf Moskau 1941*, 15. August 2011 <<http://www.dhm.de/lemo/html/wk2/kriegsverlauf/moskau/index.html>>.
- 668 Helmuth James von Moltke, *Briefe an Freya 1939–1945*, hg. von Beate Ruhm von Oppen, München: C.H. Beck, 2. Aufl. 1991, S. 308.
- 669 Ebd., S. 624.
- 670 Ebd., S. 622.
- 671 Ebd., S. 625.
- 672 Helmuth James Graf von Moltke, *1907–1945, Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel*, Berlin: Karl H. Henssel Verlag, 8. Aufl. 1959, S. 10.
- 673 Vgl. Ebd., S. 19f.
- 674 Helmuth James von Moltke, *Briefe an Freya 1939–1945*, S. 363.
- 675 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 846.
- 676 Vgl. Günter Brakelmann, *Helmuth James von Moltke. 1907–1945. Eine Biographie*. München: Beck, 2009, S. 217.
- 677 Adolf Freudenberg, *Besuche in Genf*, in: W.-D. Zimmermann, *Begegnungen*, S. 161.

704 + BONHOEFFER

- 678 Vgl. DBW 16, Konspiration und Haft, S. 295 (Tagebuchnotizen von Bischof George Bell, 31. Mai 1942). Vgl. auch: GS I, S. 405 f, dt. Übersetzung S. 520 (The Church and the Resistance Movement, Vortrag von Bischof George Bell am 15. Mai 1957 in Göttingen). Louis Ferdinand war ein Freund von Henry Ford und hatte eine Zeit lang in einer von dessen Fabriken in Detroit gearbeitet. Er hatte auch gute Beziehungen zu Präsident Franklin D. Roosevelt.
- 679 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 766. (Das engl. Original dort auf S. 294.) – Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 8 56 ff.
- 680 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 856.
- 681 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 774. (Das engl. Original dort auf S. 306f.)
- 682 Ebd., S. 773 f.; das engl. Original dort auf S. 305.
- 683 Ebd., S. 775; das engl. Original dort auf S. 313.
- 684 Ebd., S. 792; das engl. Original dort auf S. 343. Der Ausdruck «bona fide of your informants» könnte auch mit «Glaubwürdigkeit Ihrer Informanten» übersetzt werden.
- 685 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 861.
- 686 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 793 f, – das engl. Original dort auf S. 345f.
- 687 Ebd., S. 341.
- 688 J. Fest, Staatsstreich, S. 83.
- 689 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 794; das engl. Original dort auf S. 347.
- 690 J. Fest, Staatsstreich, S. 211.
- 691 R.-A. von Bismarck, Brautbriefe, S. 271 f.
- 692 Ebd, S. 230.
- 693 Ebd, S. 230f.
- 694 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 886. Im Einzelnen, insbesondere zur Berneuchener Bewegung vgl.: Rainer Mayer, Brautbriefe aus der Zelle. Maria von Wedemeyer und Bonhoeffers Verbindungen zu den Gutsbesitzer-Familien in Pommern, in: Rainer Mayer (Hg.) / Peter Zimmerling (Hg.), Dietrich Bonhoeffer aktuell. Biographie, Theologie, Spiritualität. Giessen/Basel: Brunnen, 2001, S. 54-83. Erstmals veröffentlicht in: Dies. (Hg.), Dietrich Bonhoeffer. Mensch hinter Mauern. Theologie und Spiritualität in den Gefängnisjahren. Giessen/Basel: Brunnen, 1993, S. 69-98.
- 695 DBW 17, Register und Ergänzungen, S. 140f. – Seydel ist im Oktober 1943 in der Ukraine gefallen.
- 696 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 206f.
- 697 Ebd, S. 325f.
- 698 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 238f.

- 699 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 349.
- 700 Ebd., S. 350f.
- 701 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 272f.
- 702 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 364f.
- 703 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 273.
- 704 Ebd.
- 705 Ebd., S. 273f.
- 706 Bonhoeffer, Dietrich, Briefe Dietrich Bonhoeffers an Maria v. Wedemeyer 1942–1943, in: Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 2 / Dietrich Bonhoeffer Yearbook 2. 2005/2006. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2005, S. 15-34; hier zitiert: S. 15f.
- 707 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 274f.
- 708 Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 2, S. 17f.
- 709 Ebd., S. 18f.
- 710 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 369, Fußnote 2.
- 711 Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 2, S. 22.
- 712 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 369f.
- 713 Ebd., S. 370.
- 714 Ebd., S. 371.
- 715 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 277.
- 716 Ebd.
- 717 Ebd.
- 718 Ebd., S. 278.
- 719 Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 2, S. 23f.
- 720 Ebd., S. 26f.
- 721 Ebd., S. 28.
- 722 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 382.
- 723 Ruth-Alice von Bismarck, Interview mit dem Autor, Hamburg, März 2008.
- 724 Vgl. Elisabeth Chowaniec, Der »Fall Dohnanyi«. 1943–1945. Widerstand, Militärjustiz, SS-Willkür, in: Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 62. München: Oldenbourg, 1991, S. 32ff.
- 725 Oskar Hammelsbeck, Mit Bonhoeffer im Gespräch, in: W.-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 173. (Die im Zitat angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die frühen [1. bis 5.] Auflagen der »Ethik«.)
- 726 Wolf-Dieter Zimmermann, Treffen in Werder, in: ders., Begegnungen, S. 182ff. Zu Bonhoeffers theologischem Nachdenken über Schuldübernahme und Freiheit vgl. insbesondere das Kapitel »Die Struktur des verantwortlichen Lebens« in Bonhoeffers »Ethik« (DBW 6, Ethik, S. 256ff., hier vor allem Ausführungen zur

706 + BONHOEFFER

Schuldübernahme, S. 275f.). Es wird deutlich, wie sehr die Freiheit zum verantwortlichen Handeln im lebendigen Christusglauben wurzelt. Es geht Bonhoeffer nicht um abstrakte Prinzipien!

727 F. v. Schlabrendorff, Offiziere gegen Hitler. Neue, durchgesehene und erweiterte Ausgabe von Walter Bussmann. Nach der Edition von Gero v. Gaevernitz. Berlin: Siedler, 1984, in: Karl Otmar von Aretin (Hg.), Ger van Roon (Hg.) und Hans Mommsen (Hg.), Deutscher Widerstand 1933-1945. Zeitzeugnisse und Analysen. Berlin: Siedler, S. 68.

728 Ebd., S. 71.

729 Ebd, S. 72.

730 J. Fest, Staatsstreich, S. 196.

731 Vgl. Peter Hoffmann, Die Sicherheit des Diktators. München/Zürch: Piper, 1975, S. 137, 165; nachgewiesen in: Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler. München: Piper, 4. Aufl. 1985, S. 347.

732 Vgl. F. v. Schlabrendorff, Offiziere gegen Hitler, S. 74.

733 Für das Folgende vgl. ebd, S. 121 ff.

734 J. Fest, Staatsstreich, S. 198.

735 Zum Folgenden vgl. ebd. S. 198f.

736 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 882.

737 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 281. – Maria rechnete damit, bald als Krankenschwester in Hannover eingesetzt zu werden.

738 Ebd, S. 281 f.

739 Ebd, S. 282.

740 Ebd, S. 282f.

741 Ebd, S. 283.

742 Ebd, S. 284.

743 Ebd.

744 Ebd.

745 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 380f.

746 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 932.

747 Vgl. DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 360.

748 Vgl. DBW 16, Konspiration und Haft, S. 325.

749 Harald Poelchau, Die Freiheit des Gefangenen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 195.

750 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 45.

751 Ebd, S. 43 ff.

752 Deutsch: «Gefährten im Unglück gehabt zu haben».

- 753 Deutsch: (Gefährten im Unglück) «zu haben».
- 754 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 47f.
- 755 Renate Bethge, in: M. Doblmeier, Interview.
- 756 Christoph von Dohnanyi, in: M. Doblmeier, Interview.
- 757 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 409.
- 758 DBW 16, Konspiration und Haft, S. 411.
- 759 Ebd.
- 760 Ebd, S. 917.
- 761 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 20.
- 762 Ebd, S. 23.
- 763 Ebd, S. 24.
- 764 Ebd, S. 34.
- 765 Ebd, S. 37.
- 766 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 204f.
- 767 Harald Poelchau, Die Freiheit des Gefangenen, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 196.
- 768 Bonhoeffer hatte mit Rechtsanwalt Dr. Kurt Wergin einen eigenen Wahlverteidiger, – vgl. DBW 16, Konspiration und Haft, S. 432, Anm. 1.
- 769 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 382.
- 770 Ebd.
- 771 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 953.
- 772 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 8f.
- 773 Ein damals vor allem unter Soldaten populärer Schlager, der vom Soldatensender Belgrad jeden Abend zum Sendeschluss übertragen wurde.
- 774 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 11.
- 775 Ebd, S. 13 ff.
- 776 1943 besuchte Maria Bonhoeffer am 24. Juni, 30. Juli, 26. August, 7. Oktober, 10. und 26. November, 10. und 21. Dezember und 1944 am 5. und 24. Januar, 4. Februar (seinem Geburtstag) und 20. Februar, 30. März, 18. und 25. April, 22. Mai, 27. Juni und 23. August.
- 777 Maria von Wedemeyer, «The Other Letters from Prison», in: Union Seminary Quarterly Review, XXIII/1, New York, 1967, S. 23-29, hier: S. 25; Übersetzung F. Lux, – vgl.: R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 17f.
- 778 Ebd, S. 18.
- 779 Ebd, S. 19f, – 22; 29.
- 780 R.-A. von Bismarck u.a, Brautbriefe, S. 31.
- 781 Ebd, S. 33.

- 782 Ebd., S. 34.
- 783 Vgl. DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 39; 453f.; 464.
- 784 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 38.
- 785 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 73f.
- 786 Ebd., S. 74.
- 787 Ebd., S. 75.
- 788 Ebd. Hierzu ist auf Bonhoeffers in der »Ethik« entfaltete Mandatenlehre zu verweisen. Es sind die vier Mandate Ehe, Arbeit, Obrigkeit und Kirche.
- 789 Ebd., S. 172f.
- 790 Ebd., S. 285f.
- 791 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 13.
- 792 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 182.
- 793 Ebd., S. 117.
- 794 Ebd., S. 214. Lat. »laudator temporis acti«, dt.: »Lobredner der Vergangenheit« (Horaz).
- 795 Ebd., S. 342.
- 796 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 214f.
- 797 Ebd., S. 287f.
- 798 Ebd., S. 356f.
- 799 Ebd., S. 391.
- 800 Ebd., S. 421.
- 801 Ebd., S. 427; die »Gedanken zum Tauftag« auf S. 428-436.
- 802 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 556-561.
- 803 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 966.
- 804 Ebd.
- 805 Vortrag von E. Bethge, »The Living God Revealed in this Church«, gehalten in der Coventry Cathedral am 30. Oktober 1967; übersetzt aus dem englischen Original; nachgewiesen in: vgl. M. Bosanquet, The Life and Death, S. 279. Zur Diskussion um den Begriff »religionsloses Christentum« vgl. auch: Peter H.A. Neumann (Hg.), »Religionsloses Christentum« und »nicht-religiöse Interpretation« bei Dietrich Bonhoeffer, in: Wege der Forschung, Bd. 304. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990.
- 806 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 402f.
- 807 Ebd., S. 405. Vgl. Rainer Mayer, Christuswirklichkeit. Grundlagen, Entwicklung und Konsequenzen der Theologie Dietrich Bonhoeffers. Stuttgart: Calwer Verlag, 2. Aufl. 1980.
- 808 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 407f.

- 809 Ebd., S. 237.
- 810 DBW 6, Ethik, S. 31.
- 811 Ebd., S. 32.
- 812 Ebd., S. 39.
- 813 Ebd., S. 43f.
- 814 Ebd., S. 62.
- 815 Ebd., S. 64f.
- 816 Ebd., S. 66.
- 817 Ebd., S. 67.
- 818 Ebd., S. 68.
- 819 Ebd.
- 820 Ebd., S. 203.
- 821 Ebd., S. 203f.
- 822 DBW 15, Sammelvikariate, S. 537f.
- 823 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 209.
- 824 Ebd., S. 264.
- 825 Ebd., S. 319.
- 826 Ebd., S. 503.
- 827 Ebd., S. 505.
- 828 Ebd.
- 829 J. Fest, Staatsstreich, S. 244.
- 830 Ebd., S. 240. Frz. »coûte que coûte«, dt.: »koste es, was es wolle«.
- 831 Neben den Gräueltaten der Nazis kritisierte Stauffenberg auch falsche militärische Entscheidungen Hitlers, jedoch standen für ihn der Mord an den Juden und die Verbrechen an der Bevölkerung in den eroberten Gebieten im Osten im Vordergrund. Vgl.: Peter Hoffmann, Stauffenberg und der 20. Juli 1944. München: C.H. Beck, 2007, 2. Aufl., S. 63.
- 832 Joachim C. Fest, Hitler. Eine Biographie. Frankfurt/M: Propyläen Verlag, 1973, S. 961.
- 833 J. Fest, Staatsstreich, S. 246.
- 834 Ebd.
- 835 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 509 und 512.
- 836 Pierre Galante und Eugene Silianoff, Operation Valkyrie: The German Generals' Plot Against Hitler. New York: Harper and Row, 1981, S. 2f. Vgl. auch: Antje Märke und Benjamin Köckritz, Der Kommandant Führerhauptquartier, 15. August 2011 <http://www.bundesarchiv.de/oeffentlichkeitsarbeit/bilder_dokumente/00893/index.html>.

- 837 So Stauffenbergs Aussage schon am 18. Juli gegenüber Kommandeur Alfred Kranzfelder. Zitiert nach: Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1992, S. 421.
- 838 Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Die Biografie. München: Panthenon, 2007, S. 450 f.
- 839 Vgl. Benedicta Maria Kempner, Priester vor Hitlers Tribunalen. München: 1966, S. 453-458; hier wiedergegeben nach: Hans Maier, Das Recht auf Widerstand, in: Peter Steinbach u.a., Widerstand gegen den Nationalsozialismus. S. 38.
- 840 Vgl., auch zum Folgenden, W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 957ff. und J. Fest, Staatsstreich, S. 258 ff. Vgl. auch: Peter Hoffmann, Stauffenberg und der 20. Juli 1944. München: C.H. Beck, 2. Aufl. 2007; Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Die Biografie. München: Panthenon, 2007, S. 406-473; Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler. München: Piper, 4. Aufl. 1985; Uwe Neumärker, Robert Conrad, Cord Woywodt, «Wolfsschanze»: Hitlers Machtzentrale im Zweiten Weltkrieg. Berlin: Christoph Links Verlag, 3. Aufl. 2007, S. 7ff.
- 841 Hitler wird in seiner Rundfunkansprache in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli von «zwei Metern» sprechen, in seiner letzten Rundfunkansprache vom 30. Januar 1945 dagegen von «eineinhalb Metern»; vgl.: Neumärker, «Wolfsschanze», S. 15; vgl. auch: Rainer Bucher, Hitlers Theologie. Würzburg: Echter, 2008, S. 97.
- 842 Nicolaus von Below, Als Hitlers Adjutant 1937-1945. Mainz-. Hase & Koehler, 1980, S. 382, 384; zitiert nach: Heike B. Görtemaker, Eva Braun. Ein Leben mit Hitler. München: C.H. Beck, 2010, 4. Aufl., S. 259.
- 843 Traudl Junge, Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben. Unter Mitarbeit von Melissa Müller, – 3. Aufl., Berlin: Ullstein, 2004, S. 146; zitiert nach: H.B. Görtemaker, Eva Braun. München: C.H. Beck, 2010, 4. Aufl., S. 259.
- 844 Rundfunkrede vom 21. Juli 1944, in: Erhard Klöss (Hg.), Reden des Führers. Politik und Propaganda Adolf Hitlers 1922-1945. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1967, S. 316.
- 845 Christa Schroeder, Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler, hg. Von Anton Joachimsthaler. München: Langen Müller, 1985, S. 148; zitiert nach: H.B. Görtemaker, Eva Braun. München: C.H. Beck, 2010, 4. Aufl., S. 258.
- 846 Rundfunkrede vom 21. Juli 1944, zitiert nach: E. Klöss (Hg.), Reden des Führers, 1967, S. 316-318.
- 847 H.B. Gisevius, Bis zum bitteren Ende, S. 559.
- 848 Ebd.

- 849 Pfarramt und Theologie, Nr. 7 (1944), S. 35; zitiert nach: E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 927.
- 850 J. Fest, Staatsstreich, S. 168.
- 851 E. H. Robertson, Dietrich Bonhoeffer, S. 307.
- 852 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 541.
- 853 Lat.: »homo religiosus«, dt.: »religiöser Mensch«.
- 854 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 541.
- 855 Griech.: »metanoia«, dt.: »Buße«, »Umkehr«.
- 856 DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 542f.
- 857 Ebd., S. 572.
- 858 Ebd., S. 570ff.
- 859 Ebd., S. 552.
- 860 Ebd., S. 551.
- 861 F. v. Schlabrendorff, Offiziere gegen Hitler, S. 129.
- 862 W.L. Shirer, Aufstieg und Fall, S. 976 und 934.
- 863 Vgl. ebd., S. 976.
- 864 J. Fest, Staatstreich, S. 303 und 297f.
- 865 R.-A. von Bismarck, Brautbriefe, S. 196.
- 866 Siehe Bonhoeffers in Kap. 4 zitierten Brief über seine Beziehung zu Elisabeth Zinn, R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 190.
- 867 Ebd., S.196-199.
- 868 Ebd., S. 201f.
- 869 Ebd., S. 202f.
- 870 Vgl. zu dem Folgenden: E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 927ff.
- 871 In einem Gespräch mit Josef Müller; zitiert nach: Heinz Höhne, Canaris. Patriot im Zwielficht. München: Bertelsmann, 1976, S. 559.
- 872 Fabian von Schlabrendorff, Mit Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis, in: W.-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 200.
- 873 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1008 ff.
- 874 E. Chowanec, Der »Fall Dohnanyi«, S. 69ff.
- 875 R.-A. von Bismarck u.a., Brautbriefe, S. 83.
- 876 Ebd., S. 208ff.
- 877 F. v. Schlabrendorff, Mit Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis, in: W.-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 199-202.
- 878 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1022.
- 879 Ebd., S. 1022f.
- 880 Ebd., S. 1026.

- 881 Vgl. Harry Stein, »Stimmt es, dass die SS im KZ Buchenwald Lampenschirme aus Menschenhaut anfertigen ließ?«, in: Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora, 17. Juni 2011 <http://www.buchenwald.de/index.php?p=nachgefragt_lampenschirme>; vgl. auch: Arthur Lee Smith, *Die Hexe von Buchenwald. Der Fall Ilse Koch*, Weimar, Köln, Wien: Böhlau, 1995, 3. Aufl., S. 192; und: *Chronik des Konzentrationslagers Buchenwald*, in: Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora, 27. April 2011, 17. Juni 2011 <http://www.buchenwald.de/media_de/fr_content.php?nav=gesklbuchenwald&view=ct_ges_hist0.html>.
- 882 S. Payne Best, *The Venlo Incident*, Watford, Herts: Hutchinson, 1950, S. 194.
- 883 Ebd.
- 884 Ebd., S. 181.
- 885 Ebd., S. 180.
- 886 Ebd., S. 189.
- 887 Ebd., S. 190.
- 888 Ebd., S. 184, 197.
- 889 A.L. Smith, *Die Hexe von Buchenwald*, S. 192.
- 890 S.P. Best, *Venlo Incident*, S. 186.
- 891 Ebd.
- 892 Vgl.: David A. Hackett, *Der Buchenwald-Report: Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar*. München: C.H. Beck, 2010, 2. Taschenbuchaufl., S. 415 ff.
- 893 Sigmund Rascher an Heinrich Himmler, 15. Mai 1941, Alexander Mitscherlich (Hg.) / Fred Mielke (Hg.), *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt a.M. / Hamburg: Fischer, 1960, S. 20f.; 1. Aufl. unter dem Titel »Wissenschaft ohne Menschlichkeit«. Heidelberg: Lambert Schneider, 1949.
- 894 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 900f.
- 895 Der entlassene Häftling, Sobotta, wurde später der SS-Abteilung Dirlwanger zugeweiht, die Sondereinsätze durchführte. Laut Aussage des Zeugen Walter Neff war dies »das Schlimmste, was ihnen passieren konnte«. Zitiert nach: A. Mitscherlich u.a., *Medizin ohne Menschlichkeit*, S. 31 f.
- 896 W.L. Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 903.
- 897 Ebd.
- 898 Ebd., S. 904.
- 899 Zur ethischen Fragestellung siehe auch: A. Mitscherlich u.a., *Medizin ohne Menschlichkeit*, S. 47ff.

- 900 Vgl.: Brief Himmlers an Rascher vom 24. Oktober 1942, zitiert nach: A. Mitscherlich, *Medizin ohne Menschlichkeit*, S. 62.
- 901 Heinrich Himmler an Generalfeldmarschall Milch, Brief vom 13. November 1942, zitiert nach: *Nazi conspiracy and aggression*, hg. vom Office of United States, Chief of Counsel for Prosecution of Axis Criminality. Xerographed ed. from Washington: United States Government Print, 1946. Englischer Text nachgewiesen in: University of the West of England, Letter from Himmler to General Field Marshal Milch Concerning Transfer of Dr Rascher to the Waffen-SS. 15. August 2011 ‘<http://www.ess.uwe.ac.uk/genocide/rascher3.htm>’, .
- 902 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1027.
- 903 S.P. Best, Venlo Incident, S. 176.
- 904 Ebd., S. 186.
- 905 Ebd., S. 187.
- 906 Ebd., S. 180.
- 907 Brief von Payne Best an Sabine Leibholz vom 2. März 1951; aus dem englischen Original übersetzt; nachgewiesen in: M. Bosanquet, *The Life and Death*, S. 271.
- 908 Aus dem Brief von S. R Best an S. Leibholz vom 2. März 1951; vgl. auch E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1028.
- 909 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1088. Das engl. Original dort auf S. 1028.
- 910 S.P. Best, Venlo Incident, S. 179.
- 911 Ebd., S. 189.
- 912 Dass S. Payne Best an dieser Stelle von sechzehn Gefangenen schreibt, wird ein Druckfehler sein, – wahrscheinlich hat er sich selbst nicht mitgezählt. Laut seiner Personenliste sind es siebzehn Gefangene: Dietrich Bonhoeffer, Josef Müller, Hauptmann Gehre, General von Falkenhausen, General von Rabenau, Staatssekretär Pünder, Wassily Kokorin, Hugh Falkoner, S. Payne Best, von Petersdorff, von Alvensleben, Dr. Rascher, Dr. Heberlein, Frau Heberlein, Fräulein Heidi, Dr. Hoepner und Franz Liedig (vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1027).
- 913 S.P. Best, *The Venlo Incident*, Watford, Herts: Hutchinson, 1950, S. 190.
- 914 Vgl.: Mathias Beer, *Die Entwicklung der Gaswagen beim Mord an den Juden*, in: *Vierteljahrshefte in Zeitgeschichte*. München, Berlin: Institut für Zeitgeschichte. Jahrgang 35 (1987), Heft 3, S. 403-417. Vgl. auch: Wolfgang Benz, *Die 101 wichtigsten Fragen. Das Dritte Reich*. München: C.H. Beck, 2008, 2. Aufl., S. 57f. 98f.
- 915 S.R Best, Venlo Incident, S. 190.
- 916 Ebd., S. 191.
- 917 Ebd.
- 918 Ebd., S. 192.

714 + BONHOEFFER

- 919 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1031.
- 920 S.P Best, Venlo Incident, S. 192.
- 921 Ebd, S. 192f.
- 922 Ebd, S. 193. – E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1032.
- 923 Ebd. (Best und Bethge).
- 924 S.P Best, Venlo Incident, S. 195f.
- 925 Ebd, S. 196. – Vgl. auch E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1033.
- 926 Vgl. DBW 8, Widerstand und Ergebung, S. 695.
- 927 S.P Best, Venlo Incident, S. 199.
- 928 Ebd, S. 198.
- 929 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1089; das englische Original dort auf S. 1033.
- 930 S.P Best, Venlo Incident, S. 200. Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1036.
- 931 S.P Best, Venlo Incident, S. 200; E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1037.
- 932 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1088; das englische Original dort auf S. 1029. 933 Ebd, S. 1037.
- 934 Hierzu und zum Folgenden vgl. ebd, S. 1034ff. («Der Vernichtungsbeschluss»).
- 935 J. Fest, Staatsstreich, S. 311.
- 936 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1036.
- 937 Ebd, S. 1037f.
- 938 Dietrich Bonhoeffer, Werke Bd. 8: Widerstand und Ergebung, S. 570ff, – vgl. oben Kap. 29.
- 939 Vgl. Ebd, S. 333.
- 940 DBW 13, London 1933-1935, S. 329f.
- 941 H. Fischer-Hüllstrung, Bericht aus Flossenbürg, in: W-D. Zimmermann, Begegnungen, S. 207. Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1038.
- 942 Ein überlebender dänischer Mitgefangener in Flossenbürg berichtet:
- «Die stimmungsvolle Beschreibung des Lagerarztes von der Todesstunde Bonhoeffers ist leider gänzlich ohne Wahrheitswert.
- Das Tor zum Gefängnishof war immer – und besonders während einer Hinrichtung – geschlossen. In dem Tor war eine Tür, die den Zugang zum Gefängnishof erlaubte. Wenn auch das Tor aus unerklärlichen Gründen gerade am kritischen Tag ganz offen gestanden haben sollte, gab es kein Barackengebäude mit Ausblick zu der Mitte des Gefängnisses. Der Arzt hätte ferner die Fähigkeit besitzen müssen, durch die Türe zum Zellenbau und durch die Türe zum Baderaum spähen zu können, um Bonhoeffer knieend zu beobachten. Der Henker hätte übrigens nie Bonhoeffer eine Unterbrechung der normalen Prozedur erlaubt. Was die angebliche, neue Gebetspause Bonhoeffers anbelangt, bevor er den Galgen bestieg, ge-

nügt es sicherlich zu bemerken, dass es gar keinen Galgen oder Treppe dazu gab.

Ein Umstand ist denkbar, der es dem Lagerarzt ermöglicht hätte, genaue Beobachtungen von Bonhoeffers letzter Stunde zu machen, – falls der Lagerarzt – wie bei früheren Gelegenheiten – in die Hinrichtungsgruppe einbezogen war. Das wäre in diesem Fall ganz logisch gewesen, da es um Wiederbelebung der Halberwürgten ging. Normalerweise waren die Aufgaben des Lagerarztes mehr banal, z.B. zu beaufsichtigen, dass den zum Tode Verurteilten etwaige Zahnkronen aus Gold herausgerissen wurden. So würde es sich auch erklären, dass der Arzt zehn Jahre wartete, um mit diesen verdrehten Auskünften hervorzutreten ...

Es steht jedoch bestimmt fest, dass die Hinrichtungen der Mitglieder der Gruppe insgesamt ungewöhnlich lange dauerten: von etwa 6 Uhr früh bis gegen Mittag ...

Ich sah an einem der folgenden Tage einen von den L-förmigen Haken, dessen langer Arm (ca. 70-75 cm) zugespitzt geschmiedet war, so dass der Arm am Ende ca. 1 cm dick war. Unter dem Gewicht einer normalen Person würde der Haken so elastisch sein, dass man bei rechter Seillänge dem Opfer möglich machte, mit den Zehenspitzen den Boden leicht zu berühren. Auf diese Weise wird die lange Dauer der Erhängung erklärt. Ich traf am Nachmittag einen von den Gefängniswärtern, der noch deutlich erregt war und der, als er mich zur Tür hinausliess, ausrief: Es ist nur wegen dieser Generale, dass wir den Krieg verlieren.»

(Bericht von Jorgen L. E Mogensen. – Ein Zeuge aus dem KZ-Flossenbürg. – Der Bericht geht zurück auf die Spurensuche des dänischen Bonhoeffer-Forschers Jorgen Glenthøj. Erstveröffentlichung in: R. Mayer und P Zimmerling, Mensch hinter Mauern, S. 107-109; hier: S. 107f.)

Der Zeuge Mogensen wird von S. Payne Best in seinem Buch *The Venlo Incident* als Überlebender aufgeführt. Als dänischer Handelsattaché hielt er sich während des Krieges in Polen auf, wo er in Kontakt mit der polnischen Widerstandsbewegung kam. Seine Beschreibung von Flossenbürg stimmt mit der Skizze von Oberst H. Lunding überein. Vgl. J. Glenthøj, Aktennotiz vom 22. April 1993, unveröffentl. Manuskript (Sammlung R. Mayer).

943 E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer, S. 1038.

944 S. Leibholz-Bonhoeffer, Vergangen – erlebt – überwunden, S. 215ff.

945 Ebd., S. 222.

946 Ebd., S. 219.

947 Ebd., S. 220. Der englische Text stammt von Bischof William W How (1823-1897).

948 Ebd.

949 Ebd, S. 220f.

716 + BONHOEFFER

950 Ebd., S. 221.

951 Eberhard Bethge (Hg.), Bonhoeffer Gedenkheft. Berlin: Haus und Schule, 1947, S. 13-16.

952 Druckfehler; verbessert aus «vermehrt».

953 Druckfehler; verbessert aus «protest».

Abkürzungsverzeichnis zur Bonhoeffer-Werkausgabe

- DBW Bonhoeffer, Dietrich, Werke, hg. von Eberhard Bethge, Ernst Feil, Christian Gremmels, Wolfgang Huber, Hans Pfeifer, Albrecht Schönherr und Heinz Eduard Tödt, 17 Bde. München: Christian Kaiser Verlag, 1986-1998.
- DBW 1 Sanctorum Communio. Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche, hg. von Joachim von Soosten, 1986.
- DBW 2 Akt und Sein. Transzendentalphilosophie und Ontologie in der systematischen Theologie, hg. von Hans-Richard Reuter, 1988.
- DBW 3 Schöpfung und Fall, hg. von Martin Rüter und Ilse Tödt, 1989.
- DBW 4 Nachfolge, hg. von Martin Kuske und Ilse Tödt, 1989.
- DBW 5 Gemeinsames Leben. Das Gebetbuch der Bibel, hg. von Gerhard Ludwig Müller und Albrecht Schönherr, 1987.
- DBW 6 Ethik, hg. von Ilse Tödt, Heinz Eduard Tödt, Ernst Feil und Clifford Green, 1992.
- DBW 7 Fragmente aus Tegel, hg. von Renate Bethge und Ilse Tödt, 1994.
- DBW 8 Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Christian Gremmels, Eberhard Bethge und Renate Bethge in Zusammenarbeit mit Ilse Tödt, 1998.
- DBW 9 Jugend und Studium, 1918–1927, hg. von Hans Pfeifer in Zusammenarbeit mit Clifford Green und Carl-Jürgen Kaltenborn, 1986.
- DBW 10 Barcelona, Berlin, Amerika, 1928–1931, hg. von Reinhard Staats und Hans Christoph von Hase in Zusammenarbeit mit Holger Roggelin und Matthias Wünsche, 1991.
- DBW 11 Ökumene, Universität, Pfarramt, 1931–1932, hg. von Eberhard Amelung und Christoph Strohm, 1994.
- DBW 12 Berlin 1932–1933, hg. von Carsten Nicolaisen und Ernst-Albert Scharfenorth, 1997.
- DBW 13 London 1933–1935, hg. von Hans Goedeking, Martin Heimbucher und Hans-Walter Schleicher, 1994.
- DBW 14 Illegale Theologenausbildung. Finkenwalde 1935–1937, hg. von Otto Dudzus und Jürgen Henkys in Zusammenarbeit mit Sabine Bobert-Stützel, Dirk Schulz und Ilse Tödt, 1996.
- DBW 15 Illegale Theologenausbildung. Sammelvikariate 1937–1940, hg. von Dirk Schulz, 1998.

718 + BONHOEFFER

DBW 16 Konspiration und Haft 1940-1945, hg. von Jorgen Glenthoj, Ulrich Kabitz und Wolf Krötke, 1996.

DBW 17 Register und Ergänzungen, hg. von Herbert Anzinger und Hans Pfeifer unter Mitarbeit von Waltraud Anzinger und Ilse Tödt, 1999.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Arendt, Hannah, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München: R. Piper & Co., 1964.
- Backes, Uwe, u.a., Reichstagsbrand-Aufklärung einer historischen Legende. München: Piper, 2. Aufl, 1987.
- Bailey, J.M. und Gilbert, Douglas, The Steps of Bonhoeffer. A Pictorial Album. Philadelphia: Pilgrim Press, 1969.
- Barnett, Victoria, For the Soul of the People: Protestant Protest Against Hitler. New York: Oxford University Press, 1992.
- Barth, Karl, «Protestant Churches in Europe», Foreign Affairs 21, 1943.
- Bassett, Richard, Hitlers Meisterspion. Das Rätsel Wilhelm Canaris. Wien: Böhlau, 2007.
- Becker, Josef (Hg.) und Becker, Ruth (Hg.), Hitlers Machtergreifung. Dokumente vom Machtantritt Hitlers 30. Januar 1933 bis zur Besiegelung des Einparteienstaates 14. Juli 1933. München-, dtv, 2. Aufl. 1992.
- Beer, Mathias, Die Entwicklung der Gaswagen beim Mord an den Juden, in: Vierteljahrshefte in Zeitgeschichte. München/Berlin: Institut für Zeitgeschichte. Jahrgang 35, Heft 3, 1987.
- Bell, George, The Church and the Resistance Movement. Vortrag von Bischof George Bell am 15. Mai 1957 in Göttingen, in: Dietrich Bonhoeffer, Gesammelte Schriften, Bd. 1, Ökumene, hg. von Eberhard Bethge. München: Christian Kaiser Verlag, 1965.
- Bentley, James, Martin Niemöller. Eine Biographie. München: Beck, 1985.
- Benz, Wolfgang, Die 101 wichtigsten Fragen. Das Dritte Reich. München: C.H. Beck, 2. Aufl. 2008.
- Benzenhöfer, Udo, Der gute Tod? Geschichte der Euthanasie und Sterbehilfe. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009.
- Bergen, Doris L., Twisted Cross. The German Christian Movement in the Third Reich. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1996.
- Berlin, Isaiah, Der Igel und der Fuchs. Essay über Tolstojs Geschichtsverständnis, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009.
- Best, S. Payne, The Venlo Incident. Watford/Herts: Hutchinson, 1950.
- Bethge, Eberhard (Hg.), Bonhoeffer Gedenkheft. Berlin: Haus und Schule, 1947.
- ders., Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse. Eine Biographie. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 9. Aufl. 2005 (1. Aufl. 1967).

720 + BONHOEFFER

- ders., Bekennen und Widerstehen. Aufsätze, Reden, Gespräche. München: Christian Kaiser Verlag, 1984.
- Bethge, Renate (Hg.) und Gremmels, Christian (Hg.), Dietrich Bonhoeffer. Bilder eines Lebens. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 3. Aufl. 2005.
- Bienert, Walther, Martin Luther und die Juden. Frankfurt/M.: Evangelisches Verlagswerk, 1982.
- Bird, Eugene K., Rudolf Hess. Der Stellvertreter des Führers. Stationen seines Lebens. Bergisch-Gladbach: Bastei-Lübbe, 1976.
- Bismarck, Ruth-Alice von (Hg.) und Kabitz, Ulrich (Hg.), Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer. Maria von Wedemeyer. 1943-1945. München: C.H. Beck, 1992.
- Bonhoeffer, Dietrich, «Briefe Dietrich Bonhoeffers an Maria v. Wedemeyer 1942-1943», in: Dietrich Bonhoeffer Jahrbuch 2 / Dietrich Bonhoeffer Yearbook 2. 2005/ 2006. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2005, S. 15-34.
- Bonhoeffer, Emmi. Essay. Gespräch. Erinnerung. Berlin: Lukas Verlag, 3. Aufl. 2005.
- Bonhoeffer, Karl, Lebenserinnerungen von Karl Bonhoeffer. Geschrieben für die Familie, in: Jürg Zutt (Hg.), Erwin Straus (Hg.), Heinrich Scheller (Hg.), Karl Bonhoeffer. Zum Hundertsten Geburtstag am 31. März 1968. Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag, 1969.
- Bosanquet, Mary The Life and Death of Dietrich Bonhoeffer. New York: Harper and Row, 1968.
- Brakeimann, Günter, Helmuth James von Moltke. 1907-1945. Eine Biographie. München: C.H. Beck, 2009.
- Bucher, Rainer, Hitlers Theologie. Würzburg: Echter, 2008.
- Chowaniec, Elisabeth, «Der ‚Fall Dohnanyi‘. 1943-1945. Widerstand, Militärjustiz, SS-Willkür», in: Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 62. München: Oldenbourg, 1991.
- Cresswell, Amos und Tow, Maxwell, Dr Franz Hildebrandt. Mr Valiant-for-Truth. Grand Rapids: Smyth and Helwys, 2000.
- Doblmeier, Martin, Bonhoeffer. Pastor, Pacifist, Nazi Resister. A documentary film by Martin Doblmeier, vor 2003, Princeton University. Unveröffentlichtes Filmmaterial, zitiert mit Erlaubnis des Regisseurs.
- Domarus, Max, Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945, Bd. 1, Teil 1, Triumph. 1932-1934. Leonberg: Pamminger & Partner, 4. Aufl. 1988.
- Döscher, Hans-Jürgen, «Reichskristallnacht». Die Novemberpogrome 1938. Propyläen Taschenbuch. München: Econ Ullstein List Verlag, 2000.
- Erdmann, Karl Dietrich, Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. 1933-1939, in: Bruno Gebhardt (Begr.) und Herbert Grundmann (Hg.), Handbuch der deut-

- schen Geschichte, Bd. 20. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 2. Aufl. 1981.
- ders., Der Zweite Weltkrieg, in: Bruno Gebhardt (Begr.) und Herbert Grundmann (Hg.), Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 21. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 2. Aufl. 1982.
- Fest, Joachim G, Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft. München: Piper, 1963.
- ders., Hitler, Eine Biographie. Frankfurt/M.: Propyläen, 1973.
- ders., Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli. Berlin: Siedler, 1994.
- «Foreign News: Meiser v. Müller», Time, 22. Oktober 1934.
- François, Etienne (Hg.) und Schulze, Hagen (Hg.), Die Wartburg, in: ders. und Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte. Teil 2. München: C.H. Beck, 2009.
- Frei, Norbert (Hg.), Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. Sondernummer der Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. München: Oldenbourg, 1991.
- Galante, Pierre und Silianoff, Eugene, Operation Valkyrie. The German Generals' Plot Against Hitler. New York: Harper and Row, 1981.
- «German Church and State», London Times, 27. August 1934.
- «Germany: Göring Afraid?», Time, 13. November 1933.
- Gill, Theodore A., Memo for a Movie. A Short Life of Dietrich Bonhoeffer. New York: Macmillan, 1971.
- Gisevius, Hans Bernd, Bis zum bitteren Ende. Vom Reichstagsbrand bis zum 20. Juli 1944. Hamburg: Rütten & Loening Verlag, 1960.
- Glaser, Hermann, Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. München. – C.H. Beck, 2002.
- Goddard, Donald, The Last Days of Dietrich Bonhoeffer. New York: Harper and Row, 1976.
- Goebbels, Joseph, Tagebücher aus den Jahren 1942-1943, mit anderen Dokumenten hg. von Louis P. Lochner. Zürich: Atlantis Verlag, 1948.
- Goldmann, Gereon, Tödliche Schatten – Tröstendes Licht. Dillingen/Donau: Missionsbüro v. R Gereon Goldmann, 9. Aufl. 2003.
- Görtemaker, Heike B., Eva Braun. Ein Leben mit Hitler. München: C.H. Beck, 4. Aufl. 2010.
- Gremmels, Christian (Hg.) und Huber, Wolfgang (Hg.), Theologie und Freundschaft. Wechselwirkungen: Eberhard Bethge und Dietrich Bonhoeffer. München: Christian Kaiser Verlag, 1994.

722 + BONHOEFFER

- Gruber, Hubert, *Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930-1945. Ein Bericht in Quellen*. Paderborn: Schöningh, 2006.
- Gruchmann, Lothar, *Justiz im Dritten Reich 1933-1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner*. München: Oldenbourg, 2001.
- Gruchy, John W de (Hg.), *The Cambridge Companion to Dietrich Bonhoeffer*. New York: Cambridge University Press, 1999.
- ders., Eberhard Bethge – Freund Dietrich Bonhoeffers. Eine Lebensgeschichte. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2007.
- Hackett, David A., *Der Buchenwald-Report. Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar*. München: C.H. Beck, 2. Aufl. 2010.
- Halder, Franz, *Kriegstagebuch. Bd. 1. Vom Polenfeldzug bis zum Ende der Westoffensive (14.8.1939 – 30.6.1940)*. Hg. vom Arbeitskreis für Wehrforschung, Stuttgart. Bearb. von Hans-Adolf Jacobsen in Verb. mit Alfred Philippi. Stuttgart: Kohlhammer, 1964.
- Haynes, Stephen R., *The Bonhoeffer Phenomenon. Post-Holocaust Perspectives*. New York: Fortress Press, 2004.
- Heimbucher, Martin (Hg.) und Weth, Rudolf (Hg.), *Die Barmer Theologische Erklärung. Einführung und Dokumentation*. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 7. Aufl. 2009.
- Heine, Heinrich, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. Stuttgart: Reclam, 2006.
- Herman, Steward W, *Eure Seelen wollen wir. Kirche im Untergrund. Ins Deutsche übertragen von Wilhelm Gossmann*. München/Berlin: Neubau Verlag, 1951.
- Hildebrand, Klaus, *Das vergangene Reich. Deutsche Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler, 1871-1945*. München: Oldenbourg, 2008.
- Hildebrandt, Alice von, *Die Seele eines Löwen. Dietrich von Hildebrandt*. Düsseldorf: VDM Verlag Dr. Müller, 2003.
- Hintze, Otto, *Soziologie und Geschichte. Gesammelte Abhandlungen zur Soziologie, Politik und Theorie der Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Aufl. 1982.
- Hofer, Walther (Hg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1985.
- Hoffmann, Peter, *Die Sicherheit des Diktators*. München/Zürich: Piper, 1975.
- ders., *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*. München: Piper, 4. Aufl. 1985.
- ders., *Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1992.

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS + 723

- ders., Stauffenberg und der 20. Juli 1944. München-. C.H. Beck, 2. Aufl. 2007.
- Höhne, Heinz, Canaris. Patriot im Zwielflicht. München: Bertelsmann, 1976.
- Huntemann, Georg, Der andere Bonhoeffer. Die Herausforderung des Modernismus. Wuppertal: R. Brockhaus Verlag, 1989.
- Jesse, Eckhard, – Backes, Uwe und Gallus, Alexander (Hg.), Demokratie in Deutschland. Diagnosen und Analysen. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2008.
- Kelly, Geoffrey B., – Nelson, Burton F. und Bethge, Renate, The Cost of Moral Leadership. The Spirituality of Dietrich Bonhoeffer. Boston: Eerdmans, 2002.
- Kelly, Geoffrey B. (Hg.), Life Together. Prayerbook of the Bible, Bd. 5, Dietrich Bonhoeffer Works, übers. Daniel W Bloesch. Minneapolis: Fortress, 2005.
- Kleinhans, Theodore J., Till the Night Be Past. The Life and Times of Dietrich Bonhoeffer. New York: Concordia House, 2002.
- Klöss, Erhard (Hg.), Reden des Führers. Politik und Propaganda Adolf Hitlers 1922-1945. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1967.
- Kubina, Michael, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemässe Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906-1978). Diss. Univ. Berlin 2000. Hamburg: Lit Verlag, 2001.
- Kuhns, William, In Pursuit of Dietrich Bonhoeffer. Dayton: Pflaum Press, 1967.
- Lauber, Heinz, Judenpogrom «Reichskristallnacht» November 1938 in Grossdeutschland. Daten, Fakten, Dokumente, Quellentexte, Thesen und Bewertungen. Gerlingen: Bleicher, 1981.
- Lean, Garth, Der vergessene Faktor. Vom Leben und Wirken Frank Buchmans. Moers: Brendow, 1991.
- Leibholz-Bonhoeffer, Sabine, Vergangen, erlebt, überwunden. Schicksale der Familie Bonhoeffer. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 6. Aufl. 1990.
- Lenz, Hans-Friedrich, Sagen Sie, Herr Pfarrer, wie kommen Sie zur SS? Bericht eines Pfarrers der Bekennenden Kirche über seine Erlebnisse im Kirchenkampf und als SS-Oberscharführer im Konzentrationslager Hersbruck. Giessen/Basel: Brunnen, 1982.
- Lilje, Hanns (Hg.), Junge Kirche. Halbmonatsschrift für reformatorisches Christentum, 2. Jahrgang 1934. Göttingen: Verlag Junge Kirche, 1934.
- Loewy, Hanno und Winter, Bettina, NS-»Euthanasie« vor Gericht. Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung. Frankfurt/M. / New York: Campus, 1996.
- Machtan, Lothar, Hitlers Geheimnis. Das Doppelleben eines Diktators. Berlin: Alexander Fest Verlag, 2001.
- Marty, Martin E. (Hg.), The Place of Bonhoeffer. Problems and Possibilities in His Thought. New York: Association Press, 1962.

724 + BONHOEFFER

- Mayer, Rainer, Christuswirklichkeit. Grundlagen, Entwicklung und Konsequenzen der Theologie Dietrich Bonhoeffers. Stuttgart: Calwer Verlag, 2. Aufl. 1980.
- ders., «Was wollte Dietrich Bonhoeffer in Fanö? Zur aktuellen Diskussion um ein Friedenskonzil», in: Theologische Beiträge 19/1988.
- ders. (Hg.) und Zimmerling, Peter (Hg.), Dietrich Bonhoeffer. Mensch hinter Mauern. Theologie und Spiritualität in den Gefängnisjahren. Giessen/Basel: Brunnen Verlag, 1993.
- ders. (Hg.) und Zimmerling, Peter (Hg.), Dietrich Bonhoeffer aktuell. Biographie, Theologie, Spiritualität. Giessen: Brunnen Verlag, 2001.
- Meinecke, Friedrich, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen. Wiesbaden: Brockhaus, Zürich: Aero-Verlag, 2. Aufl. 1946.
- Mitscherlich, Alexander und Mielke, Fred (Hg.), Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses. Frankfurt/M. / Hamburg: Fischer, 1960.
- Moffitt, Donald, Letter to the Editor, «Tunes with a Past», Yale Alumni Magazine, März 2000.
- Moltke, Helmuth James Graf von, 1907-1945, Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel. Berlin: Karl H. Henssei Verlag, 8. Aufl. 1959.
- ders., Briefe an Freya 1939-1945, hg. von Beate Ruhm von Oppen. München: C.H. Beck, 2. Aufl. 1991.
- Neumann, Peter H. A. (Hg.), «'Religionsloses Christentum' und ‚nicht-religiöse Interpretation‘ bei Dietrich Bonhoeffer», in: Wege der Forschung, Bd. 304. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990.
- Neumärker, Uwe, – Conrad, Robert und Woywodt, Cord, Wolfsschanze. Hitlers Machtzentrale im Zweiten Weltkrieg. Berlin: Christoph Links Verlag, 3. Aufl. 2007.
- Nietzsche, Friedrich, Jenseits von Gut und Böse, in: ders., Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral. 1886-1887. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 6.2, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin: de Gruyter, 1968.
- ders., Der Antichrist, in: ders., Der Fall Wagner u.a. Kritische Studienausgabe. Bd. 6, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München: dtv, Berlin: de Gruyter, 2. Aufl. 1988.
- ders., Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte, Stuttgart: Kröner, 12. Aufl. 1980.
- Patten, Thomas E., The Twisted Cross and Dietrich Bonhoeffer. Lima, OH: Fairway Press, 1992.
- Pejsa, Jane, Mit dem Mut einer Frau. Ruth von Klei st-Retzow. Matriarchin im Widerstand. Moers: Brendow, 1996.

- Rasmussen, Larry L., Dietrich Bonhoeffer. Reality and Resistance. Nashville: Abingdon Press, 1972.
- Raum, Elizabeth, Dietrich Bonhoeffer. Called by God. New York: Simon and Schuster, 1960.
- «Religion: Protagonist», Time, 15. November 1926.
- «Religion: Riverside Church», Time, 6. Oktober 1930.
- Ritter, Gerhard, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Stuttgart: DVA, 4. Aufl. 1984.
- Robertson, Edwin H., Dietrich Bonhoeffer. Leben und Verkündigung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989.
- Rosenberg, Alfred, Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. München: Hoheneichen-Verlag, 79.-82. Aufl. 1935.
- Schlabrendorff, Fabian von, Offiziere gegen Hitler. Neue, durchgesehene und erweiterte Ausgabe von Walter Bussmann. Nach der Edition von Gero v. Gaevernitz. Berlin: Siedler, 1984, in: Karl Otmar von Aretin (Hg.), Ger van Roon (Hg.) und Hans Mommsen (Hg.), Deutscher Widerstand 1933-1945. Zeitzeugnisse und Analysen. Berlin: Siedler.
- Schlingensiepen, Ferdinand, Dietrich Bonhoeffer. 1906-1945. Eine Biographie. München: C.H. Beck, 4. Aufl. 2007.
- Schmid, Heinrich, Apokalyptisches Wetterleuchten. Ein Beitrag der evangelischen Kirche zum Kampf im «Dritten Reich». München: Verlag der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, 1947.
- Schneider, Georg, Deutsches Christentum. Der Weg zur Dritten Kirche, Stuttgart: W. Kohlhammer, 1934.
- ders., Linser Glaube. Wegleiter für Deutsche Christen, im Auftrage der Deutschen Christen, Nationalkirchliche Einung Landesgemeinde Württemberg. Stuttgart: Döninghaus und Cie., 1940.
- Schneider, Thomas M., Reichsbischof Ludwig Müller. Eine Untersuchung zu Leben, Werk und Persönlichkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993.
- Scholder, Klaus, Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1. Vorgeschichte und Zeit der Illusionen. 1918-1934. Frankfurt/M.: Propyläen, 1977.
- ders., Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 2. Das Jahr der Ernüchterung. Barmen und Rom. Frankfurt/M.: Propyläen, 1985.
- ders. (Hg.) und Besier, Gerhard, Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 3. Spaltungen und Abwehrkämpfe. 1934-1937. Berlin/München: Propyläen, 2001.

726 + BONHOEFFER

- Schröder, Stephen (Hg.) und Studt, Christoph (Hg.), «Der 20. Juli 1944 – Profile, Motive, Desiderate. XX. Königswinterer Tagung, 23.-25. Februar 2007», in: Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944 e. V., Bd. 10. Berlin: Lit Verlag, 2008.
- Shirer, William L., Aufstieg und Fall des Dritten Reiches. Stuttgart: Deutscher Bücherbund, 1963.
- Sklar, Dusty, *The Nazis and the Occult*. New York: Dorset Press, 1977.
- Slane, Craig J., *Bonhoeffer as Martyr. Social Responsibility and Modern Christian Commitment*. New York: Brazos Press, 2004.
- Smelser, Roland (Hg.) und Syring, Enrico (Hg.), *Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*. Berlin / Frankfurt/M.: Ullstein, 1995.
- Smith, Arthur L., *Die Hexe von Buchenwald. Der Fall Ilse Koch*. Weimar/Köln/Wien: Böhlau, 3. Aufl. 1995.
- Speer, Albert, *Erinnerungen*. Berlin: Ullstein, 2005.
- Steigmann-Gall, Richard, *The Holy Reich: Nazi Conceptions of Christianity 1919-1945*. Cambridge: Cambridge University Press, 2003.
- Steinbach, Peter (Hg.) und Tuchel, Johannes (Hg.), *Widerstand gegen den Nationalsozialismus*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1994.
- Steins, Georg (Hg.) und Untergassmair, Franz G. (Hg.), *Das Buch, ohne das man nichts versteht. Die kulturelle Kraft der Bibel*, in: *Vechtaer Beiträge zur Theologie*, Bd. 11. Münster: Lit Verlag, 2005.
- Stresemann, Wolfgang, *Wie konnte es geschehen? Hitlers Aufstieg in der Erinnerung eines Zeitzeugen*. Frankfurt/M. / Berlin: Ullstein, 1987.
- Ulrich, Bernd, *Stalingrad*. München: C.H. Beck, 2005.
- Wedemeyer, Maria von, «The Other Letters from Prison», in: *Union Seminary Quarterly Review*, XXIII/1, New York, 1967, S. 23-29.
- Wedemeyer, Ruth von, *In des Teufels Gasthaus. Eine preussische Familie 1918-1945*. Moers: Brendow, 1993.
- Wind, Renate, *Dem Rad in die Speichen fallen. Die Lebensgeschichte des Dietrich Bonhoeffer*. Weinheim: Beltz und Gelberg, 1999.
- Wüstenberg, Ralf K., *Glauben als Leben. Dietrich Bonhoeffer und die nichtreligiöse Interpretation biblischer Begriffe*. Frankfurt/M.: Lang, 1996.
- Zimmerling, Peter, *Bonhoeffer als Praktischer Theologe*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006.
- ders., *Starke fromme Frauen. Begegnungen mit Erdmutha von Zinzendorf, Juliane von Krüdenener, Anna Schlatter, Friederike Fliedner, Dora Rappard-Gobat, Eva von Tiele-Winckler, Ruth von Kleist-Retzow*. Giessen/Basel: Brunnen, 2009.

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS + 727

- Zimmermann-Acklin, Markus, Euthanasie. Eine theologisch-ethische Untersuchung. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag; Freiburg i. Br.: Herder, 2. Aufl. 2002.
- Zimmermann, Wolf-Dieter (Hg.), Begegnungen mit Dietrich Bonhoeffer. München: Christian Kaiser Verlag, 4. Aufl. 1969.
- ders., Wir nannten ihn Bruder Bonhoeffer. Einblicke in ein hoffnungsvolles Leben. Berlin: Wichern-Verlag, 1995.

Zeittafel

- 1906 4. Februar, geboren in Breslau. 1912 Umzug der Familie nach Berlin.
- 1923 Beginn des Theologiestudiums in Tübingen (2 Semester), dann in Berlin.
- 1924 April bis Juni: Studienaufenthalt in Italien/Rom.
- 1927 Promotion bei Reinhold Seeberg mit *Sanctorum Communio*.
- 1928 1. Theologisches Examen in Berlin, – Vikariat in Barcelona (Februar 1928 – Februar 1929).
- 1930 2. Theologisches Examen. Habilitation mit *Akt und Sein*. 30. September 1930 bis 31. Juni 1931: Studienaufenthalt in den USA.
- 1931 Privatdozent und Studentenpfarrer in Berlin, – erste ökumenische Kontakte.
- 1932 (November 1931 bis März 1932): Betreuung einer Konfirmandenklasse in Berlin-Wedding.
- 1933 «Machtergreifung» Hitlers. Beginn des Kampfes gegen die «Ariergesetzgebung». Rundfunkvortrag «Wandlung des Führerbegriffs». Aufsatz «Die Kirche vor der Judenfrage». Betheler Bekenntnis. Teilnahme an der Sitzung des Weltbundes für Internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen in Sofia.
Oktober: Übernahme eines Pfarramtes in London.
- 1934 August: Weltbund- und Weltrat-Konferenz auf Fanö. Friedensrede. November: Los-sage der deutschen Auslandsgemeinden in England von der Reichskirchenregierung (auf Betreiben Bonhoeffers).
- 1935 Besuch anglikanischer Klöster. April: Rückkehr nach Deutschland. Leiter des Predigerseminars der Bekennenden Kirchen in Zingst, dann Finkenwalde. Bruderschaftliches Leben.
- 1936 Studienfahrt des Seminars nach Dänemark und Schweden. Entzug der Lehrbefugnis an der Universität.
- 1937 Oktober: Schliessung des Seminars durch Gestapo. Weiterarbeit in illegalen Sammelvikariaten. *Nachfolge* erschienen.
- 1938 Erste Kontakte mit der Widerstandsbewegung um Sack, Oster, Canaris und Beck, vermittelt durch den Schwager Dohnanyi. *Gemeinsames Leben* in Göttingen geschrieben.
- 1939 2. Juni – 27. Juli: Zweite USA-Reise. Angebot, dort als Flüchtlingspfarrer und theologischer Lehrer zu bleiben. Nach inneren Kämpfen Rückkehr.

- 1940 Schliessung der Sammelvikariate in Köslin und Sigurdshof durch die Gestapo. Rede-
verbot. Meldepflicht. Mitarbeit in der militärischen Abwehr. Freistellung vom Kriegs-
dienst. Arbeiten an *Ethik* (u.a. in Klein-Krössin und in Ettal).
- 1941 Druck- und Veröffentlichungsverbot. Zwei Reisen in die Schweiz im Auftrag der mi-
litärischen Abwehr, unter anderem zu Karl Barth. Zweck: Über ökumenische Kontakte
Erkundung von Friedensbedingungen für Widerstandsbewegung. Weiter Arbeit an
Ethik.
- 1942 3. Schweizer Reise. Kontakte mit Bischof Bell in Stockholm. Rettungsaktion der Ab-
wehr für eine Gruppe von Juden («Unternehmen 7»). Juni: Erste nähere Begegnung
mit der inzwischen 18-jährigen Maria von Wedemeyer.
- 1943 17. Januar: Verlobung mit Maria.
5. April Verhaftung. Grund: Devisenunregelmässigkeiten im Zusammenhang mit Ret-
tungsaktionen für Juden. Später: Anklage auf Hoch- und Landesverrat fallengelassen.
Jetzt: «Zersetzung der Wehrkraft». Militärgefängnis Berlin-Tegel. Briefe und Auf-
zeichnungen (*Widerstand und Ergebung*).
- 1944 20. Juli: Attentat auf Hitler missglückt. September: Aktenfund in Zossen, der Bon-
hoffers Mitarbeit im Widerstand beweist. «Hochverrat». Verlegung in Gestapokeller
Berlin, Prinz-Albrecht-Strasse.
- 1945 7. Februar: Verlegung ins KZ Buchenwald. 3. April: Transport über Regensburg nach
Schönberg im Bayerischen Wald. 8. April? von Schönberg nach Flossenbürg über-
führt. 9. April: Hinrichtung im KZ Flossenbürg. 27. Juli: Gedächtnisgottesdienst in
London.

Bildnachweis

Die Seitenzahlen beziehen sich auf die beiden Bildblöcke mit insgesamt sechzehn Seiten.

© Eric Metaxas: S. 3 oben li. (Wangenheimstr. 14); S. 6 oben, kleines Bild (Kloster Ettal, Turm); S. 6 oben, grosses Bild (Kloster Ettal, Gebäudeteil); S. 6 unten (Gedenktafel Ettal); S. 7 unten (Marienburger Alle 43); S. 10 unten (Opernplatz); S. 11 unten (Haus der Wannsee-Konferenz); S. 16 (Flossenbürg).

© Art Resource, NY: S. 1 (Familie Bonhoeffer, ca. 1910); S. 2, kleines Bild (Dietrich Bonhoeffer, 1915); S. 3 oben re. (Bonhoeffer 1928); S. 3 unten (Schulklasse); S. 4 (Konfirmanden); S. 5 oben (Finkenwalde); S. 5 unten (an Bord der Bremen); S. 7 oben (Dietrich und Sabine); S. 8 (Karl und Paula Bonhoeffer); S. 9 oben li. (in Gross-Schlönwitz); S. 10 oben (Hitler 1939); S. 14 (Gedicht).

© Getty Images: S. 2, grosses Bild (Familie Bonhoeffer, ca. 1911); S. 9 oben re. (Karl Barth); S. 9 unten (George Bell); S. 11 obenli. (Himmler); S. 11 oben re. (Heydrich); S. 12 oben (20. Juli 1944); S. 12 unten (Hitler und Goebbels); S. 13 oben (Goerdeler); S. 13 unten (Gefängnis Tegel).

Über den Autor

Eric Metaxas wurde 1963 in New York City geboren und studierte an der renommierten *Yale University*. Bei der Abschlussfeier am Ende seines Studiums wurden Metaxas' belletristische Leistungen zweifach ausgezeichnet.

Metaxas' Biografie *Amazing Grace. William Wilberforce and the Heroic Campaign to End Slavery* über Wilberforce's Kampf gegen die Sklaverei erschien 2007 bei *Harper San Francisco*. Es ist das offizielle Buch zum Spielfilm *Amazing Grace* des Regisseurs Michael Apted. Das Buch belegte den dreiundzwanzigsten Platz der Bestsellerliste der *New York Times* und ist von Stanley Crouch («... eine exzellente Geschichte des britischen Kampfes gegen die Sklaverei»), dem ehemaligen New-York-City-Kongressabgeordneten Floyd Flake («grossartig ... ein neuer Meilenstein ...»), John Wilson («ein Leuchtfeuer der Deutlichkeit und Wahrheit»), Rudy Giuliani («besser als der Film!») und vielen anderen in den höchsten Tönen gelobt worden.

Sein Buch *Everything You Always Wanted to Know About God (but were afraid to ask)* wurde unter anderem von Ann B. Davis («Ich bin von dem Buch absolut begeistert!») und Timothy Keller, Autor von *Warum Gott? Vernünftiger Glaube oder Irrlicht der Menschheit?*, («Es ist schwierig, nicht ins Schwärmen zu geraten») rezensiert.

Zu seinen humoristischen Texten gehören sein Kult-Klassiker *Dont you Believe It!* – eine Parodie (in Buchlänge) der beliebten *Ripley's Believe It or Not!*-Geschichten,* der den Romanschriftsteller Mark Helprin zu der Aussage veranlasste, Metaxas sei der «wahre Erbe von Gary Larson's *Far Side*»**.

Für seine Kurzgeschichten erhielt Metaxas Stipendien für die Künstlerkolonie

* Robert Leroy Ripley (1893-1949) war ein amerikanischer Cartoon-Zeichner und Radio-reporter, der Kuriositäten, die er auf seinen zahlreichen Weltreisen fand, unter dem Titel *Ripley's Believe It or Not!* als Comicstrips und Radioshows veröffentlichte.

[Ann. d. Übersetzers]

The Far Side ist das Hauptwerk des amerikanischen Cartoonisten Gary Larson. Auch auf Deutsch sind zahlreiche Sammelbände von ihm erschienen. [Ann. d. Übersetzers]

Yaddo und die *MacDowell Colony*, die älteste Künstlerkolonie der Vereinigten Staaten.

Als Journalist schrieb er Beiträge für *Atlantic Monthly* und die *New York Times*; seine humoristischen Texte wurden von Woody Allen als «quite funny» bezeichnet. Ebenso schrieb er für die *Washington Post*, *Christianity Today* und *National Review Online* Buch- und Filmrezensionen, Essays und Gedichte.

In seiner Eigenschaft als Chefredakteur von *Rabbit Ears Productions* (1988-1992) schrieb Metaxas über zwanzig Kindervideos und -bücher, die von Schauspielern wie Robin Williams und Jodie Foster gesprochen wurden. Seine *Rabbit Ears-Videos* gewannen zahlreiche Preise, darunter drei Grammy-Nominierungen für *Best Children's Recording*.

Zu den zahlreichen weiteren, z.T. preisgekrönten Kinderbüchern gehören unter anderem *Prince of Egypt A to Z*, *Uncle Mugsy & the Terrible Twins of Christmas*, *Squanto and the Miracle of Thanksgiving* und *It's Time to Sleep, My Love* – mit Illustrationen von Nancy Tillman und einer Erstauflage von 175'000 Exemplaren.

Zwei Jahre lang war er Redakteur für Chuck Colson's *Breakpoint*, eine von über vierhundert amerikanischen Rundfunkstationen ausgestrahlte tägliche Radiosendung, die fünf Millionen Zuhörer in der Woche erreichte. Danach arbeitete er als Autor für die computeranimierten Kinderfilme *Veggie Tales*.

Metaxas ist Gründer und Moderator von *Socrates in the City – Conversations on the Examined Life*, eine monatlich stattfindende Veranstaltung mit unterhaltsamen und zum Nachdenken anregenden Diskussionen über «das Leben, Gott und andere Nebensächlichkeiten», in der Gäste wie Dr. Francis Collins, Sir John Polkinghorne, Baroness Caroline Cox, Rabbi Sir Jonathan Sacks und Os Guinness zu Wort kommen (www.socratesinthecity.com).

Eric Metaxas tritt auch selbst international als Redner auf und hat u.a. Debatten in der *Oxford Union* geführt, dem ältesten Debattierklub der Welt.

Metaxas ist Gemeindeglied in der *Calvary-St. George's Episcopal Church* und wohnt mit seiner Frau und Tochter in Manhattan, New York.

Sie können den Autor über seine Homepage www.ericmetaxas.com kontaktieren, die weitere Informationen über ihn und seine Arbeit enthält.

Bearbeitung der deutschen Fassung

Die deutsche Fassung wurde von Prof. Dr. Dr. habil. Rainer Mayer durchgesehen und durch deutsche Quellen ergänzt. Rainer Mayer ist international als Bonhoeffer-Experte bekannt. Bald nach Erscheinen der grundlegenden Biografie von Eberhard Bethge promovierte er mit einer durch Fakultätspreis ausgezeichneten Gesamtinterpretation der Theologie Dietrich Bonhoeffers: Christuswirklichkeit. Grundlagen, Entwicklung und Konsequenzen der Theologie Dietrich Bonhoeffers (2. Aufl. Stuttgart 1980). Seither folgten viele weitere Publikationen im Umfeld von Leben und Werk Dietrich Bonhoeffers.

Gemeindefarrer, Religionslehrer, Studienleiter, Dozent und Professor an Pädagogischen Hochschulen kennzeichnen seinen beruflichen Weg; nach seiner Habilitation war er zwei Jahrzehnte lang als Professor für Systematische Theologie und Religionspädagogik und Vorstand des Seminars für Evangelische Theologie an der Universität Mannheim tätig.

Personenregister

Dietrich Bonhoeffer und Adolf Hitler wurden nicht in das Register aufgenommen. Namen, die in den Fussnoten (mit * gekennzeichnet) stehen, sind berücksichtigt, sofern sie nicht lediglich Quellen bezeichnen.

- A**
- Adler, Alfred 32, 205
 Altdorfer, Albrecht 460
 Alvensleben, Werner von 627, 633, 651
 Ammundsen, Ove Waldemar 235, 264, 280, 283, 290, 293
 Andersen, Hans Christian 45
 Arendt, Hannah 307
 Augustinus, Aurelius 105
- B**
- Bach, Johann Sebastian 175, 328
 Baillie, John 137, 321
 Barnett, Victoria 436
 Barth, Karl 84, 86-89, 110, 112, 114, 137, 153-154, 195, 197, 214, 217-218, 233-234, 241, 244-246, 274, 304, 306, 324, 330, 332, 378, 382-383, 397, 400, 405, 451, 464-465, 479, 584, 590
 Bauer, Walter 200
 Bayer, Barbara, geb. Dohnanyi 461
 Beck, Ludwig 287, 337, 372, 375, 438, 469, 482, 631
 Becket, Thomas 247
 Beethoven, Ludwig van 43-44, 328, 463
 Bell, George Kennedy Allen 21, 198, 235, 244, 246-248, 253, 257, 264-265, 267-268, 270, 272-273, 280, 283, 289-290, 293, 295, 310, 317, 338, 364, 386, 395, 397-398, 424, 440, 465-466, 468, 476, 486, 490-493, 495-499, 660, 667-670, 672, 676
 Below, Nicolaus von 599
 Bergen, Doris 215
 Berggrav, Eivind 487-488
 Best, Sigismund Payne 627, 629-636, 641-644, 647-651, 653, 655-660
 Bethge, Eberhard 23, 25, 32-33, 65, 79, 84-85, 113, 119, 123-124, 128, 167, 296-297, 299, 324-325, 328, 331, 334, 336, 338, 350, 356, 360, 362, 365-366, 368, 380-384, 389, 395, 401-403, 423, 441, 444-446, 455-456, 458, 461-463, 483, 494, 497, 505, 510, 512, 516-518, 525, 530, 535, 537, 542, 545-546, 553, 555, 567-568, 572-581, 584, 590, 592-593, 595, 602, 605-606, 617, 625, 650, 662
 Bethge, Renate, geb. Schleicher 28, 365, 518, 530, 542, 548, 551, 567, 573, 576, 578, 580, 616
 Bewer, J.W 414-416, 418
 Birnbaum, Walter 298
 Bismarck, Gottfried Graf von 627
 Bismarck, Hans-Otto von 339
 Bismarck, Klaus von 542
 Bismarck, Luitgarde von, – siehe Schlabbendorff

- Bismarck, Otto Fürst von (Reichskanzler) 66, 627
- Bismarck, Otto Fürst von (Sekretär der Deutschen Botschaft in London) 311
- Bismarck, Ruth-Alice von, geb. von Wedemeyer 339-341, 525, 545, 609
- Bismarck, Spes von, – siehe Pompe
- Björkquist, Manfred 493-494
- Blackman, E.C. 291
- Blaskowitz, Johannes 434-435
- Block, Eduard 366, 458
- Blomberg, Werner von 286-287, 373
- Bock, Fedor von 434, 470, 477, 480-481, 492
- Bodenschwingh, Friedrich von (Sohn) 220-221, 223-224, 227-231, 234, 256, 270, 283, 288-289, 437
- Bodenschwingh, Friedrich von (Vater) 229, 307, 629
- Boenhoff, Caspar van den 25
- Boericke, Harald und Irma 130, 415
- Boericke, Ray, Betty und Binkie 130
- Bojack, Konrad 471
- Bonhoeffer, Christine, – siehe Dohnanyi
- Bonhoeffer, Emmi, geb. Delbrück 34, 43, 59, 120, 126, 442, 534, 616, 630
- Bonhoeffer, Friedrich Ernst Philipp Tobias 25-26, 35
- Bonhoeffer, Julie, geb. Tafel 26, 40, 43, 50-51, 57-58, 61, 65, 69-70, 90, 98, 101, 104, 127, 149, 172, 196, 229-230, 273, 305, 347
- Bonhoeffer, Karl 22-23, 25-27, 29, 31 – 36, 41-42, 44-48, 50, 59-60, 64-68, 71-72, 79, 86, 89, 109, 125, 127, 163, 172-173, 176, 181, 185, 196, 202, 224, 230, 236, 262, 324, 347, 371, 384, 391, 445, 530, 534-536, 538, 542, 618
- Bonhoeffer, Karl-Friedrich 27, 29, 41, 43, 46, 49-50, 53, 55, 58, 61, 64, 85, 90, 107-108, 120, 124, 130, 142, 163, 318, 421-424, 429
- Bonhoeffer, Klaus 22, 27, 29, 34, 43, 46, 50, 55, 59, 61, 64, 72-73, 76-77, 100, 102, 104, 120, 126, 163, 172, 198, 293, 392-393, 441-442, 479, 483, 598, 616-617, 625, 666-669, 676-677
- Bonhoeffer, Margarete, gen. Grete, geb. von Dohnanyi 120, 142
- Bonhoeffer, Otto 98
- Bonhoeffer, Paula, geb. von Hase 22-24, 26-34, 36, 42-45, 47-49, 52-53, 58, 61, 68, 89, 105, 109, 120, 127, 173, 196, 218, 248, 256, 261, 362, 365, 392, 429, 614, 667-668, 678
- Bonhoeffer, Sabine, – siehe Leibholz
- Bonhoeffer, Susanne, – siehe Dress
- Bonhoeffer, Ursula, – siehe Schleicher
- Bonhoeffer, Walter 22, 27, 29, 41, 43, 46-51, 53, 55, 58, 61, 120, 218, 461, 466, 548
- Bonhöffer, Sophonias Franz 25-26
- Booth, Bramwell 62
- Bormann, Martin 208-209, 211, 483
- Bornkamm, Elisabeth, geb. Zinn 93-95, 120, 158, 251, 261, 504
- Bornkamm, Günther 95
- Bouhler, Philipp 438
- Brahms, Johannes 43, 316, 328
- Brandt, Heinz 531-533
- Brandt, Karl 307, 438

736 + BONHOEFFER

Brauchitsch/ Walther von 435, 443, 469-470, 481-482
Braun, Eva 595, 600
Braune, Paul Gerhard 437
Bredow, Ferdinand von 284
Brorson, Hans Adolf 404
Brunner, Emil 154
Buchanan, Walter Duncan 132
Buchman, Frank 247, 307, 355-357
Buhle, Walter 597, 599
Bülow, Gabriele von, geb. von Humboldt 613
Bülow, Heinrich von 613
Bussche, Axel Freiherr von dem 594

C

Canaris, Wilhelm 393, 428, 432-434, 452, 456, 469, 471, 478-479, 483, 490, 543, 557, 591, 607, 617, 627, 633, 661-662, 664
Carl Friedrich, Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach 24
Carolsfeld, Schnorr von 31
Catull 73
Cervantes Saavedra, Miguel de 102
Chamberlain, Houston Stewart 210-211
Chamberlain, Neville 385, 393, 395, 427, 429, 439
Chesterton, G. K. 114
Chopin, Frédéric 328
Churchill, Winston 20, 379, 385, 392, 465, 475-476, 489-491, 493, 495, 497, 593, 602, 667
Claudius, Matthias 39-40
Coffin, Henry Sloane 399, 405, 423
Courvoisier, Jacques 465

Cramon, Moni von 355 Cripps, Stafford 489, 496 Czeppan, Maria, geb. Horn 30, 37-38, 43, 50, 64, 535
Czeppan, Richard 64, 73

D

Davidson, Randall 246
Deissmann, Adolf 86
Delbrück, Emmi; siehe Bonhoeffer
Delbrück, Justus 120
Delbrück, Max 120
Diels, Rudolf 225
Diestel, Max 124, 131, 146
Dilthey, Wilhelm 25, 572
Dimitroff, Georgi 186-187
Distler, Hugo 514
Dittmann (Wächter in Buchenwald) 643-644
Dohnanyi, Barbara, – siehe Bayer
Dohnanyi, Christine von, geb. Bonhoeffer 27, 29, 43, 65, 120, 172, 189, 250, 346, 461, 537, 543, 550
Dohnanyi, Christoph von 172, 461, 551
Dohnanyi, Grete, – siehe Bonhoeffer
Dohnanyi, Hans von 46, 59, 120, 185, 189, 250, 284, 310, 345, 364-365, 371-374, 380, 384, 392-393, 431-432, 43 8, 441-442, 452, 455-457, 461-462, 469, 471, 477-480, 483, 487, 489-490, 506, 526, 529-530, 533-534, 543, 549-552, 555, 557, 563, 570, 598, 608, 617-618, 623-624, 630, 660-661, 676-677
Dohnanyi, Klaus von 461, 598
Dollfuss, Engelbert 286, 288, 292
Dönitz, Karl 535, 601

PERSONENREGISTER 737

Dress, Ilse 90
Dress, Susanne, geb. Bonhoeffer 27, 29,
43, 50, 90-91, 120, 250
Dress, Walter 72, 90, 95, 115, 120, 250,
312
Dudzus, Otto 161, 164, 293, 296, 401
Dulles, John Foster 132
Dürer, Albrecht 92

E

Ebeling, Gerhard 401
Eden, Anthony 466, 476, 486, 496-499
Eidem, Erling 350
Einstein, Albert 204
Eisenhower, David Dwight 132
Eliot, T.S. 246
Ern, Richard 128, 146, 150, 152

F

Falconer, Hugh 631, 634, 642-643, 646,
649, 651, 654, 659
Falkenhausen, Alexander Freiherr von 627,
634, 644, 651-653
Fest, Joachim 375, 471, 498
Fezer, Karl 247, 266
Fischer-Hüllstrung, H. 664-665
Fisher, Albert Franklin «Frank» 139, 141-
142, 290
Fjellbu, Arne 486-487
Fontane, Theodor 573
Fosdick, Harry Emerson 132-134, 138,
409-410
Francke, August Hermann 30
Freisler, Roland 599, 608, 625-626
Freud, Sigmund 32, 204
Freudenberg, Adolf 400, 465, 489-490
Frick, Wilhelm 289

Friedrich (Wilhelm) III. (Deutscher Kaiser)
24
Frisch, Achim von 374
Fritsch, Werner Freiherr von 373-376
Fry, Christopher 246

G

Gandhi, Mohandas Karamchand, gen. Ma-
hatma 70, 104, 148, 247, 303-304, 317-
318, 674-675
Gaupp, Robert 32
Gehre, Ludwig 627, 633-634, 644, 650,
662
Gellert, Christian Fürchtegott 44
Gerhardt, Paul 49, 58, 221, 547, 576, 603
Gersdorff, Rudolf Freiherr von 470, 533-
535
Gilbert, Felix 418
Gisevius, Hans Bernd 212, 372, 428, 456,
482
Goebbels, Joseph 123, 145, 183-184, 1*96,
204, 207-208, 355, 375, 598
Goerdeler, Carl Friedrich 376, 385, 392,
462, 469, 595, 617, 623, 631, 654, 660
Goes, Helmuth 85
Goethe, Johann Wolfgang von 24, 92, 175,
536, 591, 657, 660, 665
Goltz, Graf Rüdiger von der 256
Göring, Hermann 184-187, 197, 202, 208, 257,
260, 285, 373, 375, 428, 470, 533, 535,
600, 640, 653
Gorkmann, Rev. 422
Gotthelf, Jeremias 573
Greco, El 104, 414
Gross, Wilhelm 327

738 + BONHOEFFER

- Grosch, Götz 92
Grünwald, Matthias 92
Guderian, Heinz 480-481
Gumpelzhaimer, Adam 328
Gürtner, Franz 392, 462
- H**
- Haack (Kaufmann) 100
Haeften, Hans-Bernd von 527, 599, 608
Haeften, Werner von 525, 527-529,
596, 598, 607
Halder, Franz 373, 439, 627, 653
Hammelsbeck, Oskar 526
Hanfstaengl, Ernst 184
Harnack, Adolf von 85-88, 121, 124-
125, 131, 134, 165, 173, 218, 425,
678
Hase, Clara von, geb. Gräfin von Kalck-
reuth 24, 27
Hase, Elisabeth von 27
Hase, Hans Christoph von 31, 38, 41, 48,
52-53, 171
Hase, Hans von 49, 52-53
Hase, Karl Alfred von 24, 27, 29, 3*1
Hase, Karl August von 24, 26, 45, 73,
173, 327, 591
Hase, Margarethe von, geb. Freiin von
Funck 616
Hase, Paul von 392, 429, 557, 559, 592-
594, 608, 616
Hase, Paula von, – siehe Bonhoeffer
Hassell, Ulrich von 653
Headlam, Arthur Cayley 247
Heberlein, Erich 633, 651, 657
Heberlein, Margot 633, 647, 651, 657-
658
Heckel, Theodor 228-229, 232, 235-237,
272, 281, 283, 288, 294, 298-299,
310-311, 313-315, 343, 349-350, 491,
494
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 105
Heim, Karl 161
Heine, Heinrich 189, 204-205
Henriod, Henry Louis 267-269, 281-283,
293
Hess, Rudolf 317
Heusinger, Adolf 598-599
Heydrich, Reinhard 206, 211-212, 374,
387, 457, 471, 479, 483, 500, 608
Hildebrand, Dietrich von 286 Hildebrandt,
Franz 121-122, 124, 190, 221, 223, 228,
232-234, 236-239, 243, 246, 248-250, 253,
261, 273, 288-289, 302, 308, 322, 334,
338, 345, 353, 362-364, 386, 397, 424,
482, 668, 672
Himmeler, Heinrich 208, 211-213, 285-286,
355, 357, 373-375, 387, 457, 470, 474,
478-479, 481, 488, 533, 535, 594-595,
598, 618, 636-639
Hindenburg, Paul von 55, 156, 171, 175,
181, 186-187, 223, 255-257, 260, 285-
289, 337, 536
Hoepner, Erich 481, 634
Hoepner, Horst 634, 651-652
Hoffer, Margarete 291
Höhle (Gestapobeamter) 362
Holl, Karl 86, 89, 678
Horaz 73, 144
Horn, Katharina 30, 37, 50, 146
Horn, Maria, – siehe Czeppan
Hossenfelder, Joachim 247, 266
Hoven, Waldemar 635-636
Hromadka, Josef 383
Humboldt, Gabriele von, – siehe Bülow

Huppenkothen, Walter 661-662
Hutten, Ulrich von 204

I

Immermann, Karl Leberecht 573

J

Jacobi, Gerhard 156, 190, 202, 224-225, 233, 243, 249, 267, 302, 336, 355
Jäger, August 270-271, 308-310, 343
James, William 409
Jefferson, Thomas 140
Jehle, Herbert 164
Jensen, Hans-Werner 348, 382, 389
Jeremia 110, 243, 257-259, 297, 465, 567
John, Otto 483
Jossmann, Paul 46
Jung, Carl Gustav 32
Junge, Traudl, geb. Humbs 599

K

Kalckreuth, Christine Gräfin von 457
Kalckreuth, Clara Gräfin von, – siehe Hase
Kalckreuth, Leopold Graf von 24
Kalckreuth, Stanislaus Graf von 24, 44
Kanitz, Joachim 164-165, 328
Kant, Immanuel 105, 112, 162
Karding, Inge, – siehe Sembritzki
Karlström, Nils 349
Keitel, Wilhelm 375, 432-434, 484, 535, 597-598
Keller, Gottfried 573
Keller, Helen 203
Kelly, Geffrey 453
Kierkegaard, Soren 34, 404
Klapproth, Erich 473

PERSONENREGISTER + 739

Kleist-Retzow, Hans-Friedrich von 339-340, 378
Kleist-Retzow, Hans-Jürgen von 338, 519, 524, 542
Kleist-Retzow, Jürgen von 338
Kleist-Retzow, Ruth von, – siehe Wedemeyer
Kleist-Retzow, Ruth von, geb. Gräfin von Zedlitz-Trützschler 338-340, 361, 371, 378-379, 495, 501-502, 504, 506-508, 511-515, 517-518, 520, 524, 539-541, 561, 565-566
Kleist-Schmenzin, Ewald Heinrich von 327, 337, 379, 392, 608
Knobloch (Unteroffizier) 558, 615-616
Koch, Ilse 635
Koch, Karl (Präses) 281, 283, 288-289, 299, 303, 310
Koch, Karl Otto (KZ-Kommandant) 630, 635
Koch, Werner 354,361
Koechlin, Alphons 479
Kokorin, Wassily Wassiljew 631, 634-635, 651, 657, 659
Krause, Reinhold 217, 240-241
Kreutzer, Leonid 62
Kube, Wilhelm 477
Küchler, Georg von 434
Kupfer, Angelus 459

L

Lammers, Hans-Heinrich 627
Lang, Cosmo Gordon 266, 269
Lasserre, Jean 139, 143-146, 150-152, 243, 290, 301
Leander, – siehe Volkmann
Lehel, Ferenc 160-161

740 + BONHOEFFER

- Lehmann, Marion 148, 159, 197, 199, 419, 423
- Lehmann, Paul 139, 148-151, 159, 197, 199, 399-400, 412, 419-420, 423-424
- Leiber, Robert 462
- Leibholz, Christiane 21, 300, 381-382, 424
- Leibholz, Gerhard 21, 84, 122, 196, 199-201, 203, 251, 253, 346, 351, 365, 380, 382, 386, 395, 397, 424, 465, 492, 494, 498, 666-668, 678
- Leibholz, Marianne 21, 300, 380-381, 424
- Leibholz, Sabine, geb. Bonhoeffer 21, 27, 29-35, 37-43, 45, 47-50, 53, 58, 61-62, 68, 70-71, 84, 91, 93, 100, 103, 122, 147-148, 196, 199-201, 203, 250-251, 253, 273, 299-300, 346, 365, 380-381, 395, 416, 424-425, 465, 482, 492, 494, 629, 642, 646, 659, 666-669, 671, 678
- Leiper, Henry Smith 293-295, 399-401, 404, 407, 412-413
- Lemelsen, Joachim 435
- Lenchen (Kindermädchen) 35, 37-38, 41
- Leonrod, Ludwig Freiherr von 596 Lewis, C.S. 111,386
- Liebknecht, Karl 55-56
- Liedig, Franz 627, 650, 662
- Liszt, Franz 24
- Lochner, Stephan 459
- London, Jack 204
- Louis Ferdinand, Prinz von Preussen 483, 492
- Lubbe, Marinus van der 184-187
- Lucas, Edmund De Long 128, 148
- Luce, Henry 133-134
- Luther, Martin 92, 118, 122-123, 154, 156-157, 192, 194, 216-218, 237, 309, 312, 327, 335, 352, 377, 390, 397, 405, 456, 631
- Luxemburg, Rosa 54-56
- Lyman, Eugene W 136
- ### M
- Maass, Theodor 429-430
- Macy, Paul 404
- Maechler, Winfried 164, 327, 401, 580, 672
- Maetz, Walter 593
- Mann, Thomas 204
- Marshall, Thurgood 142
- McComb, John H. 410-411
- Meiser, Hans 308-309
- Mendelssohn, Felix 376
- Meumann, Karl 91, 98
- Meyer, Oscar 23
- Michelangelo 75
- Milch, Erhard 640
- Molotow, Wjatscheslaw Michajlowitsch 631,659
- Moltke, Freya von, geb. Deichmann 488
- Moltke, Helmuth James Graf von 479, 483-489
- Moltke, Helmuth Johannes von 483
- Moltke, Helmuth Karl Bernhard Graf von 483
- Morell, Theodor 532
- Morgenstern, Christian 293
- Müller, Johannes 167

Müller, Josef 442-443, 458, 462, 464, 526,
543, 617, 627-628, 633-634, 644, 650,
662

Müller, Ludwig 197, 217, 219-221, 223,
226, 231, 234, 236-237, 241, 243, 247,
252-257, 259-260, 262-264, 270, 272,
274, 280, 289, 294-295, 298, 300, 308-
311, 313, 316, 323-324, 343, 356-357

Mussolini, Benito 286, 292, 383, 385, 481,
597

N

Napoleon I. 25

Neurath, Konstantin Freiherr von 372

Niebuhr, Reinhold 144, 394-395, 397-400,
405, 415-416, 423

Niemöller, Jan 362

Niemöller, Martin 212, 214, 220-221, 227,
232-234, 238-239, 243, 249, 256, 259-
261, 264, 267, 271, 281, 303, 317, 322,
353, 355, 360, 362-364, 410, 434, 528,
579

Nietzsche, Friedrich 209-210, 217, 229-
230, 433

Nikisch, Arthur 43

Nithack, Ulrich 471

Nowakowski, Heidi 634-635, 647, 651,
657-658

O

Oetinger, Friedrich Christoph 93

Olbricht, Friedrich 529, 591

Olbricht, Fritz (Pfarrer) 100, 105-106, 108-
109, 111-112

Olden, Peter H. 63, 98-99

Onnasch, Friedrich (Vater) 366

Onnasch, Fritz (Sohn) 366, 370, 391

Oster, Hans 376, 392, 452, 456, 469, 471,
479-480, 483, 490, 492, 533, 543, 551,
553, 555, 617, 627, 633, 660-662, 664

P

Papen, Franz von 502-503, 654

Perels, Friedrich Justus 462-463, 474,
479, 623

Petersdorff, Horst von 633, 644, 651, 653

Petzel, Walter 434

Philipp, Prinz von Hessen 665

Picasso, Pablo 104

Pius XI. 81, 225

Pius XII. 443, 462

Platon 105, 112

Plutarch 657, 660

Poelchau, Harald 558

Pompe, Spes, geb. von Bismarck 339-
340, 378

Powell, Adam Clayton 139-140

Preuss, F.A. 471

Prez, Josquin des 328

Priebe, Hermann 61

Pünder, Hermann 627, 631, 651-652, 657,
659

Q

Quisling, Vidkun 486-487

R

Rabenau, Friedrich von 631, 642, 647,
651-652

Rad, Gerhard von 61

742 + BONHOEFFER

- Rascher, Sigmund 635-643, 647, 649, 651, 657
- Rath, Ernst Eduard vom 386-387
- Rathenau, Walter 62-63
- Remarque, Erich Maria 144-145, 204
- Rembrandt, Harmensz. van Rijn 92
- Reni, Guido 75
- Reuter, Fritz 403-404
- Ribbentrop, Joachim von 317, 428
- Riefenstahl, Leni 355
- Rieger, Julius 253, 273, 289, 298, 310, 317, 364, 386, 397, 424, 666-668, 670, 672
- Rilke, Rainer Maria 573
- Roberts, David 416
- Rockefeller, John D. 132, 134, 409
- Roeder, Manfred 538, 548-552, 560-561, 563-564
- Röhm, Ernst 284-286, 288, 374
- Rommel, Erwin 468
- Roosevelt, Franklin D. 199, 498
- Rosenberg, Alfred 211, 213, 215-216, 631
- Rössler, Helmut 95, 106-107, 109-110, 311-313, 315-316
- Rott, Wilhelm 322, 335, 349, 479
- Rundstedt, Gerd von 480
- S**
- Sack, Karl 392, 570, 617, 627, 633, 661 • 662, 664
- Sanderhoff (Nachbarn und Hausmeister der B.'s in Friedrichsbrunn) 37
- Sanherib 271, 306
- Sasse, Hermann 227, 231, 352
- Sasse, Martin 376
- Sauerbruch, Ernst Ferdinand 391
- Sayers, Dorothy 246
- Schacht, Hjalmar 370-371, 375, 627
- Scheidemann, Philipp 55-57
- Scheidt, Samuel 328
- Schein, Johann Hermann 328
- Schiller, Friedrich von 59, 92, 175, 463
- Schlabrendorff, Fabian von 337, 480, 492, 503, 510, 529-534, 607, 617-618, 621, 625-626, 662, 665
- Schlabrendorff, Luitgarde von, geb. von Bismarck 529
- Schlatter, Adolf 79
- Schleicher, Hans-Walter 509
- Schleicher, Kurt von 284
- Schleicher, Renate, – siehe Bethge
- Schleicher, Rolf 626
- Schleicher, Rüdiger 46, 64-65, 104, 173, 365, 392-393, 479, 534, 598, 616-617, 625-626, 667-668, 676-677
- Schleicher, Ursula, geb. Bonhoeffer 27, 37, 43, 51, 64-65, 365, 509, 538, 616
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 85, 87, 155, 165, 218
- Schmid, Ernst Fritz 68
- Schmidhuber, Wilhelm 526
- Schneider, Paul 424
- Schneider, Reinhold 572
- Schöne, Richard und Helene 50, 58, 120
- Schönfeld, Hans 281, 491-493, 496
- Schönherr, Albrecht 162, 164, 329, 331-332, 401, 430, 580
- Schröder, Baron Bruno 254
- Schubert, Franz 43
- Schulenburg, Fritz-Dietlof von der 448, 609
- Schulz, Georg 202

PERSONENREGISTER + 743

- Schulze, Bertha 261
 Schulze, Gerhard 471
 Schumann, Clara 24
 Schumann, Robert 24
 Schuschnigg, Kurt Edler von 627, 634
 Schutz, Erwin 461
 Schütz, Heinrich 328
 Seeberg, Erich 273
 Seeberg, Reinhold 86, 88-89, 102, 121
 Sembritzki, Inge, geb. Karding 153, 161, 164-166, 285
 Seydel, Gustav 504, 526
 Shirer, William 184, 210, 608
 Sippach (Wachmann im KZ Buchenwald) 643-644
 Sonderegger, Franz-Xaver 538, 618
 Speer, Albert 208, 213
 Sponeck, Hans von 481
 Staewen, Gertrud 236
 Stalin, Josef 54, 433, 440, 455, 497, 631
 Stauffenberg, Berthold Schenk Graf von 596
 Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 25, 448, 477, 484-485, 527, 529, 549, 591-592, 594-601, 607, 627, 633, 652-653
 Stauffenberg, Nina Schenk Gräfin von, geb. Freiin von Lerchenfeld 653
 Stieff, Helmuth 531-532, 594-595
 Stifter, Adalbert 572-573, 618
 Stoltenhoff, Ernst 352
 Storm, Theodor 571
 Strauss, Richard 198, 328
 Streicher, Julius 123
 Strünck, Theodor 627, 662
 Sutz, Erwin 139, 146, 150, 153-155, 167-170, 242-243, 271, 303, 306-307, 345, 352, 438, 465, 489, 498, 505, 526, 535
- T**
 Tafel, Christian Friedrich August 26
 Tafel, Gottlob 26
 • Tafel, Julie, – siehe Bonhoeffer
 Thierack, Otto Georg 626
 Tholuck, Friedrich August Gottreu 333
 Thomas, Georg 627, 664
 Thorbeck, Otto 662
 Thumm, Hermann 100, 102-103, 106, 124
 Thyssen, Fritz 653
 Tillich, Ernst 354
 Tillich, Paul 503
 Traub, Hellmut 163, 415, 425
 Tresckow, Gerd von 566
 Tresckow, Henning von 468, 470, 480, 510, 529-532, 566, 591, 594, 607
 Trott zu Solz, Adam von 489, 495-496
- U**
 Ulex, Wilhelm 435
- V**
 Vermehren, Erich 653
 Vermehren, Isa 634, 653
 Vibrans, Gerhard 356-358, 474
 Viebahn, Rudolf von 503
 Viktoria von Grossbritannien (deutsche Kaiserin) 24
 Visser 't Hooft, Willem Adolf 398, 465, 475, 477, 489, 495-496
 Vogel, Heinrich 202, 245
 Volkmann, Richard von, gen. Leander 45

744 + BONHOEFFER

W

Wagner, Cosima 596
Wagner, Richard 92, 595-596
Walcha, Helmuth 44, 534
Walpole, Hugh 572
Wedemeyer, Friedrich von 379
Wedemeyer, Hans von 379, 502-503, 506-508, 510-511, 519, 525, 547, 553, 591, 613
Wedemeyer, Hans-Werner von 542
Wedemeyer, Maria von 93, 339-340, 379, 501-502, 504-506, 508-519, 521-525, 529, 537-542, 545-546, 560-561, 563-564, 566, 568, 571, 573, 590-592, 594, 609-615, 617-620, 622, 654, 663, 666, 668
Wedemeyer, Maximilian von 339-340, 378-379, 502, 506-507, 511-512, 547, 553, 613
Wedemeyer, Ruth von, geb. von Kleist-Retzow 502-503, 506-507, 512, 515-517, 519, 524-525, 620
Wedemeyer, Ruth-Alice von, – siehe Bismarck
Wehrle, Hermann 596
Weissler, Friedrich 354
Welczeck, Johannes Graf von 386
Wells, H.G. 204
Wergin, Kurt 559
Werner, Friedrich 377-378, 397-398
Wernicke, Carl 23, 32
Wessel, Horst 221
Wessel, Wilhelm Ludwig 221

Wied, Fürst Victor zu 350
Wilhelm I. (Deutscher Kaiser) 65
Wilhelm II. (Deutscher Kaiser) 24, 35, 47, 53-56, 65-66, 181-182, 255-256, 287, 325
Wilhelm, Kronprinz von Preussen 35
Winant, John Gilbert 498
Winterhager, Jürgen 164, 289
Wise, Stephen Samuel 149, 199
Wobbermin, Georg 154-155
Wurm, Theophil 308

Y

Yorck von Wartenburg, Hans Graf von 25
Yorck von Wartenburg, Peter Graf 25, 477, 484
Yorck, Paul 25

Z

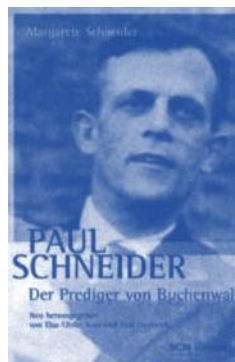
Zedlitz und Trützschler, Robert, Graf von 338
Zedlitz-Trützschler, Agnes Gräfin von, geb. von Rohr-Levetzow 338
Zedlitz-Trützschler, Ruth Gräfin von, – siehe Kleist-Retzow
Zimmermann, Wolf-Dieter 153, 159-160, 162-164, 176, 249-250, 527-528, 580, 663, 665
Zinn, Elisabeth, – siehe Bornkamm
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Reichsgraf von 30-31
Zweig, Stefan 198

Margarete Schneider

Paul Schneider

Der Prediger von Buchenwald

Neu herausgegeben von Elsa-Ulrike Ross
und Paul Dieterich



Paperback, 13,5 x 20,5 cm, 544 S.

Nr. 394.996, ISBN 978-3-7751-4996-9

Paul Schneider wurde durch eine Giftspritze im KZ Buchenwald am 18. Juli 1939 ermordet. Was Margarete Schneider nach dem grausamen Tod ihres Mannes schildert, basiert auf der eigenen Erinnerung, verbunden mit Tagebuchnotizen, Briefen und Predigten.

Stark erweiterte Neuauflage in Zusammenarbeit mit Prälat Paul Dieterich, dem Neffen Margarete Schneiders, und Pfarrerin Elsa-Ulrike Ross, Vorsitzende der Pfarrer-Paul-Schneider-Gesellschaft e.V

«Ein umfassendes zeitgeschichtliches Lesebuch»

epd

«Seine Biografie beleuchtet, wie er zum Märtyrer wurde – und warum es damals lebensgefährlich war, überzeugter Christ zu sein.» *Die Welt*

«Der Leser bekommt eine Vorstellung vom Menschen Paul Schneider, der das NS-Unrecht aus tiefer christlicher Überzeugung strikt ablehnte.» *Domradio*

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesem Buehl Oder schreiben Sie an:
SCM Haussier, D-71087 Holzgerlingen; E-Mail: info@scm-haenssler.de;
Internet: tvvtv.scm-haenssler.de

Dietrich Bonhoeffer – Dein Licht scheint in der Nacht

Doppel-CD, 1 Std. 20 Min. Spieldauer
Nr. 395.054, ISBN 978-3-7751-5054-5



Ein gutbürgerlicher Theologe wird zum Kämpfer gegen die Nazibarbarei. Sein Engagement muss der Pastor und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer mit seinem Leben bezahlen. Nur wenige Tage vor Ende des Krieges wird er von den Nazis ermordet. Dieses hochspannende und aufwendig produzierte Hörspiel zeichnet das Leben Bonhoeffers nach.

Jochen Klepper und seine Zeitgenossen

Ja, ich will euch tragen

CD, 49 Min. Spieldauer
Nr. 98.437



Jochen Klepper gehört zu den bedeutendsten christlichen Dichtern seiner Zeit. Seine Kirchenlieder fanden Eingang in viele Kirchengesangsbücher und zeugen von tiefster Glaubensgewissheit. Viele seiner Lieder entstanden in der Zeit der Nazi-Herrschaft. Neben vielen bekannten Klepper-Liedern stehen auch Lieder seiner Zeitgenossen: Dietrich Bonhoeffer, Rudolf Alexander Schröder und Otto Riehmüller.

Auf dieser CD wird das einmalige Schaffen dieser Zeitperiode in Liedern vorgestellt – vorgetragen vom Solistenensemble unter der Leitung von Gerhard Schnitter. Eine bewegende Aufnahme.

Mit dabei unter den 16 Titeln sind:

- Von guten Mächten wunderbar geborgen
- Ja, ich will euch tragen
- Der du die Zeit in Händen hast
- Er weckt mich aller Morgen
- Ich liege, Herr, in deiner Hut
- Es mag sein, dass alles fällt

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesen CDs!

Oder schreiben Sie an: SCM Haussier, D-71087 Holzgerlingen;

E-Mail: info@sctn-haenssler.de; Internet: www.sctn-haenssler.de